Jugendblätter

Herausgegeben

von

Isabella Braun.

Jahrgang 1869.

Erstes Heft.

München, Verlag von Braun & Schneider.
Redaction unter Verantwortlichkeit der Verleger.
New-York bei Fr. Pustet.

Inhalt.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Jugendblätter.

Herausgegeben

von

Isabella Braun.

Mit Beiträgen von: Dr. Friedrich Beck. Becker. Anna Benedikt. Franz Binder. Franz Bonn. Dr. Jordan Bucher. Katharina Diez. Auguste von Gäßler. Elisabeth Grube, geb. Diez. Hermann Geiger. Friedrich Güll. Franz von Kobell. Hermann Koneberg. Ch. Ney. Franz Pocci. Louise von Plönnies. Dr. Isidor Proschko. Elise Ris. C. Salesius. Friedrich von Strobach. Dr. Gustav Tobler. Karl Zastrow u. A.

Mit sechs fein colorirten Lithographien und sechs Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Watter.

Jahrgang 1869.

(15. Jahrgang.)

München.

Braun & Schneider.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Gedichte

II.

Erzählungen.

III.

Parabeln.

IV.

Biographien.

V.

Naturgeschichtliches.

VI.

Reisebeschreibungen.

VII.

Dramatisches.

VIII.

Räthsel.

Gruß.

Von **Isabella Braun.**

Auf's Neue biet' ich Gruß und Hand
Der lieben Kinderschaar
Im großen, deutschen Vaterland,
Wie schon so manches Jahr.
„Willkommen!" ruf' ich Jedem zu,
„Willkommen! Knab' und Mägdlein Du,
Aus Süden und aus Norden!
Kommt nur in ganzen Horden!" —

Es gibt ein Reich: die Kinderwelt —
Voll Fried und Einigkeit,
Wo heitere Lust das Scepter hält
Und schlichtet jeden Streit.
Sie führt zum wahren Wissensquell,
Ein Jedes trinkt an gleicher Stell';
Die Englein aber weihen
Das Brünnlein zum Gedeihen. —

In diesem Reich bin ich zu Haus
Und lad' Euch liebend ein.
Wir ziehen dann mitsammen aus
In bunten lust'gen Reih'n.
Ertönen soll bei Glockenklang
Zuerst ein frommer Chorgesang,
Und fröhlich soll beim Wallen
So manches Lied erschallen.

Wir ziehen über Feld und Flur,
Wir pflücken Halm und Blum';
Die ganze, lachende Natur
Ist unser Eigenthum.
Wir holen uns mit keckem Muth
Das Edelweiß für unsern Hut,
Vom Berg, wo Gemsen springen
Und Alpenhörner klingen. —

Doch rasten wir im Waldesschoos,
Dann geht's Belauschen an:
Das Käferlein im weichen Moos
Auf heimlich stiller Bahn;
Der Thierchen künstlich schöner Bau,
Ihr Naschen von dem Tröpflein Thau,
Ihr Kommen und ihr Gehen,
Ihr Zirpen, Pfeifen, Krähen. —

Und haben wir daran genug,
So bleibt es nicht dabei,
Es kommen dann im Geistesflug
Geschichten an die Reih:
Von Ritterburg und Kaiserschloß,
Von Reiter- und von Knappentroß,
Von Armen und von Reichen,
Doch auch von Unsers-Gleichen.

Wir weiden uns in sel'ger Lust
An einer edlen That,
Und o, verschließen nicht die Brust
Wenn sich ein Leiden naht;
Der Rührung Thränlein schmerzet nicht,
Es glänzt gar hold im Angesicht
Und pflegt die zarten Triebe
Des Blümchens: Menschenliebe.

Ich hab', Ihr Kinderlein! noch viel
Für Euch zur Lust bereit,
So manche Mähr und manches Spiel —
Aus alt' und neuer Zeit.
D'rum hört auf meinen Liebesgruß,
Eilt Alle her mit flinkem Fuß
Und greift mit frohen Händen
Nach meinen Jugendspenden.

Wie dem armen Klaus geholfen ward.

Eine Erzählung von **Katharina Diez.**

(Mit Bild.)

Es war ein kleines, unbedeutendes Dörfchen. Doch an einem mit Himmelblau überspannten und von Sonnengold durchströmten Sonntag-Nachmittag „im wunderschönen Monat Mai" hat auch das dürftigste Winkelchen etwas von dem Glanze des alten Paradieses aufzuweisen. Ich wenigstens wundere mich gar nicht, daß die Kinder dieses Dörfchens an solch einem Nachmittag so vergnügt zwischen den armen Hütten ihrer Eltern umher sprangen, als hätte König Lenz seinen besonderen Thronsitz sich unter ihnen ausgesucht. Die Hütten selbst blickten mit den kleinen, aber heute hell gewaschenen Fensterchen, schier lustig, wie mit lachenden Augen in den Tag hinaus, als hinge, statt Noth und Armuth „der Himmel voller Geigen" über ihren moosigen, zerbröckelten Dächern. Das war nun wohl nicht der Fall; aber Birn- und Aepfelbäume ließen doch ihre voll blühenden Zweige, wie lauter Festkränze, über sie niederhängen und waren freigebig genug, dem schmeichelnden Maienwind fast noch die Hälfte ihres weißen Blüthenschmuckes zu überlassen, daß er ihn als köstlich duftende Decke über alle Dächer und Wege ausstreute.

Finken, Meisen und Amseln flogen und hüpften durch und über diesen wirbelnden Blüthenschnee und machten eine Sonntagsmusik, die zwar nicht ganz so schön, wie die der Engel im Himmel mit ihren Geigen und Harfen lauten mochte, immerhin aber wie ein lieblicher Ton aus jenen Sphären in die Ohren

der Hüttenbewohner klang, die vor ihren Thüren saßen und mit vergnügten Gesichtern den hellen Weisen ihrer Dorfkapelle auf Bäumen und Dächern lauschten. Die Mütter hielten ihre kleinen Kinder auf dem Schoos, die Väter rauchten ihre Pfeifen, Bursche und Mädchen schlenderten in allerlei neckender Kurzweil umher.

Nur ein Haus lag still und verschlossen und obgleich die Maiensonne es mit demselben hellen Glanz überströmte, wie all' die andern Häuser des Dorfes und der hohe Apfelbaum vor der Thüre ein wahres Wunder in seiner Blüthenpracht erschien, so war es doch, als falle ein dunkler Schatten aus diesem Haus in den freundlichen Sonntag-Nachmittag.

Waren doch kaum acht Tage vergangen, als man einen Sarg aus seiner Thüre hatte tragen sehen, und dieser Sarg hatte eine Gestalt umschlossen, die jedem Sterblichen einmal die liebste auf Erden gewesen, die Gestalt einer Mutter.

Darum wunderte sich Niemand, daß die kleine Hütte so still da lag in der sonnigen Maienglut. — Keiner verdachte es aber auch den beiden jüngsten Kindern, Philipp und Hermann, daß sie nicht daheim geblieben waren, in den öde gewordenen Räumen, sondern schon wieder fröhlich mit ihren Gesellen vor den Nachbarshäusern spielten — sie waren noch gar so jung und unwissend. Doch das Schwesterchen, die zehnjährige Marie, stand einsam unter dem Apfelbaume und hob das hübsche, blonde Köpfchen so nachdenklich und betrübt zu seinen Blüthenästen empor, als nage eine Sorge an ihrem jungen Herzen, mit der sie nicht fertig werden könne.

Endlich ging sie in das stille Haus und trat mit leisen Schritten in die Wohnstube, wo ihr Vater ausgestreckt auf der Bank lag und, wie es schien, auch allerlei Sorgen und Gedanken in seinem Herzen bewegte. — Freilich hatte er tüchtig getaglöhnert in der Woche, aber Körpermüdigkeit war es doch nicht, was ihn dahin gestreckt. — Diese konnte wenigstens in früherer Zeit niemals den fröhlichen Klaus im Zimmer auf der faulen Bank ruhen lassen, an solch' einem schönen Maiensonntag. Wer hatte eine so innige Freude an dem Leben der Natur, wie er? — wer verstand so gut den Schlag der Vögel, das Summen, Fliegen und Schwirren all' des kleinen Insektenvölkchens in der Luft, im Gras und auf Hecken und Bäumen? — Man sagte von ihm: er höre das Gräschen wachsen.

So war es denn auch sonst sein liebstes Sonntagsvergnügen gewesen

wenn er zuvor Morgens mit den Seinen andächtig in der Kirche Gottes Wort gehört und gebetet hatte, Nachmittags mit ihnen durch Feld, Wald und Wiese zu ziehen und auch in der Natur auf die Stimme des Herrn zu lauschen. Die Dorfbewohner sahen die kleine Karavane stets am Abend mit dicken Sträußen von Laub und Blumen, oder mit Säckchen voll Schneckenhäuschen, Raupenhüllen, Tannenzapfen und anderen Kunstwerken der großen Meisterin Natur zurück kehren, von welcher Klaus seinen Kindern Wunderdinge zu erzählen wußte, die er selbst beobachtet und erfahren hatte, mit dem feinen Kennerauge, das ihm zu Theil geworden.

Doch heute dachte er nicht an eine solche Entdeckungsreise, er lag, wie gesagt, still und betrübt auf seiner Bank und ließ seine Kinder sich achtlos umher treiben. Der Frühling, sonst sein liebster Freund, hatte ihm ein großes Leid angethan und Blumen, Gras und Sonnenschein machten ihm keine Freude mehr, seit die treue Gefährtin seines Lebens ihm genommen, und er sie kalt und starr unter die blühende Erde gelegt hatte.

Er meinte wohl mitunter, er solle ihr die Ruhe da unten gönnen — ach, sie hatte nicht immer leichte Tage an seiner Seite gehabt; aber wie willig war sie immer gewesen, Arbeit und Noth mit ihm zu theilen und ihm Beides zu erleichtern und zu versüßen! — Nun war er allein und die Augen strömten ihm über, so oft er seine drei mutterlosen Waisen ansah. Er meinte, daß er alles verkehrt anfinge, was zu ihrer Pflege nöthig war, und wenn auch sein Liebling Marie ihm schon recht verständig zur Hand ging, so war sie doch eben erst zehn Jahre alt und ein so fein geartetes Kind, daß sie wie eine Elfe zwischen ihren zwei derben Brüdern und den andern Dorfkindern stand. — Daß er so früh des Lebens Bürde auf diese zarten Schultern legen mußte! —

An sie, an seinen Liebling dachte er besonders eben und hatte es doch nicht bemerkt, daß sie schon eine Zeitlang an seiner Seite gestanden und ihn betrachtet hatte, als fühle sie die schwere Gedankenlast, die ihn darnieder gestreckt. Endlich legte sie leise die Hand auf seine Schulter, als wolle sie ihn wecken und als er, wie unwillkührlich aufgehellt von ihrem Anblick, sie freundlich anlächelte, fing sie ermuntert zu fragen an:

„Sage mir, Vater, sind die Väter der Vögelchen so betrübt, daß sie gar nichts mehr von ihren Jungen wissen wollen, wenn die Muttter gestorben ist?"

Klaus fuhr empor, als habe diese Frage plötzlich an sein Gewissen ge=

rührt — „„Was sagst Du Kind? — ein Vater solle sich nicht mehr um seine Kinder bekümmern? — das wäre ja ein wahrer Rabenvater!““

„Eben darum, weil man so sagt und sogar von einer Rabenmutter spricht, dacht' ich, ob nicht allein die Raben, sondern auch andere Vögel ihre Kinder könnten verhungern lassen. Die Menschen thun das freilich nicht, Du gibst uns ja noch immer reichlich satt zu essen, wenn auch unser liebes Mütterlein nun schon von uns weg in den Himmel genommen ist.“

„„Freilich, freilich — zu essen hab ich Euch noch immer geben können; aber es mag Euch oft schlecht genug geschmeckt haben, ihr armen Schelme! Ich verstehe nicht zu kochen, wie Euere Mutter und so wird es auch bei den Vögeln zugehen. Die Männchen verstehen auch nicht so geschickt die Jungen zu füttern und warm zu halten, wie die Weibchen und so mag es wohl geschehen, daß oft kleine Vögelchen in ihrem Nest verhungern, wenn die Mutter ein Unglück betroffen, ehe die Jungen flügg geworden sind.““

„Ach, das wäre ja jammerschade! — Vater, ich muß Dir etwas erzählen, etwas Trauriges und Häßliches zugleich. Mußt nur nicht gar zu bös werden auf den Schmidts Hannes, denn der hat das ganze Unglück angerichtet. — Du weißt, das Finkennest da oben auf unserm Apfelbaum — —“

„„Das Finkennest!““ rief Klaus, indem er seinen Kopf empor hob und einen wehmüthigen Blick zum Fenster hinaus warf, — „„ja, Deine Mutter lebte noch, wie es die kleinen Vögelchen bauten und hatte eine große Freude, aus ihrem Bette mit anzusehen, wie sie Moos und Halme zusammen trugen und dabei so lustig zwitscherten. — Was ist es mit dem Nest? — hab' mich lange nicht d'rum bekümmert.““

„O, Vater, es sind drei junge Vögelchen d'rinn,“ berichtete lebhaft das Kind, „so artige Thierchen! Ich hab' sie oben aus dem Bodenfenster gesehen, Du weißt, ich hab' gute Augen; ich hab' auch gesehen, wie die Alten sie gefüttert haben, alle Tage — es sah gar zu hübsch aus, wie die kleinen Dinger ihre Schnäbelchen aufsperrten! Und Federchen haben sie auch schon, ganz, ganz kleine Federchen und Flügelchen! Ich wollt' es Dir immer zeigen, aber ich scheute mich, weil Du immer gar zu betrübt warst. Aber den Brüdern hab' ich es gesagt, was ich gesehn und die haben es dem Schmidts Hannes gesagt — und das war dumm und bös. Denk' Dir, Vater! der Hannes ist heute Morgen ganz früh auf den Baum hinauf geklettert, wie eine Katze so sachte und hurtig, aber ich hab's doch gesehen, weil ich am Morgen zuerst nach den

Vögelchen gucke! Da hat er mir mit der Hand gedroht, daß ich nicht schreien sollte. Und er hat in das Nest hineingegriffen und hat das Weibchen herausgenommen, wie es auf den kleinen Jungen saß und sie wärmte. — Da hab' ich doch gerufen: jetzt gleich setzest Du das Thierchen wieder hin! und da ist er sehr erschrocken und ist schnell wieder den Baum heruntergerutscht — aber, Vater! — denk Dir, da hat er doch das arme Vögelchen in seiner Hand zerdrückt. Er hat selber sehr geheult, wie er es gesehen, aber nur, weil er es hat verkaufen wollen, und weil man ja für die Finken viel Geld bekommt!"

„„Der Racker!"" rief Klaus und sprang von der Bank auf — „„wart' nur! krieg' ich Dich, so zieh' ich Dir eins über die Hosen, daß Du Dein Lebtag d'ran denken sollst! Und wie dumm! gerade das Weibchen zu nehmen, die singen ja nicht einmal, das hat der Esel wohl nicht gewußt, doch das bleibt sich gleich — drei armen, kleinen Jungen die Mutter zu nehmen"" — —

Dem kräftigen Klaus stockte die Stimme, und er ballte noch einmal die Faust zum Fenster hinaus. „„Und wo war denn das Männchen?"" fragte er, „„hast Du's nicht gesehen?""

„Ja das arme Männchen! — es mochte wohl schon am frühen Morgen ausgeflogen sein, um Futter zu holen; aber hernach da sah ich es um das Nest herumfliegen und es pfeift so kläglich — gewiß, Vater! es lautete, als ob es weinte und klagte. Nun hab' ich doch den ganzen Tag auf das Nest Acht gegeben, aber das Männchen sah ich fortfliegen und es ist den ganzen Nachmittag noch nicht bei seinen Jungen gewesen. Wie mögen sie hungern und dursten! am End' ist der Vater auch gestorben vor Betrübniß; oder es ist ihm sonst ein Unglück passirt."

„„Kann sein — kann sein!"" sprach Klaus mit bebender Stimme. „„Aber die armen Kinderchen da oben sollen nicht verhungern. Sei still Mariechen, ich hole Dir das Nest herunter, da können wir die Vögel auffüttern; ich werde Dir zeigen, wie man das macht, ich hab's oft genug als Knabe probirt. Hast noch das kleine Puppenlöffelchen, das ich Dir einmal schnitzelte? — Damit kannst Du jetzt den Vögelchen zu fressen geben, Milch und Weißbrod; hernach suchen wir Würmer und immer wird so viel von Eurem Tisch abfallen, um so ein Nest mit drei Vögelchen erhalten zu können.""

„O, das ist prächtig!" rief Marie und schlug vor Freude in ihre Händchen. „Und nicht wahr, wenn das Männchen kommt, so kann es durch das Fenster fliegen und seine Jungen bei uns besuchen?"

„„Wir wollen sehen, ob es so klug und treu sein wird,““ sagte Klaus, indem er mit Marie aus dem Hause zu dem Apfelbaume ging. — Er hätte wohl recht gut hinaufklettern können; doch hatte er vom Kirchgang heute morgen noch seine einzige Sonntagshose an und die durfte er nicht zerreißen beim Rutschen an dem rauhen Baumstamme. Er holte sich daher eine Leiter, setzte sie an den Baum und stieg hinauf, während das kleine Mädchen unten stand und ihm mit großen, neugierigen Augen nachschaute.

„Da steigt der Vater auf den Apfelbaum!“ riefen ein Paar helle Knabenstimmen und Philipp und Hermann kamen herzu gelaufen, ein ganzes Rudel von Buben und Mädchen stürzte ihnen nach, um das große Ereigniß in der Nähe zu betrachten, und zu erfahren, was es zu bedeuten habe. Auch der kleine Vogelräuber war unter ihnen; aber, als schlüge ihm sein Gewissen, stellte er sich seitwärts und blinzelte scheu nach dem Baum hinauf, wo er heut Morgen eine so große Frevelthat verübt hatte.

„Haltet Euch ruhig Kinder, und stoßt mir nicht so an die Leiter!“ rief Klaus, schon an dem letzten Sproßen stehend, hinunter. Dann streckte er den Kopf in die herrliche Blüthenkrone des Baumes aus, welcher ihm eine ganze Wolke von Wohlgeruch entgegenströmte; Tausende von Bienchen, Käfern und Schmetterlingen schwirrten empor von dem schwelgerischen Mahle, das sie darin gefunden und dazwischen klang das leise klagende Piepen der armen, kleinen Vögelchen, welche schmachteten inmitten dieser reichen Lebensfülle, in die eine kalte Knabenhand so frevelhaft gegriffen.

Dem guten, thierfreundlichen Klaus gingen die Augen über, als er das kleine Nestchen in der Hand hielt und die noch halb nackten Vögelchen ihm lechzend ihre Schnäbel entgegen aufsperrten und ängstlich die zarten Flügelchen bewegten. „Seid still, ich thu' euch nichts, ihr armen Dinger!“ flüsterte er und dabei mußte er unwillkürlich durch die duftende Blüthenpracht hinauf in den blauen Himmel blicken, wo sie weilte, die treue Mutter, die auch von seinen Kleinen hinweg gerufen worden. —

War es der schmerzliche Gedanke an sie, war es das Schwanken der Leiter um welche sich, trotz seines Zurufs die neugierigen Kinder noch immer fort drängten und stießen, daß ihm plötzlich vor den Augen schwindelte — der Baum, der Himmel über, der Boden unter ihm, alles drehte sich wie im Kreise um ihn her. Er hatte nur noch so viel Besonnenheit, das Nestchen fest an seine Brust zu bergen, — dann stürzte er jählings die Leiter hinunter und

fand sich plötzlich, mit einem heftigen Schmerz in allen Gliedern, auf dem harten Boden liegen.

„Vater! — Vater!" schrieen die Kinder und stürzten sich neben dem Betäubten nieder. Die Nachbarsleute kamen von allen Seiten herbeigelaufen und fragten: „Um Gotteswillen, was ist geschehen?"

„Ruhig, ruhig!" sagte jetzt der Gestürzte, indem er sich aufzurichten suchte, „ich bin ja nicht thurmhoch gefallen und hab' mir, glaub' ich, nur ein wenig den Fuß verstaucht. — Gottlob! die kleinen Dinger hier sind unbeschädigt im warmen Nest geblieben; da, nimm sie in Deine Schürze, Mariechen, und trag' sie in die Stube, sie müssen sich auch erholen von ihrem Schrecken." —

Nach diesen Worten versuchte Klaus aufzustehen, aber mit schmerzzuckendem Gesichte zog er den Fuß wieder zurück und auch, als ihn ein junger Bursche aufzurichten suchte, fand sich, daß er nicht darauf stehen konnte. Man trug ihn also in's Haus und legte ihn unter dem Geschrei der Kinder in das Bett, auf dem vor noch nicht langer Zeit auch die Mutter des Hauses Tage und Nächte voller Schmerzen zugebracht hatte.

Der einzige Chirurg des Dorfes, der Hirte, wurde herbei gerufen. Er machte ein sehr bedenkliches Gesicht, als er den Fuß betrachtete, der schlotternd aus seinem Gelenke zu hängen schien und mächtig zu schwellen anfing.

„Da habt Ihr einen bösen Fall gethan, Klaus!" sagte der ländliche Arzt, „Euer Fußwerk ist aus dem Geleise gekommen, müssen sehen, daß wir es wieder einrenken." — Mit diesen Worten zog er an dem Bein, daß dem armen Klaus Hören und Sehen verging vor Schmerz. Maria schlug jammernd ihr Gesicht in die Schürze, die Knaben schrieen, als ob sie selbst gemartert würden.

„Seid still, seid stille — Kinder!" stöhnte der Leidende, indem er sich den kalten Schweiß von der Stirne wischte, „der Fuß wird schon wieder in Richtigkeit sein; das war ein tüchtiger Zug, Meister Eckhardt! — Aber wo sind denn die Vögelchen? — sorgt, daß Ihr warme Baumwolle für sie bekommt, sie müssen Nachts damit zugedeckt werden und Du, Peter! — wandte er sich zu dem jungen Burschen, der ihn hatte herein tragen helfen — zeig' doch dem Mariechen, wie man die kleinen Dinger füttert; ich weiß, Du verstehst es. Sie müssen mir aufkommen, ich will nicht umsonst für sie vom Baum herunter gefallen sein." — Damit wandte er das blaße Gesicht nach der Wand, um seinen Schmerz ungesehen zu verbeißen. — Der dörfliche Arzt meinte auch Alles wieder in Richtigkeit gebracht zu haben und verordnete nur noch kalte Umschläge zur

Linderung der Geschwulst. Er wurde allenthalben von Fragenden angehalten, als er von seinem Patienten zurück durch das Dorf ging, in dessen stille Sonntagsruhe der Unfall des armen Klaus wie ein Blitzstrahl gefahren war. „Ja," so hieß es, „ein Unglück kommt niemals allein! — der Klaus hat sich stets so redlich geplagt für Frau und Kinder, nun liegt er da im Bett und die Frau unter der Erde." — „Warum," meinte ein Anderer, „ist er auch noch immer so ein alter Vogelnarr und holt sich das Nest vom Baum herunter? — man sollte denken, das Unglück habe ihn ernsthafter gemacht!"

Der Schmidts Hannes hätte über solche Urtheile eine ernsthafte Erklärung geben können. Er saß auch ziemlich gedrückt an diesem Abend unter den Seinigen und wir wollen hoffen, daß das Unglück, welches er angerichtet, ihn selber ernsthafter macht, wenn er künftig dem lustigen Gesange der Finken zuhört. —

In der kleinen Hütte gab es keine ruhige Nacht, wie ihr euch wohl denken könnt. Der Peter hatte die Vögelchen ausgezeichnet gefüttert und wollte gutmüthig auch die Nacht bei dem Kranken bleiben und ihn pflegen nach den Vorschriften des Hirten. Wir glauben jedoch, daß er sich dabei nicht so geschickt benahm, als bei dem Füttern der Vögelchen, wenigstens sah Marie, wie der Vater jedesmal das Gesicht schmerzlich verzog, wenn nur die kräftige Hand des derben Burschen in seine Nähe kam. Sie wußte ihm deshalb bald das Geschäft abzuschmeicheln und legte mit ihren weichen Händchen die Aufschläge so sanft und geschickt um den schmerzenden Fuß, daß der Leidende ihr jedesmal zulächelte und ihr die Bäckchen streichelte.

Als der Peter sah, daß seine Stelle so gut besetzt war, ging auch er nach Hause und Marie blieb allein bei dem kranken Vater. Die Jungen schliefen, müde vom Schreck und vom Weinen „fest wie die Säcke," wie man zu sagen pflegt. Doch das kleine Mariechen hielt tapfer ihre jungen, klaren Aeuglein wach und keine Bewegung des Leidenden, kein Schmerzenslaut entging ihr. Dazwischen blickte sie auch oft nach den Vögelchen, die, wie der Peter angeordnet, in warme Baumwolle eingehüllt, auf dem Fensterbrett neben seinem Bett lagen. Sie legte manchmal ihr Ohr dicht an das Nest und lauschte auf die leisen, leisen Athemzüge des Lebens darin, und es wurde ihr ganz froh dabei um's Herz. Kein Gedanke kam ihr, daß die armen Thierchen schuld an dem Falle des Vaters wären, vielmehr dachte sie an dessen Worte; „ich will

nicht umsonst für sie vom Baum gefallen sein," als wie an eine Mahnung, die Einen wie den Andern mit gleicher Treue zu pflegen. —

Als die Morgensonne endlich das kleine Stübchen mit ihrem Alles erfreuenden Lichte durchglühte und die Chöre der Vögel ihr entgegenjubelten, da meinte Marie, auch das verlassene Finkenmännchen auf dem Apfelbaume sitzen zu sehen und ihn nach seinen Jungen rufen zu hören. Leise ging sie in's Gärtchen hinaus und rief einem Vogel zu, der wirklich einsam in den Zweigen flatterte: „Sei nicht traurig, ich habe deine Kinderchen in Verwahr und will sie dir gut füttern, bis sie groß sind und mit dir hinaus fliegen können." Und dann däuchte es ihr, als sänge der Vogel ganz anders und viel fröhlicher in die Luft hinaus; es klang ihr, wie ein Dankgebet und wie eine Bitte zu Gott für den wunden Vater in seiner Hütte. Mit neugestärkter Seele trat sie wieder an sein Bett und sagte: „Lieber Vater, sei froh, die Nacht ist vorbei, es ist Morgen und die Vöglein singen so lustig." —

„Ja, Gottlob! die Nacht ist vorüber!" seufzte der Kranke; wie viele Schmerzen er darinnen ausgehalten, mochte er dem zärtlichen Kinde nicht sagen. —

Und noch viele solche Nächte kamen und gingen vorüber, die Tage reihten sich zu Wochen, und der gute Klaus hätte mit dem Dichter sagen können: „Und ich hab' sie auch ertragen, aber fragt mich nur nicht wie?

Aber er kannte die Sprache der Dichter nicht und auch in seiner eigenen kräftigen Bauernsprache kam niemals eine weichliche Klage, ein verzweifelnder Ausbruch des Schmerzes vor, zu dem er wohl Ursache gehabt hätte; er trug seine Leiden wie ein Held. Aber freilich, als sich nach wochenlanger Geduld endlich herausstellte, daß sein weiser Arzt ihm den Fuß ganz krumm geheilt habe und er nun für sein ganzes Leben ein Krüppel war, da hätte er gerne auch wie ein gekränkter Held um sich geschlagen und dem Pfuscher irgend etwas von Gewicht an den Korf geworfen, wenn es nur genützt hätte. Auch sprach der bessere Held in ihm den zornigen bald wieder zu Ruhe, und er sagte sich: Was kann der arme Mann dafür, daß er seine Kunst nicht besser versteht, du selbst bist schuld an deinem Unglück und darfst Niemand Vorwürfe machen. —

Jede Nacht hat ihre Sterne — auch die Leidenszeit des armen Klaus war nicht ohne solche gewesen. Der erste war, daß er ein frommes, gottesfürchtiges Herz besaß, in welchem der Glaube an die Fürsorge eines helfenden

Vaters im Himmel, ihn auch in keiner seiner dunkelsten Stunden verlassen hatte. Er ging in der Demuth vor diesem allmächtigen Lenker unserer Schicksale so weit, das ihm zufallende Leiden als eine gerechte Schickung anzusehen, die ihn zu größerer Geduld und Ergebung, als er bei dem Tode seiner Frau gezeigt, erziehen solle.

Und dann hatte er auch in diesen traurigen Wochen so recht den großen Schatz erkennen lernen, welchen ihm Gott in der kleinen Marie geschenkt. Das Kind war über seine Jahre verständig und gut, wie es den Vater pflegte, ihn zu trösten wußte, wenn „schwache Gedanken,“ wie er sie nannte, über ihn kamen, wie es ihm vorlas aus der heiligen Schrift und mit süßer Stimme fromme Lieder sang und Gebete über seinem Haupte flüsterte, während die blauen klaren Augen unablässig auf seinem Antlitz ruhten: das war alles wie Sternenschein, der das Leidensstübchen des Armen durchleuchtete, wie Frühlingshauch und Lerchengesang, welche die Seele von der dunkeln Erde zum blauen Himmel hinaufziehen. — Klaus war es oft, als umschwebe ihn die Seele seiner verklärten Frau in der lieblichen Gestalt seines Kindes um ihn zu trösten und ihm zu sagen: Die Liebe stirbt nicht, sie zieht aus einem Herzen in das andere, auch wenn der Körper im kalten, öden Grabe liegt.

Auch die beiden Buben hielten sich wacker und halfen nach Kräften der Schwester den kleinen Haushalt versorgen, der ja noch um drei junge Einwohner vermehrt war. Die geretteten Finken gehörten indeß nicht allein zu den Sorgen, sondern noch mehr zu den stillen Freuden derselben, besonders des kranken Vaters, Mariechen mußte sie ihm jeden Morgen auf das Bett reichen und dann fütterte er sie, noch ehe er selbst das Frühstück einnahm, das zuletzt, wie gar nichts mehr im Hause zu beißen und zu brechen war, die gutmüthigen Bewohner des Dorfes ihm und seinen Kindern schickten. Es war also ein rechtes Liebesmahl, was er mit seinen Schützlingen theilte, und er unterließ es auch selten, ihnen zu erzählen, daß sie nicht von ihm, sondern von den guten Nachbarsleuten mit Milch und Brod gefüttert würden.

Das Futter gedieh auch prächtig an den kleinen Dingern; immer dichter wurden die Federchen, immer sicherer bewegten sich die zarten Flüglein. Der arme Klaus lag noch steif und lahm im Bett, als sie schon im Zimmer umher flogen und sich selbst die Körnchen vom Tisch und Boden suchen oder aus den Händen der Kinder nehmen konnten. Die Freude an ihrem Gedeihen war groß; als wären sie als Glücksbringer statt Unglücksstifter in's Haus gekommen,

so wurden sie gehegt und geliebkost, und es gab bittere Thränen in den Kinderaugen, als eines Tages Klaus das Fenster öffnete, um die jetzt völlig flügg gewordenen Pfleglinge ausfliegen zu lassen. Er konnte gefangene Vögel nicht leiden, er wollte sie nicht der frischen Luft, des duftigen Grüns des Frühlings beraubt haben. Marie stand an seiner Seite, trotzdem daß ihr die Vögelchen vielleicht am meisten an's Herz gewachsen waren — sie hatte es ja dem Finkenmännchen versprochen, daß es seine Kinder wieder haben sollte, und hoffte zuversichtlich, sie würden den Vater finden, auf irgend einem Baum oder Strauch.

Wie sie dahin flogen durch das Gärtchen zu dem Baum hinauf, wo ihr kleines Dasein begann und mit so schweren Opfern gerettet worden war! — Der gute Klaus sah ihnen doch etwas traurig nach. „Fliegt nur und singt," sagte er, „hat mir genug gekostet, daß ihr es könnt, daß ich euch die lustigen Flügel gerettet habe! — die meinigen sind gebrochen für immer! — Doch, dummes Zeug, Klaus schäme dich! sitzen denn die Flügel an den Füßen? — regen sie sich nicht im Herzen und im Geiste? „Die auf den Herrn harren, bekommen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler" — — heißt es nicht so, Mariechen?" wandte er sich zu dem Kinde, das ihn traurig angesehen hatte mit den großen blauen Augen.

„Ja, Vater! so heißt es im alten Testamente und in dem neuen spricht unser lieber Herr Jesu, „daß kein Sperling vom Dache fällt, ohne den Willen unsers Vaters im Himmel." Sollst sehen, der liebe Gott belohnt Dir noch einmal deine Gutthat an den armen Vögelchen. Ich hab es ihnen auch recht gesagt, daß sie allen Thierchen draußen im Feld und Wald erzählen sollen, wie Du ihnen das Leben gerettet hast, sie werden Dich alle lieb haben, wenn Du einmal wieder hinaus in's Freie kannst."

Hinaus in's Freie! — Der arme Klaus seufzte tief auf. Mit der Arbeit im Feld und Wald, die er stets am meisten geliebt und geübt, war es freilich vorbei, er konnte nicht mehr taglöhnern gehen und mußte auf einen Verdienst sinnen, wozu ihm nur die Hände zu helfen brauchten.

Vor allen Dingen schnitzelte er sich eine Krücke, und als er damit zum erstenmal aus dem Hause in den Garten hinkte und wieder frische Luft um seine Stirne wehen fühlte, bekam er auch wieder frischen Muth in die Seele. „Bist zwar kein Schnellläufer," sagte er zu seinem hölzernen Gefährten, „aber

wer weiß, an welchen guten Ort du mich noch einmal führen wirst — Gott helfe uns weiter! —

— — —

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
„Wer nie die kummervollen Nächte
„Auf seinem Bette weinend saß" — —

Ja, der kann nicht wissen, welch eine Nacht der arme Klaus verbracht hatte, in welcher er den schweren Entschluß faßte, am nächsten Morgen mit seiner Krücke auszuwandern, um an den Thüren mitleidiger Menschen um Brod zu bitten für seine Jungen, die noch nicht flügge waren, wie die Finken, die er gerettet. Gestern Abend hatte er das letzte unter sie getheilt, er durfte nicht länger den Bewohnern seines Dörfchens zur Last fallen. Er wollte in's Weite gehen oder vielmehr hinken, vielleicht fand er guten Rath und bettelte so viel zusammen, daß er Weidenruthen kaufen konnte, um Körbe zum Verkaufe zu flechten, was er schon verstand und noch besser zu lernen hoffte. Jedenfalls wollte er gehen in Gottes Namen!

„Ich gehe mit Dir, Vater! ich lasse Dich nicht allein mit Deiner Krücke" — sagte Marie so entschieden, daß Klaus keinen Widerspruch erheben konnte. Warum sollte sie auch bleiben? — Zu kochen und zu wirthschaften war nichts mehr in dem leeren Hause, die beiden Jungen mußten ohnedieß für diesen Tag noch einmal ihr Futter in den Nachbarhäusern finden und sich unter ihren Gespielen durchschlagen, so gut es gehen wollte. Sind doch die Kinder armer Leute in allen praktischen Dingen klüger und selbstständiger, wie die der Reichen. Sie haben keine Bücher zum Lesen, keine schönen Dinge zum Spielen, auch keine Bonne und keinen Informator, die auf alle ihre Schritte acht geben, sie haben nur das Leben selber, das ihnen mit all seinen Gefahren und Versuchungen gegenübersteht, mit dem sie allein fertig werden müssen — das macht sie klug und kräftig. Auch waren Philipp und Hermann tüchtige Buben und freuten sich auf den Tag, den sie einmal so ganz frei im Dorfe verspielen und verbummeln durften.

Doch Marie, die zarte, kleine Elfe, ließ freilich der Vater nicht gerne von seiner Seite, obgleich es ihm war, als schütze sie ihn mehr, als er sie. Nur that es ihm leid, daß sie das schwere Geschäft des Bettelns mit ihm theilen sollte — es soll auch nur für diesen einen Tag sein, gelobte er sich

im Stillen, selbst wenn ich keine Arbeit finden und noch mehrmals diesen sauren Gang antreten müßte.

Es war ein heller, warmer Sommertag Mitte Juni. Die Natur stand in der vollen Pracht ihres Wachsthums, im ganzen Reichthum ihres treibenden arbeitenden, segnenden Lebens; es strömte gleichsam aus allen ihren Poren heraus. Die Aehren auf dem Felde glitzerten schon körnerschwer im Goldschimmer der Sichel des Schnitters, das Gras auf den Wiesen rauschte thaubenetzt, lang und dicht der Sense des Mähers entgegen. Die Kirschen schauten roth aus dem dunklen Laub der Bäume, Aepfel, Birnen und Pflaumen hatten schon zierliche Früchte angesetzt. Ganze Ströme von Wohlgerüchen wallten empor von der blühenden Erde in die blaue, Wärme brütende Luft, in der es schwirrte und summte von Millionen sichtbaren und unsichtbaren Arbeits- und Lebenskräften.

Still und einsam zogen in dieser glänzenden Sommerpracht der hinkende Bettler und sein baarfüßiges Kind dahin. Dem vollen Reichthum der Natur gegenüber erscheint das Bild der Armuth und Gebrechlichkeit doppelt rührend. Zwar, wenn der Klaus nicht so elend an der Krücke dahin gehumpelt wäre, man würde sie Beide kaum für Bettler gehalten haben. Die unschuldige Marie hatte nicht daran gedacht, Mitleid durch ihre Erscheinung hervorzurufen; sie hatte, weil es doch zu fremden Leuten ging, ihr einziges Sonntagsröckchen angezogen. Die Mutter nähte es ihr aus ihrem Hochzeitskleid und es fiel gar hübsch und leicht um die feinen, schlanken Glieder zu den kleinen Füßchen, die sie freilich nackt trug, wie auch früher oft. Klausens Zwilchkittel war auch glänzend rein gewaschen und gebügelt und nur sein bleiches Gesicht sprach von den schweren Leiden und Sorgen, die ihn an den Bettelstab hinausgetrieben.

Es war ein fremdes, ziemlich entfernt liegendes Dorf, das er zum Ziel seiner Wanderung erkohren. Die Häuser sahen viel stattlicher aus wie die seines Wohnortes, es blickte sogar von der Anhöhe ein weißschimmerndes Schloß herunter. Marie wußte, dort wohnte eine schöne Frau, die ihr oft in ihren Träumen als eine Feenkönigin aus ihren Märchen erschien, seit dem Tage, wo sie einmal in einer Kutsche durch das Dorf gefahren war und ihr einen blanken Thaler geschenkt hatte für das Blumensträußchen, das sie sich von ihr reichen ließ, als sie gerade zufällig am Wege stand. Sie hätte gar zu gerne den Vater gebeten: laß uns doch hinauf nach dem Schloße gehen; aber sie wagte es nicht, es lag gar so hoch und stolz da — vielleicht auf einem Zauberberg,

dachte sie, und dann sah sie auch, wie schwer dem armen Vater das Gehen wurde, sogar im ebenen Thale. —

Der Bittgang durch das Dorf war kein sehr ergiebiger. Die meisten Thüren waren verschlossen, weil sich die Bewohner draußen auf den Feldern befanden. Von einigen wurden sie recht hart fortgewiesen oder mit einem „Gott helf!“ entlassen. — Gott helf! es ist ein gutes Wort, aber der Korb, welchen Klaus heute mit so zuversichtlicher Hoffnung auf seinen Rücken gehangen, wollte sich nicht davon füllen. Er drückte ihn nicht sonderlich; desto schwerer aber wurde sein Herz von bittern Gedanken und als er das Ende des Dorfes erreicht hatte und sich mit seinem Kinde auf einem einsamen, am Berge hinschlängelnden Wiesenpfad sah, athmete er auf, wie von einer großen Last befreit.

„Ja es ist ein schweres Geschäft, das Betteln!“ — flüsterte er leise vor sich hin. Marie blickte zu ihm auf. „Du bist müde Vater,“ sprach sie, „könnten wir nicht ein Plätzchen suchen, wo Du Dich ausruhtest?“ — „„Hm! hm! — dort auf der Eiche sitzen ein paar Finken und singen so lustig, als wären es die unsern, es rauscht auch ein Brünnchen dabei, da können wir trinken, ich bin recht durstig.““ „Gewiß, Vater! es sind unsere Finken; sie rufen uns, sie grüßen uns!“

Das frohe Kind eilte mit ausgebreiteten Armen der Eiche zu und versuchte mit bittender Stimme die Vögel herunter zu locken. Doch, ob es nicht die ihrigen waren, oder ob die Freiheit sie schon vergeßlich gemacht hatte, sie blieben auf ihren Aesten sitzen, sangen aber doch so lieblich herunter, daß Marie gar nicht den Gedanken konnte fahren lassen, es wären ihre Pfleglinge, die sie und den Vater grüßten. „Komm nur, Vater!“ rief sie wieder und indem sie einen langen Zweig wilder Rosen zurückbog, der sich wie zu einer Ehrenpforte über den grünen Rasenfleck gewölbt hatte, stand sie so lieblich da, daß es ihrem Vater war, als winke ihm ein Engel zu dem stillen Platze hin.

„Jedenfalls ist hier ein gastfreundlicheres Haus, als wir da unten im Dorfe gefunden haben,“ meinte er und hinkte mit seiner Krücke hinauf. Seufzend nahm er den Korb von seinem Rücken, setzte ihn in's Gras und ließ sich selbst nieder, indem er die Krücken neben sich legte.

„Nun, laß uns ein wenig essen und trinken, Marie, das heißt, wenn so viel im Korbe ist, daß wir auch den Buben für heute Abend noch etwas mitbringen können.“

„„O, es ist mehr als Du meinst,““ sagte Marie, indem sie den Korb untersuchte, die Schnitte zählte und die größeste für den Vater, die kleinste für sich selbst aussuchte. „Guck, da hat sich ein Herrgottsthierchen (Marienkäferchen) auf den Rand gesetzt, das bedeutet Glück, bei dem darf man sich was wünschen —“ so plauderte sie weiter, setzte den kleinen Käfer auf ihre Finger und sang:

„Herrgottsthierchen flieg nur fort —
Bring' uns Butter und Käs mit!“*)

Der Käfer schlug die rothen Flügeldecken auseinander und Mariens Augen sahen ihm vertrauend nach, wie er in die blaue Luft von ihrem Händchen wegflog. Doch wollte sie nicht auf seine Wiederkehr mit der bestellten Würze ihres trockenen Brodes warten, sondern tauchte dasselbe vorläufig in das klare frische Quellwasser und reichte es dem Vater mit einem so freundlichen Blicke, der auch eine Würze für ihn war. Dazu waren Beide hungrig genug und so schmeckte ihnen das mit Wasser benetzte Brod wirklich so gut, als hätte ihnen das Käferchen Butter und Käse dazu gegeben.

„Ist es nicht brav von den Finken, daß sie uns hieher gerufen? — ist es nicht sehr hübsch hier?“ fragte Marie und sah vergnügt lächelnd dem Vater in's Gesicht. Klaus nickte; es war wirklich ein wunderliebliches Plätzchen. Durch die zackigen Blätter der Eiche blickte das klarste Himmelblau, im Hintergrunde zog sich ein dunkler Wald den kleinen Berg hinan, vor ihnen lag die helle von bunten Blumen durchwirkte Wiese, zu welcher die Quelle des Felsens neben ihnen lustig rauschend herunterspraug und aus der die Sonne einen smaragdgrünen Goldglanz heraufzog, der Mariens Gestalt wie die Blende eines Heiligenbildes umgab und den groben Kittel des Bettlers wie einen Fürstenmantel schimmern ließ. Bunte und weiße Schmetterlinge gaukelten umher, goldglänzende Käfer lagen im Grase und leichte Libellen umschwebten den Rand des Brünnleins; Vögel hüpften auf und nieder; das war ein Singen und Klingen, ein Sumsen, Säuseln, Rauschen und Schreien! Auf das verletzte, bekümmerte Herz des armen Klaus übte die Natur wieder ihren alten belebenden Einfluß; es war ihm, als ob aus ihren tausend Freudenstimmen auch eine zu ihm wieder die ewig schönen Trostsprüche trüge, von den Lilien auf dem Felde, die nicht spinnen und weben können und die doch herrlicher

*) Alter Kinderreim.

gekleidet sind, als die Könige in ihrer Pracht; von den Vögeln unter dem Himmel, die nicht säen und ernten und in keine Vorrathskammern sammeln und die doch der himmlische Vater ernähret. — „Gott helf!", das Wort, das ihm dort unten im Dorfe fast hartherzig aus dem Munde der Menschen, die ihn mit leeren Händen entließen, erklungen war, säuselte ihm wieder gleich einem melodischen Orgelklange aus dem Kirchlein der schönen Waldeinsamkeit entgegen.

Marie hatte sich aus den Vergißmeinnicht und Gänseblümchen, die sie unterwegs am Wiesenpfade gesammelt, einen vollen Kranz zusammengebunden. „Ich will ihn zu Mutters Grab mitnehmen," sagte sie und hing ihn, noch einmal mit dem Wasser der Quelle befeuchtet, an den Bettelkorb des Vaters. Dann legte sie das Köpfchen an seine Schulter; sie war sehr müde geworden. Die warme Sommerluft wiegten sie bald in einen süßen, süßen Schlaf und wunderbare Bilder webten sich aus der Farbenpracht des sonnigen Plätzchens in die träumende Kinderseele; das Rauschen der Quelle, das Säuseln der Blätter, alle die lieblichen Stimmen umher floßen auch in ihr zu einer sanften tröstenden Melodie zusammen. Aus den fliegenden Sommerwölkchen bauten sich hinter ihren halbgeschlossenen Aeuglein schimmernde Schlösser und blühende Gärten; bald sah sie ihre liebe selige Mutter daraus ihr zuwinken, bald war es die schöne Gräfin, die als wohlthätige Fee ihr einen Kranz entgegenreichte, viel, o viel schöner als der, welcher an dem Bettelkorbe hing! er war von Gold und Demantstaub überstreut. Und immer heller und deutlicher wurde das sonderbare Klingen um sie her — nein! das war kein Traum mehr, das war wirkliches volles Leben!

Das Kind schlug plötzlich die Augen auf und sah den Vater neben sich, der die seinen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf eine sonderbare Erscheinung gerichtet hielt. Auch er hatte, während Marie schlief, Wunderdinge erlebt, obgleich sie ein viel natürlicheres Gepräge trugen als die Gebilde in ihren Träumen. Er hatte auch das sonderbare Rauschen in der Luft gehört, als er ebenfalls im Begriffe war einzuschlafen und als er aufblickte, sah er einen ganzen Schwarm Bienen von der Wiese heraufziehen und sich plötzlich auf seinen Bettelkorb stürzen. Hatte sie der liebliche Blumenkranz gelockt oder der Geruch des Brodes darin — genug die müde Auswandrerschaar schien den festen, schön geflochtenen Korb für eine passende Niederlage zu halten und reihte sich unter fröhlichem Summen und Schwirren

in immer dichter sich zusammenschließenden Kreisen um die eine Seite, bis sie wie eine volle dunkle Traube den in der Mitte hängenden Kranz ganz bedeckt hatte.

„Vater, was ist das?" fragte Maria, indem sie staunend die traumestrunkenen Augen sich rieb und nach dem sonderbaren Gebilde am Korbe sah.

„Ja Kind," antwortete Klaus, „das ist ein merkwürdiger Fall, das heißt daß er uns gerade passirt, denn sonst pflegt sich solch ein müder Bienenschwarm noch zuweilen an viel schlimmere Orte festzuhängen, als an meinen Bettelkorb. Nun, wehren kann ich mich nicht, ich muß den kleinen Auswandrern vorläufig den Boden überlassen; sie haben die Mehrzahl und meine Krücken, wollte ich damit drein schlagen, würden nicht gegen ihre Stacheln aufkommen. Am besten wär's freilich, wir könnten einen friedlichen Vertrag zusammen machen — ja, Kind!" fuhr er fort, sich vergnügt die Hände reibend, „dürften wir den ganzen Schwarm da mit nach Hause nehmen, so hätten wir wirklich heut eine reiche Ernte gehalten."

„Aber warum dürfen wir das nicht, lieber Vater? — Ich glaube, die Bienen hat der liebe Gott geschickt, zu dem ich heut so recht gebetet habe, er möge uns einen guten Tag geben; — vielleicht haben auch unsere Finken sie herbeigerufen! weißt ja, was ich ihnen gesagt habe. Ach Vater, wie prächtig, wenn uns die Bienen Honig geben würden — den verkaufen wir und bekommen viel Geld dafür. Ich bring ihn der schönen Frau Gräfin, dort oben auf dem Schloß — so schöne Damen essen gewiß nichts wie Honig — und dann schenkt sie mir wieder einen so blanken Thaler, wie für das Sträußchen! — Vater, ich hab' so etwas geträumt — es wird gewiß wahr werden!"

Während das Kind so plauderte und die Bienen sich in immer größerer Zahl um den Korb sammelten, hatten sich auch in der Seele des armen Klaus allerlei Gedanken und Pläne gebildet, die sich mit den Bienen zu einer vollen süßen Hoffnungstraube an seinem Bettelkorbe festhängen wollten. „Es ist Alles recht schön, was Du da sprichst, Kind," sagte er, „und könnte wahr werden, wenn ich nur wüßte, ob ich die Bienenschaar als mein Eigenthum betrachten dürfte. Sie sind ohne Zweifel aus einem nahen Bienenstand hierher geflogen, der Eigenthümer sucht wohl schon darnach und wenn er hierher kommt, so muß ich sie zurückgeben."

„Aber wenn er nun nicht kommt, dann kannst Du doch die armen Thier-

chen nicht so allein hier im Wald lassen, wo der Korb vielleicht umgestoßen wird von irgend einem Thier und sie dann elendiglich um's Leben kommen."

„Das kann ich freilich nicht und ohnedieß, wenn ich es recht betrachte — es ist doch mein Grund und Boden auf dem sie sich niedergelassen. Du hast recht, Kind! es könnte wohl sein, Gott habe Dein frommes Gebet erhört und wie er dem Elias in der Wüste die Raben sandte, die ihm Brod brachten, so könnte er mir wohl jetzt die Bienen geschickt haben um uns in großer Armuth zu helfen. Wir wollen noch ein wenig warten; sind die Bienen, wie ich glaube, aus dem Dorfe dort geflogen, dann kommt gewiß ihr Herr, der sie suchen wird."

„„Weißt Du was, Vater! — ich laufe nach dem Dorfe und suche den Bienenvater auf und sag ihm, daß wir seine Bienen gefunden haben. Vielleicht schenkt er sie uns!"" rief jetzt Maria.

„Das wird er wohl schön bleiben lassen," meinte Klaus, „aber Dein Einfall ist gut, ich glaub' sogar, es ist unsere Pflicht und jedenfalls bin ich hernach aus der Ungewißheit und kann thun, was ich will, wenn sich Niemand findet. Meinen Korb laß ich einmal nicht im Stich und auch die Bienen nicht."

Marie war schon während der Worte des Vaters aufgesprungen und flog mehr, als sie lief, wieder dem Dorfe zu. Während dessen wollte Klaus auch nicht müßig sein. Es kam ihm jetzt seine Kenntniß des Naturlebens zu Statten; er hatte oft das Schwärmen der Bienen beobachtet und sich genau gemerkt, wie die Bienenpfleger es machen, diese wieder in die Stöcke zu fassen. Er band eine Hand voll Gras zusammen zu einem Büschelchen, tauchte die Hälmchen in's kalte Wasser, bespritzte damit leise die brausenden Bienen, damit sie ruhig und zahm würden und ihn nicht stechen sollten. Hierauf machte er sich behutsam an den Korb, nahm das Brod heraus und schnitt mit seinem Messer vorsichtig von innen gegen die hängende Bienentraube ein kleines Loch, doch so groß, daß die Bienen dadurch einziehen konnten. Dann warf er hurtig seinen Kittel, den er ausgezogen, über den offenen Korb und band ihn mit einem Stricke, den er zufällig in der Tasche hatte, fest zusammen. Und horch! — nach einer Weile fangen die Bienen an zu brausen und sich zu bewegen; kleiner, immer kleiner wird die dunkle Traube, ohne Zweifel ist die Königin schon in ihrem Palaste, wozu sie den Bettelkorb erkoren, eingezogen und unter freudigem Flügelschwirren und fröhlichem Summen, das dem armen Klaus wie Siegessang in die Ohren klingt, folgt ihr die Schaar der

Getreuen nach. „So, da sitzt ihr fest," sagte Klaus, „ob ihr nun mir oder einem anderen Herren gehört, gefangen seid ihr und auch geborgen, ihr guten lieben Thierchen!" Und sieh, da kam auch schon, fast außer Athem sein Kind wieder gelaufen. „Vater!" rief sie ihm schon aus der Ferne entgegen, „die Bienen sind unser! — O, ich hab Dir was zu erzählen!"

„Komm nur erst zu Athem," sagte Klaus, der selbst ein wenig außer Athem war vor lauter Erwartung; „hast Du wirklich den Bienenvater gefunden?"

„„Ja wohl, Vater! und ein Bienenvater ist gewiß gar kein Rabenvater, o ein so guter, guter ist der unsere! Vater, die Menschen sind doch nicht alle hart und böse! Erst haben mich zwar die Leute ausgelacht, die ich fragte, aber Einer wies mich doch nach einem Garten, und wie ich durch das Thor sah, da waren eine ganze, große Menge Bienenstöcke darin und ich hab gedacht, das ist der rechte Ort. Und wie ich an das Thor klopfte, da kommt ein Mann heraus, der hat so gut und freundlich ausgesehen und mich gefragt, was ich wolle, daß ich mir gleich ein Herz faßte. Ich erzählte ihm die Geschichte mit den Bienen und da hat er gelacht und gesagt: „Also dahin sind die kleinen Schlingel geflogen! Da hab ich ganz auf der verkehrten Seite gesucht." Und dann hat er mich auf den Backen geklopft und gesagt: „Du und Dein Vater, Ihr müßt recht brav und ehrlich sein; die Bienen sollen wohl mir zugehören, aber da sieh! ich hab ihrer genug und wenn es einigen von ihnen bei Euch besser gefällt, als bei mir, so will ich ihnen nicht wehren. Sag' Deinem Vater, er solle kein Narr sein; er solle sich die Bienen hübsch mit nach Hause nehmen, wenn er sie in seinen Korb hineinbringen kann. Und wenn es ihm Freude macht, so soll er mich bald besuchen und mir erzählen, wie es den Auswanderern bei ihm geht. Ich kann ihm auch manches über die Bienenzucht mittheilen, denn es ist kein so leichtes Geschäft, wenn man etwas mit ihr verdienen will." Ja, das hat er alles gesprochen, ich hab es mir wohl gemerkt und dann fragte er mich noch über Vieles, und ich gab ihm Antwort und dann sah er mich wieder so freundlich an und streichelte mir die Haare und sagte: „Du bist ein gar fein Mädel, wollt', ich könnte Dich bei mir behalten; aber Dein Vater wird klug sein und sich so ein Bienchen, wie Du bist, nicht von einem Andern fangen lassen. Damit Du aber den weiten Weg nicht umsonst gemacht hast, muß ich Dir doch einen kleinen Botenlohn geben." Da greift er in seine Tasche und denk' Dir! da hat er mir diesen Thaler gegeben! — gerade so blank und schön, wie der von der Frau Gräfin war.

Vater, was sind wir heute reich geworden! — Einen ganzen Thaler bringen wir nach Haus und einen ganzen Korb voll Bienen, denn nun sind sie unser!"

„Ja! sie sind unser! Juchhe!" jubelte Klaus und hätte gern einen Freudensprung gemacht, wenn das nur seinem lahmen Fuß möglich gewesen wäre. Mit seinem Grasbüschel trieb er nun die letzten Bienchen, die noch zögernd um das Flugloch liefen, hinein zu den andern und verstopfte dann diesen Eingang mit einem neuen Büschelchen Gras. Nun nahm er den jetzt so reich gefüllten Korb wieder auf seinen Rücken, Marie sammelte das Brod in ihre Schürze und hing sich das Kränzchen, das zwar ein wenig zerzaust aussah, aber schnell wieder von ihr im Bach erfrischt war, an den Arm und Beide wandelten seelenvergnügt ihrer Heimath zu. Das Summen der Bienen begleitete wie ein Freudenmarsch ihre Schritte. Dennoch warf die Abendsonne schon ihr Licht über die blauen Berge, als sie zu ihrem Dörfchen hinab stiegen. Die beiden Knaben kamen ihnen schon beim Eingang entgegen gelaufen; der Tag mochte ihnen doch lang geworden sein, ohne den Vater und das freundliche Schwesterchen; auch plagte sie ohne Zweifel der Hunger, wie man schließen konnte aus den verlangenden Blicken, welche sie nach dem Korbe des Vaters warfen.

Aber dieser Korb sah doch ganz besonderlich aus, mit dem sorgfältig darüber gebundenen Kittel — und horch', was für ein seltsames Gesumse und Gebrause war darin? — „Gelt," sagte Marie, und sah die Brüder schelmisch lächelnd an, „Ihr meint, das Brod wäre lebendig geworden? Das wäre aber schlimm, denn dann ließ es sich gewiß nicht von uns essen. Doch seid nur still! seht, hier in meiner Schürze, da ist Brod genug, ganz trockenes, stilles Brod und wenn wir nach Hause kommen, dann hol' ich uns einen ganzen Topf voll Milch dazu; wir brocken das Brod hinein und schmausen ganz vergnügt zusammen. Aber erst müßt Ihr rathen, was der Vater da im Korbe hat."

„O, ich weiß es, ich weiß es!" rief Hermann und schlug vor Freuden in die Hände, „der Vater bringt uns gewiß ein Hummelnest mit."

„Das wär' eine schöne Bescheerung!" lachte Marie, „Hummeln, die weiter nichts können als stechen! Hört, ich will Euch 'was sagen: wir haben einen ganzen Korb voll Wichtelmännchen gefangen, die sollen uns Geld und gute Speisen in's Haus bringen — seht her, solches Geld, wie dieses hier!"

Damit zeigte sie den Knaben ihren blanken Thaler und diese sperrten

Augen und Mund auf; es schien ihnen, als ob die Beiden wirklich aus einem Märchenland zu ihnen zurück gekehrt wären. — Klaus weidete sich recht an der frohen Neugierde seiner Knaben, doch mochte er sie nicht lange zappeln lassen und erzählte ihnen die Geschichte seines schönen Fundes.

Das gab ein Jubeln! — „Bienen, Bienen! — die uns Honig bringen!" riefen sie einmal über das anderemal aus. Aller Hunger war vergessen; schnell liefen sie dem müden Wanderer voraus und schloßen das hölzerne Gartenthürchen auf.

„So, da wären wir!" sagte Klaus, indem er seinen Korb auf eine Bank niedersetzte, „nun müssen wir vor allen Dingen zuerst ein gutes Nachtquartier für unsere Gäste bereiten."

Die Knaben waren ihm flink und sehr anstellig zur Hand und bald war unter dem Apfelbaume, wo dem Vater die beste Stelle schien, ein Holzgestell hergerichtet; darauf wurde ein viereckiges Brett gelegt und Klaus stülpte nun so behutsam wie nur möglich den zugebundenen Korb darauf, so daß die Mündung mit dem Zwillich es berührte. Hernach nahm er nassen Lehm, knetete Gerstenspreu darunter und bestrich damit den ganzen Korb so dick, daß nirgends mehr Luft und Licht hinein dringen konnten. Zuletzt machten sie noch zusammen ein Dach von Brettern über den Korb, damit er gegen Sturm oder Regen geschützt sei. Als das Alles geschehen war, öffnete Klaus wieder das Flugloch, in welches die Knaben neugierig hinein sehen wollten. Sie fuhren aber erschrocken zurück, als flugs einige Bienen herausgeflogen kamen, als wollten sie das neue Haus und die fremde Umgebung sich betrachten. Es schien ihnen keineswegs zu mißfallen, auch mochten sie nicht Lust haben, in die nun schon hereinbrechende Nacht hinaus zu fliegen. Sie krochen bald wieder zu ihren Kameraden in's warme Nest zurück und nun meinte Klaus, könne man sie getrost der Ruhe überlassen, morgen wolle er den Zwillich unter ihnen weg ziehen und Alles thun, was nöthig sei, um den lieben Wichtelmännchen eine gute Stätte zu bereiten.

In der Stube hatte indessen Marie den Tisch gedeckt und eine große Schüssel voll der besten Milch mit dem eingebrockten Brod darauf gestellt. Mit inniger Rührung sprach Klaus das Tischgebet: „Aller Augen warten auf Dich"" 2c. 2c. und das Essen schmeckte ihnen, als wäre es ein fürstliches Festmahl gewesen. Marien's Kranz stand in frischem Wasser neben der irdenen Schüssel und blühte wie ein Elfenkrönchen. Noch selbigen Abend trug ihn das

gute Kind, im Geleite der Brüder, zu dem Grabe der Mutter und meinte in den sanften Mondstrahlen die lieben Hände der Seligen sich darauf niedersenken zu sehen, um die Blumen zu segnen, welche die künftigen Wichtelmännchen ihres Hauses umschwirrt hatten.

Von diesem Tag an gab es ein sehr lebendiges Leben und Treiben unter dem Apfelbaum in Klausens Gärtchen: ein Schwirren und Summen, ein Abreisen und Wiederkommen, ein Bauen und Einsammeln, wie's nur in einem wohleingerichteten Staate möglich ist. Einen solchen hatte die Bienenkönigin wirklich in dem Korbe des armen Klaus eingerichtet und bewies, daß sie eine kluge Frau sei, die das Regieren verstand und wohl auch zufrieden sein mußte mit der Hülfe ihres neuen Beschützers. Nach allen Richtungen sandte sie Schaaren ihrer Unterthanen aus in das Leben des reich gesegneten Sommers und daß diese dort ihre Zeit nicht müßig zubrachten, bewiesen die mit buntem Blüthenstaub beladenen Bienchen, den sie jedesmal von ihren Ausflügen zurück brachten, das fröhliche Begrüßen, womit sie von den zurückgebliebenen Insassen des Korbes empfangen wurden, die ihnen die gesammelten Vorräthe abnahmen. Daß sie ein zierliches Zellchen nach dem andern bauten, daß auch Honig in diese Zellen floß, konnte man ebenfalls aus dem freudigen Summen und Singen der fleißigen Arbeiterinnen vernehmen.

Daß Klaus und seine Kinder sich auf's Herzlichste ergötzten an diesem muntern Treiben in ihrem Bienenkorb, läßt sich denken. Es war ein Sonnenstrahl der Freude und des stillen Glückes mit den Bienen in die kleine Hütte gezogen, das mancher Reiche nicht mit Gold hätte erkaufen können. Das Leben des Armen ist leicht zu erfreuen, er lernt achten auf jedes Wunder, das ihm auf seinem Lebensweg begegnet.

Schon im Herbst hätte Klaus dem jungen Bienenstaat Honig und Wachs abschneiden können; doch wie ein kluger und treuer Bienenvater, ließ er seinen Pfleglingen den gesammelten Vorrath zur Winterspeise und nahm nur eine köstliche Wabe aus dem reichen Schatz, weil Marie der schönen Gräfin auf dem Schlosse so gern dieses Gegengeschenk bringen wollte.

Die liebenswürdige Frau hatte ein inniges Wohlgefallen an dem feinen hübschen Kinde; Thränen der Rührung füllten ihre Augen, als sie die Geschichte der eingefangenen Bienen vernahm, die ihr Marie in ihrer kindlichen einfachen Weise erzählte.

Von dieser Zeit an bewies sich die Gräfin wirklich als eine wohlthätige

Fee in dem Leben unserer Hüttenbewohner. Ihr Wagen hielt oft an der kleinen Gartenthüre, sie ließ sich von Klaus die Bienen zeigen und über ihr wunderbares Thun und Treiben unterrichten. Ihre Hand verscheuchte den Hunger von dem redlichen Herd und auf Marien's Leben richtete sich ihr schönes Auge mit schützender Mutterliebe.

Klaus hatte durch die Bienen eine Beschäftigung gefunden, die ihm bald das saure Geschäft des Bettelns abnahm und Brod für die Seinigen in's Haus brachte. Da man in seiner Gegend nur Klotz- und Bretterstöcke für die Bienen kannte, so verfiel er auf den Gedanken, Körbe von Stroh zu flechten; diese gefielen nicht nur seinen Bienen, sie wurden bald auch von andern Bienenzüchtern aufgesucht und praktisch gefunden. Klaus bekam Bestellungen von allen Seiten, besonders jener gute Bienenvater, Mariens Freund, den zu besuchen Klaus nicht unterlassen hatte, ließ sich diese Körbe in großer Anzahl von ihm verfertigen und er gab ihm nicht nur reichliches Geld für seine Arbeit, sondern auch manche Belehrung über die Behandlung der Bienen.

Klaus hatte, wie wir wissen, ein feines, aufmerksames Auge für das Leben der Natur; dies kam ihm sehr zu Statten und sein Bienenvölkchen stand sich gut dabei und gedieh köstlich. Die kleinen Thiere bewiesen sich wirklich als Wichtelmännchen, die den armen Brodkorb des Bettlers in einen Glückskorb verwandelten, durch welchen Segen und Wohlstand aus dem Zartesten und Lieblichsten, was die Natur geschaffen, in sein Haus strömte. Alljährlich verkaufte er nicht nur ganze Schwärme von Bienen, sondern auch Körbe voll Honig und Wachs, wofür er viel Geld einlöste. Man konnte nach kurzer Zeit ihn einen wohlhabenden Mann nennen und in der ganzen Gegend hieß er der B i e n e n v a t e r K l a u s.

Wenn wir nach einem Verlauf von sechs Jahren noch einmal wieder in das kleine Gärtchen treten, in welches uns ein so betrübtes Ereigniß eingeführt, so sehen wir mit freudiger Verwunderung, wie es sich verändert und welche Spuren des reichsten Gottessegens eine kleine, sogenannte Zufälligkeit hinterlassen hat. Unter dem uns bekannten Apfelbaume hat sich eine stattliche Colonie fleißiger Arbeiterinnen gebildet, welche fast den ganzen Raum des Gartens einnimmt. Ueber sechzig Stöcke stehen unter festem Dach und es fließt Honig aus ihren Zellen, köstlich, gewürzreich wie in dem „gelobten Land." In ihrer Mitte prangt der Stammhalter, jener Bettelkorb, dessen Außenseite mit weißem Kalke übertüncht, die schöne Aufschrift trägt: „H e l f G o t t!". Hinter

ihnen aber sitzt der gute Bienenvater Klaus, mit seinem schönen, freundlichen Gesicht und hört dem Summen seiner kleinen Nation zu, während er immer wieder neue Körbe für sie und die Bewohner anderer Reiche flicht. Die Krücke liegt neben ihm, er beklagt sich nicht mehr über die Langsamkeit des hölzernen Gefährten, er hat seine Sehnsucht in's Weite mit ihm in sein friedliches Bienenhaus niedergelegt. Ruhig hört er das Schnauben und Brausen der Locomotiven, die unfern seines kleinen Gärtchens durch die Felder dahin fliegen und fast stündlich eine große Zahl reiselustiger Menschen in die weite Welt hinaustragen. Lächelnd sieht er den blauen Dampfwolken nach, seine Wünsche ziehen nicht mit ihnen. Hat er selbst doch stündlich so viele Reisende auszuschicken und zu empfangen, daß er selbst weder Zeit noch Lust zum Reisen haben würde, wenn er auch keinen lahmen Fuß hätte. Hat er doch Unterhaltung genug durch die kleinen Kaufleute, wenn sie ihm Waaren aus aller Herren Länder daher bringen. Welch' ein Summen, Brummen, welch' ein Erzählen und Berichten, ein Hin- und Herdiscutiren gibt es, wenn sie diese abladen und ihren Kameraden überliefern! Sie haben auch wohl Abenteuer aller Art erfahren und merkwürdige Dinge gesehen und erlebt. Kühne Meerfahrten haben sie gemacht durch die rauschenden Wogen der Korn- und Buchwaizenfelder, wo sie manchen Sturm zu bestehen hatten und mit Ungeheuern der Tiefe kämpfen mußten; kluge Naturforscher, sind sie zu den Wipfeln hoher Linden und Buchen hinaufgezogen, zu köstlichen Entdeckungen; in die stillen Seen der Lilien haben sie ihre Flügel niedergesenkt und in den duftenden Blätterhainen der Rosen das süßeste aller Blüthengeheimnisse ergründet. Ja, wer die Sprache der Bienen so recht verstände, der würde wohl viel Schönes und Merkwürdiges von ihnen erfahren! —

Unser guter Bienenvater mußte sich ziemlich begnügen, nur im Geschäftsstyl mit ihnen zu reden; dabei lernte er freilich auch Wunderdinge und wenn Ihr meine lieben, jungen Leser noch nicht bekannt seid mit dem Leben eines Bienenstaates, so rath' ich Euch sehr, diesem interessanten Theile der Naturgeschichte Eure Aufmerksamkeit zu schenken. Ihr werdet dann verstehen lernen, wie der Klaus so befriedigt hinter seinen Bienenstöcken sitzen konnte und vollauf zu thun und zu denken hatte.

An seinen Kindern erlebte Klaus ebenfalls viel Glück und Freude. Sie hatten den feinen Sinn für die Natur als Erbtheil von ihm empfangen; die Knaben waren seine wißbegierigen Schüler bei den Bienen, halfen ihm Körbe

flechten und Schwärme einfangen. Dem Aeltesten, der sehr gut schreiben gelernt hatte, dictirte Klaus seine Beobachtungen über die Bienen und seine Erfahrungen bei ihrer Behandlung, so daß ein ganzes, dickes Buch zu Stande kam, das, nach seinem Tode gedruckt, noch jetzt viel gelesen und gekauft wird, unter dem Titel: „Klaus, der Bienenvater aus Böhmen.“ —

Und sein Liebling? seine Marie? — Seht, dort sitzt sie, hinter den blüthenweißen Gardinen des kleinen Fensters und wenn sie das feine Köpfchen von ihrer lieblichen Arbeit empor hebt, um dem gegenüber sitzenden Bienenvater einen freundlichen Gruß zuzulächeln, so begreift man den Ausdruck von Glück, der dann jedesmal sein Gesicht verklärt; aus diesem Gruß fließt der allersüßeste Honig in die stille Zelle seines Herzens.

Marie hatte durch die Fürsorge der Gräfin auch eine Beschäftigung ergreifen können, welche ganz paßte für ihre feinen Fingerchen, wie für ihre sinnigen Augen und ihr freundliches Gemüth. Sie hatte das Blumenmachen in dem nahe liegenden Städtchen erlernt; die Gräfin hatte ihr das Geld dazu gegeben. Jetzt aber verdient sie selbst schon viel Geld, wenn sie ihre Blumen nach dem Laden in jenem Städtchen trägt. Die schönen Frauen und Mädchen dort wollen gar keine anderen Blumen mehr auf ihre Hüte oder in's Haar stecken, als die von der Hand der kleinen Blumenkünstlerin Marie, die sie bildet, als ob sie leibten und lebten.

War es zu verwundern, daß Marie die Blumen so innig liebte und verstand? — Aus ihren zarten Kelchen floß ja das Glück und der Segen in ihr Haus und ich glaube auch, daß die Lieblinge ihres Vaters, die Bienen, nicht blos im Geschäftsstyle mit ihr redeten; ihr Summen erzählte ihr gewiß viel schöne Geschichten und Märchen von all' den Rosen und Lilien, den Nelken und Narzissen, welche ihnen Honig geschenkt hatten. Oft muß eine, eben von ihr verfertigte Blume die Probe halten, indem sie dieselbe aus dem Fenster hielt und wenn sich dann eine Biene darauf setzte, so war ihr das ein Zeichen, daß sie wohlgerathen. Ihr Vater ruft ihr dann auch ganz vergnügt zu: „Marie, die Blume ist gut, das Bienchen will sich Honig daraus holen!“ — Die Biene selbst mag wohl etwas getäuscht wieder hinweg fliegen, doch sie kann sich entschädigen auf dem frischen Blumenstrauß, der immer an des Mädchens Fenster steht, und auf den lebendigen Rosen, womit das Gärtchen ganz überreich bepflanzt ist.

Auch ein Finkenpaar baute alljährlich noch sein Nest in die Aeste des al-

ten Apfelbaumes und wurde nicht mehr gestört von böser Buben Hand; denn die Bienen waren rüstige Wächter, die nur ihre Herrschaft an den Baum heran ließ. Marie behauptete, es wären, wenn nicht ihre Pfleglinge selbst, doch eine Nachkommenschaft derselben. Jedenfalls horcht Klaus, horchen die Kinder stets mit inniger Rührung auf den hellen Schlag, wenn er aus den Blüthen des Baumes herunter klingt in das lustige Summen der Bienen. Sie mischen dann selbst ihre Stimmen hinein, zu einem Preisgesang der Liebe und Gnade Gottes, welche sie so wunderbar erfahren haben.

Wie oft, wenn Klaus auf seinen Krücken hinaus hinkt in das Gärtchen, am frühen Morgen, und die Schaaren seiner Bienen fliegen sieht in die Blüthenpracht der großen, herrlichen Schöpfung, fallen ihm die Worte des Dichters ein:

„Weg hat er allerwegen,
An Mitteln fehlt's ihm nicht,
Sein Thun ist lauter Segen;
Sein Gang ist lauter Licht!" —

Ja! — Gott helf allen Bekümmerten, wie er dem armen Klaus geholfen hat! —

Der Kölner Dom.

Nach einer Sage.

Von **Franz Bonn.**

Der Abend goß sein rothes Gold
In des Rheines rauschende Welle,
Da saß Albertus magnus still
In einsamer Klosterzelle.
Er sollte schaffen Riß und Plan
Zu einem gewaltigen Dome,
Wie keiner raget bergab und an
Am ganzen Rheinesstrome.

Wie soll er finden das rechte Maß
Für seine Gottesgedanken,
Die wie die Berge ragen empor,
Weit über die irdischen Schranken?
Es senket rathlos die Hand den Stift,
Und über dem Pergamente
Wehmüthig neiget der Greis das Haupt,
Verzagend an seinem Talente.

Im heißen Gebete zu Gott er ringt,
Da fängt es an zu dämmern,
Am Himmel taucht der Mond empor
Mit seinen Sternenlämmern;
Es rauschet fern der mächt'ge Rhein,
Still ist es in der Zelle;
Da wird's, das ist nicht Mondes Licht,
Auf einmal magisch helle.

Und in des Lichtes gold'nem Strom —
Den Greis faßt heilig Grauen —
Glaubt er die Mutter Gottes mild
In Wirklichkeit zu schauen.
Der heil'gen Jungfrau reine Hand
Ergreift den Lilienstengel,
Den ihr, getaucht in rothes Gold,
Gereicht ein dienender Engel.

Und an der Zelle geweihte Wand
Den Grundriß zeichnet die Reine;
Es strahlet klar des Domes Bild
In leuchtendem Sonnenscheine.
Albertus magnus ergreift den Stift,
Copirt mit hastigen Strichen
Die Zeichnung auf das Pergament,
Die rasch, wie sie leuchtet, erblichen.

Vollendet ist des Domes Plan —
Da schwindet der Lichtglanz wieder.
Albertus sinkt zu heißem Dank
Auf seine Kniee nieder.
Doch heut' noch streben zum Himmelsblau
Des Domes mächtige Zinnen,
Ein Wald von Säulen und Pfeilern schlank,
Ein Wunder von Außen und Innen.
Der lilienreine jungfräuliche Geist,
Er spricht aus jedem Steine —
Als hätte Maria ihn auferbaut
Den Dom zu Köln am Rheine.

Der Pillenkäfer.

Von G. A. Tobler.

Eine zahlreiche Gesellschaft verließ das kleine Städtchen, das behaglich am reizenden Ufer des prächtigen Lemansees liegt. Es war einer jener herrlichen Tage, wie sie der freundliche Brachmonat so gerne bietet. Nicht zu heiß, nicht zu kühl. Man hatte verabredet, denselben auf dem Lande zuzubringen und Jedes freute sich, einmal ganz nach seiner Neigung leben zu können.

Der erste Abhang war bald erstiegen. Er bildet den untersten Fuß der Juravorberge, ist mit Rebgeländen, mit Obstgärten, mit prächtigen Gartenanlagen bekleidet, mit Schlössern, Villa's, niedlichen Dörfern und kleinen Städten besetzt. Seinen Fuß badet er behaglich im frischen, kühlen See.

Nun führt der Weg über eine fruchtbare Terrasse hin, bis an den Fuß der zweiten Stufe, die sich in sanftern oder steilern Abhängen an die hohen Seiten des eigentlichen Juras anlehnt. Unten stehen die schönsten Buchenwälder und an diese schließen sich die dunkeln Tannenwaldungen an, wo sich noch Baumstämme und Gruppen finden, wie sie nur alte Forste aufweisen.

Nachdem man wohlgepflegte Kornfelder, frisch abgemähte Wiesen, hie und da noch einen hübsch gelegenen Weingarten durchschritten hatte, gelangte man in den herrlichen Buchenwald mit seinem dichten Laubdache über dem moosbedeckten Boden. Am Fuße der zweiten Hügelreihe erweitert sich der Wald zu einer kleinen Lichtung. Der Boden ist ein Chaos von Steinen und Felsblöcken, zwischen denen wildes Gestrüpp den Zugang zu einem rauschenden Wasser erschwert. Es ist dies die Quelle der Versoix, die, wie die meisten Quellen der Juraflüsse und Bäche, am Fuß des Berges gleich als bedeutender Bach der Erde entquellen und einige hundert Schritte nach ihrem Erscheinen schon im Stande sind, die Räder einer Mühle, hier diejenigen einer großen Papierfabrik, zu treiben.

In einem Umkreis von acht bis zehn Quadratklaftern strudeln unter Steinen, zwischen Felsblöcken, aus Spalten reiche Wasser hervor und eilen, hier durch's Moos schleichend, dort über Stein und Fels hüpfend davon, um sich zum kleinen Fluß zu vereinigen.

Nun geht es dem nahen Dorfe zu. Auf dem Hügel steht ein einfaches Schloß und prächtige Kastanienbäume bilden eine natürliche, nichts desto weniger schöne Anlage, welche der Besitzer aber in einen der lieblichsten Parke verwandelt hat.

Nach einem frugalen Mittagessen, bei dem heitere Gemüthlichkeit den Vorsitz geführt, zerstreut sich die Gesellschaft. Diese suchen den Bach, um zu fischen; jene den kühlen Wald, ein Mittagsschläfchen zu machen; andere wandern zurück zur schönen Quelle, während eine kleinere Partie die interessante Papiermühle besucht und wieder andere sich in den verschiedenen Lauben und Gartenhäuschen des Parkes zu einem Plauderstündchen versammeln.

Ich hatte mich schon längst gesehnt, allein und ungestört die unvergleichlich schöne Aussicht so recht zu genießen. Ein alter, mächtiger Kastanienbaum, dessen stachlichte Fruchthüllen schon angesetzt hatten, dessen Fuß aber mit einem weichen Rasenteppiche bedeckt war, lud mich so freundlich ein, daß ich nicht widerstehen konnte und mich hier niederließ. Ich hatte es nicht zu bereuen. Die ganze Gegend unter mir glich einem prächtigen Garten. Getreide- und Kartoffelfelder bildeten seine Gartenbeete, die Gebüsche und Gruppen waren Obstgärten, Wälder, die Landstraßen stellten die weiß besandeten Gartenwege dar, wie sie sich durch das frische Grün der Wiesen und Reben schlängelten, Dörfer und Schlösser waren die Gartenhäuschen, die Oekonomiegebäude des

Parkes, und unten lag das Städtchen glänzend, wie ein Landhaus am blauen, prächtigen See. Jenseits des Leman aber erheben sich die Alpen Savoyens, die höchsten Berge Europa's, die schönsten Kronen der Erde.

Bald aber wird mein Blick auf meine nächste Umgebung gelenkt. Ein kleines Gebüsch, mit den schönsten Blüthen geschmückt, liegt vor mir. Das Gesträuch bewegt sich; ich werde aufmerksam, und sehe bald einen kleinen, braungrauen Kopf mit zwei langen Ohren aus dem Dickicht hervorgucken. Ich bleibe unbeweglich und ein munterer Hase, der dort sein Nest hatte, tritt hervor und läßt es sich im frischen Gras herrlich schmecken. Ohne Furcht vor Verfolgung hat er hier im Garten seine Wohnung aufgeschlagen und befindet sich ganz wohl dabei. Die Jäger dürfen hier nicht jagen. Wie wohl ist ihm! Er macht lustige Sätze, als wollte er versuchen, ob er noch im Stande wäre, den verfolgenden Hunden zu entfliehen. Ja, nimm dich nur in Acht du junger Bursche. Sieh dort die drei Knaben, sie haben dich bemerkt und scheinen nun zu berathen, ob du ein Kaninchen oder ein Hase bist. Jetzt aber sind sie eins; sie wollen Jagd auf dich machen. Paß auf! Mein Zuruf, wenn er ihn auch verstanden hätte, wäre unnöthig gewesen. Er hat die Jungen schon bemerkt und wie der Blitz ist er im Gebüsch verschwunden. Dort hat er nichts zu fürchten, die Knaben haben keinen Hund, um ihn aufzujagen.

Im Gebüsch aber pfeift ruhig die schwarze Amsel und die Drossel singt ihre süßen Weisen. Alles athmet Lust und Wonne. Selbst der Landmann dort unten verrichtet seine Geschäfte mit Freude und Leichtigkeit, denn er sieht reichem Segen seiner Arbeit entgegen.

Ja, die Welt ist schön und der Mensch, der im Frieden mit seinem Gott und Schöpfer lebt, freut sich der hehren Harmonie aller Dinge, als dem Ausdruck der Weisheit und Güte dessen, der Alles das geschaffen hat!

Um bequemer zu sitzen, hatte ich mich an den Stamm des Kastanienbaums gelehnt. Doch ich finde bald diese Lehne sehr unbequem. Nicht weil sie hart, ungepolstert ist, sondern weil ihre Rinde von großen, schwarzen Ameisen bearbeitet wird und diese den unbequemen Eindringling, der ihnen ihre Straßen versperrte, fortzuschaffen bemüht sind. Das gelingt ihnen auch vollkommen. Sie fallen in Schaaren über mich her, kriechen bis auf meine Hände, setzen sich da keck auf ihren Hintertheil und zeigen mir ihre gewaltige Zange, als wollten sie sagen: „Gehe weg, oder ich zwicke Dich!“ Zwei unter ihnen warten nicht einmal auf den Erfolg der

gegenseitigen Verhandlungen, sondern packen meine Haut und lassen einen Tropfen beißenden Saft in die kleine Wunde fallen.

Das ist denn doch zu arg! rufe ich aus, bin mit einem Satze auf den Füßen und schüttle rasch das Gesindel von mir, wobei ich freilich nicht säuberlich mit ihnen umging, denn die Bisse brannten zu sehr. Dann suche ich eine andere Stelle, freilich eine so schattige war es nicht. Diese kleinen Dinger hatten mich auf ganz andere Gedanken gebracht. Ich sah nicht mehr nach dem See, den Alpen, nach den Städtchen und Dörfern dort unten, sondern stöberte herum, ob keiner von den schwarzen Schelmen da herumkrieche. Da sah ich denn eine Grille, die bei meiner Annäherung sich in ihre Höhle zurückgezogen hatte. Die kroch aber wieder an ihre Oeffnung, weil ich ganz ruhig mich verhielt. Sie ließ den schwarzen Kopf sehen, sah gerade aus, als guckte sie mit ihren großen, schwarzen Augen zum Fenster hinaus, um zu forschen, ob sie ihr Lied wieder anstimmen dürfe.

Doch was ist denn das! Eine kleine Kugel, etwas größer als eine Baumnuß, rollt da von selbst den Berg hinan. Ist das Hexerei? dachte ich, während ich leise näher rückte. Nun sehe ich es deutlich: die Kugel ist aus Schaf- und Kuhmist zusammengedreht, und ich erkenne nun auch die Ursache ihrer Bewegung. Ein Käfer, etwas kleiner als ein Maikäfer, zerrt, zappelt, reißt an ihr herum. Der Käfer ist etwa einen halben Zoll lang und vier Linien breit, ganz schwarz, und sieht dem sogenannten Roßkäfer ähnlich, ist ebenso plump und kräftig gebaut, aber nicht so schön in's Stahlblaue schillernd, wie dieser. Die sechs Füße sind ziemlich stark, besonders die vordern, deren Schienen breit und nach Außen gezahnt sind. Man erkennt in diesem Bau sogleich Grabfüße. Das letzte Paar Beine ist etwas länger und endigt mit einer hakenförmigen Klaue. Am Kopfschild vornen stehen drei Zähne. Es ist der Pillenkäfer (scarabaeus pilularius). Ein naher Verwandter von ihm, der heilige Pillenkäfer, der in Nord-Afrika lebt, hat fünf solcher Zähne, die wie Hörner vorstehen.

Dieser gemeine Pillenkäfer kriecht an der Kugel hinauf, hat sich dort mit den Krallen der Hinterbeine fest ein, streckt sich nun, so sehr er vermag, bis er mit den Vorderfüßen einen Grashalm oder einen andern feststehenden Gegenstand packen und sich an ihm festhalten kann. Jetzt zieht er aus allen Kräften an der Kugel und diese bewegt sich, dreht sich nach vornen, den Abhang aufwärts. Aber er muß jetzt frisch anfassen. Wenn nun jedoch die Kugel nicht

feststeht und den Berg hinabrollt? Da sorgt das kluge Thier schon dafür. Zuerst wird versucht, ob die Kugel feststeht, ob sie nicht, wenn er losläßt, zurückrollt. Zu diesem Zwecke läßt er nur ein klein wenig nach und erst, wenn er seiner Sache ganz sicher ist, hakt er die Hinterfüße aus und beginnt sein Manöver von vorn. Welche Kraft aber muß das Thier anwenden, um eine Kothballe, die wenigstens fünfzehn mal so schwer ist, als es selbst, bergauf zu ziehen! Stoßen wäre leichter gewesen.

Doch nun scheint ihm seine Aufgabe selbst zu schwer. Ein kleiner Stein, — freilich für das Thier ein Felsen, — liegt im Wege. Zuerst untersucht er dieses Hinderniß. Als er aber einsieht, daß es unmöglich ist, mit der Kugel über denselben wegzukommen, gibt er die Sache auf und entfernt sich.

Ich nehme nun die Balle in die Hand, sie mir näher anzusehen. Sie ist wirklich aus Mist zusammen geknetet. Schon war ich im Begriff, sie für meine kleine Sammlung in meine Pflanzenbüchse zu legen, um einen Beweis von der Kraft des Käfers zu besitzen, wollte dann versuchen, den Flüchtling selbst einzufangen, als ich sah, wie der kleine Bursche wieder herbei eilte und zwar in Begleitung eines Kameraden in der gleichen Uniform. Sie kamen an die Stelle, wo der erstere die Kugel gelassen, und als sie dieselbe nicht mehr vorfinden, laufen sie herum, sie zu suchen. Schnell lege ich sie wieder an ihren Platz und sehe nun zu meiner größten Befriedigung, wie Beide vereint die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen. Sie klettern an beiden Seiten der Kugel hinauf, haken sich ein, strecken sich, finden aber am glatten Stein keinen ganz geeigneten Haltpunkt. Es wird noch einmal, zweimal versucht. Alles ist vergebens, sie bringen die Balle nicht hinauf. Was geschieht nun? Der eine Käfer klammert sich wieder in der Mitte der Balle an und hält sich, so gut es geht, am Steine fest. Der andere ist unter die Kugel gekrochen und hebt sie empor, während der erste zieht, soviel er vermag; und siehe, ihren vereinten ungeheuren Anstrengungen gelingt es, die Balle auf den Stein hinauf zu ziehen! Nun eine kurze Rast, und dann geht es ziemlich rasch vorwärts, bis sie die Kugel schließlich auf eine Stelle gebracht haben, wo der Boden nicht mehr steinig ist. Der eine der Pillenkäfer, ich denke, es ist derjenige, welcher die Arbeit begonnen, kriecht nun unter die Kugel, und der andere entfernt sich langsam, um Mist zu suchen, und eine neue Pille zu drehen.

Es vergehen einige Minuten, ehe ich errathen kann, was der Käfer unter der Balle zu verrichten hat. Die Kugel bewegt sich sachte hin und her, und

bald entdecke ich, daß rings um dieselbe Erde aufgeworfen wird. Nach und nach versenkt sich die Kugel in die Erde. Wie gerne hätte ich gesehen, wie das Thierchen das bewerkstelligt, allein ich hätte es gestört.

Schon liegt der obere Theil der Kugel tiefer als die Oberfläche des Bodens und rastlos arbeitet der kleine Mineur weiter. Erst nachdem die Balle etwa einen Zoll tief in die Erde versenkt ist, kommt der Bursche hervor und sucht den Mist etwas mit Erde zu decken.

Was hat aber das Alles zu bedeuten? Zu welchem Zwecke wurde diese Mistpille vergraben? Sollte der kleine Käfer im Dienste der Landwirthschaft stehen, und die Bestimmung haben, den Mist zu seiner bessern Verwerthung in den Boden zu graben? Ich denke kaum. Doch vielleicht kann mir der andere Käfer Aufschluß hierüber geben. Ich habe ihn nicht ganz aus den Augen gelassen. Da schleppt er kleine Gaismistkügelchen in den naheliegenden Kuhdünger, wälzt sie hin und her und bringt nach langer Arbeit endlich eine Pille zu Stande, so groß wie die eben vergrabene. Jetzt zieht er sie an eine trockene Stelle, klettert auf sie hinauf und sticht mit dem Legstachel, den er am Hinterleib hat, hinein. Nun ist mir Alles klar; der Legstachel aller Insekten dient ja zum Eierlegen. Der Pillenkäfer legt also seine Eier in die Mistballe, und dann wird sie vergraben.

Wer bewundert da nicht die Weisheit und Güte unsers Schöpfers! Wer will zagen, wenn er sieht, wie treu er für alle Geschöpfe sorgt, selbst für die Nachkommen dieses unbedeutenden Thierchens! Denn die aus dem Ei kriechende Made — Käfermade — nährt sich von frischem Mist. Darum muß die Mutter die Eier da hineinlegen. Der Mist aber würde an der Luft schnell eintrocknen, und zudem können die Schaf- oder Ziegenkügelchen zu klein, zu ungenügend sein, um Nahrung für die Made zu enthalten, hinreichend bis zu ihrer Verpuppung. Darum muß die Mutter eine größere Kugel verfertigen und dieselbe in den Boden verscharren, damit der Mist seine Feuchtigkeit und nährende Kraft beibehalte.

Und nun werdet ihr noch fragen, warum denn die Käfer hier auf dem abschüssigen Boden die Balle aufwärts und nicht abwärts zogen, um einen passenden Platz zu suchen? Letzteres wäre wohl ohne alle Anstrengung zu bewerkstelligen gewesen.

Das ist wohl ganz richtig, allein wie leicht konnte bei diesem Verfahren die Balle mit sammt den darin liegenden Eiern dem Käfer entwischen, den Berg hinabrollen und wäre so für die arme Mutter verloren gewesen.

Während ich das niederschreibe, kommt mir ein anderer Käfer in den Sinn, der auf ähnliche Weise für seine Nachkommenschaft sorgt. Es ist das der Todtengräber (Silva verspillo). Auch er ist kleiner als der Maikäfer, hat einen etwas breitern und flacheren Rücken. Die Beine sind stark, und das erste Paar ist ebenfalls zum Graben eingerichtet.

Er ist nicht schwarz gekleidet, wie unsere Todtengräber bei einem Leichenbegängniß, sondern er hat eine bunte Livree an, nämlich zwei wellige lebhaft rostgelbe Querbinden auf den Flügeldecken. Das Uebrige seines Kleides ist schwarz. Will er seine Eier legen, so fliegt er in Wald und Flur herum, bis er irgendwo ein todtes Mäuschen, eine todte Schlange, Schleiche, Eidechse oder Kröte findet. Sogleich läßt er sich auf das todte Thier nieder, legt sorgfältig seine Hautflügel zusammen und schiebt sie unter die hornigen Decken. Jetzt marschirt er gravitätisch um den Leichnam herum, gleichsam um das Maß zu nehmen und den Boden für das Grab zu untersuchen. Ist dieser günstig, so geht es gleich an die Beerdigung. Allein das greift er ganz anders an, als unsere Todtengräber. Der Käfer kriecht nemlich unter das todte Thier und schafft die Erde unter demselben weg, während er die Leiche auf dem Rücken etwas emporhält.

Doch gewöhnlich arbeitet er nicht lange allein, besonders wenn das todte Thier etwas größer ist. Bald kommen verschiedene seiner Bekannten und guten Freunde herbei, alle natürlich in gleicher Livree, und mit ihrer Hülfe geht die Arbeit rasch vorwärts. Das Grab wird immer tiefer und tiefer, und mit dem Tieferwerden sinkt auch die Leiche tiefer hinab. Nach zwei bis drei Stunden sieht man von ihr nichts mehr. Allein die Arbeiter hören darum nicht auf. Emsig wird fortgearbeitet, bis sie sechs, ja zehn Zoll tief in der Erde vergraben ist. Jetzt erst legen die Weibchen ihre Eier in das Aas, das ihren Maden zur Nahrung dient, kriechen dann aus dem Grab heraus, fliegen davon, um irgend einem andern in gleicher Weise beschäftigten Todtengräber behülflich zu sein. Zugedeckt wird das Grab nicht, aber so tief gemacht, daß die Erde nach und nach von selbst hinabfällt und den Leichnam deckt.

Finden sie aber den Boden nicht geeignet, um ein Grab zu machen, so kriechen die Käfer unter das todte Thier und tragen es auf dem Rücken gemeinschaftlich an eine passende Stelle.

Die erste Seefahrt.

Von Rey.

„Fritz ist da!" Mit diesen Worten stürmte der kleine Wilhelm auf mich zu, indem er mich gleichzeitig bei der Hand faßte und mich nach der Thüre zuführte. „Nur langsam, Wilm!" entgegnete ich und folgte dem kleinen Wildfang, der in seiner jugendlichen Eilfertigkeit mir immer einige Schritte vorauseilte, nach der Belletage, wo die verwittwete Majorin von Hauschild wohnte. Als ich das Wohnzimmer betrat, fand ich die Familie um den großen Eßtisch versammelt, auf welchem von der mütterlichen Liebe für den Herrn Seemann, der es sich in der Sophaecke bequem gemacht hatte, ein Imbiß zum Willkommen aufgebaut worden war. Fritz erhob sich bei meinem Eintritte, mich herzlich nach langer Abwesenheit begrüßend. Potz Blitz! war der ein strammer Bursche geworden, und wie hübsch stand ihm die Uniform eines Seemannes; dazu seine kecke, gerade Haltung, der freie, kühne Blick des Auges, das jugendlich frische, von Luft und Sonne gebräunte Antlitz. Ich schüttelte ihm recht innig die Hand und hieß ihn in seiner Heimath willkommen. Er hatte 14 Tage Urlaub erhalten und benutzte diese freie Zeit, um nach einer vierjährigen Abwesenheit seine Mutter und Geschwister zu besuchen. Im Laufe der Unterhaltung sagte ich zu ihm: „Nun, schwärmen Sie noch so für das Seemannsleben, wie Sie es vor vier Jahren gethan haben?" Er entgegnete mit leuchtenden Augen: „Wenn ich auch nur kurze Zeit das Leben auf dem Schiffe kennen gelernt habe, so bietet dasselbe, trotz seiner eisernen Disciplin, seiner oft die Kräfte aufreibenden Arbeiten, seinen tausendfachen Gefahren, doch so viel Reize, so viel Fesselndes, daß ich unter keiner Bedingung dieses Leben für immer mit dem einer Landratte vertauschen möchte und vertauschen würde."

„Aber eine Seereise ist doch zu monoton," entgegnete ich ihm, um ihn mehr zum Erzählen zu nöthigen, denn seine kecke, frische Sprachweise gefiel mir, „als daß sie auf die Dauer einen gebildeten Mann zu fesseln vermöchte!"

„Monoton?" unterbrach er mich rasch. „Ja, ja! Ihr Landratten denkt, verzeihen Sie meine seemännische Derbheit, weil uns auf der See Euere Konzerte, Theater, Promenaden fehlen, so müsse das Leben auf dem Schiffe zum Sterben langweilig sein. In keiner Hinsicht ist dieses aber der Fall. Auch wir haben von Zeit zu Zeit Konzerte, wo der heulende Sturm durch die Raaen

braust, und die brandende See schaumzischend an die Wandungen des Schiffes emporschlägt, daß dasselbe bis in's Herz erzittert. Auch wir haben Theater-Aufführungen mit Sonnen-Auf- und Untergängen, mit Mondschein und Sternengefunkel. Freilich stehen auf unserm Repertoire nie Possen oder Schwänke, selbst höchst selten Lustspiele, dafür aber desto mehr Trauerspiele von ergreifender Wirkung. Wie tief das Herz rührend ist es z. B., wenn wir auf weiter, weiter See, fern von seiner Heimath, fern von seinen Lieben einen Matrosen unter dem Gebete des Schiffskaplan, unter den Thränen seiner Kameraden auf dem schmalen Brette hinablassen in den tiefen Ocean zur ewigen Ruhe, und ehe so ein alter, sturmgepeitschter Matrose weint, da muß es ihm, ich versichere Ihnen, recht sehr hart an sein Herz gehen. Und Promenaden? Na, glaubt es mir, die von 1000 bis 2000 Seemeilen, die gehören noch nicht zu den weitesten. Wenn uns auch die grünen Wiesen fehlen, dafür haben wir die grüne und blauschillernde See. Wenn auch an unserm Wege keine Blumen blühen, dafür glänzen uns die farbenstrahlenden Quallen entgegen, und die Meeresfurchen, die das Schiff zieht, schimmern im hellen Feuerglanze."

Fritz mußte mein stilles Lächeln über seine begeisterungsvolle Vertheidigung des Meeres bemerkt haben, denn plötzlich hielt er seinen Redefluß ein, schlug die Augen verlegen zu Boden und sagte mit gedämpfter Stimme: „Wenn ich auch nur noch ein Neuling auf der See bin und meine Erfahrungen und Erlebnisse in keinen Vergleich mit denen einer altgedienten Theerjacke gestellt werden können, so —"

„So werden Sie dennoch so freundlich sein," unterbrach ich ihn, „und uns Einiges aus Ihrem Seeleben erzählen. Ich freue mich, Sie so begeistert für das Meer und dadurch auch für Ihren Beruf zu finden." „Ja, erzähle, Bruder Fritz!" bat auch der kleine Wilm, und da auch die Frau Majorin ihren Sohn ersuchte, uns doch seine erste Seereise zu schildern, so gab Fritz endlich nach und erzählte:

„Auf der Najade sollten wir Schiffsjungen unsere erste Probefahrt machen. Sie lag bereits klar vor Anker, während wir uns in der Kaserne fertig zum Einschiffen hielten. Wie herzlich froh waren wir, daß nun das einförmige Kasernenleben mit seinem Kamaschendienste, sowie die langweiligen Unterrichtsstunden in der Nautik und deren Hilfswissenschaften, die nur durch die praktischen Uebungen auf dem Exercierschiffe einige Würze erhalten hatten, nun vorüber sein sollten; wie sehnten wir die Stunde herbei, in der die Najade die

Anker lichten und wir auf offener See dahinsegeln würden. Unsere kleinen Reisekoffer standen bereits gepackt da. Alles, was einigermaßen entbehrlich war, hatten wir zurücklassen müssen. Dein Bild aber, Mama, lag sicher versteckt auf dem Boden des Koffers. Die letzten Briefe waren ebenfalls geschrieben und der Post übergeben worden, Briefe, bei denen so manche Thräne aus den sonst so fröhlich lachenden Augen der Schiffsjungen die Schriftzüge verwischt hatte; war es doch möglicherweise ein Abschiedsbrief für immer, und nie stand uns das Schicksal des preußischen Schiffes Amazone, das spurlos in dem weiten Oceane seinen Untergang gefunden hatte, lebendiger vor der Seele, als in den Tagen vor unserer Einschiffung. Endlich kam der Befehl zum Antreten. Rasch formirten wir zwei Glieder und marschirten unter dem Hurrahrufen unserer zurückbleibenden Kameraden nach dem Hafen ab. Also noch einmal Hurrah! Hinaus auf die herrliche, die wogende See, hinaus nach fernen Küsten, nach Ländern, die unsere Phantasie bereits mit allem Glanze der schöpferischen Natur geschmückt hatte. Welch' ein Leben herrschte heute im Hafen! Da lag die Najade, sich stolz auf den kräuselnden Wellen auf- und abwiegend, in ihrem Festschmucke vor uns, denn sie war frisch angestrichen worden; da drängten sich eine Menge Boote nach der Landungstreppe, um noch Proviant für den gesegneten Appetit der Najadebewohner einzunehmen. Endlich der zweite Befehl zum Einschiffen, da die Pfeife des Bootsmannes uns ihren schrillen Ruf schon mehreremal zugesendet hatte. Wir stiegen in militärischer Ordnung in die Boote, die Matrosen legten sich in die Riemen, (Ruder) und wir flogen über den glatten Wellenspiegel dem Schiffe entgegen. Mehr und mehr stieg die Najade vor unsern Blicken empor; schon sahen wir aus den großen Schiffsaugen die gewaltigen Seegeschütze herauslugen, schon grüßten uns die Fenster der Capitainscajüte, und wir fuhren an dem schöngezierten Buge vorüber, als unser Boot endlich an der Backbordseite (linke Seite) anlegte, nachdem wir durch den Ruf der Schildwache: „Boot an Backbord!" bereits signalisirt worden waren. Wie ein kolossales Meerungeheuer stieg der Rumpf des Schiffes vor unsern Blicken aus den Fluthen des Meeres empor. Doch uns blieb nicht lange Zeit, den Riesenbau der Najade zu bewundern, denn der Befehl: „Aufentern!" trieb uns zur Eile an, und wir stiegen nun Einer nach dem Andern die Fallreepstreppe empor, einer Art Leiter, aus schmalen Brettchen bestehend, welche in fußweiten Entfernungen in die Schiffswand eingefügt sind und als Geländer zwei an den Seiten herabhängende

Taue hat, um so dem Hinaufkletternden einigermaßen einen festen Halt zu bieten, damit er bei dem Schwanken des Schiffes nicht wieder kopfüber in das Wasser stürze. Endlich war ich auf dem Deck angelangt. Welch' ein Anblick! Wie riesige Bäume stiegen die Masten hoch in die blaue Luft empor, und wie ein gigantisches Gitterwerk breiteten sich zahllose Taue vor meinen Blicken aus. Wohin ich sah — Neues, Unbekanntes. Auf das Kommando: „Die Neueingeschifften antreten!" stellten wir uns am Achterdeck militärisch in Reih und Glied. Nachdem unsere Namen von einem Unteroffiziere verlesen, und unsere Papiere einem Seecadetten übergeben worden waren, der noch einmal eine genaue Revision unserer Effecten vornahm, erhielten wir unsere Nummern, die fortan bei dienstlichen Verrichtungen die Stelle unserer Namen vertraten. Diejenigen, welche gerade Nummern erhalten hatten, gehörten nun zur Backbordwache, und diejenigen mit ungeraden Nummern zur Steuerbordwache, d. h. in soweit wir als Schiffsjungen am Wachtdienste uns betheiligen mußten. Darauf erschien ein grauköpfiger Matrose, der uns Jungen über steile, halsbrechende Treppen nach dem Zwischendeck hinabführte, uns in die längs der Schiffswand zu beiden Seiten angebrachten Verschläge einquartirte und dann uns die nöthigen Instructionen über Aufhängen und Wegstauen der Hängematten ertheilte, freilich nicht in der gewinnenden, humanen Weise unserer früheren Lehrer in der Marineschule, sondern in einem so mürrischen und groben Tone, uns dabei gleichzeitig mit Püffen traktirend, daß mir in dieser Stunde das Leben auf dem Schiffe nicht gerade im rosigsten Lichte erschien. Kaum hatte uns unser griesgrämiger Instructeur verlassen, als wir aus dem dumpfen Zwischendeck nach dem Oberdeck eilten, um wo möglich noch in den wenigen Stunden vor Schlafengehen das Leben und Treiben auf einem Kriegsschiffe zu beobachten und, da wir jetzt mit zur Besatzung desselben gehörten, „den Dienst kennen zu lernen." Während einige meiner Kameraden sich längs der Verdeckgallerie aufstellten, andere das Achterdeck, d. h. den Theil des Schiffes rückwärts vom großen Maste besuchten, aber hier sogleich von der Wache fortgetrieben wurden, da dieser Schiffsraum nur vom Schiffsstabe betreten werden darf, streckte ich mich zwischen den Geschützen hin, ein Observationsposten, der nicht besser gewählt sein konnte und mich gleichzeitig vor den unsanften Berührungen mit dem auf Deck hanthierenden Matrosen schützte. Die Sonne war bereits untergegangen, eine frische Brise aus Südwest milderte die Hitze des Tages, und so lag ich denn träumend neben den gewaltigen

Lafetten und dachte Eurer. Aus diesen Träumereien schreckte mich plötzlich der Befehl auf: „Alle Mann an Deck zum Hängematten nehmen!" Der durchdringende Ton der Pfeife schrillte an allen Lucken, und wenig Minuten später stand die Mannschaft an den ihr angewiesenen Sammelplätzen. Nachdem nach der Nummer die Hängematten ausgetheilt worden waren, stiegen wir in das Zwischendeck hinab, und da wir bereits in der Marinekaserne das Aufhängen der Hängematten einexercirt hatten, so gelang es mir bald, mein Nachtlager an die dazu bestimmten Haken zu befestigen. Vergebens versuchte ich aber einzuschlafen. Abgesehen von der mir unbequemen, zusammengekrümmten Lage, verscheuchte das Plätschern der See an den Schiffsplanken und das Pfeifen des Windes im Takelwerke anfänglich den Schlaf, so daß Mitternacht herbei kam, ehe die Natur ihr Recht behaupten konnte. Aber auch da noch schlief ich sehr unruhig. Bald schreckte mich der Ruf der Schildwache: „Alles wohl!", bald die Glockenschläge am Deck und in der Batterie, welche die Stunden anzeigten, bald der schrille Ton der Pfeife, der zum Wachenwechsel rief, aus dem süßen Schlummer, bis endlich gegen vier Uhr Morgens das Commando: „Hängematten an Deck!" aller Nachtruhe ein Ende machte und mich aus dem Zwischendeck eilig nach dem Oberdeck trieb, denn die Schiffsdisciplin duldet keine Minute Zögerung. Es war ein prachtvoller Morgen. Die Wellen, die ein leichter Südwest kräuselte, glitzerten in der Morgensonne wie flüßiges Gold. Wie schön, wie herrlich ist doch der Anblick der ruhigen See! Schon hatte der Commandant die nöthigen Befehle zur Abfahrt der Najade ertheilt. Während daher die Musik die Reveille spielte, sah ich die Matrosen um die Gangspille laufen, den Anker aufzuwinden. Die Maschine gab Dampf, die entrollten Segel blähten sich, und sich langsam nach vorn neigend, begann das Schiff Südost zu steuern. Langsam entschwand das Ufer unter dem Horizonte, und kaum umgab uns die unendliche See, als sich auch schon das Schreckensgespenst des Seefahrers: „die Seekrankheit" einstellte. Ich bin, Gott sei Dank! nur durch einen schnell vorübergegangenen Anfall heimgesucht worden, während Andere meiner Kameraden seufzten und wehklagten. Ja, ich sah selbst ältere Matrosen, denen die Seekrankheit nochmals einen Possen spielte, obwohl sie sich vielleicht zum hundertsten Male auf den Wogen des Meeres umhertummelten.

Unsere Najade schwamm also auf dem Meere lustig dahin. Als der erste Sonntag auf der See anbrach, wurden wir zur Messe kommandirt, nachdem

wir Schiffsjungen das Deck noch gründlicher, als die vorhergehenden Tage, hatten reinigen müssen. Diesen ersten Gottesdienst auf dem offenen Meere werde ich sicher in meinem Leben nie vergessen. Der Himmel war bis auf eine Wolkenwand heiter, das Goldauge der Sonne strahlte leuchtend auf uns herab, und eine frische Brise aus Westnordwest spielte im Takelwerke. Am Steuerbord war ein Altar errichtet und mit Flaggen reich ausgeschmückt worden. Zur Seite desselben hatte sich der Commandant und hinter diesem das Offizierkorps nebst den Seecadetten aufgestellt, während im Vordertheile des Schiffes die Marine-Infanterie und Artillerie und an der Backbordseite die Matrosen und wir in langen Reihen natürlich mit dem Gesichte nach dem Altare placirt worden waren. Die heilige Handlung begann. Zwei meiner Kameraden fungirten dabei als Meßdiener. Wie erhebend erklang der Gesang der Mannschaft und die Choralbegleitung des Musikchors über das Meer hin, dessen Wellen an den Schiffswänden lauschend auf- und abkletterten. Wie rührend war es, als Alle zur heiligen Wandlung beim Klang des Glöckchens auf die Kniee sanken. Gegen das Ende der hl. Handlung begann sich die Scene zu ändern. Die Wellen wurden von Minute zu Minute unruhiger, und rauschten höher und höher an Bug und Heck empor, und lauter und lauter accompagnirte der Wind das Brausen der auf- und abwallenden Wogen, so daß die Najade sich bedeutend auf die Seite legte und wir Schiffsjungen Mühe hatten, uns im Gleichgewichte zu erhalten. „Nieder zum Gebet!" ertönte das Commandowort nach dem „Ita missa est" und wieder sank die Mannschaft auf die Kniee, um die üblichen Gebete für Fürst und Vaterland zu sprechen, während das Schiff unter dem gewaltigen Segeldrucke ächzte und stöhnte. Kaum war jedoch: „Auf vom Gebet!" commandirt und dadurch die heilige Handlung beendigt, als mit lauter Stimme der Befehl: „Reff in die Marssegel!" erscholl. Mit blitzesgleicher Geschwindigkeit eilte nun jeder Matrose an seinen Posten, und das Schlagen der herabgelassenen Segel zeigte, wie pünktlich sie dem Commando Folge leisteten. Wir Schiffsjungen blieben, als noch nicht vollständig einexercirt, für dieses Mal noch von der lebensgefährlichen Arbeit des Segeleinreffens, während der Wind mit vollen Backen bläst, verschont und hatten dadurch Freiheit, uns ein sturmsicheres Plätzchen auszusuchen. Der Himmel zog mehr und mehr seine Sturmjacke an, indem dunkle Wolkenwände im Südost und Südwest aufstiegen. Da die Heftigkeit des Windes wuchs und er uns in rasender Eile vor sich hertrieb, so wurden nun auch die Bramsegel fest ge-

macht, und die Marssegel dichter gereeft, die Kanonen mit doppelten Verstärkungen festgebunden, die Kanonenlucken dicht geschlossen und Alles zum Kampfe mit dem Sturme klar gemacht. Schon statteten uns einige Wogen einen Besuch auf Deck ab, wobei sie, unter dem Gelächter der Matrosen, mehrere Marinesoldaten mit ihrem Salzwasser über und über begossen. So brach allmählich die Dunkelheit herein. Daß heute an keine Hängematten gedacht wurde, versteht sich wohl von selbst, und daß uns die Stunden der Nacht nicht mit Langeweile plagten, dafür sorgte der Sturm, der unter fürchterlichen Stößen daherbrauste und die Wogen haushoch emporschleuderte, so daß das Schiff heftig zu arbeiten hatte, um die wilde See zu durchbrechen. Wenn ich jetzt mit meinem Muthe und meiner Unerschrockenheit prahlen wollte, so würde ich lügen. Im Gegentheil, die Angst preßte mir gleichsam das Herz zusammen, es war der erste Sturm, den ich erlebte, und da ich auch die Matrosen still und mit bleichen Gesichtern an mir vorübergehen sah, so fürchtete ich bereits das Schlimmste. Krampfhaft klammerte ich mich an die Stengewandten (Tauwerk) an, da das Schiff bald auf dem Rücken einer riesigen Woge tanzte, bald in ein tiefes Wellenthal hinabgeschleudert wurde. Durch das Wogengebrause und Sturmgebrüll hindurch hörte man das Klatschen der zerrissenen Segel. Vergebens erscholl das Kommando: „Marssegel in Gei!" Die Matrosen, die sich in dem Tauwerke festgeklammert hatten, konnten trotz ihrer todesmuthigen Verwegenheit die Segellappen nicht auffangen und mußten es geschehen lassen, daß sie so lange krachend gegen den Mars peitschten, bis sie der Sturm in Fetzen zerrissen hatte. Auch das Vorstengenstagsegel und die Staghock wurden mit einem Stoße abgerissen und in die schäumende See hinausgeschleudert. Meine Angst stieg von Stunde zu Stunde. Da ich den auf Deck hin- und herrennenden Matrosen bei ihrer Arbeit nur im Wege gewesen wäre, so kniete ich neben einem Geschütze nieder, die Lafette mit der Kraft der Verzweiflung umfassend und betete und weinte, denn ich sah mich schon im Geiste in das schaumgepeitschte Meer hinabgeschleudert. Wie innig drückte ich in dieser Schreckensstunde Dein Bild, liebe Mama, an mein Herz, gleichsam als ob ich durch Dich Hilfe, Rettung erhalten könnte, es mit tausend Küssen bedeckend, Abschied nehmend auf Nimmerwiedersehen für diese Erde. Doch die Gefahr sollte noch in ein Stadium treten, wie es Niemand von der Schiffsmannschaft erwartet hatte. Während uns ringsum schwarze Nacht umgab und uns nur die weißen Schaumkämme der zu Wasserbergen aufsteigen-

den Wogen entgegenleuchteten, tauchten plötzlich neben der Najade die schwarzen Umrisse eines Schiffes auf, das gleich dem Geisterschiffe des fliegenden Holländers mit vollen Segeln gegen uns anstürmte. Schreckensbleich starrten die Matrosen nach dem Schiffe, dessen Mastlaternen, trotz des Sturmes, wild aufflackerten. Noch ein Augenblick und dann ein Zusammenstoß und Untergang der Najade mit Mann und Maus. Da — im höchsten Moment der Gefahr — brüllte das Sprachrohr des Kommandanten: „Abfallen!" d. h. vom Winde wegsteuern, und aus ihrer augenblicklichen Betäubung aufgerüttelt, fielen die Matrosen mit Riesenkraft, denn die Gefahr stählte ihre Muskeln, in die Speichen des Steuerrades und — trotz der übermächtigen Gewalten des Sturmes und der Wellen — ein Ruck — das Steuer war blitzschnell an Bord geworfen — und dicht am Backborde saust das unheimliche Schiff, dessen Namen wir nicht erfahren haben, an uns vorüber. Tief aufathmend sahen wir es hinter den Wellenbergen entschwinden. Kaum war diese Gefahr mit Gottes Hilfe glücklich an uns vorübergegangen, als die Matrosen mit ihrer alten Energie und Tollkühnheit wieder dem Sturme Trotz zu bieten suchten. In der Takellage fing es an, lebendig zu werden, und ob auch das Schiff sich mit den Mastspitzen oft tief in die Wogen hinabbeugte, mit der einen Hand sich festhaltend, oder wenn beide Hände zur Arbeit nöthig waren, sich auf dem schwankenden Sitze, unter sich die wilden Wogen, das Haar vom Sturme gepeitscht und die Kleider vom Salzwasser durchfeuchtet, nur mit den Beinen sich festklammernd, wurden nun von den Theerjacken neue Marssegel angeschlagen. In dieser Stunde hatte jedoch der Aufruhr der Elemente seinen Höhepunkt erreicht, und die Gewalt des Sturmes fing nun an, sich zu legen, während die See noch sehr hoch ging, die sich überhaupt viel langsamer beruhigte. Wir Schiffsjungen wurden nun nach der Batterie commandirt. Das Rollen und Schlingern des Schiffes ließ uns hier keine Minute ruhig auf unsern Füßen stehen, sondern warf uns bald nach rechts, bald nach links, bald nach vorn, bald nach hinten gegeneinander, so daß wir es vorzogen, auf die Kanonen zu retiriren. Obgleich die Kanonenporten dicht geschlossen waren, stürzte doch bei jeder anrollenden Welle eine Menge Wasser, besonders auf der vorderen Batterie, herein, daß wir bis auf die Haut naß wurden. Und doch gab es in dieser Zeit eine Gewalt, welche mächtiger als Sturm und Meer war, und dieses war — der Schlaf. Trotz des Geheuls des Orkans, des Klatschens der Segel, des Krachens der Kajütenwände, des

Knarrens der Geschütze, des Aechzens der Schiffswände fingen mehrere Kameraden an, einzunicken und konnten nur durch Gewaltmaßregeln von unserer Seite munter erhalten werden. Auch ich war todtmüde, eine bleierne Mattigkeit lag mir in den Gliedern. Als daher gegen Nachmitternacht der Befehl kam, die Hängematten aufzusuchen, eilte ich schnell unter Deck, warf meine salzgetränkten Kleider ab, schwang mich in meine Hängematte, und wenige Augenblicke später waren die überstandenen Gefahren, der Sturm, die Sturzwellen, das ansegelnde Schiff vergessen und ich fest eingeschlafen. Als wir am Morgen zur Tagesarbeit commandirt wurden, war die Sonne in leuchtender Klarheit über der noch immer wild brandenden See aufgegangen. Seit diesem Sturmsonntage hat das günstigste Wetter unsere Najade begleitet. Da aber der Commandant in der Sturmnacht nicht sehr von unserer praktischen Ausbildung für den Seedienst erbaut gewesen sein mochte, so wurden wir jetzt täglich in eine tüchtige Schule genommen und mußten, gleich den ältesten Matrosen, die beschwerlichsten und halsbrechendsten Arbeiten verrichten. Doch dadurch wurden wir täglich kühner und gewandter, und zuletzt glichen wir, wenn wir in dem Takelwerke umherkletterten, gleichsam Luftgeistern, denn oft hatten wir weiter keinen Halt als eine Raae, auf die wir uns mit der Fußspitze stützen konnten. Nun mag der Sturm wieder kommen; nun werden wir keine müßigen Zuschauer bleiben, wie in der Sonntagsnacht und kühn, wie die andern Matrosen, den Kampf mit dem wilden Luftriesen aufnehmen. Unsere Seefahrt sollte jedoch ein unerwartetes Ende erreichen. Als wir in Marseille anliefen, fand der Kommandore eine telegraphische Depesche vor, die ihn nach seinem Standhafen zurückrief, weil die Najade bestimmt war, mit noch mehreren Schiffen eine Escadre zu einer Expedition nach den ostchinesischen Gewässern zu bilden. So bin ich nun wieder am Lande, um, so Gott will, in vier Wochen wieder in See zu stechen und zum ersten Male die Linie zu passiren, aber, wie ich hoffe, als Seecadett. Dann, Wilm, werde ich Dir auch ein kleines Aeffchen mitbringen." —

Möge der Himmel Fritz auf dieser weiten Seereise in seinen Schutz nehmen, damit er einst wieder in die Arme seiner Mutter zurückkehrt. Was er uns dann erzählen wird, will ich Dir, lieber Leser, so gewissenhaft wieder mittheilen, als ich es mit den Erlebnissen seiner ersten Seefahrt gethan habe.

Kleines für die Kleinsten.

Von Friedrich Güll.

1.

Wenn der kleine Schelm verdrießlich aufwacht.

Grüß Gott, mei' lieb's Franzerl!
Bist da von der Fremd'?
Wo hast denn Dei' Ranzerl,
Dei' Huterl, Dei' Hemd?

Wo hast denn Dei' Rockerl,
Dei' Stieferl, Dei' Schuh',
Dei' Höserl, Dei' Sockerl?
Du trauriger Bu'! —

Jetzt holt nur den Schneider
Und Schuster im Nu,
Und schneidert ihm Kleider
Und schustert ihm Schuh'!

2.

„Zorn-Igelchen."

Schön rund ist mein Röschen,
Aber spitz ist sein Dorn:
Hübsch klein ist mein Büdchen,
Aber groß ist sein Zorn.

3.

Beim Anziehen.

Der kleine Musje Strampfelmann
Hat ja noch keine Strümpfeln an,
Noch keine Strümpf und keine Schuh';
Her mit dem Strampfelmann im Nu!
Er stößt ja sonst sich an die Zeh',
Das thät ihm bis an's Näsle weh.
Klipp klapp, tipp tapp, schon hab' ich ihn
Und thu' ihm Strümpf und Schuh' anzieh'n.
Mit Zwickeln und mit Bändeln d'ran,
Dem kleinen Musje Strümpfelmann.

4.

Kutschenfahrt.

Hutsche, hutsche, hutsche!
Horch, da kommt die Kutsche!
Her den Hut und her den Stock,
Springen schnell wir auf den Bock,
Daß wir auch mit rutsche!
Heute noch um halber Neun
Müssen wir in Nürnberg sein.

5.

Der kleine Stiefelmann.

Hat unser kleiner Stiefelmann
Nicht nagelneue Stiefel an?
Und kann auf keinem Beine steh'n,
Kann keinen Schritt alleine geh'n!

Plumpt wie ein Purzelmännchen um,
Hockt wie ein Huckelweibchen krumm.
Herr Stiefelmann, Herr Stiefelmann,
Was fangt ihr mit den Stiefeln an?

6.

Fünf Finger.

Der muß das Bäumchen schütteln,
Der wirft hinauf mit Knütteln,
Der klaubt die Birn' in's Säckchen,
Der schleppt nach Haus das Päckchen.
Und der versteckt es in das Stroh;
Da sind sie miteinander froh.

7.

Wenn das Kind nicht schlafen will.

Thu' zu Guckäugelein, mein Kind!
Denn draußen saust und braust der Wind,

Der schlimme Wind, der grimme Wind.
Thu' zu Guckäugelein, mein Kind!

Und will mein Kind nicht schlafen ein,
Gleich fährt er in Dein Bett hinein,

Bläst alle Federn Dir heraus,
Und endlich selbst Dich aus dem Haus.

KRILLING

Eine Heidenmusik.

(Wahre Begebenheit.)

Von Dr. J. Proschko.

(Mit Bild.)

„Wir werfen uns darnieder vor Dir, Gott Sabaoth!
„Erhöre uns're Lieder, da wir nach dem Gebot
„Dir dieses Opfer bringen; verleihe nun, daß wir
„Es andachtsvoll besingen und wohlgefallen Dir." —

O, lieber, guter Cantor! Dein Baß ist viel zu tief;
Es wär' fürwahr ein Wunder, wenn man dabei nicht schlief!
So geht es auch den Bauern, sie schlafen wacker ein,
Doch unser lieber Cantor, er orgelt wacker drein. —

Da steht ein fremder Horcher mit Zügen seelengut,
Der lacht beim Ton der Orgel verstohlen in den Hut.
„Herr Cantor" — frägt er leise — „wo lerntet Ihr den Baß?" —
Der sieht sich um und murret: „Laßt Euern schlechten Spaß!

„Was braucht es für die Bauern viel Kunst und viel Natur?
Wir nennen halt dies Orgeln die Heidenmusik nur!" —
Und lachend spielt er weiter; da faßt der fremde Mann
Den guten Cantor unwirsch bei seinem Aermel an. —

Er spricht: „Ei, laßt probiren mich auch der Orgel Ton!"
Und von dem Sitz geschoben hat er den Cantor schon.
Er orgelt. — Erst andante; dann feierlich empor
Erklingt der Ton der Orgel vom hohen Kirchenchor.

Wie Adlerflug und Blitzstrahl durchfliegt der Töne Macht
Das weite Schiff der Kirche; — die Bauern sind erwacht.
Sie recken ihre Häupter empor und fragen: „Ei!
Was spielt heut unser Cantor für eine Melodei?

Es singen g'wiß die Engel im Himmel nicht so schön!
Ei Cantor, lieber Cantor, welch herrliches Getön!"
Der Cantor aber blicket, verwirrt, betroffen drein,
Dann spricht er: „Freund, jetzt satis! laßt mir das Spielen sein!

Die Uhr hat schon geschlagen! Der Gottesdienst ist aus!
Doch spielt Ihr fort, so gehet kein Bauer heut nach Haus;
Und meine Hanne wartet mit ihrer Suppe nicht;
Macht Platz!" — Den fremden Orgler hat weggedrückt der Wicht.

Des Cantors breite Tatzen nun pauken wieder drein;
Da rufen laut die Bauern: „Das muß der Cantor sein!"
Sie springen auf und laufen; leer ist die Kirche schon!
Hinausgefegt hat Alle des Cantors erster Ton.

„Na, seht!" — spricht er zufrieden zum fremden Orgler dann: —
„Na, seht, was meine Musik zu Stande bringen kann!
Nach meiner Orgelpfeife tanzt Bauer, Knecht und Magd;
Ich laß sie geh'n und kommen, just, wie es mir behagt.

„Jetzt aber sagt mir, Lieber, noch eh' Ihr Euch entfernt:
Wo habt Ihr Eure Musik, das Orgeln da, gelernt?
Wo habt Ihr Eure Noten, mein guter Freund, studirt?
Wie heißt das Stücklein, das Ihr so fertig präludirt?" —

Da spricht der Fremde lächelnd: „Im Land der Harmonie,
Da lernt' ich meine Töne; der Meister gab mir sie;
Der große Meister Oben, den Himmel lobt und Erd',
Der hat mir diese Töne durch seine Macht gelehrt.

„Der Meister gab die Seele, der Meister gab den Klang,
Den meines Geistes „Schöpfung" mit Seinem Hauch durchdrang.
Ja, wollt Ihr Töne lernen, so lernt von der Natur!
Dort lernt Ihr meine Musik! 's war Haydnmusik nur!" —

Das Almosen.

Von Fanny von Inama.

Es ist 10 Uhr Vormittags, als eben in einem großen, grauen Hause mächtiger Glockenruf ertönt. Ein paar Minuten später und Niemand kann mehr einen Zweifel darüber haben, was das für ein Haus sei und was der Glockenruf zu bedeuten habe; denn innerhalb der Mauern wird es lebendig, zuerst von vielen betenden Kinderstimmen, dann vom mäßigen Gepolter vieler kleiner Füße über die Treppe herunter und dann — das Thor des Schulhauses öffnet sich und heraus strömt ein Schwarm frischer Buben, lachend, schwätzend, lärmend, springend, übereinanderpurzelnd. Manche erwachsene Leute, die gerade des Weges kommen, weichen scheu bei Seite und sehen mit nicht sehr freundlichen Augen nach dem Lärm und dem Gezappel; andere thun das nicht, sondern wagen sich sogar ganz nahe herbei, und freuen sich herzlich der lustigen Bubenheerde, die eben vor ihren Augen ihr Unwesen treibt. Nach und nach entwirrt sich der Knäuel; es bilden sich kleine Häuflein und Gruppen, da und dort wird noch mit hochwichtigen Mienen über Dieses und Jenes verhandelt und dann wird abgezogen zu verschiedenen Seiten, je nach dem Wege, der zur Heimath führt.

An der Ecke der Straße, die mit dem Schulhaus gesegnet ist, steht schon geraume Zeit ein Knabe von 11—12 Jahren, der mit einem Anflug von Selbstbewußtsein und Würde die deutsche Schuljugend beobachtet, zu welcher er nicht mehr gehört, denn er ist schon im zweiten Jahre ein fleißiges Studentlein. Was muß ihn aber wohl veranlassen, gar so eifrig und aufmerksam nach der tollen Schaar zu spähen? Siehe da! diese Frage soll gleich beantwortet werden. Aus einem Häuflein der allerlustigsten Jungen haben eben ein paar dunkle, lebhafte Augen den an der Straßenecke wartenden Knaben entdeckt und sogleich verläßt der Eigenthümer jener Augen das Häuflein seiner Genossen und eilt dem Wartenden entgegen. Die Aehnlichkeit der Gesichtszüge und die gleiche Kleidung läßt die beiden Knaben sogleich als Brüder erkennen. Ein leichtes, freundliches Kopfnicken ist der gegenseitige Gruß, dann legt der Kleine seinen Arm in den des Bruders und Beide wandeln eine Zeit lang schweigend ihre Straße.

Es ist ein nettes Brüderpärchen; schwarzäugig, rothwangig, schlank gebaut,

frisch und leicht in allen Bewegungen; aus den feinen Zügen des Größeren blickt schon verständiger Ernst; des Kleinen herziges von hellbraunen Locken umgebenes Kindergesichtchen ist voll lebhaften, beweglichen Ausdrucks, man sieht es ihm gleich an, daß ein kleiner Schelm in ihm steckt. Und doch schauen jetzt die großen, dunkeln Augen innig und fast ernst zu dem Bruder auf und leise kömmt die Frage: „Ferdinand, weißt Du, woran ich jetzt denke?“ „Das ist leicht zu errathen,“ antwortete lächelnd der Bruder, „ich glaube, Du denkst schon seit langer Zeit an nichts anderes mehr als an Weihnachten, ist es nicht so, Ludwig?“ „Ja, ja!“ rief dieser freudig, „ich muß immer daran denken. Heute in der Religionsstunde haben wir wieder die Geschichte von der Geburt Christi gelesen. Der Herr Religionslehrer hat uns Vieles darüber gesagt und dann hat er mit uns von Weihnachten gesprochen; o, das war schön! wir durften ihm auch erzählen, was wir uns alles vom lieben Christkindchen wünschen. — Aber, weißt Du, es sind auch viele arme Buben in unserer Schule, die konnten nicht mitreden; das hat mich ganz traurig gemacht und ich glaube, dem Herrn Religionslehrer hat es auch leid gethan, denn er schaute uns ernst an und sagte, wir würden gewiß noch eine größere Freude an Weihnachten empfinden, wenn wir suchen wollten, etwas zu thun, was dem lieben Jesuskinde gefallen könnte; wenn wir z. B. für die vielen Freuden, die uns der liebe Gott durch unsere guten Eltern bereiten läßt, einem Armen eine kleine Wohlthat erweisen oder eine kleine Freude machen würden. — Siehst Du, Ferdinand, darüber denke ich nun immer nach. Ich möchte gar so gern etwas Gutes thun, aber ich weiß nicht, wie ich es machen soll. Ich habe kein Geld; für die letzten 12 kr., die mir der liebe Papa geschenkt, habe ich mir leider schon wieder eine Schachtel Bleisoldaten gekauft und wenn ich auch Papa bitte, mir für ein armes Kind etwas zu schenken, so ist das eigentlich doch nichts von mir, sondern Papa hat eben das Almosen gegeben. Wenn ich nur wüßte, was ich thun soll!“ Das liebe Gesichtchen hatte einen fast traurigen Ausdruck angenommen und auch Bruder Ferdinand war nachdenklich geworden und wußte nicht sogleich Rath. Plötzlich leuchtete es auf in des Letzteren dunkeln Augen. „Lulu“ sagte er, „mir fällt etwas ein! heute Mittag gibt es einen guten Pudding, das hat mir die Köchin in der Frühe gesagt; wie wäre es, wenn wir nur wenig davon essen und das Uebrige für ein armes Kind aufheben würden? es kommen ja öfter arme Kinder zu uns und bitten um etwas zu essen.“ — Ludwig hatte anfangs in großer Spannung zugehört; als er aber den ganzen

Vorschlag vernommen, senkte er doch ein wenig das Köpfchen und zögerte mit der Antwort. Es entstand ein kleiner Kampf in dem jungen Herzen; der gute Pudding, auf dessen Erscheinen er schon einige Tage vergeblich gehofft hatte! es war seine Lieblingsspeise — wie gut würde sie ihm schmecken! Aber nein — Ludwig wollte nicht mehr daran denken, sondern großmüthig das Opfer bringen; rasch richtete er sich empor, schloß sich fester an den Bruder an und sagte: „Ja, Ferdinand, Du hast Recht, wir wollen es so machen, wie Du gesagt hast." Und der nun bestimmt gefaßte Entschluß mußte das junge Gemüth mit großer Freude erfüllen, denn der liebe Kleine fing an zu springen und zu lachen und der Heimweg wurde so geschwind als möglich zurückgelegt. Zu Hause war es Ludwigs erstes Geschäft, sich in der Küche zu erkundigen, ob es mit dem Pudding auch seine Richtigkeit habe; ja, die Köchin war wirklich schon in voller Puddingthätigkeit. Voll Vergnügen theilte Ludwig dem Bruder seine Beobachtungen mit und Beide kamen nun darin überein, daß sie ihre Aufgaben gleich lernen und recht fleißig arbeiten wollten, um sich Nachmittags (es war Mittwoch und der Nachmittag von Schulstunden frei) desto besser ihrem guten Werke widmen zu können. Ferdinand arbeitete ruhig und fleißig. Ludwig that auch sein Bestes, aber von Zeit zu Zeit konnte er sich doch nicht enthalten, vom Stuhle aufzuspringen, in die Hände zu klatschen und mit geheimnißvoll schelmischen Augen auszurufen: „Wie freue ich mich auf heute Nachmittag!"

Die schriftlichen Aufgaben waren nun vollendet und eben hatte Ludwig auch die Aufgabe im Katechismus ohne Fehler hergesagt, als die Tischglocke, heute ein besonders ersehntes Zeichen, sich vernehmen ließ. Ludwig konnte nicht viel essen; er war unruhig und zerstreut und wechselte manchmal geheimnißvolle Blicke mit Ferdinand, besonders als der bewußte Pudding erschien. Beide Knaben aßen etwas davon, es schmeckte köstlich; wie erstaunt waren aber die Eltern, als die Knaben sich nicht wie sonst mit Vergnügen über eine zweite und wohl auch dritte Lieferung des beliebten Gerichtes machen wollten, sondern in aller Bescheidenheit dafür dankten. „Was fehlt denn heute Euch oder dem Pudding, daß Ihr schon mit Euerm Appetit zu Ende seid?" fragte freundlich die Mama. Ludwig wurde ganz roth und blickte verlegen auf Ferdinand; dieser fühlte sich auch etwas beklommen, faßte aber doch Muth und sagte: „Wir möchten lieber das Uebrige für Nachmittag aufheben, wenn Du es so erlaubst, liebe Mama!" Die Bitte wurde gerne gewährt und nach Tische hatten

die beiden Knaben nichts Eiligeres zu thun, als ihren theuern Pudding in Besitz zu nehmen; sie begossen ihn noch reichlich mit Vanille-Sauce, deckten die Schüssel sorgfältig zu und stellten dieselbe auf den Ofen, damit die verdeckte Speise auch warm bliebe und den zu erwartenden kleinen Gast recht erquicken möge. Mit wahrer Befriedigung schauten die beiden Knaben immer wieder nach ihrem Schatz auf dem Ofen und warteten nun voll freudiger Unruhe auf ein armes Kind.

Ludwig hatte bei Tisch standhaft geschwiegen von seinem edlen Vorhaben, das war schon viel für das kleine, offene Kinderherzchen; aber ganz konnte er doch nicht bei sich behalten, was ihn so sehr beschäftigte; er entdeckte alles seiner Schwester, die seine besondere Vertraute war. Als es nun Nachmittags öfter an der Hausglocke schellte, Ludwig immer wieder an die Thüre eilte und immer wieder mit getäuschter Hoffnung zurückkam, wurde er ziemlich kleinmüthig. Es war 3 Uhr, 4 Uhr geworden — immer noch kein armes Kind. „Ach, liebes Schwesterl“ sagte er, „glaubst Du, es kommt noch ein armes Kind?“ „Ja gewiß mein Lulu“, tröstete die Schwester; „das liebe Christkindchen weiß, daß Du ihm gern eine Freude machen möchtest und schickt Dir gewiß noch eines seiner armen Brüderchen oder Schwesterchen.“ Ludwig nickte befriedigt mit dem Köpfchen, setzte sich an's Fenster und spähte hinaus. Ferdinand, der gleich nach Tische auch einigemale mit Ludwig an die Thüre gesprungen war, wenn geläutet wurde, hatte, des emsigen Wartens müde, sich ein Buch geholt, in das er sich immer mehr vertiefte. — Da läutete es wieder. Ludwig sprang auf und eilte hinaus — fast im nämlichen Augenblick stürzte er wieder in's Zimmer herein mit dem hellen Freudenruf: „Ein armes Kind, ein armes Kind!“ Diese köstliche Verkündigung ließ auch Ferdinand das Buch augenblicklich bei Seite werfen; er eilte mit Ludwig dem kleinen Gast entgegen, der nun von beiden Knaben triumphirend in das Zimmer der Schwester geführt wurde. Es war ein kleines, sehr ärmlich gekleidetes Mädchen, dessen Gesichtchen fast ganz versteckt war in einem wollenen Tuch, welches das ganze, kleine Persönchen einhüllte; nur ein Paar sehr verwunderte Augen schauten heraus und ein offenes Mäulchen, das bei der großen Verwunderung mithelfen mußte. Während die Schwester beschäftigt war, das Köpfchen des Kindes von seiner Umhüllung zu befreien, rückte Ludwig Stuhl und Fußschemelchen vor ein Tischchen; Ferdinand nahm die kostbare Schüssel vom Ofen und stellte sie auf den Tisch nebst einem Teller mit kleinem Löffel. Die Schwester hob den jungen

Gast auf den Stuhl und forderte ihn auf, sich es recht gut schmecken zu lassen, was auch, nachdem das erste Erstaunen vorüber war, bestmöglichst geschah.

Aber wo sind denn unsere beiden kleinen Wohlthäter hingekommen? — Sie haben sich versteckt; hinter einem großen Vorhang gucken manchmal ein paar dunkle, freudestrahlende Augen hervor, ein rosiger Mund flüstert leise: „O wie herrlich! wie gut es der Kleinen schmeckt!" dann aber ziehen sich Mund und Augen geschwind wieder hinter den Vorhang zurück.

Das arme Mädchen hat nun seine Aufgabe vollendet; Teller und Schüssel stehen leer vor ihm; es legt leise den Löffel nieder, die Schwester, die in der Nähe geblieben war, hebt es vom Stuhl herab und gibt ihm die Hand zum Abschiedsgruß. Das Kind blickt im Zimmer umher, es sucht die Knaben — gewiß möchte es ihnen danken, aber sie sind nicht zu sehen; da bleibt es unter der Thüre einen Augenblick stehen, blickt mit glücklichem Gesichtchen noch einmal nach dem Tischchen, wo es gesessen, sagt leise „Vergelt's Gott!" und fort war es.

Sachte schlüpfen nun die Knaben aus ihrem Versteck; sie sehen einander an voll Freude und Seligkeit, aber sie sagen kein Wort; kein Wort soll verrathen, was sie gethan. So jung sie sind, so lebt doch in ihren zarten, unschuldigen Herzen die Idee jener Worte des Heilandes: „Wenn Du Almosen gibst, soll Deine rechte Hand nicht wissen, was die linke thut — und Dein himmlischer Vater, der im Verborgenen sieht, wird es Dir vergelten." Mit hochgerötheten Bäckchen setzen sich Beide an den Tisch und lesen und lernen bis zum Abendessen. „Waren meine lieben Knaben auch brav und fleißig heute?" fragt der gute Papa wie alle Tage. „O ja, Papa!" rief Ludwig mit dem Bewußtsein eines guten Gewissens; er setzte sich auf die Kniee seines Vaters, erzählte von allem, was er gelernt hatte und war wieder das muntere, lebhafte Bürschchen, wie wir ihn am Morgen unter seinen Schulkameraden kennen gelernt haben. Die Mama hatte längst gemerkt, was Nachmittags vorgegangen war, sie wollte aber das Zartgefühl ihrer Kinder nicht verletzen und sagte kein Wort darüber; als aber die Knaben, ehe sie sich in ihr Schlafkämmerlein zurückzogen, den Eltern „gute Nacht" wünschten, drückte die Mutter sie heute besonders zärtlich an ihr Herz, küßte sie und segnete ihre Lieblinge mit aller Liebe ihres Mutterherzens.

Die Kinder beteten ihr Nachtgebet, dann schlüpften sie in die warmen

Nestchen. „Ich kann gar nicht sagen, wie leicht und wohl mir heute zu Muth ist", flüsterte Ferdinand dem Bruder zu. „O, mir auch" sagte Ludwig, „ich muß immer an das arme Kind denken!"

Und nun schlafen sie Beide; glücklicher Friede liegt auf den rosigen, unschuldigen Gesichtchen — sieh', der kleine Ludwig lächelt und breitet im Traume die Aermchen aus; er sieht wohl das liebe Christkindchen, wie es sich freundlich zu ihm neigt und ihm sagt: „Was ihr einem der Geringsten aus meinen Brüdern thut, das habt ihr Mir gethan."

Der Knaben Soldatenlied.

Von **Isabella Braun.**

In Reih und Glied marschiren wir,
Die Bajonette blitzen;
Der Fähnrich schwenket sein Panier
Voll Fetzen und voll Ritzen;
Die Trommel wirbelt uns voran,
Der Hauptmann führt uns tapfer an,
Es wallt in unserm Blute
Von heißem Kriegermuthe.

Hurrah! nun auf die Feinde los
In festgeschloßnem Gliede,
Mit Schwerterklang und mit Geschoß;
Nicht eher ist es Friede
Als bis das ganze Feindesheer
Geschlagen ist in Kreuz und Quer
Und sich auf Tod und Leben,
Auf Gnade hat ergeben.

„Das Vaterland!“ ist Schlachtgeschrei
Und „Leipzig“ die Parole.
Rückt an, ihr Feinde in der Reih,
Wir scheeren euch die Wolle.
Und kommt ihr auch aus Ost und West,
Aus Nord und Süd, das ganze Nest
Soll unsern Muth erproben
Und deutsche Waffen loben.

Ist unser Bart ein schwarzer Strich,
Die Kugel eine Bohne,
Der Säbel ohne scharfen Stich
Und fehlet die Kanone;
Ist unser Heer auch nur ein Hauf'
Und stehen uns're Todten auf,
Ist's nur ein Exerziren: —
Soll's doch der Feind verspüren.

Bis daß er kommt, wächst unser Bart,
Geschliffen sind die Waffen!
Wir werden stark in Mannesart
Und machen ihm zu schaffen.
Wir schließen jetzt schon einen Bund
Und rufen, wie aus Einem Mund:
„Hurrah! Dem Vaterlande
Bleib' ferne Schmach und Schande!“ —

Ein ungehorsamer Sohn.

Geschichtliches Zeitbild von Dr. **J. Bucher.**

Erstes Kapitel.

Eine bedenkliche Einladung.

An einem regnerischen Frühlingsabend des Jahres 1513, als bereits die Dämmerung sich in den Gassen niedergesetzt hatte, schritt zu Bern ein stattlicher

junger Mann unter den dunkeln Arkaden hin. Er mußte einer patrizischen Familie angehören, so prächtig und vornehm sah er aus. Seide und Sammt bildeten die Stoffe seiner Kleidung; ein wahrhaft fürstliches Barett, auf welchem stolze Federn im leichten Winde sich schwangen, schmückte sein Haupt; der schwere Knauf seines Degens strotzte von Gold; die Schnäbel seiner Schuhe hoben sich nur mühsam unter dem Gewichte des darauf verschwendeten Silbers; weithin glänzten die edlen Metalle und kostbaren Steine von seinen zierlichen Fingern.

Der einsame Wanderer war Rudolph Hetzel, Landvogt zu Erlach. Er hielt sich seit einigen Tagen in seiner Heimathstadt bei den Eltern auf und steuerte eben dem väterlichen Hause zu.

Als er nicht mehr weit von letzterem entfernt war, und eben im Begriffe stand, links herumzubiegen, um in die offene Straße hinauszutreten, da näherte sich ihm ein eleganter Mann, überreichte ihm mit höflicher Verbeugung, ohne ein Wort dabei zu verlieren, ein Papier und lenkte hastig in das nächste Seitengäßchen ab.

„Alle Wetter!" brummte Hetzel vor sich hin, „was braucht dieser Mensch den Hut so tief in's Gesicht hinunter zu drücken!" Er hatte das Briefchen unterdessen entfaltet und guckte verstohlen hinein, indem er die hohlen Handflächen behutsam auf beiden Seiten wie zur Verhüllung herumbog. Das matte Licht des Tages reichte mit Noth noch hin, um den Inhalt lesen zu können. Derselbe lautete also:

„Kommet unfehlbar heute noch nach Erlach! Es wird Euch großen, sehr großen Vortheil bringen."

Hastig schob er das Blatt in die Rocktasche, während sein Mund zurückhaltend lispelte: „Aha, wohl der französische Agent wieder da!"

Noch ein paar Schritte, und er stand vor seines Vaters Hause. Mit zaghafter Hand öffnete er die Thüre, ging langsamen Schrittes durch den Hausgang und die steinerne Wendeltreppe hinauf in die Stube, wo sein Vater, der geachtete Venner *) Kaspar Hetzel von Lindnach, traulich bei seiner Gemahlin saß.

„Ich muß augenblicklich nach Erlach", das war Rudolphs erstes Wort.

„Wie!" erwiderte die Mutter erschrocken, „heute noch, in dieser unfreundlichen Nacht?"

---

*) Das Amt eines Venners (Bannerherrn) war eine der wichtigsten Würden in den eidgenössischen Städten und Ländern.

„Ich muß.“

„Was gibt's denn?“ fragte der Vater mit besonderem Nachdrucke.

„Ich weiß es nicht. Mir wurde eben ein Schreiben übergeben, welches mich dahin ruft.“

„Wessen Unterschrift trägt es?“

„Keine.“

„Rudolf, Rudolf,“ sprach der Venner mit feierlichem Ernste, „das gefällt mir nicht. Diejenigen, welche Dir etwas zu befehlen haben, scheuen sich nicht, unter ihre Edikte auch ihre Namen zu setzen. Geheimnißkrämerei lieb' ich nicht. Ja, ja, es spukt wieder im Lande. Man sagt, die französischen Unterhändler schleichen wieder durch unsere Gaue. Nimm Dich in Acht, Rudolf! Bedenk es wohl: das Reislaufen*) ist bei Todesstrafe verboten. Lade doch keine Schande auf mein altes Haupt!“

„Ei zum Kukuk“, rief Rudolf spottend, „wer sagt Euch denn schon so genau, was es betreffe? O daß Ihr doch dieses alte Gespenst nie loswerden könnt! Ich muß gehen, sogleich gehen!“

„Bleibe! um Gottes willen bleibe!“ flehte die besorgte Mutter. Aber die Bitte erreichte kaum mehr die Ohren ihres Sohnes, der in demselben Augenblicke dem Zimmer und der schützenden Hut seiner besten Freunde entrann.

„Weiß der Himmel!“ sprach der Venner nach einer kleinen Pause, „da wird etwas gesponnen. O dieser verwünschte Aufwand meines Sohnes! Immer hascht er nach Geld und wieder nach Geld, nur um desto großartiger leben zu können. Wehe, wehe, wenn er darob zum Frevler werden sollte!“

Die gute Mutter seufzte, und mit einem unwillkürlichen Nicken deutete sie an, daß sie den Kummer ihres Gatten theile. „Möge Gott es besser fügen“, sprach sie, „als wir jetzt ahnen! O kämen doch die schönen Zeiten der alten Einfachheit und Sittenstrenge zurück! Gewiß, viele Eltern müßten dann weniger um ihre Kinder besorgt sein.“

*) „Reise“ bedeutete früher insbesondere „Kriegszug“, daher „reislaufen“ = „in den Krieg laufen“, namentlich vom Söldnerdienst in fremden Ländern.

Zweites Kapitel.

Gefangen!

Kaum verfloß so viel Zeit, daß Einer tausend Schritte weit gehen könnte, so ritten zwei schmucke Reiter zum Thor hinaus, der Landvogt Hetzel und sein Prunkgenosse Anton Wider. Die Pferde rannten wie wüthend über die Erlacher Straße weg; ihre Schweißtropfen mischten sich mit den herabtriefenden Regengüssen. Es war eine schaurige Fahrt durch die grausige Nacht hin, ganz entsprechend dem finstern Muthe in der Brust der beiden Reiter, die, noch schwankend zwischen Gut und Bös, ihren beengenden Plänen nachbrüteten. Ach, daß man doch so oft der Gefahr mit gleicher Hast zustürmt, als ginge es zu Tugend und Ehre.

Endlich sahen sie einen matten Lichtschein aus den kleinen Scheiben des Amtshauses ihnen entgegenleuchten. Bei ihrer Ankunft stand der Aufseher, eine Laterne in der Rechten, schon an der Pforte, begrüßte sie mit bedeutungsvollem Blicke und sagte seinem Herrn: „Ein Fremder wartet droben auf Euch.“ „Ich dacht' es mir,“ entgegnete Hetzel, übergab die Pferde dem harrenden Knechte und eilte mit seinem Begleiter die Stiege hinauf. Im Saale fanden sie wirklich den französischen Agenten. Dieser stand schnell von seinem Sitze auf und ging mit großer Ziererei, aber auch mit sehr vornehmer Haltung den Eintretenden entgegen.

Als sich alle gesetzt hatten, begann er: „Mein Bote hat Euch, Herr Landvogt, wie es scheint, getroffen.“

„Ja,“ erwiderte Hetzel, „deßhalb sind wir da.“

„Ich bin,“ fuhr jener fort, „in der Euch bekannten Angelegenheit hier. Mein König muß Soldaten, muß Schweizer haben. Ihr seid der rechte Mann, sie ihm zu verschaffen.“

Hetzel stutzte ein wenig, und eine leichte Röthe entzündete sich auf seinem sonst ziemlich dunkel gefärbten Gesichte. Mit unschlüssiger Zurückhaltung, als ob eine unbekannte Macht seine Rede hemmte, sprach er: „Allein Ihr wißt, seit dem Zuge der Eidgenossen in's Mailändische ist der König von Frankreich unser Feind, und das Reislaufen ist bei Todesstrafe verboten.“

Der Agent schaute ihm scharf und hochmüthig in's Auge, zog eine schwere Börse hervor, wog sie in der dürren Hand und sagte verdrießlich: „Ei ja denn, wenn Ihr Euer Glück nicht wollt, so sei es! Zudringlich werde ich keineswegs

sein. Ich hatte den Auftrag, Euch baare zehntausend Kronen*) als Euer alleiniges Eigenthum auszuzahlen; schöne Summen für Anwerbung von Söldnern führe ich ebenfalls mit. Euch würde ich zum Hauptmann der neuen Legion ernennen dürfen mit einem splendiden Gehalte und sicherer Aussicht auf eine beträchtliche lebenslängliche Pension. Aber wie gesagt, zu drängen brauche weder ich, noch mein König."

Wider, welcher bisher schweigend dagesessen hatte, schien sich ob dem Gedanken, daß sich die Sache zerschlagen möchte, zu entsetzen. Beklommen redete er seinem Freunde zu: „Höre, Rudolf, so schnell darfst Du nicht abbrechen. Wir müssen doch irgendwoher Geld bekommen. Ohne neue Zuflüsse werden wir arm, und in Kurzem schaut der unadelige Bürger und Handwerker der Stadt stolz auf uns Patrizier herab. Bei Gott! dem wollen wir vorbeugen. Und dann das Verbot — a bah! was ist nicht schon alles verboten worden und dennoch erlaubt gewesen. Die Mächtigen werden uns immer schützen, daß uns kein Haar gekrümmt wird."

Der Franzose strich seinen Schnurrbart und sagte in übermüthigem Tone: „Ich dachte gerade so, wollte es aber nicht aussprechen. Ja gewiß, Ihr habt nur die Wahl, in Frankreich Herren oder in Eurem eigenen Lande adelige Hungerleider zu sein; denn mit Arbeit, mit Handel und Gewerbe vermögt Ihr einmal keinen rothen Heller zu erjagen."

Jetzt gab ein Wort das andre. In Hetzels Seele schien noch ein Kampf zu toben; heller Schweiß rieselte von seiner erhitzten Stirne. Der Agent zerlegte während des Gespräches die glänzenden Geldstücke auf dem schwarzen Marmortische, daß sie lustig klingelten und dem verschwenderischen Landvogte gar zauberisch in die Augen strahlten. Darauf griff er nach der naheliegenden Feder und schrieb nachlässig, dann und wann eine mündliche Bemerkung dazwischen schiebend, die Urkunde, durch welche Rudolf Hetzel zum Hauptmann der zu werbenden Truppen ernannt wurde. Tückisch grinsend hielt er dann dieselbe dem armen Opfer hin und wies zu gleicher Zeit mit dem Finger auf die funkelnden Kronenstücke. „Jetzt", rief er pathetisch, „jetzt entscheidet Euch! Ihr kennt die Bedingungen, und hier seht Ihr den Lohn." Hetzel starrte einen Augenblick auf das Papier, that einen tiefen Zug aus seinem Weinglase und sprach mit halbtrotzigem Tone: „Ich bin bereit, jedoch nur dann, wenn ich

*) Früher sehr gebräuchliche Geldstücke.

den guten Schein wahren darf, bis ich außerhalb meines Heimathlandes bin, und mit den Werbungen persönlich mich nicht abgeben muß."

„Das will ich übernehmen," erklärte Wider; „aber hier von Erlach aus will ich wirken, denn da bin ich weniger bewacht als in Bern."

„Meinetwegen", entgegnete ihm Hetzel, „sorge nur dafür, daß etwas zu Stande komme; auf halbem Wege möchte ich nicht stehen bleiben."

„Versteht sich," erwiderte Wider.

„Nun noch Eines," fuhr der Landvogt fort, „Ihr Beide müßt mir schwören, mich nicht zu verrathen, überhaupt in dieser heiklen Sache meinen Namen niemals zu nennen, bis ich das Berner Gebiet verlassen habe; denn gesetzt, es würde, was ich allerdings nicht glaube, von der Obrigkeit eingeschritten, so wäre ich als Landvogt viel mehr bloßgestellt als Ihr."

„Wir schwören es!" riefen Beide zugleich.

Der Vertrag war also geschlossen, und die Rollen ausgetheilt. Jetzt galt es nur noch, die Ausführung im Einzelnen genauer zu verabreden und recht wacker auf das Gedeihen des Planes zu trinken.

Ein großer Theil der Nacht war vorüber, als sie endlich genug hatten und ihre Schlafgemächer suchten. Dem Landvogt jedoch blieb jeder Schlummer fern; je mehr er nachdachte, desto schwerer erschien ihm die Gegenwart, desto trüber die Zukunft.

Drittes Kapitel.

Eine harmlose Maske über einem schlimmen Gesichte.

Am nächsten Morgen ritt Hetzel allein von seinem Hause weg. Langsam ging die Reise von Statten; das Pferd senkte seinen Kopf, als ob es gefühlt hätte, daß es nicht bloß einen Reiter trug, sondern auch ein böses Gewissen und eine drückende Schuld.

Als er im väterlichen Hause zu Bern anlangte, berichtete ihm die Magd, daß seine Eltern in der Kirche seien. Diese Kunde traf ihn wie ein Blitzschlag. „O," dachte er, „sie beten wohl auch für mich, und ich — ach, ich vergelte ihre Liebe mit Thaten, die sie schmerzlich kränken werden!" Er setzte sich trüb-

sinnig an's Fenster. Eben begannen im nahen Münster die Glocken hell und volltönend zu schallen. Mächtig ergriffen sie sein Herz, denn ihr Klingen däuchte ihm wie Grabgeläute seiner Tugend.

Sobald die heimkehrenden Eltern den Sohn erblickten, dankten sie im Stillen Gott, daß er denselben wieder in ihre Obhut gebracht habe; sie freuten sich seiner schnellen Rückkunft und hielten sie für ein gutes Zeichen.

„Was war es?“ fragte der Vater, nachdem sie sich gegenseitig begrüßt hatten.

„Der französische Agent!“ entgegnete der Sohn möglichst unbefangen und gleichgültig.

„Du hast ihn doch abgewiesen?“ forschte die Mutter mit Heftigkeit.

„Als Antwort nehmet meine Versicherung, daß ich für längere Zeit ruhig bei Euch verweilen werde.“

Das tröstete die Eltern vollends, denn ihr Rudolf war bisher stets offen gewesen, und sie versahen sich keiner Täuschung durch ihn.

Er hielt Wort und blieb zu Bern, ja er schien sogar viel eingezogener und gesitteter als früher. „Wie ist das zu erklären? Ist er mißstimmt, weil er den winkenden Gewinn verschmähen mußte?“ fragte sich die Mutter und fühlte allmählig Mitleid mit ihrem, wie sie wähnte, so opferwilligen Sohne. „Wird am Ende ganz insgeheim etwas eingefädelt?“ argwöhnte der erfahrene Vater und beobachtete den Jüngling nur um so schärfer. Allein nichts Verdächtiges ließ sich wahrnehmen, nur munkelte man mehr und mehr, es werde wieder für Frankreich geworben; Rudolfs Name wurde allerdings dabei nie genannt.

So verflossen drei Wochen. Hetzel ging an einem Abend, als es schon ziemlich dunkelte, unter den Arkaden hin dem väterlichen Hause zu. Da trat plötzlich der Fremde mit dem tief herabgedrückten Hute aus derselben Nische hervor wie das erste Mal, übergab ihm ein Blatt und verschwand. Das wurde dem Vater berichtet und bestärkte seinen Verdacht, um so mehr, da Rudolf von diesem Augenblicke an sehr befangen that und sich so schnell als möglich auf sein Zimmer flüchtete. Allein alles Zureden, alles Bitten und Beschwören brachte nichts aus ihm heraus; so weit war er auf der Bahn des Lasters fortgeschritten. Die Mutter weinte und wußte in ihrem Schmerze nicht, wohin sie sich um Hülfe wenden sollte. Noch in später Nacht eilte sie zu dem Pfarrer, fand ihn glücklicher Weise noch wach und vertraute ihm unverhohlen

ihr großes Leid. Dieser erbot sich, am nächsten Morgen in's Haus zu kommen und alles zu versuchen, was zur Besänftigung ihrer Sorgen beitragen könnte.

Am folgenden Tage erschien der würdige Geistliche, gleich nachdem er den Gottesdienst beendigt hatte, ohne noch vorher an's Frühstück zu denken. Rudolf hatte sich noch nicht gezeigt, und man vermuthete, daß er noch schlafe. Man harrte, harrte bis gegen Mittag, aber der Ersehnte stellte sich nicht ein. Endlich schauten sie nach und entdeckten mit schrecklicher Ueberraschung, daß er entflohen war. Er mußte in der Nacht ganz leise aus dem Hause geschlichen sein.

Plötzlich pochte Jemand an die Thüre, und bald trat eine Bauerfrau in die Stube. Sie hatte rothgeweinte Augen, und ihr ganzes Aussehen verrieth Noth und Elend. Mit der Stimme einer Verzweifelnden rief sie: „Helft mir um Gottes willen! Euer Rudolf hat mir den Mann und den einzigen erwachsenen Sohn fortgelockt. Jetzt bin ich ganz hülflos mit drei kleinen Kindern, bin von einer schweren Krankheit kaum so weit genesen, daß ich mich mühsam hieher schleppen konnte. Ach Gott! ich weiß nicht, wie ich heute ein Stücklein Brod erwerben werde."

Die drei Zuhörer schauten sich eine kurze Weile erstaunt an und schwebten in Zweifel, was sie von der Jammernden denken sollten. Endlich wandte sich der Geistliche zu der Unbekannten und sprach: „Sagt mir, gute Frau, wo wohnet Ihr?"

„In Könitz, im ersten Häuschen rechts von der Kirche, und —"

„Schon gut! Erklärt mir nun noch genauer, was Ihr vorhin mit Eurer Rede meintet."

„Ei, das wird der gnädige Herr Venner hier wohl wissen," erwiderte die Arme und wies auf Hetzel hin.

„Nein, gute Frau," betheuerte dieser, „so wahr mir Gott einst helfen möge, ich verstehe Eure Rede nicht."

„Nun so will ich es sagen," entgegnete die Unbekannte. „Mein Mann und der älteste Sohn sind für Frankreich angeworben. Schon seit drei Tagen habe ich sie nicht mehr gesehen, und gestern Abends ließen sie mir berichten, daß sie an der Grenze seien, und heute abziehen werden, und Rudolf Hetzel sei ihr Hauptmann." Sie sprach die letzten Worte mit besonders eindringlicher Betonung.

„O der Verwünschte! Er bringt mich noch vor der Zeit in's Grab!" schrie der Venner; seine Hand ballte sich, und sein Auge sprühte Funken gerechten Zornes. Schluchzend und ihr Gesicht mit dem weißen Taschentuche halb bedeckend, wankte seine Frau dem Schranke zu, zählte einige Goldstücke heraus, legte sie der Hülfeflehenden in die dargehaltene Hand und sprach leise und unterbrochen: „Das für diesmal. Wenn Ihr es aufgebraucht habt, so kommt wieder; ich will für Euch und Eure Kinder sorgen." Herzlich dankend entfernte sich die Beschenkte. Auch der Pfarrer nahm Abschied, nachdem er noch die schwergeprüften Eltern mit beredtem Munde getröstet hatte, so gut es anging.

Kaum war der Venner und seine Gattin von der Schwelle des Hauses, wohin sie den Geistlichen begleitet hatten, in die Stube zurückgekehrt, so kam Katharina, die Hausmagd, herein, mit einem Blatte in der Hand. „Das habe ich in einem Rocke des Herrn Rudolf gefunden," sagte sie; „es ist welsch geschrieben, ich kann es nicht lesen. Sehet doch nach, ob es Bedeutung habe, oder ob ich es zerstören dürfe."

Der Venner griff hastig darnach und las flüchtig den Inhalt, welcher so lautete:

„Zweitausend Mann stehen an der Grenze bereit und erwarten ihren Hauptmann. Kommet deshalb sogleich nach Erlach! Das Weitere mündlich.

Anton Wider."

„Katharina," sagte der alte Hetzel nach einer Pause, während welcher er das weißumlockte Haupt in seine Rechte geschmiegt hielt, „vernichtet das Papier; ich habe am einmaligen Lesen mehr als genug. Saget auch dem Johann, er solle mir augenblicklich das beste Pferd herbringen." Die Magd huschte hinaus, um das Verlangte zu bestellen.

„Es ist doch wunderbar," murmelte der Venner, „wie das Bewußtsein einer schlechten That den Sünder verwirrt und verblendet. Da hat der unglückselige Rudolf so sehr den Kopf verloren, daß er in seiner Hast dieses Papier vergaß, das er mir gewiß um Vieles nicht freiwillig übergeben hätte."

Er rüstete sich auf den Ritt und fuhr ab, brachte aber seiner angsterfüllten Gattin nur die Kunde zurück, ihr Sohn sei am Morgen von Erlach abgereist und werde wohl schon Frankreichs Boden betreten haben.

Viertes Kapitel.

Ein Sturm.

Das Gerücht von den neuen Werbungen und dem Verschwinden Hetzels verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit im ganzen Lande und versetzte die Leute in eine furchtbare Aufregung. Es mußte den gemeinen Mann empören, wenn er sah, daß so viele Vornehme die alte Vaterlandsliebe preisgaben, sich um schnöden Frevlersold an fremde Fürsten verkauften, das schändlich erworbene Geld in sittenlosem Leben verpraßten und sogar zur vollständigen Knechtung der Untergebenen anwandten. Weite Länderstrecken lagen wüst und öde, weil ihre frühern Bebauer vom ausländischen Kriegsdienste verschlungen waren; Armuth hatte die sonst so glücklichen Thäler heimgesucht; Tausende von Wittwen und Waisen fielen in Folge der entehrenden Söldnerei der Nächstenliebe zur Verpflegung zu. Der Bauer konnte den Winter hindurch seine Familie unterhalten; aber sobald der Frühling anbrach, wo viele Hände nöthig wurden, um neues Brod zu pflanzen, da entrissen ihm herzlose Werber die erwachsenen Söhne und tüchtigsten Knechte. Und wenn die Verlockten später zurückkehrten, so haßten sie die Arbeit, verlangten ein müheloses, bequemes Leben und verbreiteten als Bettler oder Räuber überall Noth und Schrecken. Wie ist es da zu verwundern, wenn das Volk, gereizt durch langjährige Erfahrungen, endlich den wuchtigen Arm etwas derb gegen die gewissenlosen Vaterlandsverkäufer und Sittenschänder aufhob!

Am 26. Juni 1513 kam die Wuth zum Ausbruche. Zu Könitz war das Kirchweihfest. Schaarenweise strömten die Leute in dem sonst so stillen Dorfe zusammen, um sich nach dem Brauche jener Zeit einem ausgelassenen Vergnügen hinzugeben; besonders zahlreich erschienen die Bürger aus Bern. Da drangen der Verabredung gemäß die Bauern in die beinahe wehrlose Hauptstadt ein, um ihren Rachedurst zu stillen. Vor allem stürmten sie auf Hetzels Haus los. „Nieder mit dem Söldnergeldpalast!“ schrieen tausend rohe Männerstimmen. Dicht, wie Hagelsaat flogen die Steine auf Dächer, Wände und Fensterscheiben, daß es knarrte, knitterte und klirrte, als ob die Welt untergehen sollte.

Im Hause befand sich niemand außer der Frau Hetzel; der Venner war nämlich als Gesandter in Solothurn, und das Gesinde hatte sich den gewohnten Spaziergang an die Könitzer Kirchweihe nicht vorenthalten lassen. Jene

flüchtete sich vor den eindringenden Steinen in einen ziemlich festen Alkoven, wo sie, zitternd vor Angst, heiße Seufzer und Gebete zu dem Allmächtigen emporschickte. Bald hörte sie, wie es unten im Hausgange lebhaft wurde, denn die tobenden Bauern hatten bereits die Thüre erbrochen und drangen ein, sich gegenseitig stoßend und quetschend. Gräßlich erschollen die Drohungen: „Her mit den Seelenverkäufern!“ „Wo sind die Vaterlandsverräther, die Bauernverkäufer, die Sittenverderber?“

Frau Hetzel entschloß sich, der Rotte entgegen zu gehen, und Schonung zu erflehen. Oben auf der Treppe stehend rief sie, die Hände ringend, hinunter: „Gnade! Gnade! Wir sind unschuldig. Wir wußten nichts um den Frevel unseres Sohnes.“ „Glaubt ihr nicht! Hinauf! Hinauf!“ scholl es wild und verworren von unten zurück, und schon wurden die Hellebarden gehoben, und schon erdröhnten die schweren Fußtritte auf der Stiege. In dieser größten Noth donnerte eine mächtige Stimme: „Halt! Laßt sie leben! Sie ist eine wohlthätige Frau; sie hat meiner Schwester viel Geld geschenkt und will auch künftig für sie und ihre Kinder sorgen.“ Dieser Ruf rettete die edle Matrone. Der Bauer, welcher diese Worte gesprochen, drang kräftig durch den Knäuel, rannte die Treppe hinauf, nahm die bebende Frau in Schutz, geleitete sie durch die rasende Menge und führte sie ihrem Wunsche gemäß in den Pfarrhof, wo sie nicht weiter bedroht wurde.

Während sie den Gang dahin machte, rissen die Wüthenden ihr Haus nieder und zerschlugen alles. Ebenso verfiel die stattliche Wohnung Wibers der Rache. Dieser war selbst noch aufgefangen worden. Man stellte ihn vor Gericht, verurtheilte ihn zum Tode und ließ ihn wirklich hinrichten.

Die Blutgier war damit noch nicht zufrieden. Der unglückliche Venner Hetzel, welcher auf den ersten Bericht sogleich von Solothurn nach Baden, wo der Rath der Eidgenossen in der Werbangelegenheit saß, gehen wollte, um sich zu verantworten, wurde auf der Reise von den Bauern erkannt, ergriffen, unter fürchterlichen Mißhandlungen nach Olten geschleppt und dem Gerichte überliefert. Er leugnete natürlicher Weise jede Schuld; erst als er auf wahrhaft unmenschliche Weise gefoltert wurde, preßte ihm der ungeheure Schmerz das Geständniß eines Verbrechens heraus, das ihm so fremd war, wie der reinen Sonne am Himmel. Sein Sohn, welcher mit den eidgenössischen Söldnern in der Pikardie stand, hörte von dem gräßlichen Unheil, welches seine Familie

getroffen, und erschüttert von dem Bewußtsein, alles das veranlaßt zu haben, schrieb er an seine Obrigkeit in Bern folgenden Brief:*)

„Hochmächtige, hochweise, edle, strenge, veste, gnädige Herren!

Der König hat mir berichtet, daß mein Vater, was ich freilich kaum zu glauben vermag, viel Ungemach erlitten habe. Und doch ist er unschuldig, wie ich vor Gott und jedem geistlichen oder weltlichen Gericht bezeugen will. Wäre jene Nachricht wahr, so müßte ich mich vor Gott und der Gerechtigkeit hart anklagen. Niemand darf sein Leid mit Christi Marter und Tod vergleichen — dürft' ich es, ich würde es thun. Wahrlich, so etwas ist noch keinem Eidgenossen, insbesondere keinem Berner widerfahren. Mit Zuversicht darf ich behaupten, mein Vater sei ein Biedermann, und auch alle seine Vorfahren haben stets Berns Nutzen und Ehre gefördert, ja um die ganze Eidgenossenschaft sich verdient gemacht. Deshalb hoffe ich, daß doch das Böse nicht über das Gute den Sieg davontrage.

Nein, gnädige Herren, es kann nicht sein! O, ich vermöchte es nicht zu tragen. Wäre es aber geschehen, so wäre es meine Pflicht, mich unverhohlen anzuklagen und alles zu thun, was ein Sohn seinem rechtschaffenen Vater schuldig ist.

Gnädige Herren, es ist wahr, ich bin aus Eurem Land gezogen; aber daß mein Vater darum wußte oder es gar wünschte, das ist nicht wahr, und wer es ihm aufbürdet, thut ihm Unrecht. Ich selber stellte mir die Sache nicht so schlimm vor, denn ich vermeinte bloß zu thun, was andere Eidgenossen oft gethan hatten und auch damals thaten. Ja, als ich mich schon den Franzosen verpflichtet hatte, trug ich noch Bedenken, ob ich nicht dennoch zu Hause bleiben wolle. Erst als mir gesagt wurde, ich möchte der Strafe nicht entgehen, da floh ich. Selbst als ich Frankreich schon betreten hatte, wartete ich noch lange an der Grenze in der Hoffnung, daß etwa ein Brief mich in's Vaterland zurückrufe. Als das nicht geschah, so fühlte ich mich in meiner Ansicht bestärkt, man werde uns durch die Finger sehen und die Sache ruhen lassen.

Gnädige Herren, erhöret meine unterthänige Bitte und vergönnet mir ein sicheres Geleite in meine Heimath, damit ich mich meinem Vater als guten

---

*) Dieser Brief ist, sowie auch der unten folgende, meistens aus Michael Stettlers „Schweizer Chronik" in's Neudeutsche übersetzt.

Sohn bewähren könne. Schreibet mir doch den wahren Sachverhalt, denn, wie gesagt, was mir der König berichtete, kann ich nicht glauben.

Gnädige Herren, bei der Ehre der Mutter Gottes empfehle ich Euch meine arme Frau Mutter, denn sie wäre wohl eine arme Frau, wenn sich das bestätigte, was ich vernommen habe.

Der allmächtige Gott behalte Euch stets in seinem Schutze!

Euer gutwilliger

Rudolf Hetzel von Lindnach."

Dieser Brief langte zu spät an. Trotz aller Fürbitten, trotz der eindringlichen Verwendung mehrerer Regierungen, war der wackere Venner Hetzel nach unbeschreiblichen Qualen hingerichtet worden. So büßte der unschuldige Vater anstatt des schuldigen Sohnes! Seine treffliche Gattin hatte nach Olten eilen wollen, um den theuren Gemahl noch einmal zu sehen, zu trösten, wenn möglich zu retten und gegebenen Falles mit ihm zu sterben; nur dem Verlangen des Pfarrers weichend, war sie von diesem Vorsatze abgekommen. Allein den Todesstreich ihres treuen Lebensgefährten fühlte sie auch in weiter Ferne, und kein Schwerthieb hätte ihr so wehe thun können, wie die gräßliche Kunde, daß derjenige, den sie über alles geliebt, als Uebelthäter ein schimpfliches Ende gefunden.

Als sie von ihrem Elende sich so weit erholt hatte, daß sie die Feder zu führen vermochte, schrieb sie an ihren Sohn folgenden Brief:

„Rudolf, ich kann Dir nicht viel freundliche Grüße schicken, weil Du nicht wie ein Biedermann an Deinem Vater gehandelt hast. Du überliefertest ihn dem Tode, wie einst Judas Gott in den Tod gab. Er selber hat geklagt, daß er Deinetwegen das Leben verlieren müsse. Ich hoffe aber, es stehe jetzt um ihn so, daß er nicht um alle Güter dieser Welt auf unserer Erde sein möchte. Ach! man hat ihn so unmenschlich gemartert, daß man keinen Juden noch Heiden so martern sollte; man hat ihn gestreckt, daß er einen Fuß länger wurde, als er hätte sein sollen: daran bist Du allein schuld! Jetzt magst Du wohl denken, hättest Du Deinem braven Vater zur Zeit gefolgt, so wäre ich nicht diesem schrecklichen Leid und Kummer anheimgefallen. Mir dünkt es schon, sein Tod werde mein Tod sein müssen. Du hast stets Deinen eigenen Kopf gehabt und Deinem guten Vater nicht gehorchen wollen; daraus erwuchs uns dieser große Jammer. Ein Meineidiger bist Du. Gott möge es geklagt sein, daß Dein rechtschaffener Vater und ich diese Schande und Schmach an

Dir erlebten. O, wärest Du doch früh gestorben, wie viel wäre uns erspart worden! Sprich mich nie mehr als Deine Mutter an, ich werde Dich nicht mehr als meinen Sohn betrachten, und sollte ich auch dem lieben Brode nachgehen müssen."

Fünftes Kapitel.

Vergeltung.

Im Spätherbste desselben Jahres, als schon die Blätter von den Bäumen gefallen waren und die Kuppen der Berge sich in die Kristallpanzer gehüllt hatten, schritt eines Abends ein unansehnlicher Pilger dem Städtchen Olten zu. Es war Rudolf Hetzel. Seine Kleidung war äußerst einfach, wie die Tracht eines büßenden Wallers. Als er eben über die Aarbrücke gegangen, begegnete er einem greisen Bauern, welcher, den Spaten auf der rechten Schulter, friedlich und vergnügt seinem Häuschen zuwanderte. „Guter Greis," sagte jener demüthig, „gebt mir doch Auskunft, wo das Grab des Venners Hetzel sei."

Der Alte schaute den Fremdling erstaunt an und erwiderte zögernd: „Ei, wie kommt Ihr dazu, so etwas zu fragen?"

„Mir liegt viel daran, die Stelle zu wissen."

„Gehet nicht hin! man sagt, es spucke dort. Zu verwundern wäre es freilich nicht, wenn der Geist seines verschollenen Sohnes am Grabe des schuldlos hingerichteten Vaters umginge."

„O sagt mir, wo ist der Ort?"

„Seht dort drüben, links neben dem Häuschen mit dem spitzen Dache steht ein gewaltiger Ahorn; gehet nur frisch auf ihn los. Darunter werdet Ihr ein ganz neues hölzernes Kreuzchen finden. Das bezeichnet die Ruhestätte des Venners Hetzel — Gott hab' ihn selig den braven Mann!"

„Ein neues Kreuzchen?" fragte Rudolf mit starker Betonung, „sprachet Ihr nicht von einem neuen Kreuzchen? Und doch wohnt die Leiche schon mehrere Monate in der Erde."

„So ist's. Zur Zeit begrub man ihn ohne Sang und Klang, ohne

Messe und Todtenopfer in finsterer Nacht, und ebnete die Stätte aus, damit Niemand mehr erkenne, wo er liege. Erst vor wenigen Wochen, als es unbestreitbar feststand, daß er unschuldig starb, setzte man ihm ein Kreuz und hielt eine Todtenfeier. Seine arme Gattin — o immer, immer wird die bleiche Trauergestalt mir vor den Augen stehen — war auch zugegen —"

„Ich danke Euch", unterbrach ihn Rudolf plötzlich, als er seine Mutter hatte nennen hören; „lebt wohl!" Damit reichte er dem Greise seine zitternde Hand.

„Lebt wohl, junger Mann!" entgegnete dieser und fixirte den seltsamen Jüngling mit scharfen Blicken. „Ihr scheint sehr aufgeregt. Ja, ja, die Geschichte ist auch in der That so traurig, daß sie selbst einen alten Mann aus seiner Seelenruhe zu rütteln vermag. Aber lernen kann man etwas daraus."

Sie trennten sich. Das Bäuerlein ging seiner Wohnung zu, wo schon eine brave Tochter und gute Enkel des lieben Vaters und Großvaters harrten.

Hetzel wanderte mit schlotternden Knieen, als ob es auf den Richtplatz ginge, dem Ahorn zu. Dort sah er sogleich das neue Kreuzchen, auf welchem in bescheidener Schrift die Worte standen: „Dem Andenken des unschuldig hingerichteten Venners Kaspar Hetzel von Lindnach." Wie gebannt hafteten Rudolfs Augen ein Weilchen auf den unansehnlichen Buchstaben. Dann warf er sich nieder, umfaßte das Kreuzchen mit seinen Armen, preßte die brennenden Lippen auf den Stammbalken desselben und lispelte mit herzerschütterndem Klagetone: „Armer, armer Vater, empöre Dich nicht, wenn Dein ruchloser Sohn auf Deiner Ruhestätte weilt. Ach! ich darf Dich nicht um Verzeihung bitten — meine Sünde ist zu groß! O schaue nur herab von Deinem Himmel auf meine Reue und mein Elend." Doch die Stimme versagte ihm bald; er konnte nur mehr weinen. So lag er da — er wußte selbst nicht wie lange. Als er endlich aufblickte, da leuchtete der Mond und die Sterne am hellen Firmamente. Mühsam erhob er sich; Ruhe suchte er nicht, denn er wußte wohl, daß es für ihn keine gab, und wanderte die ganze Nacht immer weiter und weiter in der Richtung nach Bern.

Mit wunden Füßen, wie oft die Pilger in Einsiedeln anlangen, erreichte er die Vaterstadt. Welch' ein Einzug! Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn eine dichte Finsterniß ihn allen Menschen unsichtbar gemacht hätte. Zögernd schwankte er gegen das väterliche Haus hin, welches, an der Stelle des von den grimmigen Bauern niedergerissenen, neu erbaut worden war. Die

alte treue Magd Katharina öffnete ihm, erschrack aber nicht wenig, als sie ihn erkannte, und nur ein sehr schwaches und halb unterdrücktes „Guten Tag" vermochten ihre Lippen hervorzubringen. Langsamen Schrittes ging er hinauf in die Stube. Unter der Thüre stand er still; vornen am Fenster sah er seine schrecklich gealterte Mutter, welche an einem Tischchen saß und ein großes Buch vor sich hatte. „Mutter, Mutter," begann er mit Schluchzen, „hier ist Euer unglückseliger Rudolf. Ach, ich darf keinen Gruß von Euch verlangen — ich bin dessen nicht würdig — o werfet mir nur einen erbarmungsvollen Blick zu. Verzeihung könnt Ihr mir nicht gewähren — nur Eines erflehe ich von Euch: nur in Eurer Nähe hoffe ich meine große Schuld so viel als immer möglich ist, sühnen zu können; duldet mich deshalb in Eurem Hause — nicht als Euer Kind, nur als Euren Schutzbefohlnen, wie man oft fremde Pilger aufnimmt, die kein anderes Ziel mehr haben auf dieser Erde, als für ihre Sünden Buße zu thun. O beim Andenken unseres guten Vaters beschwöre ich Euch, gewährt mir diese Bitte! Saget Ja!"

Jetzt wurde es stille; Rudolf wartete auf Antwort. Im Herzen der Mutter schienen sich die Gefühle heftig zu bekämpfen. Endlich drang aus ihrem Munde ein leises, aber deutliches Ja. „Dank! Dank!" rief Rudolf innig gerührt und entfernte sich, um die Magd um Anweisung eines Zimmers zu bitten. Wie unendlich gerne hätte er noch vorher seiner Mutter die Hand geboten; aber er wagte es nicht, sein Schuldbewußtsein ließ ihn nicht in ihre Nähe.

Die Bevölkerung hatte sich längst wieder beruhigt; Rudolf brauchte keine Strafe mehr zu fürchten; ja, man übertrug ihm sogar das Amt seines Vaters. Doch er faßte es nicht als Ehrenstelle auf, sondern als eine immer neue Anklage. Wenn er daheim in seinem Zimmer das ihm anvertraute Banner betrachtete, so traten ihm oft Thränen in die Augen. „Du hehres Zeichen," dacht er, „Du bist bestimmt, die Krieger zur Vertheidigung des Vaterlandes zu begeistern — und ich, Dein Hüter, habe gegen meine Heimath so freventlich gesündigt! Einst bewachte Dich mit treuer Sorge mein Vater, und jetzt, nachdem ich ihn mit meinem Verbrechen gemordet, bist Du mir übergeben — als ein stummer Bote, der mich stets an meine Missethat mahnt."

Düstere Tage verlebte der junge Venner, gefoltert von seinem Gewissen, betäubt von jeder Erinnerung an seinen Vater, gepeinigt durch die thränenreichen Blicke seiner Mutter. Eine Befreiung von diesen fürchterlichen Vor-

würfen hoffte er nur mehr im Tode. Der Ersehnte stellte sich bald ein. Noch ehe der Lenz anrückte mit seinen Blüthen und Liedern, lag Rudolf auf dem harten Krankenlager. „Ich jammere nicht darüber, daß ich in meinen jungen Jahren sterben muß," sagte er oftmals, „ich habe alles das verdient. O, ich hätte ein glückliches Alter erreichen können; aber meine Verblendung hat es verhindert. Wohl dem, der seine Eltern ehrt: er wird lange leben, und es wird ihm gut gehen; aber wehe, tausendmal wehe dem, der sie betrübt; ein früher Tod ist noch sein bester Trost."

Der entscheidende Augenblick erschien. Rudolfs Geist entwich dem Leibe, um emporzufliegen vor den ewigen Richter über den Sternen. Die Mutter drückte dem Verblichenen die Augen zu und heftete einen schmerzlichen Kuß auf seine blassen Lippen, nicht den Kuß der Versöhnung, wohl aber den Kuß der zärtlichen Mutterliebe, die auch dem mißrathensten Sohne gegenüber nie erlischt.

Ein unabsehbarer Leichenzug folgte dem Sarge. Aber aus den Mienen der Andächtigen hätte man schließen mögen, ihr Ehrengeleite gelte eigentlich nicht so fast dem zu Begrabenden, als vielmehr dem Andenken des biedern Mannes, der zu Olten unter dem großen Ahorn ruhte.

Wenige Wochen später sank auch die Mutter in die Gruft. Um wie viele Jahre der ungehorsame Sohn ihr das Leben verkürzte — wer könnte das ausrechnen?

Die Spinne.

Von **Franz Pocci.**

Störe nicht die kleine Spinne,
Die mit so geschäft'gem Sinne
Dir zur Seite in der Ecke
Webet sich die zarte Hecke.
Tausend, tausend Fäden duftig
Spann sie kühn sich schwingend luftig,

Bis dieß Zaubernetz gelang
Zu der Beute klugem Fang.
Laß sie stille weben, streben,
Emsig auf und nieder schweben;
Webe, lebe Du, wie sie,
Sinne, spinne — ruhe nie!

Die Kaisergruft.

Von **Karl Zastrow.**

Zu Anfang des eilften Jahrhunderts herrschte über das deutsche Reich Kaiser Konrad II. Die Geschichte meldet uns von ihm, daß er die Zügel der Regierung mit starker Hand gefaßt hielt und oft mehr staatsmännisch, als menschlich gesinnt war. Rauh und streng, wie die mittelalterlichen Sitten überhaupt, war der Sinn des Kaisers, der ein Menschenleben für nichts achtete, wenn es galt, seine großartigen Pläne zu fördern. Und so fällt aus der Regierung Konrad II. ein unheimlicher Schatten auf unsere Zeit zurück. Seine edle und schöne Gemahlin Gisela hatte aus ihrer ersten Ehe einen Sohn. Es war dies der Herzog Ernst von Schwaben, ein ritterlicher, schöner Jüngling von bedeutenden geistigen Anlagen und hohen Fähigkeiten. Aber der Gunst seines kaiserlichen Stiefvaters hatte er sich nicht zu erfreuen; denn dieser nahm ihm sein Erbe Burgund und verleibte dasselbe seinem Reiche ein. Diese Unbill konnte der junge Mann nicht verschmerzen.

Heimlich sammelte er seine Getreuen und regte sie zur offenen Empörung an. Er wollte gegen den Räuber seines väterlichen Erbtheils zu Felde ziehen, ihn mit den Waffen in der Hand zwingen, das unrechtmäßig Erworbene wieder herauszugeben; aber das ebenso kühne, wie unbesonnene Unternehmen schlug fehl. Er wurde geächtet und auch seines väterlichen Herzogthums Schwaben entsetzt. Ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, von der geliebten Mutter Abschied zu nehmen, mußte er flüchten. Verfolgt und zu Tode gehetzt, irrte er in den herrlichen Thälern des Schwarzwaldes umher, bis die Achtvollstrecker ihn ereilten und erbarmungslos niederschlugen.

Groß, unermeßlich war der Schmerz der liebenden Mutter, als sie den Tod ihres Lieblings erfuhr. „Du hast mir die schönste Perle aus dem Blüthenkranze meines Lebens gerissen," sprach sie vorwurfsvoll zu dem Gatten, „und fortan hat das Leben keinen Reiz mehr für mich. Die Wunden, die einem Mutterherzen geschlagen werden, vernarben nie. Ich fühle es, daß ich meinem meuchlings ermordeten Kinde bald nachfolgen werde. Willst Du mir noch eine letzte Liebe erweisen, so laß mir eine Ruhestätte erbauen, ein Grab, in dem ich ausruhen kann von dem Weh und Jammer meines Lebens!"

Der Kaiser war tief erschüttert von dem Schmerze seiner Gemahlin, denn er liebte Gisela zärtlich. Nur stellte er seine Staatsmannsplane höher, als die Gebote des Herzens und die Bestrafung seines Stiefsohnes hatte er in dieser Auffassung für eine politische Nothwendigkeit erachtet. Als er jedoch den Gram und das langsame Hinsterben der Gattin wahrnahm und nun wohl zu der Ueberzeugung gelangen mußte, daß er statt eines Menschenlebens deren zwei vernichtet, erwachte sein Gewissen und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. So beschloß er, den Wunsch der scheidenden Gattin im großartigsten Sinne zu erfüllen und ihr ein Grab zu bauen, groß genug für ihren Schmerz, für ihre Würde und für seine Liebe. Er wollte sie verherrlichen für alle Zeiten und dadurch den Tod des Jünglings und den Schmerz seiner Mutter sühnen.

Die Stadt Speyer war von jeher der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin gewesen, sowohl wegen der Lage der Stadt an den grünen Ufern des prächtigen Rheinstromes, als wegen der Baudenkmäler aus der großen Zeit, wo die Römer hier geherrscht hatten. Auch ein Tempel der heidnischen Göttin Diana hatte hier gestanden, war jedoch in späterer Zeit in ein christliches Münster umgewandelt worden. Dieses Münster nun ließ der Kaiser abbrechen und legte an dessen Stelle am 12. Juli 1030 den Grundstein zu dem Dome, welcher die letzte Ruhestätte seiner Gemahlin werden sollte.

Er hatte damit ihren innigsten Herzenswunsch erfüllt und gleichzeitig ihr Andenken für ewige Zeiten geehrt, denn in der Stiftungs-Urkunde war ausdrücklich bestimmt, daß der Speyrer Dom die Ruhestätte aller Kaiser werden sollte, welche diesseits der Alpen sterben und keine besondere Verfügung hinsichtlich ihrer Bestattung treffen würden.

Rasch und sicher schritt der stolze Bau vorwärts und bald stand er vollendet, im schönsten romanischen Styl, am Ufer des Rheines, schon aus weiter

Ferne sichtbar mit seinen vier schlanken, in das Blau des Aethers hineinragenden Thürmen, das größte Gotteshaus in damaliger Zeit, welches die deutsche Christenheit besaß, aber auch das erhabenste Meisterwerk, welches jemals von deutschen Künstlern im romanischen Baustyl geschaffen worden. Die sterblichen Ueberreste der schönen Gisela wurden dort beigesetzt und um sie her ruhen acht deutsche Kaiser, zuerst der Gemahl der edlen Frau, Konrad II., dann der Sohn dieser beiden, Heinrich III., einer der größten deutschen Fürsten, welche zum Ruhme der deutschen Nation beigetragen haben; ferner dessen Sohn Heinrich IV., an dessen Namen Unrecht und Schmach haften; auch der Sohn dieses Kaisers, Heinrich V., fand hier seine Ruhestätte. Von ihm meldet uns die Geschichte, daß die schwerste Todsünde sein Gewissen belastet habe, indem er den Tod des leiblichen Vaters veranlaßte, wofür später die bitterste Reue, die qualvollste Verzweiflung ihn folterte. — Der edle Kaiser Philipp der Hohenstaufe, welcher seinen Tod durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach fand, hat ebenfalls im Speyrer Dome seine letzte Ruhestätte gefunden. Ihm folgte der gerechte, milde und weise Kaiser Rudolph von Habsburg. Diesem war es kurz vor seinem Tode wie eine Ahnung überkommen, daß sein Ende mit Riesenschritten herannahe. Er befragte seine Aerzte, und als diese ihm sagten, die letzte Stunde könne noch heute erscheinen, ließ er sein Leibroß satteln und trat selbst den Ritt zu seinem Grabe an. Seine Ahnung hatte ihn auch nicht betrogen. Wenige Meilen vor Speyer ereilte ihn der Tod und seine Diener legten ihn hinab in die Kaisergruft. —

Sein Sohn, Herzog Albrecht von Oesterreich folgte ihm nicht sogleich in der Regierung. Die deutschen Stände wählten nicht ihn, sondern den tapfern Adolph von Nassau zum deutschen Kaiser. Darob empörte sich der übergangene Fürst. Es kam am 2. Juli 1298 bei Göllheim unweit Worms zur Schlacht. Das Siegesglück wandte sich dem Empörer zu, durch dessen Hand Adolph von Nassau fiel, welcher ohne Helm in die Schlacht gestürzt war. Auch sein Sohn gerieth in die Gefangenschaft des Siegers. Darnach wurde Herzog Albrecht Kaiser. Er war ein stolzer prachtliebender Fürst und verlangte am Tage seiner Krönung, daß alle großen Fürsten, alle Erzämter des Reiches in Person ihr Amt an diesem Tage ausübten. Selbst der ihm nahe verwandte Böhmenkönig Wenzel mußte als Erzschenk des Reiches knieend dem mit einer Krone auf dem Haupte dasitzenden Albrecht und seiner Gemahlin den Wein kredenzen. Er

wollte alle Fürsten, Grafen und Freiherrn zum Bewußtsein bringen, daß sie nur Diener der Krone seien und nichts weiter.

Nicht ganz zehn Jahre dauerte die Regierung dieses Fürsten. Dann ereilte ihn das Gottesgericht; indem er von seinem eigenen Neffen Johann von Schwaben, dem er wider Recht sein Erbe, das Herzogthum Schwaben, vorenthielt, im Angesicht der alten Veste Habsburg ermordet wurde. Schon die Zeitgenossen sahen in diesem Ausgang den Finger der Vergeltung. — Sowohl Albrecht von Oesterreich, wie Adolf von Nassau wurden auf Veranlassung des nachfolgenden Kaisers Heinrich von Luxemburg neben den andern Kaisern im Speyrer Dome beigesetzt. Die sich im Leben stets feindlich gegenüber standen, ruhten nunmehr im Tode friedlich nebeneinander. —

Dem Kaiser Adolph wurde mehrere Jahrhunderte später (1824) über seiner Gruft ein Denkmal errichtet. Vier geflügelte Löwen aus grauem Marmor tragen den mit Inschriften geschmückten Sarkophag aus schwarzem Marmor. Darunter kniet die mächtige Gestalt des Kaisers in voller Rüstung, aus feinem weißen Sandstein gemeißelt, mit zum Gebet gefalteten Händen, das Gesicht dem Hochaltare zugewendet. Zu seinen Füßen liegt der Helm, mit Krone und Federn geschmückt. Sein Antlitz trägt den Ausdruck der Frömmigkeit und Biederkeit. Ihm gegenüber in gleicher Linie und gleichfalls über seiner Gruft steht das Denkmal des Kaisers Rudolph von Habsburg, der Ahnherr des habsburgischen Hauses. Er sitzt mit der Kaiserkrone auf dem Haupt auf dem Thron, den Reichsapfel in der Linken, das Schwert in der Rechten, während der Kaisermantel seine Schultern umwallt. Die Hinterseite des Throns trägt ein Löwe und neben diesem auf dem Boden ruht der Helm, „zum Zeichen, daß der löwenmüthige Kaiser nach der Besiegung seiner Feinde ruhe, aber sich keinen Augenblick seiner kaiserlichen Würde entkleidet habe und stets bereit sei, den Störer des Reichsfriedens zu richten und zu strafen." Dies ist der Gedanke, den der kunstsinnige König Ludwig von Bayern dem Bildhauer Schwanthaler darlegte, als er ihm die Anfertigung des Standbildes übertrug. —

Derselbe Regent ließ auch die Chöre des Domes mit Gemälden schmücken, welche von dem berühmten Maler Johannes Schraudolf in den fünf Jahren von 1845 bis 1850 gefertigt wurden. Die Ausschmückung der Schiffe des Domes mit prächtigen Gemälden übernahm König Max II. von Bayern. Auch äußerlich wurde der Dom im Jahre 1853 vollends ausgebaut. Die Vorhalle

wurde mit den Statuen der im Dome begrabenen Kaiser geschmückt, so daß das herrliche Gotteshaus noch heute als ein Meisterbau von seltener Schönheit die Besucher zur Andacht und Ehrfurcht stimmt.

Bitte für die Thierlein.

Von **Augusta von Gäßler.**

Ich bitt' Euch, liebe Kinderlein,
Laßt doch in Ruh' die Thiere klein!
Die Vöglein all' auf Strauch und Baum
In ihres Nestleins engem Raum,
Das Spinnlein und den Schmetterling,
Das Würmlein auch, das arme Ding,
Den Käfer und die Fledermaus,
Das Schnecklein unter seinem Haus,
Laubfröschlein, Grillchen auch dazu,
Ich bitt' Euch, laßt sie all' in Ruh'! —

Sagt an, Ihr Kinderlein, sagt an,
Was hat der Käfer Euch gethan,
Der lustig durch den Garten flog,
Das Tröpflein Thau vom Halme sog,
Das Gottes Huld und Mildigkeit
Die ganze Nacht ihm hielt bereit? —
Wie habt Ihr doch so grausam jetzt
Die gold'nen Flügel ihm verletzt,
Verletzt sein zartes Körperlein, —
O sprecht, was finget Ihr ihn ein? —

Was that der arme Schmetterling,
Der dort am Rosenkelche hing,

Ein lieblich Spiel der Morgenluft,
Ein Leben, zart wie Blüth' und Duft? —
Ihr habt das Köpfchen ihm zerdrückt,
Die Flügel, die ihn hold geschmückt,
Zerrissen dann mit rauher Hand,
Und hingeworfen in den Sand. —

Was that das arme Würmlein doch,
Das seinen Weg im Staube kroch,
Das keinem Mückchen schaden kann, —
O sprecht, was hat es Euch gethan?
Was trat es frevelnd Euer Fuß,
Daß es nun dort sich krümmen muß
In stummer bitt'rer Todesnoth,
O sprecht, was nützt Euch Würmleins Tod?

Ich bitt' Euch, höret auf mein Wort,
Bedenket, jenes Würmlein dort
In seinem stummen Todesschmerz,
Gezeichnet ist's in Gottes Herz, —
Und seiner Liebe zu gering
Ist nicht der kleine Schmetterling,
Ist nicht das arme Käferlein, —
In seiner Noth, in seiner Pein. —

Er, dessen Hand die Welten lenkt,
Und der doch auch des Sperlings denkt,
Der ohne seinen Willen nicht
Vom Dache fällt, — Er hält Gericht
Auch über Euch und rächt die Schuld
Die Ihr begingt an seiner Huld,
An seiner Huld, die Leben gibt
Den Wesen all' und Alle liebt.

Bedenkt es wohl, und laßt fortan
Die Thierlein ziehen ihre Bahn. —
Was Ihr gefehlt im Uebermuth,
Ihr Kinder, macht es wieder gut! —
Geht hin, und wenn zur Winterszeit
Ein Vögelchen um Futter schreit,
O legt ihm doch mit mildem Sinn
Von Eurem Brod die Krümchen hin.

Und raubet nicht die junge Brut
Des Vogels aus des Nestleins Hut,
Und nicht das kleine, bunte Ei, —
Ja gebt, o gebt sie wieder frei,
Die Lerche, die dort sommerlang
Im Käfig trauert ohne Sang,
Auf daß ihr jubelnd Lied empor
Sie trage wieder in den Chor
Der Schwestern, der so wonnereich
Erschallet über Wald und Teich! —

D'rum noch einmal, Ihr Kinderlein,
Laßt sie in Ruh', die Thiere klein,
Die Vöglein all' auf Strauch und Baum
In ihres Nestleins engem Raum,
Das Spinnlein und den Schmetterling,
Das Würmlein auch das arme Ding,
Den Käfer und die Fledermaus,
Das Schnecklein unter seinem Haus,
Laubfröschlein, Grillchen auch dazu,
Ich bitt' Euch, laßt sie all' in Ruh'! —

Aus der Pußte.

Von Rey.

So weit der Blick reicht, unabsehbares Haideland, einförmig, einsam sich bis zum fernen Horizonte ausbreitend, nur hie und da ein niederes Gesträuch, nirgends die stolze Gestalt eines Baumes, ein endloses Meer von langhalmigen Gräsern, die im Winde lustig auf- und niederschwanken; dazwischen wie Schmutzflecken auf einem grünen Sammtkleide, schlammige Wassertümpel, in deren Schilf Wasservögel ihre Brutplätze suchen, dann von Zeit zu Zeit der hoch in die blaue Luft aufragende Pumpenschwengel eines Ziehbrunnens — das ist das Bild einer ungarischen Pußte. Willst Du, lieber Leser, mit mir einen Gang wagen durch dieses „wüste, leere Gefild," denn dieses ist die Bedeutung des slavischen Wortes „puszta"?

Es ist ein heißer, schwüler Tag. Wie der Odem des Sirocco liegt die Atmosphäre auf der einsamen Landschaft, darum laß uns langsam fürbaß schreiten. Wir haben überhaupt nicht zu eilen, denn Szegedin, wo wir unser Nachtquartier aufzuschlagen gedenken, liegt nicht mehr fern. Doch sieh, wie sich schon hie und da einzelne Ackerstreifen neben dem Haidelande hinziehen; also auch die Pußte wird der Cultur zugänglich gemacht, wahrscheinlich einst ganz aus der Landschaft verschwinden und sich in wogende Fruchtfelder verwandeln. Doch, was ist das? Eine Staubsäule, die der Wind vor sich her treibt? Nein, mein junger Freund, es ist keine Staub-, sondern eine Sandsäule, wie sie in der Sahara daherstürmt, es ist der „futo homok" oder der laufende Sand, wie die Ungarn diese Erscheinung nennen, der vom Winde von irgend einer der vielen Sandflächen, welche die Haide umschließt, fortgeführt, auf seinem Gange Alles mit Sand überschüttet und, als der schlimmste Feind des Landmannes, fruchtbares Ackerland in eine Wüste verwandelt. Doch Du klagst über Durst? Ach, daß doch auch nirgends ein Bach oder ein Fluß sich durch dieses Grasland schlängelt oder dieser Wassertümpel hier nicht ausgetrocknet wäre! Aber seine weißen Sodakrystalle, die den Boden überziehen, zeigen uns, daß hier auch die letzte Spur von Wasser verdunstet ist. Gedulde Dich! Siehst Du dort den Pumpenschwengel winken? Dort werden wir Menschen antreffen und für Geld und gute Worte hoffentlich einen Becher Wasser erhalten. Aber, sind das nicht Häuser, die dort am Horizonte auftauchen?

Ja, ja, es ist wahrscheinlich ein Dorf oder ein einzelner Meierhof. Vortrefflich, daß wir menschliche Wohnungen auf unserm Gange durch die Pußte antreffen, denn man kann tagelang diese Gegend durchwandern, ohne ein Haus zu sehen, da die Dörfer unendliche Strecken weit von einander entfernt liegen. Also frisch darauf losmarschirt, daß wir bald die Schenke, diese treue Gefährtin des Dorfes, erreichen. Komm, bücke Dich ein wenig und tritt mit mir durch diese niedrige Thür in's Haus. Nicht wahr, eine deutsche Dorfschenke bietet doch ein viel reinlicheres und anmuthigeres Bild dar, als dieses Pußtenwirthshaus? Aber, wir müssen zufrieden sein, wie wir es finden und nicht vergessen, daß wir nicht in unserm lieben Deutschland, sondern in dem nur halbcultivirten Ungarn uns befinden. Wie niedrig sind doch die Stuben und nun gar im Gastzimmer ein gewaltiges Herdfeuer, über dem der Inhalt eines Kessels brodelt; kein Stuhl ist aufzutreiben und wir müssen mit der steinernen Bank, die längs der Wandseiten des Zimmers hinläuft, zufrieden sein, oder wenn Du willst, kannst Du auch eins der leeren Weinfässer zu einem Sitze benutzen. Doch, was ist das! Pferdegetrappel! Schnell an's Fenster, Csikos (Pferdehirten)! Ha, wie sie auf ihren kleinen, halbwilden Pferden die Pußte durchfliegen! Wie der Blitz sieht man sie nahen, sieht man sie wieder verschwinden. Doch sie steigen an der Schenke ab und treten in's Zimmer. Wie sonnenverbrannt sind ihre Gesichter; wie glänzen die Flechten ihres fettgetränkten Haares, wie verwegen und wild blickt ihr Auge, wie schlank ist ihr Körper, wie gewandt sind ihre Bewegungen! Das sind die ächten Söhne der Pußte, denen die zahlreichen Pferdeheerden zur Aufsicht übergeben sind, die sich aber dabei nicht scheuen, keck und verwegen ein Pferd aus einer fremden Heerde zu stehlen. Das sind die Herren der Schenke, die mit Geringschätzung auf den Gulyas (Schaf- und Rinderhirten) oder auf den in ihrer Achtung noch tiefer stehenden Hanász (Schweinehirten) herabblicken. Ein neues Bild! Ein abenteuerlicher Zug vor einem kleinen Planwagen; ein kleines mageres Pferd, geleitet von einem braunen Führer in zerrissener Kleidung, bewegt sich der Schenke zu. Es sind Zigeuner. Nun wird hier bald der Tanz beginnen, denn sie sind die Musikanten der Pußte. Zwar beschäftigen sie sich mit Schmiedearbeiten, Drahtflechten rc., aber ihr Wandertrieb führt sie mit Weib und Kind vagabondirend umher, um mit Fidel und Hackebrett der tanzlustigen Welt aufzuspielen und zwar mit einem Feuer und oft mit einer Fertigkeit, die Staunen erregend ist. Kaum ist der erste Ton ihrer Geige in dem engen

Gastzimmer erklungen, da zeigen sich schwarzaugige Mädchengesichter an der Thür. Gleich wird der Czardas, der ungarische Nationaltanz, beginnen. Immer mehr Gäste strömen herbei, die Stube füllt sich, eine Tabakwolke lagert sich über den Köpfen der Anwesenden. Die Geige jauchzt, jubelt in allen Tonarten, accompagnirt von dem Hackebrette. Welch ein Singen und Gläserklingen! Wie wirbelt der Csikos seine Tänzerin um sich herum, wie leuchten die Augen der Mädchen vor Freude! Immer schneller geigt der Zigeuner, immer wilder wird der Tanz, immer lauter das Gejauchze der Gäste. Doch, junger Freund, wir müssen aufbrechen, es ist hohe Zeit! Wollten wir das Ende des Tanzes abwarten, so könnte leicht der Morgen herbeikommen, denn erst mit dem Morgenwinde jagen diese verwegenen Reiter, trotz des oft zu viel genossenen Weines fest im Sattel sitzend, ihren fernen Hütten zu. Schon hat sich der Abend gleich einem Schleier über die Pußte ausgebreitet und der Horizont glüht in dem Lichte der sinkenden Sonne. Wie still und regungslos ist die Haide. Auch die wilde Weise der Zigeuner in der Schenke verhallt nach und nach. Kein Vogelschrei im Gebüsch und Schilf, selbst das sonst unermüdet zirpende Heimchen ist still geworden, nur aus weiter, weiter Ferne dringt, kaum vernehmbar, das Gebell eines Hundes über die schlafende Pußte. Jetzt heißt es, ausgeschritten. Da, der schrille Pfiff einer Lokomotive; brausend fährt ein Eisenbahnzug durch die schweigende Nacht. Wir sind auf dem rechten Wege. Dort schimmern uns auch schon die Lichter von Szegedin entgegen. Laß uns in einem Gasthause Nachtherberge suchen und morgen, frisch gestärkt, diese Pußtenstadt durchwandern.

Guten Morgen, mein lieber Reisegefährte! Wir wollen nun die Stadt durchstreifen. Ist denn Szegedin wirklich eine Stadt? so höre ich Dich verwundert fragen. Du siehst die weiten, unregelmäßigen Plätze, die breiten Straßen ohne eigentliche Häuserreihen, sondern nur von weit auseinander gelegenen Gehöften eingerahmt. Gewiß verdient Szegedin den Namen einer Stadt, denn sie zählt an 53000 Einwohner; aber die Pußtenstädte sind ihrer Physiognomie nach eigentlich nur große Dörfer und man muß daher alle Ansprüche, wie wir sie an die westungarischen Städte, vor allem an Ofen und Pesth zu stellen gewohnt sind, zurücklassen, sobald wir die Pußte betreten. Kein Straßenpflaster, sondern sumpfartige Wege oder, was dasselbe sagt, zu Wegen benutzte Sümpfe und Lachen, die bei Regenwetter für einen Fußgänger unpassirbar werden, bei trocknem Wetter aber Wolken von Staub aufwirbeln;

keine Straßentrottoirs längs der Häuserfronten, sondern nur lange, schmale Bretter, auf Holzklötzen ruhend, von Zeit zu Zeit ein Seitenbrett nach rechts oder links ausstreckend, als Uebergangsbrücke über den Straßenschlamm und Straßenstaub, so daß uns der geringste Fehltritt mit einer Schmutzlache überschüttet, oder in eine Staubwolke hüllt. Laß uns daher einen der kleinen ungarischen Wagen besteigen und durch die Stadt spazieren fahren. Freilich ist die Aussicht eine sehr beschränkte, denn die Plane, die den Wagen bedeckt, läßt nur nach vorn den Blick frei, während sie von hinten und von den Seiten zum Schutze gegen die Staubwolken herabhängt. Lustig schwingt unser Fuhrmann die Peitsche und flink rollt unsere Staatscarosse durch die Straßen dahin, hie und da gegen einen Stein anprallend, daß wir auf unsern Sitzen hoch emporfahren, denn ein ungarischer Wagen ist kein Tilbury mit Federachsen und man muß im Lande der Kumanen, Jazygen und Haiducken eine solche Nervenerschütterung schon mit in den Kauf nehmen. Der Wagen hält endlich auf einem großen, ich möchte sagen, endlosen Platze mitten in einem Volksgewühl, das laut lärmend um uns herfluthet. Komm, junger Freund, laß uns aussteigen und zwischen den Menschen, Thieren und Waaren umherschlendern. Hier wird, wie Du siehst, Markt gehalten und so tritt uns ein Bild ungarischen Volkslebens entgegen, wie wir es wohl selten wiederfinden werden. Welch' eine Mannigfaltigkeit der Trachten vom städtischen Stutzeranzuge bis zum weiten Gatje des Hirten, unter dessen westenartigem Hemde die sonnenverbrannte Haut sich zeigt, oder bis zum Schaffellüberwurf eines Bauern und welch' ein Sprachgewirr von Zisch- und Gurgellauten der slavischen Sprache, wie sie in Ungarn und den angrenzenden Ländern gesprochen wird, denn unter den Haufen von Menschen, die sich kaufend auf dem wüsten Platze umhertreiben, oder Thiere oder Waaren feilhalten, ist beinahe jede Nationalität des östlichen Oesterreich vertreten. Doch Vorsicht, mein Freund, immer hübsch rechts und links gesehen, denn zwischen diesen behuften oder behörnten Heerden, die sich auf den kleinen Hügeln des Platzes aufgestellt haben, kann gar leicht ein Malheur passiren. Siehe hier, eine Koppel Pferde! Prächtige, schlanke Thiere, mit Feuer im Auge und Stahl in den Muskeln, dem nur die Pflege eines civilisirten Stallknechtes fehlt, um das Luxuspferd eines Reichen zu werden; und dort, wie das grunzt, eine Heerde Borstenthiere, mit den kleinen Beinen und dem schwerfetten Oberkörper. Sieh Dir den Treiber an! Nicht wahr, wenn Dir eine solche Gestalt in einem Walde begegnen würde,

Dir fielen gewiß alle die Räubergeschichten ein, denen Du, Dich grauend und fürchtend, einst so eifrig zugehört hast? Aber sei unbesorgt, wieder lehrt Dir hier die Erfahrung, daß man keinen Menschen nur nach seinem Aeußern beurtheilen soll und darf. Hier zieht sich Zelt an Zelt hin, lange Straßen bildend, dazwischen stehen hölzerne Buden. Brauchst Du etwa eine neue Stiefelsohle? Siehe, hier hämmert ein Schuster frisch drauf los und kurirt mit Pech und Draht seine ledernen Patienten. Oder ist Dein Rock vielleicht auf unserer Pußtenwanderung defect geworden? Geschwind, dort der Schneider hilft Dir aus aller Verlegenheit. Brauchst Du Seife? Hier wird sie feil geboten. Oder willst Du Deiner Mama ein Schock Leinwand mit heimbringen? Gehe dort zu den slovakischen Leinwandhändlern. Oder Deinem Papa als eine Rarität eine ungarische Tabakspfeife? Hier sind sie zu verkaufen. Oder zum Andenken an diese Pußtenstadt einen „Tschuttora," wie er als Trinkkrug in dieser Form nur in Ungarn gebräuchlich ist? Oder sonst Töpferwaaren jeglicher Art? Dieses Alles ist hier zu kaufen. Siehe, auch hier wieder Zigeuner! Sie bilden in Ungarn gleichsam die menschliche Staffage zu jeder Landschaft und haben besonders hier, im südöstlichen Theile des Landes, sich, wenn man bei diesem vagabundirenden Völkchen so reden darf, eine Heimath gegründet. Wie funkeln ihre dunklen Augen! Wie edel ist ihr Gesichtsschnitt! Ist dieser junge Mann nicht, trotz seines braunen Teints und seiner schwarzen unordentlich in Flechten herabhängenden Haare, schön zu nennen? Ein armes Volk, das aber jeden Versuch, es zu cultiviren und ihm dadurch eine behäbigere Existenz zu verschaffen, zurückweist und lieber hungern und in Lumpen ein freier Sohn der Pußte, als ohne Sorge um das tägliche Brod an die Scholle gefesselt sein will. Doch, wenn Du Appetit hast, hier liegen Melonen aufgeschichtet. Sie sind eine echt ungarische Frucht. Oder willst Du einmal das ungarische Nationalgericht „Nötis", das dort in den eigenthümlich gestalteten Pfannen zubereitet wird, versuchen? Ich würde Dir freilich nicht dazu rathen können, denn siehst Du hier diese großen Säcke, Du hältst sie wohl für Mehlsäcke? Fehlgeschossen, mein Freund. Sie enthalten Paprika und nichts als Paprika, jenes Gewächs, das wir in unserm Vaterlande türkischen Pfeffer nennen, und womit die Ungarn fast alle ihre Speisen würzen, so daß der brennende Geschmack dieses Gewürzes uns die ungarische Küche etwas ungenießbar macht und auch den Nötis nicht empfehlen läßt. Ja, ich glaube, wenn der gemeine Ungar das Brod mit Paprika zubereiten könnte, er würde es nicht verschmähen, neben

Paprikafisch, Paprikafleisch, Paprikaspeck auch Paprikabrod zu genießen. Doch der Lärm wird mir unerträglich und nun fängt dort noch eine Bande Zigeuner zu musiciren an. Wie wild und doch wieder wie melancholisch ihre Spielweisen klingen. Dazu das Geschrei der Verkäufer, das Gebrüll der Rinderheerden, das Grunzen der Schweine, das Gesumme des Menschenstromes, der sich auf dem Platze hin- und herbewegt. Vorwärts! Endlich, Gott sei Dank! liegt das Marktgewühl hinter uns! Wie wohlthuend ist doch die Stille der Vorstadt! Wie einsam sind hier die Straßen! Aber auch wie elend die menschlichen Wohnungen — nur ein Erdgeschoß mit verwittertem Stroh oder mit Schindeln gedeckt, stets die Giebelseite der Straße zugekehrt, daneben ein umzäunter Hof, auf dem sich Schweine lustig im Schlamme umhertreiben, mit Düngerhaufen, die als große Hügel sich präsentiren, dann wüste, unbebaute Strecken, ehe sich wieder eine Palanka, wie man hier ein solches Haus nennt, zeigt; dann noch größere Zwischenräume, noch seltener eine menschliche Wohnung — die Pußte beginnt. Zum Bahnhofe! Nicht wahr, junger Freund, Du möchtest keinen zweiten Tag in Szegedin verleben? Oder hast Du vielleicht Lust die andern Pußtenstädte, als Ketskemet, Czegled, Debreczin zu besuchen? Wer Szegedin gesehen hat, kennt auch die andern Pußtenstädte, denn sie sind einander ähnlich wie ein Ei dem andern. Also zum Bahnhofe! Wieder ein weiter, wüster Platz! Bastionen aus früheren Jahrhunderten erheben sich, das ist die Festung von Szegedin. An ihrem Fuße zeigen sich armselige Baumreihen, die den schutzlos lassen, der sich vor den sengenden Sonnenstrahlen oder vor dem strömenden Regen unter ihre Zweige flüchtet, dazwischen das liebliche Grün einiger Rasenflächen und Bänke, „dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet" — das ist die Promenade von Szegedin. Vorwärts, zum Bahnhofe! Die Physiognomie der Stadt ändert sich. Wir sind aber auch nun in der innern Stadt. Hier findet man Pflasterversuche, denn anders sind die unregelmäßig eingerammten, breiten Steine wohl nicht zu nennen. Hier weicht die orientalische Häusergruppirung der abendländischen Bauform, die zerstreut liegenden Wohnungen den Häuserfronten, indem zwei- und dreistöckige Häuser, in deren ersten Stockwerken uns in den Läden und Magazinen der Kaufleute der Bazar von Szegedin entgegentritt, zusammenhängende Straßen wie bei uns bilden. Doch da ist der Bahnhof! Also zurück nach Pesth! Brausend fährt der Zug durch die einförmige Gegend dahin, überall Haide und Himmel und Himmel und Haide, nur hie und da von Ackerland unterbrochen, oder von Sand-

dünen durchzogen. Es wird Abend, die Gegend verschwimmt nach und nach im Dunkel der Nacht. Station auf Station fliegt vorüber. Endlich Station Pesth! Wir sind am Ziele.

Was beten heißt.

Von Dr. Friedrich Beck.

Weißt Du, o Kind, was beten heißt?
Es heißt, mit Gott sich unterreden;
Er hört auf Dich, er hört auf Jeden,
Der sich ihm gläubig naht im Geist.
Vertrau' Ihm Alles ohne Scheu
Wie einem lieben, guten Vater,
Er ist Dein Helfer, ist Dein Rather,
Und ewig währet Seine Treu!

Doch beten soll nicht blos der Mund,
Dein Herz muß sich zu Ihm erheben;
Nur wer sich völlig Ihm ergeben,
Dem wird sein Trost im Innern kund;
Nur wer in Demuth zu Ihm ruft,
Den führt der Herr auf seinem Pfade;
Ein solch' Gebet, es findet Gnade,
Und steigt empor wie Opferduft!

Thätigkeit und Ruhe.

Eine Parabel.

„Immer in Bewegung, immer in Bewegung," sagte die Wetterfahne, indem sie an ihrer Stange knarrte, welche hoch oben auf einem Kirchthurm nicht

weit vom Meere stand. „Erbärmliches, mühevolles Leben! Und obendrein beklagen sich alle Vorübergehenden über mich. Erst vergangenen Sonntag sagte die alte Frau, welche über den Friedhof in die Kirche hinkte: „Die langweilige Wetterfahne zeigt wieder Westwind an, jetzt begreife ich, woher mein Rheumatismus kommt."

Gestern oder vorgestern kam der Pächter, um einige Worte mit dem Todtengräber zu sprechen. „Schlechte Aussichten," meinte er zum Schluß, „wenn man dieser Hexe von Wetterfahne glauben kann, so dreht sich der Wind und wir werden noch Regen haben."

Ist's denn meine Schuld, wenn ihm der Wind, den ich anzeige, nicht recht ist? Uebrigens fange ich an zu glauben, daß es Leute gibt, denen der Wind nie recht ist, von welcher Seite er auch kommen möge. Bin ich deßhalb zu tadeln? Habe ich mein Loos gewählt? Hätte ich die Wahl gehabt, so würde ich nicht mein Leben damit zubringen, mich nach vorn, nach hinten, nach rechts und links zu drehen und den Leuten Sachen zu sagen, die sie nicht hören mögen.

Wie viel lieber wäre mir die ruhige, friedliche Existenz meiner alten Nachbarin, der Sonnenuhr; sie bleibt immer ruhig auf ihrem Fußgestell unten am Thurme. Das ist ein Leben!"

„Was die dort oben Alles schwätzt!" sagte ihrerseits die Sonnenuhr. „Es bringt mich fast zum Lachen, obschon mich heute noch kein Sonnenstrahl beschienen hat. Ich frage mich oft, was sie wohl zu erzählen weiß. Uebrigens muß ihre Stellung genug Gelegenheit bieten, Merkwürdiges zu sehen. — O, was gäbe ich darum, wenn ich ein Leben führen könnte, wie das ihre!

Aber ich glaube gar, man ruft mich von dort oben. Willst Du etwas von mir, meine unruhige Freundin? Wenn es etwas Neues gibt, so theile es mir mit; ich langweile mich während dieser dunkeln, unnützen Stunden. Was sagtest Du denn?"

„Nichts besonderes, meine Nachbarin," antwortete die Wetterfahne; „aber wenn Du es wissen willst, ich klage über mein Schicksal."

„Du klagst das Schicksal an, Du, deren Leben so fröhlich, so thätig, so glänzend ist? Unmöglich!" rief die Sonnenuhr.

„Fröhlich, thätig, glänzend! Du spottest, glaube ich. So sieh mich doch an: ewig drehend, vom Winde hin und her gewiegt, ein Spiel des leisesten Lufthauchs. Nie einen Augenblick Ruhe. Und das Alles, um Leuten zu dienen,

die mir keinen Dank dafür wissen. Es ist ein unerträgliches Leben! Du, meine alte Freundin, die Du einer ungestörten Ruhe genießest, Du kannst mein bewegtes Leben in Deinem Paradiesesfrieden unmöglich beurtheilen."

„In meinem Paradiesesfrieden!" rief die Sonnenuhr. „So nennst Du ein trauriges Leben ohne Thätigkeit und ohne Nutzen. Immer von Wolken und Dunkel abhängig, kann ich meinen Beruf nur erfüllen, wenn mich die Sonne bescheint, und selbst dann bleibt nur selten ein Vorübergehender stehen, um mich zu Rathe zu ziehen. — O was würde ich darum geben, wenn ich mich nur für wenige Stunden zu der Thätigkeit und Wichtigkeit Deines Lebens erheben könnte!"

„Wunderbar," sagte knarrend die Wetterfahne, „Du an Deiner friedlichen Stelle seufzest nach der ununterbrochenen Bewegung, welche mich ermüdet und ich in dem, was Du mein thätiges Leben nennst, ich beneide Dich um die Ruhe, welche Dir verhaßt ist."

„Du beneidest mich darum, weil Du sie nicht kennst."

Die Wetterfahne seufzte: „Also ist jede Stellung unglücklich!" — Ihre Stimme verlor sich im Läuten der Todtenglocke, welche den Eintritt eines Leichenzuges in den alten Kirchhof verkündigte. Aber die ernste Harmonie der läutenden Glocken stimmte nicht mit dem Sinne der zuletzt gesprochenen Worte. Sie schien vielmehr den trauernden Verwandten, welche der entseelten Hülle folgten, zu sagen: „Jedes Loos ist gut und gesegnet, denn die göttliche Vorsehung hat es uns zuertheilt, und, was sie gibt, ist immer zu unserm Besten. Ist es nicht gleichgültig, ob das Leben dessen, den man zu seiner letzten Ruhestätte trägt, ruhig oder bewegt, glänzend oder unbekannt gewesen ist? Wenn er nur treu erfüllt hat, was er sollte, so ist Alles gut."

Während die Verwandten sich ihrem Schmerz überließen, wurde der Sarg eingesenkt, der Priester ging fort, die Menge zerstreute sich und abermals herrschte Schweigen auf dem Kirchhof, tiefes Schweigen, das nur von Zeit zu Zeit von einem Windstoß unterbrochen wurde, welcher mit schrillem Pfeifen die Wetterfahne hin und herbewegte. Endlich hörte man Schritte. Es war der alte Fischer Baumann, welcher ehemals Matrose gewesen war und nun zuweilen nachdenklich auf dem Kirchhof spazieren ging. Da er wegen Alter und Schwäche sein Fischerhandwerk nicht mehr fortsetzen konnte, so hatte er den Nachen seinen Söhnen überlassen und es blieben ihm viele langen Stunden, in denen er an die Vergangenheit denken und von der Zukunft träumen konnte.

Wie viele ernste Gedanken erwachen auf dem Friedhof! Wenige Schritte von dem Pfade, welchen er betrat, war das Grab seiner Frau und rings auf dem Rasen erhoben sich andere Gräber, ernste Zeugen der Vergänglichkeit.

In der Ferne lag das Meer, das weite Meer, welches immer den Gedanken an die Unendlichkeit in uns wach ruft. Der Fischer war sich all dieser Eindrücke nicht klar bewußt, aber er hatte sie mehr als einmal empfunden. Er ging lange auf und nieder, dann blieb er stehen, um das Meer zu betrachten und bemerkte ein Segel, welches am fernen Horizont erschien. Der alte Seemann betrachtete den Himmel, die Wolken, die Wetterfahne, dann zwischen den Gräbern hingehend, näherte er sich dem Fußgestell, auf welchem die Sonnenuhr angebracht war; er wartete darauf, daß ein Strahl sie erleuchten solle, denn die Sonne hatte an diesem Tage nur in kurzen Zwischenräumen geschienen. „Wenn die Wolken sich nur einen Augenblick zurückziehen wollten!“ sagte der Greis zu sich selber.

Sein Wunsch wurde erfüllt, die Sonne schien eine kurze Zeit und warf den Schatten des eisernen Zeigers auf die dritte Stunde.

Der Seemann ging langsam um die Sonnenuhr herum, untersuchte die Zeiger, die Inschriften, die Zahlen.

Auf einer Kupferplatte unten am Fußgestell waren einige Worte eingegraben, Zeit und Wetter hatten sie fast unleserlich gemacht. Der Greis hatte sie früher nie bemerkt und buchstabirte sie nun mühsam heraus: „W a c h e t, d e n n i h r w i s s e t w e d e r Z e i t n o c h S t u n d e!“ Darunter stand der Name des Kupferstechers Thomas Frank. — Ob dieser wohl selbst dem Rathe gefolgt war, welchen er Andern hinterlassen hatte? — Wir wollen es hoffen, denn er war schon vor langer Zeit, vor mehr als hundert Jahren gestorben. Mochte er nun gewacht haben oder nicht, seine Stunde hatte geschlagen. Vielleicht durchkreuzten diese Gedanken den Sinn des alten Fischers, denn nachdem er die Inschrift gelesen hatte, versank er in tiefe Träumereien.

Die Stimme des Todtengräbers schreckte ihn auf. Dieser hatte einen Hügel auf das neue Grab gelegt und kehrte nun, das Grabscheid auf der Schulter, nach Hause zurück. „Guten Abend, guten Abend!“ rief er dem alten Seemann zu. „Was sagt Ihr vom Wetter? Ihr habt lang genug das Meer beobachtet; glaubt Ihr nicht, daß es sich bald ändern wird?“

„Ich glaube es,“ antwortete der Seemann, „der Wind hat sich um drei Uhr gedreht; das ist gerade die Zeit der Ebbe; es wäre wunderbar, wenn

er heute Abend nicht aus derselben Richtung bliese. Ein Nachtsturm ist ein schlimmes Ding, Jakob."

„Ich hoffe sehr, daß Ihr Euch irrt; aber das ist nicht leicht möglich, und doch, ein schlechter Wind könnte uns Gewinn bringen."

„O Jakob, wie könnt Ihr nur Andern Unglück wünschen?" sagte der Seemann, der wohl wußte, daß sein Nachbar besser war, als seine Worte.

„Ich wünsche Niemanden Unglück, ich verlange nur nach der Ruhe des Wohlstandes."

„In Eurem Alter so voll Gesundheit und Kraft, Ihr solltet Euch glücklich schätzen, arbeiten zu können, die Ruhe kommt noch früh genug."

„Gesundheit und Jugend sind schön, das ist wahr; aber ich hätte nicht übel Lust zu einem von Euren Nachmittagen, wo man spazieren gehen kann und den Wind beobachten."

„Das würdet Ihr bald satt haben," sagte der alte Seemann, „besonders wenn Ihr, wie ich, fühltet, daß Ihr nichts besseres mehr thun könntet. Wartet, bis Ihr so alt seid, wie ich und Ihr werdet sehen, daß Ihr Unrecht gehabt habt." —

„Es ist doch wunderbar," sagte Jakob, „daß wir nie zufrieden sind und uns immer gegenseitig beneiden." —

Einen Augenblick schwiegen Beide.

„Um auf das zurückzukommen, wovon wir vorhin sprachen," fuhr Jakob fort, „wenn es heute Nacht etwas geben sollte und Eure Söhne meine Hülfe brauchen, so sollen sie mich nur rufen."

Mit einem herzlichen Lebewohl trennten sie sich, und Stille herrschte wieder auf dem Friedhof und über seinen Gräbern.

Beim Abendessen sagte der Seemann zu seinen Söhnen: „Wir müssen heut' Nacht wachen, der Wind hat sich gegen drei Uhr gewendet und bläst stark gegen das Land, wir werden ein böses Stück Arbeit haben. Auf alle Fälle habe ich mir den großen Kahn des Kapitäns aus dem Schloße geborgt."

Auf dem Kirchhof brummte die Sonnenuhr: „Immer dieselbe Geschichte! Alles verkehrt, Jedermann ist unzufrieden. Ich habe also ein Recht mich zu beklagen, mehr als irgend jemand Anders."

Und die Wetterfahne rief: „Jetzt ist nun wieder der Sturm zu fürchten, ich möchte doch wissen, welcher der rechte ist. Jedenfalls nicht der, welcher jetzt weht, denn sie haben den Kopf geschüttelt und die Stirne in

Falten gezogen, als sie mich ansahen. — Wenn ich nur nicht fortgeweht werde; vielleicht wäre das aber gar nicht so unangenehm; wenn ich nur an einen bessern Ort käme. Ich möchte doch wissen, ob ich den Leuten nicht ein wenig fehlen würde und ob sie . . ." Ein heftiger Windstoß unterbrach die Wetterfahne, und sie dachte nur daran, sich festzuhalten. — Windstoß folgte auf Windstoß und in kurzer Zeit war der Sturm in seiner ganzen Macht entfesselt. Das Heulen des Windes mischte sich mit dem Rollen des Donners und mit dem Brausen der zornigen Wogen, welche unaufhörlich gegen die Felsen des Ufers schlugen. Einer unabsehbaren Schneefläche gleich war das Meer mit weißem Schaum bedeckt, welcher trotz der Dunkelheit sichtbar war. — Während der Sturm mit unerhörter Heftigkeit tobte, erklangen die Stunden von der alten Glocke, die Wetterfahne zeigte unveränderlich Westwind an, und die Sonnenuhr auf ihrem Fußgestell, die Kirche auf ihren alten Grundmauern schienen in ihrer unbeweglichen Ruhe dem Aufruhr der Elemente zu trotzen.

Im Dorf auf der Höhe des Hügels waren die Bauern in ihren friedlichen Hütten ruhig eingeschlafen; Einige wachten vielleicht auf und lauschten in ihrem Bette dem Pfeifen des Windes und baten Gott, daß kein Schiff an ihre felsige Küste geworfen werden möchte. Auf dem Meere befestigten zitternde Hände Nothzeichen an den Masten und angstvoll klopfende Herzen fragten sich, ob kein Auge sie sehen, kein Arm ihnen zu Hülfe kommen würde. Ach wie leicht konnte es geschehen, daß man in dieser schrecklichen Nacht die Zeichen nicht bemerkte, oder daß diejenigen, welche sie sahen, weder den guten Willen, noch die Mittel hatten, ihnen zu Hülfe zu kommen. Wozu hätte es dann gedient, daß die Wetterfahne den Wind, die Sonnenuhr die Zeit angezeigt und der Seemann sie betrachtet hatte?

Doch das ließ Gott nicht zu. Treu dem Rath der Inschrift folgend, wachte der alte Seemann. Seine Söhne gingen abwechselnd von ihrer Hütte zum Abhang, welcher nach dem Ufer führte.

Es war am Vater die Reihe zu wachen, als lange nach Mitternacht eine blaue Flamme, das erste Nothzeichen, auf dem Meere erschien.

Er beeilte sich, seine Söhne zu rufen, umarmte seine weinende Tochter und wandte sich dann mit leichten Schritten nach der Wohnung des Kapitäns, der ihnen seinen Kahn zur Verfügung gestellt hatte.

Unterwegs fiel ihm ein, daß er Jakob versprochen habe, ihn zu Hülfe zu rufen und er schickte ihm einen seiner Söhne, welcher schon auf halbem Wege

dem Todtengräber begegnete, der ohne Wissen seiner Frau sich der Gesellschaft anschloß. Der Kapitän, ein edler Greis und Held mancher Schlacht, hatte sich seit langer Zeit zur Ruhe gesetzt. Dienstfertig, wie er war, hatte er dem Seemann gesagt, daß man im Fall der Noth auf ihn rechnen könne und er blieb seinem Versprechen getreu. Lange vor der Morgenröthe kämpften diese fünf Männer, bis an den Gürtel im Wasser stehend, mit verzweifelter Kraft gegen die Wogen. Sie wechselten wenig Worte; Einer gab Befehle, die Andern gehorchten pünktlich, stillschweigend. Endlich nach entsetzlichen Anstrengungen, war das Boot auf dem hohen Meer; ohne blind zu sein für die Gefahr, welcher sie sich aussetzten, ruderten sie vorwärts, zwischen Tod und Leben schwebend.

Schon früh am Morgen erzählte man sich im Dorfe, daß ein Schiff mit zahlreichen Passagieren an Bord auf dem nahen Felsenriff festgefahren sei.

Einige gutmüthige Männer gingen sogleich an's Ufer hinab, um zu sehen, wie sie sich nützlich machen könnten; aber das Meer war noch so aufgeregt, daß sie nach einigen fruchtlosen Versuchen die Hoffnung aufgaben. Es ist nichts zu machen, sagten sie, indem sie traurig den Kopf schüttelten.

Viele Leute hatten sich auf einer Erhöhung versammelt, von welcher aus sie das Schiff sehen konnten, wie es hin und her getrieben und gegen die Felsen geworfen wurde. Beim Anblick dieses schrecklichen Schauspiels warfen sich die Frauen auf die Kniee und riefen die göttliche Barmherzigkeit an; Greise wandten den Blick ab und seufzten über ihr Unvermögen und Kinder plauderten und fragten, warum Niemand den Schiffbrüchigen zu Hülfe eile. „Meine Kinder", sagte ein Greis, der lange durch das Fernrohr gesehen hatte, „diejenigen, welche gehen, würden nicht wieder kommen, deßhalb geht Niemand."

„Glaubt Ihr denn, daß keine Hoffnung mehr ist, Johann?" fragte eine Frau.

„Ich fürchte, keine!" antwortete der Greis.

„Habt Ihr meinen Mann nicht gesehen?" fragte sie weiter, (es war die Frau des Todtengräbers) „ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist."

Sie nahm das Fernglas aus der Hand des alten Mannes und sah hindurch. Ach, was sie sah, war nicht beruhigend und sie murmelte angstvoll: „Möge Gott uns gnädig sein!" dann zog sie sich zurück, um in der Stille zu weinen.

Die Zeit verstrich, ohne daß man eine Veränderung in der unglücklichen Lage des Schiffes bemerkte. Wahrscheinlich füllte es sich mit Wasser und sank

allmählig. „Ein Theil der Mannschaft besteigt das hinten am Schiffe befestigte Boot", sagte Johann, „aber es nützt nichts, sie können sich nicht retten." Und doch, trotzdem ungeheure Wogen über das Fahrzeug schlugen, hielt sich der Steuermann fest auf seinem Posten. Auf einmal erscholl der Ruf: „Sie ziehen ein Nothsegel auf," wollten sie damit irgend einem nahen Fahrzeug ein Zeichen geben? Man zweifelte einen Augenblick, aber bald konnte man gewiß sein, daß das Schiff sich vom Riffe entferne. Die Mannschaft hatte also nicht den Muth verloren, sie versuchte die Felsen zu umfahren, um den nächsten Hafen zu erreichen.

„Wie werden sie bei der Brandung vorbeikommen?" sagte Einer. „Wenn sie nur einen Lootsen hätten, der die Küste kennte," sagte ein Anderer.

„O," rief plötzlich ein Knabe, der durch das Fernrohr sah, „unser alter Kapitän ist am Steuerruder!"

„Unmöglich!" riefen mehrere Stimmen.

„Seht selber", sagte das Kind.

Das Rohr ging von Hand zu Hand, eine Fluth von Worten und Vermuthungen folgte, aber bald konnte man nicht mehr zweifeln.

Es war die geschickte und erfahrne Hand des alten Kapitäns, welche das Schiff leitete. Der Ruf: „Gott sei Dank! Gott Lob! sie sind gerettet!" ertönte von allen Seiten und die Herzen schlugen wieder in freudiger Erwartung. Ein oder zwei Stunden später erreichte das wunderbar gerettete Schiff glücklich den benachbarten Hafen. Das halbe Dorf lief zum Landungsplatz.

Beglückwünschungen, Freudengeschrei und Hurrahs empfingen den Kapitän und seine Kameraden, welche, obgleich sie von Wasser trieften, sehr glücklich aussahen. —

Nach dem Sturme erheiterte sich der Himmel und am folgenden Sonntag schien die Sonne hell und freundlich. Nach der Morgenpredigt trafen sich der Kapitän und der alte Baumann an der Kirchenthüre.

„Das hat Sie ja ordentlich aufgefrischt," sagte der Kapitän, indem er dem Alten auf die Schulter klopfte.

„Ja, mein Herr, es hat mir gut gethan," antwortete Baumann.

„Und mir auch," sagte der Kapitän, „es hat mich an vergangene Zeiten erinnert. Aber jetzt dürfen Sie nicht mehr sagen, daß Sie zu nichts nütze sind und nur den Leuten zur Last fallen. Das heißt sich gegen sein Schicksal auflehnen. Es ist nicht an uns, darüber zu urtheilen, ob wir zu etwas nutze

sind oder nicht; aber wir können gewiß sein, mein alter Freund, daß Niemand zu nichts nutze ist, so lange ihm erlaubt ist, zu leben. Wir werden nicht alle Tage einen Schiffbruch haben, der uns das beweist, d'rum wollen wir uns aus diesem Fall eine Lehre ziehen."

„Ja, mein Kapitän," antwortete Baumann.

„Aber," fügte der Kapitän hinzu, indem er auf die Sonnenuhr und die Wetterfahne wies, „wir wollen Ihre beiden Rathgeber nicht vergessen, denn ohne dieselben hätten wir vielleicht, nach dem, was Sie mir erzählt haben, die ganze Nacht auf dem Ohr gelegen, ohne an etwas zu denken."

„Das ist sehr wahr," bemerkte der alte Matrose.

„Wir wollen Ihre Rathgeber besuchen, ich will selbst einen Blick auf die Inschrift werfen."

Baumann führte den Kapitän zwischen den Reihen grüner Gräber hindurch zu der Sonnenuhr, und zeigte ihm die Stelle, wo der Spruch eingegraben war.

Der Kapitän las denselben.

Beide schwiegen einen Augenblick, denn sie dachten daran, daß ohne Gottes Barmherzigkeit, mit welcher Er in so großen Gefahren ihr Leben beschützt hatte, ihre Stunde wohl schon geschlagen haben würde.

„Baumann!" sagte endlich der Kapitän, „Ihre Rathgeber müssen eine Belohnung empfangen. Vor nächster Woche soll diese Platte gereinigt und aufgeputzt werden, damit alle Pfarrkinder die Inschrift derselben lesen können; künftigen Sonntag muß die Sonnenuhr wieder hergestellt sein, und die Wetterfahne wie Gold glänzen. Sorgen Sie, daß es geschieht, mein guter Alter, das wird Sie für eine Woche beschäftigen und zerstreuen."

„Was für einen guten Gedanken Sie da haben, mein Kapitän," sagte Baumann.

„Und während Sie es thun, denken Sie daran, daß nicht nur jede Sache, sondern auch jeder Mensch an seinem bestimmten Platz und zur vorgeschriebenen Zeit von Nutzen ist."

Am folgenden Sonntag drehte sich die Wetterfahne in blendender Schönheit und ohne Geräusch von einer Seite zur andern. Unten zeigte die neu angestrichene, in der Sonne strahlende Sonnenuhr die flüchtige Stunde, und auf der Platte las man den Spruch in glänzenden Lettern. Mehr als ein Dorfbewohner blieb vor der so lang vergessenen Inschrift stehen und schloß das

Wort der göttlichen Weisheit in sein Herz: „Wachet, denn ihr wisset weder Zeit noch Stunde." —

„Ihr seid sehr still, meine schöne Nachbarin," sagte die Sonnenuhr, indem sie sich an die Wetterfahne wandte.

„Ich bin noch ganz erstaunt über meine neue Stellung," antwortete diese. „Du fühlst es auch, meine Verantwortlichkeit ist groß, denn Jedermann beachtet mich jetzt."

„Das ist wahr," sagte die Sonnenuhr, „es ist wunderbar, wie sich Alles gemacht hat. Zum Schluß wird Alles gut! Aber wer hätte das noch vor kurzer Zeit prophezeihen wollen."

„Gewiß Niemand," sagte die Wetterfahne, „unser Irrthum ist sehr zu entschuldigen. Gerathen denn nicht Leute, die hundert Mal besser daran sind, als wir, beständig in denselben Fehler?"

„Das muß uns trösten!" antwortete die Sonnenuhr, indem sie wohlgefällig die Sonnenstrahlen anlächelte, „der alte Herr, der neulich hier war, hatte eine gute Idee, ich will versuchen, sie zu behalten, denn sie kommt mir richtig vor: „Alles ist gut und nützlich an seinem Platz."

Neckräthsel.

Ausgewählt von Friedrich Güll.

1. Was ist das? Es liegt im Feld, man kann ihm alle Rippen zählen.
2. Jeder wünscht es, und keinem ist es willkommen.
3. Es ist voll so schwer als leer, und leer so schwer als voll.
4. Es brennt Tag und Nacht und verbrennt doch nicht.
5. Was hört ohne Ohren, schwatzt ohne Mund, und antwortet in allen Sprachen?
6. Wenn's an der Wand hängt, ist's traurig; wenn's herunter kommt, wird's lustig.
7. Wer hat die Füße in der Hand, die Zähne in der Tasche, die Augen im Beutel?

Berggeist Rübezahl und seine Gesellen.

Historische Erzählung aus dem böhmischen Volksleben.

Von Dr. J. Proschko.

(Mit Bild.)

I.

Eine arme Familie.

Der schöne Herbst schüttelt bereits seine reifen Trauben den Winzern in die Kübel und die goldene Ferienzeit ist wieder gekommen. — Willst Du mich, lieber junger Leser, nach vollbrachter Schularbeit auf einer weitern Wanderung begleiten, so wollen wir miteinander das gewaltige Riesengebirge besteigen, welches sich zwischen Schlesien und Böhmen, dann zwischen Schlesien und Mähren hinzieht und eines der höchsten Gebirge des nördlichen Deutschlands bildet.

Da ragt wie ein riesiger Grenzwächter des österreichischen Kaiserreiches die gewaltige Schneekoppe, beinahe 5000 Fuß über der Meeresfläche, empor. Da starren noch an die dreißig nicht minder hohe Berge mit ihren Felsengraten und den dunklen Waldkämmen in's Land herab. — Hier streckt das in graue Wolkennebel gehüllte „große Rad" seine gewaltigen Berggipfel zum Himmel; dort dehnt sich der „Reifträger" in die Lüfte und auf der andern Seite wieder schaut die alte graue „Sturmhaube" über die kleinern Berge in's Land herab. Es ist ein gewaltiger Berg, 4540 Fuß über der Meeresfläche erhaben, in den untern Gegenden mit Birken, Buchen und Erlen, weiter oben mit Kienholz bewachsen, hin und wieder von armen Landleuten bewohnt, welche hier in den sogenannten Bauden, oft gar ärmliche Hütten, leben und zuweilen, wenn der Winter ein gar zu strenger war, und der karge Verdienst der Armen durch ihre Leinweberei nicht mehr zur Ernährung der Familie ausreicht, große Noth zu leiden haben.

Es war an einem April-Abende des Jahres 1779, als in einer ärmlichen Baude am Fuße der Sturmhaube eine kleine Familie beim Abendgebete versammelt kniete. Eine Mutter war's mit vier kleinen Kindern, zwei Knaben und zwei Mädchen, welche die Händchen faltend zu dem einfachen Christus-

bilde emporblickten, das zwischen dürrem Tannenreisig in der Ecke der Stube hing, welch' letztere außer einem kleinen Holztische mit Kreuzbeinen, drei Sesseln von Knieholz und einem engen Holzschranke mit einigem Hausrathe nichts enthielt. In einer kleinen Nebenkammer stand der Webstuhl, der wichtigste Hausrath des Besitzers dieses Häuschens.

Draußen zog ein scharfer Strichwind über die grünen Kämme des Waldgebirges, und der in diesen Felsenschluchten noch immer rauhe April schüttelte zarte Flocken in's Thal herab.

Aber im Innern des Stübchens stiegen recht warme Worte aus den Kehlen der Betenden zum Himmel empor; sie sagten das schöne Gebet des Herrn; doch als sie zur vierten Bitte kamen, da stockte die Stimme der armen Mutter und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust bei den Worten: „gib uns unser tägliches Brod" — denn das tägliche Brod war heute ausgeblieben und der Vater, der es bringen sollte, war nicht in die Hütte zurückgekehrt. — Recht sehnsuchtsvoll richtete demnach Mutter Anna ihre Blicke zur kleinen Thüre und ein freudiger Aufruf entrang sich ihrer Brust, als jetzt ein großer Mann durch die Thüre in die ärmliche Stube trat. Es war ein echter Sohn jener Berge, der die einfache kurze Jacke von grobem, grauen Loden auf seinem Leibe, in diesem aber ein reiches Herz trug — ein treues, reiches Herz voll inniger Liebe zu seinem braven Weib und seinen Kindern. Darum glänzten auch in den hellen Augen Vater Bertholds ein paar große Thränen, als ihm seine Kleinen an den Hals flogen und ihn nach den ersten Grüßen um Brod baten, nach welchem er ausgegangen war, das er aber heute nicht gefunden hatte. —

Ach, der geringe Arbeitsverdienst, welchen der arme Besitzer dieser ärmlichen Baude, Berthold Auer, wie so viele Bewohner des Riesen- und Erzgebirges, durch Leinweberei fand, war in diesem Jahre eben ein noch kärglicherer geworden. Am Fuße seiner heimathlichen Berge wimmelte es nämlich, wie Berthold seinem Weibe eben erzählte, in diesen letzten Tagen von Kriegsvolk aller Waffengattungen. Der einköpfige und der zweiköpfige Adler schwebten einander gegenüber — Preußen und Oesterreich standen vor einander in den Waffen — Friedrich der Zweite hatte noch einmal das Schwert gezogen gegen Maria Theresia, denn er wollte die Ansprüche nicht dulden, welche Oesterreich nach dem Absterben des letzten Churfürsten von Bayern, Maximilian Joseph, auf Niederbayern stellte. Schnell zusammengezogen stand

daher schon seine Kriegsmacht in Schlesien und in der Lausitz. Da war denn für die stille Geschäftigkeit des armen Leinwebers im Gebirge kein rechter Zeitpunkt mehr; die beiden Armeen drängten sich in ihren wahrhaft kunstreichen Manövern immer näher gegen einander und eine große Entscheidungs-Schlacht schien in Aussicht gestellt. — Wer dachte da an Arbeitsbestellungen im Gebirge? Keiner der zahlreichen Händler und Hausirer, welche sonst das Riesengebirge durchziehen und dem fleißigen Arbeiter sein Gespinnst abnehmen, wagte es, in diesen Tagen die Gebirgswege zu begehen, um nicht von irgend einer Streifpatrouille des einen oder des andern Armeecorps als vermeintlicher Spion aufgegriffen zu werden. —

Darum also kehrte auch Vater Berthold aus dem Grenzstädtchen Braunau, wo er das Erzeugniß seines Webstuhles, einige Ellen Leinwand verkaufen wollte, unverrichteter Dinge zurück, denn nicht sicher mehr waren die Wege und wollte er nicht seiner Waaren durch die einrückenden Preußen, deren Vorposten bereits nahe gegen das Gebirge streiften, entledigt werden, so mußte er Umwege durch die Waldschluchten wählen, um wieder zu den Seinigen zu gelangen.

So erzählte er denn, mit traurigen Blicken auf seine armen Kinder starrend, seinem Weibe die Erfolglosigkeit seines am Morgen unternommenen Ganges, und sagte seiner Anna, wie er heute nicht einmal so viel verdient habe, um trockenes Brod für seine Familie heimzubringen; und als sich nun seine armen Kleinen wieder um den Vater drängten, als ihn der kleine Christel und das vierjährige Käthchen, welche die schmerzreiche Sprache des Vaters noch nicht so wie die schweigend und mit gesenkten Lockenhäuptern im Winkel der Stube stehenden größeren der vier Kinder, der zehnjährige Toni und die achtjährige Agnes, verstanden, auf seinen Schoos stiegen und schmeichelnd ihn wiederholt mit den gefalteten Händchen um ein Stückchen Brod baten, da wollte dem guten Mann das Herz zerspringen; er zog aus seiner Ledertasche die letzte Rinde hervor, die er von seinem eigenen Mittagsmahle, welches in der That nur aus trocknem Brode und frischem Wasser bestanden hatte, erübrigte und reichte sie den Kleinen nebst ein Paar graulichten Steinen von der Größe einer Nuß, die nicht zu Brod wurden, aber dennoch den Kindern große Freude machten, so daß sie, auf ihren Hunger vergessend, sogleich darüber herfielen und damit zu spielen begannen; es waren nämlich sogenannte „Veilchensteine,“ welche einen angenehmen Veilchengeruch von sich geben, der von dem Veilchenmoos herrührt, mit welchem diese im Riesenge-

birge namentlich in der Gegend der Schneekoppe vorkommenden Steine überzogen sind.

Als nun Vater Berthold seine Kleinen mit diesem Spielzeuge beschäftigt sah, da wandte er sich mit seinen thränenfeuchten Augen zu seiner treuen Anna: „Siehe," sagte er mit einem schmerzlichen Lächeln, „bin ich nicht ein hartherziger Vater, der, was selbst das Wort der heiligen Schrift als unmöglich bezeichnet, seinen Kindern, wenn sie ihn um Brod bitten, Steine gibt?" . . . .

Aber die gute Mutter Anna blickte ihm voll Liebe und Mitleid in's nasse Auge; dann deutete sie auf das Bild des Erlösers in der Wandecke. „Mann!" sagte sie, „hast Du denn das Vertrauen auf den dort ganz verloren? Weißt Du nicht, wo die Noth am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten!" —

Berthold Auer warf seine Blicke auf das Bild des Heilandes. „Ja," sagte er, „ich habe zu ihm recht aufrichtig gebetet, als ich heute Morgens aufstand und hinausging, um uns Brod zu verschaffen; aber er hat in dieser so schweren Zeit mein Gebet nicht erhört und hat mich mit leeren Händen heimkehren lassen zu meiner Familie. Wer wird uns nun helfen?!" —

„Berthold", sagte das fromme Weib, „Gott der Herr läßt zuweilen einen Menschen sinken, aber nicht ertrinken, wenn dieser auf ihn nur recht vertraut. Hör' Mann, da kommt mir ein Gedanke und ich meine: sind auch die Wege nach Braunau hinab, wo wir unsere Linnen stets an unsere Kunden abzusetzen pflegen, in diesen Tagen unsicher und darfst Du es nicht mehr wagen da hinab zu gehen ohne Lebensgefahr, so ist doch der Feldweg in den Torfmoor hinauf zur Waldschmiede des Gevatters Martin noch frei und er, der nur zwei Kinder hat, wird gewiß seinen Brodvorrath mit uns theilen und —"

„Weib," fiel hier Berthold ein, „Gevatter Martin, der Schmied im Torfmoor hat in diesen Tagen, da Niemand durch's Gebirge zu ziehen wagt, ebensowenig Arbeitverdienst, als wir und mag kaum Brod für seine eigenen Kinder erübrigen; ich sage Dir daher, Anna, wenn Gott, der Allbarmherzige, nicht morgen einen andern Nothhelfer sendet, der uns Brod in unsere Hütte da bringt, so müssen wir, trotz den umschwärmenden feindlichen Vorposten unsere Hütte verlassen und mit dem Bettelstabe in der Hand in die Ebene hinabziehen; denn verhungern können wir unsere armen Kinder nicht lassen."

Da warf die fromme Frau wieder ihre Blicke recht vertrauensvoll auf das Kreuz in der Stubenecke. „Berthold", sagte sie, „ich weiß es gewiß, Gott

wird uns helfen und unser Gebet eher erhören, als wir vermeinen; vielleicht ist unser Nothhelfer schon auf dem Wege zu uns.“ —

Mutter Anna sprach diese Worte mit einem so festen Tone des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung aus, daß ihr der Mann verwundert in’s Gesicht blickte und nicht anders glaubte, als daß sie während seiner Abwesenheit plötzliche Kunde von irgend einem solchen Ereignisse erhalten habe, durch welches der armen Familie Hilfe werden sollte.

Aber Mutter Anna hatte keine andere Hoffnung, als die auf den großen Freund der Noth, welcher ihr im Kreuzesbilde entgegenblickte und welcher selbst arm und niedrig in der Krippe gelegen ist, daher der größte Tröster der Armuth und Freund der Leidenden sein wird, so lange sie auf ihn vertrauen. — Mutter Anna schrack daher selbst ein wenig zusammen, als jetzt Schritte vor der kleinen Hütte erschallten und ein „Nothhelfer“ in die Stube trat. —

II.

Der Versucher.

Dieser Nothhelfer war ein alter Bekannter Bertholds und dessen Weibes. Es war ein langer Geselle mit einem finstern von der Sonne gebräunten Gesichte, welches lange dunkle Haare beschatteten; seinen kräftigen Leib deckte ein brauner Jägerrock, über welchen die Büchse und eine kleine lederne Waidtasche hing; auf seinen zottigen Haaren saß der graue breitkrämpige Jägerhut und mit ihm zugleich schritt ein großer rothhaariger Wolfshund in die Stube, dessen stachlichtes Halsband die Anfangsbuchstaben des Namens seines Herrn trug; denn der lange Geselle war Robert Tauber, der Wildschütz vom sogenannten Stern, einer bewaldeten Anhöhe in der Gegend des Städtchens Braunau an der böhmischen Grenze gegen die Grafschaft Glatz. Er pflegte in jeder Jahreszeit und besonders im Frühjahre das Gebirg zu besteigen, um seine Schützenausbeute an Pelzwerk an Reisende zu verhandeln. Da geschah es denn auch oft, daß Robert in den einzelnen Bauden des Gebirges übernachtete und so kam es, daß er auch jetzt in der Stube Bertholds stand, diesem die

Hand zum Gruße reichte und einen Schluck Branntwein und Brod von ihm begehrte.

Aber Berthold Auer und sein Weib blickten schweigend vor sich nieder — Robert verstand diese Blicke; er schaute in der Stube herum: „Blitz und Donner!“ rief er, „da sieht es leer aus; ei Meister Berthold, seit wir uns nicht gesehen haben, scheint es in Deiner Stube noch leerer geworden zu sein. Hast vermuthlich für Deinen Webstuhl kein Garn gefunden in dieser schweren Zeit?“

„So ist es,“ entgegnete Vater Berthold, „kann meine Waaren nicht verkaufen unten im Städtchen und auf dem Lande, wo alles voll ist von Soldaten und Kriegszuzügen aller Art. Es fehlt uns,“ fügte er düster zu Boden blickend hinzu, „eben selbst an trockenem Brod, um den Hunger der Kinder zu stillen.“ —

„Nun, da bin ich besser daran,“ fiel Robert ein, indem er jetzt seinen Waidsack ablegte und aus demselben einiges Brod hervorholte und den näher kommenden Kindern Bertholds darbot, welche sogleich, den Hunger auf den bleichen Gesichtern zur Schau tragend, über die willkommene Nahrung herfielen.

Robert aber lüftete jetzt seine Waidtasche noch weiter; „da habe ich,“ sagte er, „auf dem Wege zu Deiner Baude herauf ein Haselhuhn geschossen; Deine Anna mag es uns zurichten und wir wollen inzwischen berathen, wie Dir, Freund Berthold, geholfen werden kann.“

In nächster Minute saßen die beiden Männer bei dem kleinen Holztische im Stübchen beisammen; Robert hatte aus seiner Waidtasche Tabak hervorgeholt und legte jetzt einen kleinen festzugeschnürten Lederbeutel auf den Tisch. „Was meinst Du, Freund Berthold,“ sagte er, auf das Beutelchen deutend, „was da drinnen steckt?“

Berthold Auer machte große Augen; aber der Schütz vom Stern fuhr mit geheimnißvoller Miene fort: „Sollst gleich sehen Berthold, daß der Robert Tauber kein armer Teufel mehr ist und sein Handwerk besser versteht, als Du.“

Jetzt schnürte der Schütz das Beutelchen auf und eine dichte Lage von Silbergeld blitzte dem armen Leinweber in die Augen.

„Gelt Berthold, das ist ein prächtiger Glanz?“ sagte der Schütz; „schau, das Silber da hab' ich erst seit drei Tagen in der Tasche; aber in acht Ta=

gen werde ich das Doppelte und vielleicht das Dreifache haben und auch Dir kann ich so viel verschaffen, wenn Du meinen Rath befolgen willst.“ —

„Welchen Rath?“ fragte Berthold.

„Den: zu handeln wie es eben die Zeit erfordert,“ entgegnete Robert; „schau Berthold,“ fuhr der Schütze, jetzt näher rückend fort, „Dein Handwerk war bisher, wie ich Dich kenne, arbeiten und beten; — das ist recht schön und mag seinen Mann nähren, so lange er eben Arbeit hat; aber wenn diese, wie in unsern Tagen, den fleißigen Webern im Gebirge mangelt, dann können sie wohl ihre Kinder nicht verhungern lassen und müssen auf etwas anderes denken.“ —

„Wie meinst Du das wieder?“ fragte Berthold.

Der Schütz lachte. „Ich meine,“ entgegnete er, „daß Du ein Narr bist, Freund Berthold, ein Narr, sage ich, der sich an seinem wurmstichigen Webstuhl abplagt, während er es in diesen Kriegszeiten bei weit weniger Mühe viel besser haben und sich und den Seinigen gute Tage verschaffen kann.“

Der Sprecher hielt hier eine Weile inne, dann fuhr er zu dem aufhorchenden Berthold wieder näher rückend fort: „Weißt Du Gesell,“ sagte er, auf den Lederbeutel mit dem Gelde deutend, „woher diese Silberlinge kommen?“

„Nein?“ sagte Berthold. —

„Sie sind preußisches Geld“ entgegnete der Schütz halblaut; „willst Du eben so viel haben oder noch mehr, so brauchst Du nur nach Kunzendorf oder Neurode in der Grafschaft Glatz hinüberzusteigen und Dich einem der preußischen Generale zum Führer über's Gebirge anzubieten und —“

„Robert!“ rief der arme Weber, „Du hast Dich an die Preußen als Kundschafter verkauft!?“

„Was da!“ schrie der Schütz dagegen; „die Preußen kommen auch ohne mich herüber, wenn auch etwas später als durch unsere, nur uns bekannten Gebirgswege; warum soll da ein armer Teufel wie ich, nicht einen kleinen Profit ziehen, wo Niemanden etwas genommen wird.“ —

Aber Berthold schüttelte den Kopf: „Auf solche Weise,“ sagte er, „will ich nichts verdienen. Bin ich auch ein armer Leinweber und habe ich heute kein Stücklein Brod im Hause, um meine Kinder zu nähren, so will ich doch keinen Landesverräther machen, um Geld zu erwerben.“

Da schlug der Schütz ein helles Gelächter auf. „Nun,“ sagte er höhnend,

„dann weiß ich für Dich, Meister Leinweber, keine andere Hilfe, als daß Du Deinen Bettelstab in die Hand nimmst und auf die Schneekoppe hinaufsteigst; vielleicht begegnet Dir im Teufelsgrund, aus der Wetterwolke steigend, der alte Berggeist Rübezahl mit seinen Gesellen und schenkt Dir, wenn Du ihm Deine Noth klagst, wie er manchmal zu thun pflegt, ein paar Kupfer-Dreier aus seiner unterirdischen Schatzkammer, die Du dann, wie männiglich bekannt, nur unter den Hammer zu legen brauchst, um Gold herauszuschlagen. — Also frisch auf, Freund Berthold! nun versuche Dein Glück auf der grünen Seite des Gebirges, während ich in der Grafschaft drüben dem meinen nachgehe."

Nach diesen Worten ergriff der kecke Schütz sein Gewehr und seine Waidtasche wieder, pfiff seinem Hunde und wandte sich der Thüre zu.

Berthold Auer aber reichte seinem eben hereintretenden Weibe die Hand: „Anna," sagte er, „schiebe dem Schützen sein Huhn wieder in seine Waidtasche, er wird heute unser Gast nicht sein; ich aber will auf's Neue hinaus gehen, um auf ehrliche Weise Brod für die Meinen zu suchen und, damit ich es finde, wollen wir morgen beim Sonnenaufgang beim großen Wetterkreuze oben nächst der Lorenzikapelle ein recht inniges Morgengebet zum allmächtigen Herrn des Himmels senden, der, wie Du, meine Anna, selbst sagst, uns eben jetzt am nächsten ist, weil unsere Noth am größten zu werden beginnt."

III.

Beim Wetterkreuze im „Teufelsgrund."

Wie ein schwarzes, riesenhaftes Bahrtuch lagen breite, vom brausenden Sturmwinde zusammengejagte Wolken über dem Gebirge, durchwebt von den auf- und niederschießenden Goldfäden der Blitze. Ueber den Hochforst zog eine Raben-Karavanne gegen die niederen Gebirgsschluchten herab; das Gethier des Waldes suchte seine Verstecke; denn schon schoßen wie das Kleingewehrfeuer tausend und tausend schwerer Regentropfen aus der bald berstenden Wolke nieder. — Das prächtige Concert des Sturmes begann und

der Herr der Natur, der auch in seinem Blitze segnet, schritt im Brausen des Windes, im Rauschen der Baumwipfel, im Rollen seines Donners vorüber.

Dort oben zwischen den aus dem Felsgestein hervorbrechenden knorrigen Wurzeln einer himmelhohen Eiche, wo sich ein wagrecht liegender Granitblock wie eine lange Altane über dem Rasen hinausstreckte, stand unter dem schützenden Dache dieses letzteren Berthold Auer, der arme Leinweber aus der Baude auf der Sturmhaube. Er war zum Wetterkreuz heraufgestiegen, um hier seine Morgenandacht zu verrichten und seine Familie zu erwarten; aber er war von einem jener Hochgewitter überrascht worden, wie sie in diesem Gebirge rasch emportauchen und ebenso schnell wieder vorüberziehen.

Aber das Wetter, von welchem Berthold eben überrascht wurde, war eines der ersten in diesem Frühlinge und eines der heftigsten und die Wolkennacht, welche den armen Leinweber jetzt umhüllte, eine so düstere, daß es ihm, der doch sonst an derlei Naturerscheinungen gewohnt war, fast zu grauen begann. Unwillkürlich richtete er jetzt seine Augen nach der dunklen immer schwärzer und schwärzer emportauchenden Wetterwolke, der Rede Roberts gedenkend: daß ihm aus dem düstern Wolkenschleier der alte Berggeist des Riesengebirges entgegentreten könne. —

Lächelt auch der Städtebewohner über den alt ererbten Aberglauben des schlichten Bergbewohners, welcher in seinen Felsschluchten noch das Dasein und Walten der Zwerge und Kobolde, der Berg- und Wechselgeister wahrzunehmen pflegt, so läßt sich doch der Sohn der eigentlichen Bergländer, wie der Schweiz, Tyrols, der Steyermark, des Riesengebirges, den schönen Sagenkranz seiner Heimath, welchen er von Urahne und Großvater her ererbt hat, nimmer entwinden. Der Steyrer Schütz glaubt fest an das Dasein seiner „Schöckel-Hexe," welche böse Wetter in's Land sendet, der Bewohner des Riesengebirges an den alten „Rübezahl," den guten Geist der Berge, der Armen so gerne Hilfe spendet, wo er sie trifft und wenn er sie einer Gabe würdig findet; und sowie der Aberglaube unter den Land- und namentlich Waldbewohnern im vorigen Jahrhunderte noch viel verbreiteter war, als in unseren Tagen, so kam es auch, daß selbst christliche und wahrhaft fromme Familien, wie die Berthold Auer's, von demselben nicht frei blieben. —

Ein großes Kreuz schlug demnach Berthold, als jetzt ein Blitz aus der Wolke niederfuhr und er beim Leuchten desselben kaum zehn Schritte in der Entfernung zwischen den Aesten einer hohen Ulme eine dunkle Gestalt stehen

sah, die förmlich aus der Wolke herauszutreten schien. — Die durch das rings- um stürmende Wetter aufgeregte Phantasie Bertholds ließ ihn in dieser Gestalt sogleich eines jener unheimlichen Wesen wahrnehmen, welche im Sagenkreis des Riesengebirges eine Rolle spielen. — In der That, die auftauchende Gestalt war die eines Jägers, der in einen engen grünen Jagdmantel gehüllt und einen breitkrämpigen Hut auf dem Haupte tragend, in stolzer Haltung um sich herumblickte, als wollte er sagen: „Dieß Toben des Hochgewitters kümmert mich wenig; ich beherrsche in diesen Regionen auch die Blitze und gebiete den Winden.“

Jetzt stand der Mann im Jagdmantel vor Berthold.

„Was suchst Du hier?“ fragte er mit klangvoller Stimme, seine hellen Augen auf Berthold richtend.

Dieser schwieg eine Weile von der raschen, fast befehlenden Ansprache des grünen Jägers überrascht; dann sagte er: „Brod suche ich für meine Kinder.“

„Das wirst Du hier nicht finden,“ sagte der Grüne; „hier gibt es nur Wasser aus der Regenwolke;“ „wer bist Du denn, Gesell?“ setzte er mit einem langen Blicke auf den armen Berthold hinzu.

„Ich bin der Berthold Auer, der Leinweber in der Baude am Fuße der Sturmhaube;“ entgegnete dieser, „ich bin heraufgestiegen, um beim Wetterkreuze dort oben meine Morgenandacht zu verrichten und den allgütigen Gott zu bitten, daß er mir und den Meinigen wieder Brod gebe; aber wer seid denn Ihr?“ —

Der Grüne lächelte. „Deine Blicke, Mann,“ sagte er, „heften sich so scharf auf meine Gestalt und Deine Gesichtszüge verrathen ein solches Mißtrauen, daß Du am Ende gar in Deiner Seele den Gedanken hegst: der alte Berggeist des Riesengebirges, der Rübezahl stehe vor Dir?“

Da schüttelte Berthold Auer den Kopf. „Nein,“ sagte er lachend, „laß ich mir's gleich nicht abstreiten, daß es in unsern Bergen nicht ganz geheuer ist, und daß Gott der Herr auch in das Innere der Erde Geister gebannt habe, welche zuweilen den Sonntagskindern erscheinen dürfen, so laß' ich mir doch von Euch kein Märlein aufbinden. — Ihr seid ein ganz anderer Geist dieser Berge und dort unten im Tannengebüsch lagern noch zwei solche Geister Eurer Sorte.“

Der Sprecher wies bei diesen Worten mit seinem Zeigefinger gegen die linke Seite, wo hinter dem Hasel- und Tannengebüsche zwei lange mit grauen

Mänteln bedeckte Gestalten heraufblickten, deren einer ein auffallend langes, fast häßliches Gesicht hatte, während auf dem runden Antlitze des Andern etwas Wildes und Trotziges heraussah, wogegen auf dem länglichten, feinen und ziemlich frisch aussehenden Gesichte des Grünen, welcher vor Berthold stand, recht freundliche Züge zu lesen waren. Dieser stand jetzt vom Strahle der hinter der entweichenden Regenwolke emporsteigenden Sonnenscheibe bestrichen unter der Eiche und trat jetzt wieder auf Berthold zu: „Du hast recht," sagte er, „die dort im Tannengebüsche sind meine Gesellen und ich bin ihr Meister und wir wandern jetzt ein wenig im Gebirge herum, um unser Reich hier zu beschauen, zu welchem wir so weit noch nie heraufgestiegen sind." —

„Glaub's wohl," entgegnete Berthold, „Ihr habt eben jetzt die bequemste Zeit gewählt, da Ihr eine ganze Armee zu Eurem Schutze im Hinterhalte habt." —

„Wie meinst Du das?" fragte der Grüne.

„Wie Ihr es schon selber verstehen werdet," entgegnete Berthold Auer, „daß Ihr nämlich preußische Kundschafter seid, die sich auf dieser Gebirgshöhe die Hohlwege beschauen wollen, durch welche der alte Fritze drüben seine Kanonen nach Böhmen führen kann." —

Da lachte der Grüne laut auf. „Du kannst Recht haben, Geselle," sagte er, „warum soll ich es nicht sagen: wir haben uns allerdings die Hohlwege in diesem Hochforste ein wenig beschaut und wollen jetzt wieder in die Schluchten hinabsteigen, aus denen wir heraufgekommen sind; willst Du uns wohl den kürzesten Weg in's Thal hinab zeigen?"

Da warf Berthold Auer einen scharfen Blick auf den Frager. „Sucht Euch einen andern, der seine Kaiserin und Herrin an den Feind verrathen mag", sagte er, „der Berthold Auer kann dieses Handwerk nicht und hat auch keine Zeit dazu."

Der Grüne schwieg und betrachtete jetzt den armen Leinweber eine Weile recht aufmerksam. Dann griff er in die Brusttasche: „Ich verstehe Dich", sagte er lächelnd, „Du wirst nichts umsonst thun; nun, wir können auch was darum geben, wenn —"

„Pfui!" fiel Berthold ein, „glaubt Ihr, ein ehrlicher Oesterreicher lasse sich seine Treue für sein Vaterland um ein paar Silberlinge abkaufen?" —

„O wir können auch gelbe Münze bieten," entgegnete der Grüne, wieder in die Tasche greifend.

„Und wenn Ihr mir alles Geld herlegt, welches Meister Rübezahl in den Schluchten unserer Riesenberge verscharrt hat, so sollt Ihr den Berthold Auer nicht zu etwas Schlechtem bekommen; zieht Eure Wege fürbaß, Ihr Herren, aber in's Preußische zurück und sagt dem alten Fritze drüben, daß auch noch alte Treue in Oesterreich lebt, und daß selbst ein armer Leinweber des Gebirges, der mit seinen vier kleinen Kindern heute nicht einmal trockenes Brod hat, sich zum Spion für die Feinde der Kaiserin nicht hergibt." —

„Wie?" rief der Grüne, „Du hast vier Kinder und kein Brod? — und willst dennoch von uns nichts nehmen? — Nun, wenn Du mich auch für den Feind Deines Landes hältst, so muß ich Dir doch sagen, daß Du ein grundehrlicher Geselle bist." —

„Der ich auch bleiben will," entgegnete Berthold kurz, „und jetzt Gott befohlen," setzte er hinzu. „Schaut, daß Ihr Rechts um macht, in's preußische Lager hinüber; denn wenn Ihr noch einen Schritt weiter in's Oesterreichische hinab thut, so könntet Ihr sehr bald unsern Musketieren in die Hände fallen, die Euch trotz Euren gefüllten Geldbeuteln niederknallen oder an die nächstbeste Linde hängen; und es thäte mir leid um Euch." —

Der ehrliche Leinweber wandte sich bei diesen Worten abseits; aber der Grüne, zu welchem sich inzwischen noch die beiden andern ferner gestandenen Männer in den grauen Mänteln gesellt hatten, vertrat ihm noch einmal den Weg. „Ich danke Dir für Deinen guten Rath", sagte er, „sind wir gleich keine preußischen Kundschafter, wie Du meinst, so könnten uns doch Euere Musketiere, wie Du eben, für solche halten und uns ein paar Bleipillen zu verschlucken geben; darum ist Dein Rath zur Vorsicht gut, und so nimm zum Dank dafür, wenn Dir schon unsere Silbermünze nicht ansteht, diese paar Kupfergroschen für Deine Kinder; vielleicht verwandeln sie sich über Nacht in Deiner Baude zu Silber oder Gold." —

Mit diesen Worten drückte der Grüne dem armen Leinweber vier Kupfer-Groschen-Stücke in die Hand und ehe Berthold noch antworten konnte, war der Geber mit seinen beiden Begleitern im Dickicht des Hochwaldes verschwunden.

Berthold Auer stand aber jetzt starr und sinnend; er blickte zur Stelle, wo der seltsame Geber mit seinen Begleitern verschwunden war; ihm kamen jetzt plötzlich die höhnenden Worte Roberts in den Sinn: „dann weiß ich für Dich keine andere Hilfe, als daß Du Deinen Bettelstab in die Hand nimmst

und auf die Schneekoppe hinauf steigst; vielleicht begegnet Dir im Teufelsgrund aus der Wetterwolke steigend, der alte Berggeist Rübezahl und schenkt Dir, wenn Du ihm Deine Noth klagst, ein paar Kupfer-Dreier, die Du dann, wie männiglich bekannt, nur unter den Hammer zu legen brauchst, um Gold herauszuschlagen." —

Scheu blickte Berthold jetzt um sich herum und merkte erst jetzt, daß er sich im Gebirge verstiegen hatte und nicht weit von dem auf der westlichen Seite gegen Böhmen zu schroff hinablaufenden 1500 Fuß tiefen Thalgrund stand, welcher der Riesen- oder Teufelsgrund genannt wird und wo, der von Kind auf Kindeskind forterebten Sage des Volkes zufolge, Meister Rübezahl mit seinen Gesellen seine unterirdische Wohnstatt hat. —

Berthold Auer war ein schlichter, ehrlicher Mann, welcher echten Christen-Glauben in seinem Herzen trug, aber demungeachtet, wie so viele Bewohner des Riesengebirges in früheren Tagen, von den abergläubischen Vorurtheilen seiner Zeit nicht ganz frei war. Mit einem seltsamen unheimlichen Gefühle stieg er jetzt auf der andern Seite in's Thal hinab, der Gegend zu, wo seine ärmliche Baude lag, um seinem Weibe die erlebte Begegnung mit dem Grünen und dessen Begleitern zu erzählen. —

IV.

In der Bergschmiede.

Berthold war in seinem Sinnen das Gebirge langsam abwärts gestiegen und stand jetzt in der sumpfigen Gegend des Torf-Moores auf einer Anhöhe, hinter welcher unter einem überhängenden Granit-Felsen ein kleines Haus mit einem Strohdache hervorblickte. Es war die Bergschmiede seines Gevatters, des Schmiedes Martin im Moore, eines Mannes von altem Schrot und Korn, der, bereits ein Siebenziger, das Silber des Alters auf seinem Haupte, aber kein Silber in der Tasche, wohl aber ein Herz voll treuer und wahrer Liebe zu Gott dem Herrn, von Wahrheit, Offenheit und Ehrlichkeit in seinem Innern trug. —

Gar kärglich war der Verdienst, welchen Martin im Geschäfte seiner

Bergschmiede fand, denn er bestand fast nur in dem Erträgnisse seiner Handarbeit, welche zufällig Reisende des Gebirges von ihm heischten, und so konnte auch Berthold von Martin, welchen er, weil dieser seine Kinder aus der Taufe gehoben hatte, seinen „lieben Gevatter" zu nennen pflegte, auch in seiner jetzigen drangvollen Lage keine ergiebige Unterstützung hoffen und verlangen.

Aber einen recht freundlichen Gruß sandte ihm der alte Martin entgegen, als Berthold zur Schmiede heraufstieg. „Sieh da, Gevatter!" rief er ihm entgegen, „woher des Weges und wie geht's zu Hause?"

Berthold erwiederte den Gruß des Gevatters schweigend mit einem Händedrucke und der Alte sah es ihm sogleich an, daß er Bitteres auf dem Herzen hatte; er ließ seinen Hammer, mit welchem er eben ein schweres Hufeisen platt schlagen wollte, auf den Ambos niederklirren.

„Ei was ist Dir, Berthold?" rief er, „bist Du im Gebirge einem Wilderer begegnet, der Dir den Weg vertreten hat?" —

„Nicht viel besser," entgegnete Berthold Auer, indem er sich neben dem Alten niederließ und ihm nun den ganzen Hergang im „Teufelsgrunde" erzählte.

Der Schmied hörte ihm aufmerksam zu. Er war, wie erwähnt, ein Mann der Wahrheit und Offenheit, ein redlicher Greis ohne den Vorurtheilen seiner Standesgenossen; wahre Frömmigkeit lebte in seinem Herzen, aber kein Wahnglaube in seiner Seele; er war als Bergschmied zugleich der Arzt und Rathgeber seiner Nachbarn in der Umgegend, denn er kannte alle heilsamen Kräuter des Gebirges und hatte während seines langen Lebens in seiner Weise die Natur belauscht, daher die Wahrheit gesucht, ohne dem Aberglauben zu huldigen. — Er lächelte daher auch, als ihm Berthold die vier Kupfergroschen, welche er von dem Grünen im Gebirge erhalten hatte, hinhielt und ihm mit einer gewissen Aengstlichkeit erzählte, welch' sonderbaren Eindruck das Wesen des Grünen auf ihn gemacht habe und wie er sich, als dieser ihm die Groschenstücke reichte, an die Worte des Schützen Robert erinnert habe, daß der alte Rübezahl im Gebirge zuweilen Kupfermünzen verschenke, welche sich für den Empfänger später in Silberlinge, oder gar in Gold verwandeln." —

„Ich weiß es," schloß Berthold seine Rede, „es ist nur leidiger Aberglaube, der uns Gebirgsbewohnern die Gestalt des Bergkönigs Rübezahl in den Sinn bringt; dennoch muß ich Dir sagen, Gevatter, daß mich ein unheimliches Gefühl überkam, als mir der Grüne auf der Höhe des Gebirges

die Kupfergroschen in die Hand drückte; jetzt schäme ich mich dessen und Du hast recht, Gevatter Martin, wenn Du den alten Thoren auslachst, der, wie unsere Kinder, noch an das Dasein des Berggeistes im Riesengebirge glaubt."

Der alte Schmied hatte inzwischen die Kupfermünzen, welche ihm Berthold vorwies, aufmerksam betrachtet. „Sind diese Groschen echtes Geld," sagte er lächelnd, „so müssen sie auch unter dem Schlag meines Hammers Stand halten." —

Er warf nach diesen Worten einen der dicken Kupfergroschen auf den Ambos, hieb mit seinem Eisenhammer darauf, und siehe, das Kupfer sprang entzwei und aus der braunen Hülse blitzte es wie Gold hervor; der Schmied zog die innen liegende Münze heraus: es war ein prächtiger Kemnitzer Dukaten vom neuesten Gepräge. —

Berthold stand wie versteinert. „Da siehst Du, Gevatter," sagte er mit schier ängstlicher Stimme; „da siehst Du, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht; wie kann die Goldmünze in das Kupfer hineinkommen?" —

Aber der alte Schmied hatte bereits den zweiten, dann den dritten und vierten Groschen mit seinem Hammer rasch hinter einander aufgeschlagen; in jedem derselben lag eine ähnliche Goldmünze. —

Berthold Auer glotzte den seltenen Schatz an, dann blickte er wieder dem Alten in's Gesicht, was der dazu sage? — aber Schmied Martin stand jetzt sinnend und wiegte die funkelnden Goldmünzen auf seiner von der Arbeit geschwärzten Hand. — Jetzt blickte er dem Gevatter wieder fest in die Augen. „Nun, Berthold," sagte er, „was gedenkst Du zu thun?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht," entgegnete dieser, mit einer Art Scheu auf die Goldmünzen blickend.

„So will ich es Dir sagen," fuhr der Alte fort; „entweder kömmt das Gold hier aus Rübezahls unterirdischer Werkstatt, wie Du es meinst, oder es ist mit demselben ganz natürlich zugegangen; das erstere zu glauben wirst Du, lieber Gevatter, nicht so thöricht sein, wenn Du das neue schöne Kemnitzer Gepräge auf den Münzen anschaust; also kann es sich nur darum handeln, ob der, welcher Dir diese vermeintlichen Kupferkreuzer schenkte, ihren goldenen Inhalt selbst kannte oder nicht? — Meinst Du nicht so, Berthold?" —

Dieser schien jetzt wie aus einem Traum zu erwachen. „Ja, Gevatter," sagte er, „Du hast recht! — auf das habe ich nicht gedacht."

„Und wenn er," fuhr der alte Schmied fort, „diesen Inhalt nicht kannte,

so hat er sich offenbar selbst getäuscht und er würde Dir wahrscheinlich die Kupfergroschen nicht geschenkt haben, wenn er gewußt hätte, was in denselben stecke."

„Gevatter!" fiel Berthold ein, „Du bist wirklich ein bedachtsamer Mann." —

„Und ein redlicher, wie Du einer bist," fuhr der Alte fort; „und weißt Du also, Berthold, was wir jetzt zu thun haben?"

„Ich verstehe Dich wohl," entgegnete dieser.

„Ja, Du verstehst mich," sagte der Alte, die Hand des armen Leinwebers erfassend, „Du verstehst mich, weil Du ein ehrlicher Mann bist, wie ich einer bin; weil Du und ich, obgleich wir blutarme Leute sind, um keinen Preis einen unrechten Groschen in unserm Kasten dulden wollen; weil wir unser ganzes Leben hindurch Gott dem Herrn gedient haben und ihm auch treu bleiben wollen so lange wir Beide noch auf Erden wandeln, so wahr uns Gott helfe!"

„Amen!" erschallte es mit warmer klangvoller Stimme hinter ihnen. Sie blickten um und ein langer hagerer Mann in einen schwarzen Ueberrock gehüllt und einen Stock in seiner Hand tragend, stand neben ihnen. Es war der alte Pfarrherr, Bruno Schön, ein edler und würdiger Greis, dessen Kirchlein die Sct. Laurenz-Kapelle im Gebirge lag und der eben von einem Kirchgange im Gebirge zurückkehrend, mit seinem Diener, dem kleinen Wendelin Storch, gegen die Waldschmiede herabkam und den letzten Theil des Gespräches der beiden Männer vernommen hatte.

Beifällig hörte der fromme Priester den Vorschlag an, welchen der redliche Schmied seinem Gevatter Berthold machte: daß Beide sich mit dem nächsten Aufgange der Sonne zum Gange in's Gebirg anschicken, dort den Grünen mit seinen Begleitern aufsuchen und ihm seine nunmehr in Goldmünzen verwandelten Kupfergroschen, deren Inhalt er vielleicht nicht gekannt habe, zurückstellen wollen, damit er sehe, daß im Riesengebirge zwar arme, aber grundehrliche Leute leben, denen ihre Gewissensruhe über Alles gehe. Der greise Pfarrherr wollte sie auf diesem Gange mit seinem Diener selbst begleiten.

Aber da blickte der alte bedächtige Schmied noch einmal recht nachdenkend vor sich hin; hatte nicht sein Gevatter den Verdacht ausgesprochen, daß diese drei Wanderer im Gebirge, der Grüne mit seinen beiden Begleitern, preußische Kundschafter seien, wie sie jetzt vom Heere des heranrückenden Königs mehrfach in's Land entsendet wurden, um die gangbaren Stellen des Gebirges aus-

zuspüren? — Hatte nicht der Grüne an Berthold die Aufforderung gerichtet, ihm den nächsten Waldweg in's Thal hinab zu weisen? — war dieß Goldgeschenk der im Kupfer verkappten Goldmünzen vielleicht der Probierstein der Käuflichkeit der Gebirgsbewohner?

Der alte Schmied theilte diese Gedanken dem Pfarrherrn mit und je länger die drei Männer nun über die Sache redeten, desto wahrscheinlicher wurde es ihnen, daß der Grüne und seine beiden Begleiter preußische Spione seien, denen mit aller Vorsicht entgegen getreten werden müsse.

Mit diesen Gedanken legten sich die redlichen Männer, nachdem sie in der Schmiede eine ihnen von Martha, der Ehefrau Meister Martins bereitete Milchsuppe als Abendmahl zu sich genommen hatten, so gut es der Raum des Schmiedhäuschens zuließ, zur Ruhe.

V.

Die preußischen Kundschafter.

Wie ein zitternder Rubin schwebte die prächtige Morgensonne am östlichen Himmel empor und legte ihr reines Gold auf den Saum der Hochwälder, durch deren grünes Haar der frische Morgenwind strich. Durch die reinen blauen Lüfte schwamm der Geier über den Schluchten der Berge dahin und der sanfte Triller der Feldlerche klang in's Thal herab, über dessen von tausend und tausend funkelnden Thauperlen besäeten Wiesenteppich das flinke Reh des Hochforstes nach dem Walde jagte.

Mitten im Gebirge, wo fruchtbare Dammerde auf dem Granit liegt, erstrecken sich weite Wiesen, von Morästen und Sümpfen, sowie anderen Wasser-Ansammlungen, welche die eigentlichen Quellen der Flüsse Elbe, Iser, Aupe und anderer bilden. Aber auch frisches schönes Grün streckt sich stellenweise zwischen den Wäldern dahin. Auf einer solchen Wiese, welche sich in sanfter Hügelerhebung an einen hohen Granitfelsen anschloß, schritten am Morgen nach der erzählten Begebenheit in der Bergschmiede fünf Männer: der arme Leinweber Berthold Auer war es mit seinem Gevatter, Meister Martin, dem Schmiede im Torfmoor, dann der Pfarrherr Bruno mit seinem Diener Wen-

delin. Der fünfte war ein stämmiger Mann im grauen Jägerrocke, der Forstwart Anselm Mayer von Schmidtberg, welcher sich ihnen auf dem Wege zufällig zugesellt hatte.

Die schlichten ehrlichen Gebirgsbewohner hatten es in ihrer Meinung jetzt heraus, daß jener Grüne und seine beiden Begleiter ohne allen Zweifel preußische Kundschafter waren, welchen bald das Gros der Armee Friedrichs, des Preußenkönigs, folgen würde. Hierin bestätigte sie die Aussage des Forstwarts Anselm, welcher gleichfalls am Tage vorher den Grünmantel und seine Begleiter im Gebirge gesehen haben wollte.

Es war also Grund genug vorhanden „die unheimlichen Geister" des Gebirges aufzusuchen und, wie der Pfarrer meinte, Kunde von ihrem Treiben in das nächste Bivouac der kaiserlichen Armee an der böhmisch-preußischen Grenze zu senden.

Jetzt standen die fünf Männer unterhalb einer sonnigen Anhöhe, von welcher man eine prächtige Aussicht nach Böhmen hinab hatte. Eine weiße, senkrechte Wand thürmte sich hier wie ein Hochaltar im Dome der Natur empor und siehe da — war es Fügung oder Zufall? — da stand wieder der Mann im grünen Mantel und Jagdrocke mit seinen beiden Begleitern. — Die drei seltsamen Gestalten schienen eben im Herabsteigen vom Gebirge begriffen und hatten ohne Zweifel auf dieser sonnigen Stätte im Angesichte des schönen Landes zu ihren Füßen, um die entzückende Aussicht zu genießen, Halt gemacht. Dießmal aber hatten sie einen jungen, in ein kurzes Mäntelchen gehüllten Burschen bei sich, welcher allerhand Meß- und Zeichnungsapparate trug.

Der ehrliche Schmiedmeister und der Forstwart wollten sogleich hervorspringen und die fremden Kundschafter fassen, und Berthold griff nach den Münzen, die er in seinem Säcklein trug, um sie dem Grünen sogleich zurückzustellen; aber der Pfarrherr deutete ihnen an, leise Ruhe zu halten.

Der Mann im grünen Mantel und seine Begleiter merkten nicht, daß sie beobachtet wurden. Der Erstere war jetzt auf die Plattform des Felsens, welche grüne Haselgebüsche wie mit einem Kranze einhüllten, hervorgetreten. Er warf jetzt seine Blicke in's weite Land hinab. — „Wahrlich," sagte er zu seinen beiden Begleitern, „Niemand würde es glauben, daß ich heute mit Ihnen, meine Herrn, fern von den brausenden Wogen unseres gewöhnlichen Lebens, in dieser Einsamkeit und wunderbaren Stille auf einer Stelle stehe, wo uns gewiß Keiner suchen würde." —

„Allerdings," lispelte der Forstwart im Gebüsche unten dem Pfarrherrn zu, „die Herren Kundschafter haben wahrscheinlich so hohe Schleichwege in ihrem Leben noch nie betreten."

Der Mann im grünen Mantel warf jetzt seine Blicke auf die andere Seite. „War's mir doch, als hörte ich eine menschliche Stimme," fuhr er, zu dem größeren seiner beiden Begleiter gewendet, fort, „doch nein, es war wohl nur des Windes Wehen, der durch die Felsenspalte hinzieht." —

„Oder des Echo's Stimme an dieser Felsenwand," sagte der Graue.

„Sie haben recht," entgegnete der Grüne; „hier ist in der That auch ein liebliches Echo; hören Sie nur, wie es meine Stimme weiter trägt in die bewaldeten Berge hinab. — O, wie schön, wie erhaben ist hier die große Natur! — Hier ist es in der That gut zu sein und hier wollen wir uns Hütten bauen. Lassen Sie uns hier im Anschauen der herrlichen Natur ruhen, meine Freunde, bis unsere Leute nachkommen."

„Da hört er's," lispelte der Forstwart im Gebüsche unten dem Schmiedmeister zu, „sie erwarten ihre Leute und hier ist unstreitig die Stelle, wo sie, dem preußischen Heere voran, die Grenze überschreiten wollen."

Aber der alte Schmied schüttelte jetzt zweifelnd den grauen Kopf. „Still," sagte er leise, „die schauen mir eben nicht wie feindliche Spione und Kundschafter aus." Der Forstwart aber zog seine Jagdflinte von der Schulter und knackte den Hahn derselben auf.

Jetzt hatte sich der Mann im grünen Mantel auf der Plattform des Felsens wieder zu dem größeren seiner beiden Begleiter im grauen Mantel gewendet. „Wir wollen," sagte er, „ein Andenken an unsere Anwesenheit auf dieser Hochwarte der Natur zurücklassen; reichen Sie mir Ihr kleines Handmesser, welches Sie in der Brusttasche tragen; wir wollen als Zeichen unserer Anwesenheit unsere Namen in die große Eiche da einschneiden." —

Die vier Lauscher im Gebüsche unten gaben sich Winke; jetzt war es auch dem kleingläubigen Schmiedmeister klar, daß die Sache auf eine Art Einverständniß der unheimlichen Gäste mit den Führern des nachfolgenden preußischen Heeres hinauslief. Ihre Blicke folgten jetzt der Hand des Mannes im grünen Jagdmantel, der sich einer großen weißen Birke näherte und mit dem von seinem Begleiter entlehnten Messer in die weiche Rinde des Baumes in großen Lapidaren eben so rasch als gewandt den Namen JOSEPH und darunter das Wort KAISER einschnitt. . . . . .

Nach ihm empfing der Kleinere im grauen Mantel das Messer und auch er grub in gewandter Weise seinen Namen: KLEBEK, GENERAL in den Baum, und das Messer wanderte dann in die Hand des Dritten mit dem langen ernsten Gesichte, welcher den Namen LAUDON in die Birke einschnitt, — und als auch er seinen Titel dazu eingraben wollte, da nahm ihm der Mann im grünen Mantel das Messer sanft aus der Hand, indem er freundlich zu ihm sagte: „Lassen Sie, lieber Feldmarschall, Ihren Namen nur allein hier stehen, er ist für die Nachwelt genug; nur wir Beiden haben nöthig, noch unsere Titel beizusetzen.“ —

Aber der Grüne hätte wenige Jahre später auch nicht mehr nöthig gehabt, zu seinem Namen den Titel zu fügen; neben dem großen Feldherrn Laudon konnte doch nur Joseph der große Kaiser und Freund dieses berühmten Kriegers vermeint sein!

Es war in der That der damals noch junge Kaiser und Mitregent seiner großen Mutter Maria Theresia, Joseph, der unvergeßliche Monarch und Vater seiner Völker, welcher, wie die Landesgeschichte Böhmens erzählt, mit seinen Generälen Laudon und Klebek aus dem Lager unten diese Berge bestiegen hatte, um die Gegend zu Kriegszwecken geometrisch aufzunehmen.

Seine Blicke fielen jetzt auf das vierblättrige Kleeblatt der ehrlichen Gebirgsbewohner, welche in ihrem patriotischen Eifer in dem jungen Kaiser und seinen Begleitern, da diese nun einmal keine Berggespenster waren, preußische Kundschafter zu finden vermeinten und jetzt ihre Blicke nach abwärts richteten, für den Augenblick unschlüssig, was sie zu thun hatten.

Der Forstwart war zuerst mit seiner Flinte in's Gebüsch hinab verschwunden; der Pfarrherr hielt fast zitternd seinen Hut in der Hand und Berthold Auer stand, die vier Goldmünzen aus der Tasche ziehend, da und richtete seine Augen starr auf die Herren auf der Plattform oben; nur der Schmied hatte seine gewöhnliche Ruhe behalten.

Jetzt warf der junge Kaiser seine Blicke auf den Leinweber. „Sieh da!“ rief er, „wir haben uns ja erst gestern begegnet; was bringst Du mir, Mann vom Gebirge?“

„Euer Geld!“ lispelte Berthold Auer, indem er die Münzen auf seiner Hand hinhielt; „Ihr habt Euch geirrt, hoher Herr, Ihr wolltet mir Kupfer schenken und es stack Gold darin.“ —

Da lächelte der junge Monarch. „Behalte, was ich Dir gab,“ sagte er,

„ich habe den Inhalt der Kupfermünzen recht gut gekannt, als ich sie Dir schenkte; Deine Ehrlichkeit freut mich, — aber wie ich sehe," setzte er auf den Pfarrherrn und den Schmied blickend hinzu, „bist Du heute in Gesellschaft zu mir heraufgestiegen?"

Jetzt faßte der Pfarrherr Muth und trat einen Schritt aufwärts; er verneigte sich tief. „Halten zu Gnaden, Majestät," sagte er, „wer wird es uns schlichten und unerfahrnen Gebirgsbewohnern verargen, daß wir eine Weile den Irrthum hegten, es könnten hier preußische Kundschafter ihr Unwesen treiben, und —"

„Genug," fiel der junge Monarch ein, „Ihr habt nicht unrecht, ein Kundschafter steht vor Euch, aber einer, der die Herzen seiner Unterthanen auskundschaftet und zu seiner Freude auch in diesen fernen Gebirgsgrenzen des Reiches wahre Treue und Vaterlandsliebe und hohe Ehrlichkeit findet. — Nun wir sollen uns nicht umsonst auf hohem Felsengrate zusammengefunden haben, Du ehrlicher braver Mann," setzte er mit einem freundlichen Blicke auf Berthold Auer hinzu. —

Und was der junge Kaiser hier versprach, das hielt er treulich.

Von dem Segen der Armuth begleitet, war er im Geleite seiner beiden Generäle wieder das Gebirge hinabgestiegen. — Dort war inzwischen die Nachricht angelangt, daß Maria Theresia, welche ihre glorreiche Regierung in Frieden beschließen wollte, den Frieden wünsche, der auch, da die große Monarchin ihn ernstlich anstrebte, schon am 13. des Maimondes 1779 zu Teschen abgeschlossen wurde. —

Aber in der Hofburg in Wien angekommen, gedachte der junge Kaiser Joseph der erzählten Scene im Riesengebirge und so kam es, daß, reich beschenkt vom Kaiser, wenige Monate später Berthold Auer mit seinem Weibe als nunmehriger Besitzer eines großen Maierhofes bei der Stadt Braunau einzog, wo er nebenbei ein großes Geschäft der Weberei des rothen türkischen Garnes, in welcher die Bewohner dieser Gegend so thätig sind, entwickelte. Die aus dem Kupfer enthüllten Goldmünzen theresianischen Gepräges wurden als höchster Familienschatz aufbewahrt. *) Am Jahrestage seiner merkwürdigen

---

*) Bekanntlich ließ die Kaiserin Maria Theresia zuweilen dicke Kupfer-Kreuzer oder Groschen schlagen, in denen Goldmünzen verborgen waren; derlei goldgefüllte Moneten wurden häufig zu Pathengeschenken verwendet.

Begegnung mit seinem Monarchen auf der Höhe des Riesengebirges wanderte er aber mit seinem Weibe und allen vier Kindern zur Lorenzikapelle auf der Schneekoppe, um den reichsten Segen des Himmels herabzuflehen auf das geheiligte Haupt seines edlen menschenfreundlichen Monarchen, des unvergeßlichen Kaisers Joseph des Zweiten.

Vom Weihnachtsbäumchen.

Von **Franz Bonn.**

Der Sonne lang entbehrter Strahl
Floß wieder warm auf Berg und Thal;
Froh ließ sich spüren allerwegen
Des Frühlings erstes Flügelregen.
Die Wiesen waren frei vom Schnee
Und frei vom Eise Strom und See,
Die Vöglein kamen von der Reise
Und sangen ihre lust'ge Weise,
Daß manches Veilchen still entzückt
Sich schüchtern aus dem Moos gedrückt.

Da stand vor einem kleinen Haus,
Das nah am Wald vor'm Dorfe draus —
Das letzte Häuschen war's im Ort —
Ein Tannenbäumchen, halb verdorrt;
Denn von der Erde Mutterschooß
Von seinen Wurzeln war es los,
Das Stämmchen in ein Brett gesteckt,
Das bunt bemalt, mit Moos bedeckt

Sofort verrieth: das Bäumchen war
Ein Christbaum im vergangnen Jahr.
Frisch rührt' des Frühlings junge Lust
Den Bäumen an die grüne Brust
Und alle streckten sich im Licht —
Nur unser Weihnachtsbäumchen nicht.
Ihm rann durch's Mark kein frischer Saft,
Zu Ende ging's mit seiner Kraft
Und traurig ward ihm schier zu Muth,
Doch in der Sonne gold'ner Fluth
In all' dem Jubel weit und breit
Gedacht' es der vergang'nen Zeit
Und, wie geweckt aus stillem Träumen,
Erzählt' es so den andern Bäumen:
„Ich war, wie ihr, einst frisch und jung
Voll Kraft und Saft, voll Drang und Schwung
Und fröhlich stand ich so wie ihr
Im grünen Kleid, im Walde hier.
Wenn ich von schwerem Schnee belastet
Den trüben Winter durch gerastet,
Hat mancher Frühling so wie heut'
Mein junges Leben frisch erneut.
Mich freute jeder Sonnenstrahl
In meinem lieben Heimaththal,
Und jeder Sturmwind macht mir Spaß,
Ward ich vom Regen noch so naß,
Ich blühte fröhlich Tag für Tag
Mit meinen Brüdern fort im Hag.
Da kam im vor'gen Jahr ein Mann,
Der sucht' herum im grünen Tann —
Der Schneewind über die Fluren strich,
Da naht' er mir und fällte mich.
Noch spür' ich's, welchen Schmerz ich litt,
Da mir in's Mark sein Messer schnitt!
O traurig Loos, o trüber Tag!

Leb' wohl, leb' wohl du grüner Hag!
Ihr lieben grünen Brüder mein,
So muß es denn geschieden sein!
Doch mitleidlos, wie er mich schlug,
Der Mann mich in sein Häuschen trug,
Dort ward ich in ein Brett gezwängt,
Mit buntem Zierrath rings behängt
Und so nach einer bangen Nacht
Des andern Tag's zur Stadt gebracht.
Mit vielen Andern stand ich dort
Auf buntem Markt, an fremdem Ort,
Und harrte bis die Käufer kamen
Und Baum um Bäumchen mit sich nahmen.
Auch mich hat mancher sich beseh'n,
Doch ließen sie zuletzt mich steh'n,
So daß allein ich übrig blieb
Dem Mann, der mit uns Handel trieb.
Wie ward mir traurig da zu Muth!
Die Andern dacht' ich, hätten's gut,
Sie kämen in der Reichen Haus
Und lebten dort in Saus und Braus,
Gar wohl geschmückt und wohlgepflegt,
Den Winter über warm gehegt,
Und was ich dachte sonst noch mehr! —
O Gott! wie irrt' ich doch so sehr,
Da ich als Unglück hab' geacht'
Was doch so glücklich mich gemacht;
Denn hätt' ein Käufer mich genommen,
Wär' nimmer ich zum Wald gekommen,
So aber darf ich hier im Hain
Bei euch die letzten Tage sein! —
Es war schon spät, als mich der Mann,
Der mich gefällt im grünen Tann,
Auf seine Schulter hob und sacht'
Mich heimtrug durch die Winternacht.

Verdrießlich, weil ich übrig war
Ging heim der Mann. Der Mond schien klar —
Bei jedem Schritte knarrt der Schnee
Mir selbst that schier die Kälte weh,
Und wie erst meinen Träger fror!
So ging's hinaus durch's hohe Thor.
Weit über Felder zog der Pfad,
Bis wir dem Dörfchen uns genaht,
D'raus lieblich in die stille Nacht
Manch' Lichtlein uns entgegenlacht.
Ich kann nicht sagen wie mir war —
Es war die Nacht so sternenklar,
So still und groß und feierlich —
Mir war, als schwebt' in Lüften ich.
Da sprach der Mann so für sich hin:
„Pfui! daß ich noch verdrießlich bin,
Hab' ich für meine Kleinen doch
Heut' auch ein Weihnachtsbäumchen noch!"
So kamen wir zur Hütte wieder,
Da setzt' der Mann mich endlich nieder
Und sieh' es dauerte nicht lang,
Da nahm sein Weib mich in Empfang
Und trug mich sanfter, als der Mann,
In ihre beste Stube dann.
Sie schmückt' und zierte mich auf's Beste,
Klebt' Lichter mir an alle Aeste,
Hing Aepfel mir und Nüsse um —
Ich sah und trug das Alles stumm;
Doch da sie endlich angebrannt
Die Lichter all', und hell ich stand
Mit Glanz erfüllend rings die Stube —
Da kam ein Mädchen und ein Bube,
Die riefen laut und faßten's kaum:
„Ein Weihnachtsbaum! Ein Weihnachtsbaum!"
O welch' ein Jubel, welch' ein Glück

Umgab mich da! Der Kinder Blick,
Der Mutter Thränen, des Vaters Lust —
Wem schwillt das Herz nicht in der Brust?
O reine Kindesseligkeit —
O wunderbare Weihnachtszeit!
Wer faßt das Glück, das ich empfand,
Da ich in solchen Wonnen stand?!
Nicht spürt' ich, daß die Lichtlein schier
Die grünen Hände verbrannten mir —
Ich sah der Kinder Lust allein,
Wie sie erfreut mein Glanz und Schein.
Ein kurzes Stündchen währte nur
Die Wonne, die mir wiederfuhr,
Die Lichtlein waren bald verbrannt —
Doch Eines hab' ich tief erkannt:
Daß Nichts auf Erden kann so rein
Und so von Herzen selig sein,
Als wie in armer Hütte Raum
Ein Kind vor einem Weihnachtsbaum.
Gern sterb' ich jetzt und welke hin,
Da mir dies heil'ge Glück erschien,
Da ich mit Lichtern hell geschmückt
Die armen Kinder so beglückt!
Vergeben hab' ich's längst dem Mann,
Daß er gefällt mich hat im Tann;
Hab' ich doch in der Armuth Nacht
Ein Stück vom Himmelslicht gebracht —
Und gern, wenn hin mein Leben sank,
Will ich dafür zu stillem Dank
Im Ofen ihm verknisternd brennen,
Daß er sich d'ran soll wärmen können." —

Da schwieg das Bäumchen tiefgerührt;
Und Rührung rings umher verspürt
Ein jedes Bäumchen, jeder Baum —

Und stille ward's im Waldesraum.
Da dachte manches Bäumchen sich:
O käm' der Mann und fällte mich,
Daß mir auch wär' solch' Glück vergönnt,
Daß ich als Christbaum sterben könnt',
Der Armen Trost mit lichtem Schein
Und Himmelslust der Kinderlein.
Und in der Frühlingssonne leis
Hob manches junge Tannenreis
Das Köpfchen auf zum Himmelslicht
Und seine dunkle Sehnsucht spricht:
„Gott mach' mich groß und stark und breit,
So kommt auch mir vielleicht die Zeit,
Daß ich im Dienst der Liebe dann
Mein junges Leben opfern kann!"

Weihnachtsfreuden.

Von **J. Wagner.**

Immer näher rückte die Weihnachtszeit und mit ihr der hl. Christabend heran. Die Stunden der Nacht waren ebenfalls vorgerückt und der Zeiger der Uhr kündete schon bald die zehnte Stunde an, als der Schullehrer Werner bei brennender Oellampe im erkalteten Schulzimmer am Pulte saß und überaus fleißig schrieb und rechnete. Da trat seine Frau herein mit den Worten: „Aber willst Du denn heute gar nicht Feierabend machen? Den ganzen Tag über, vom frühen Morgen an, hast Du gearbeitet; willst Du Dir nicht endlich Ruhe gönnen?"

Lächelnd legte Werner die Feder bei Seite und erwiderte: „Es sind dieses Kirchenrechnungen, die ich vom benachbarten Pfarramte übernommen und außer der Schulzeit zu fertigen habe. Der Termin ist kurz und selbe müssen vor den Feiertagen noch eingeliefert werden. Nur wenige Tage noch und der

Christabend ist vor der Thüre und ich muß die Rechnungen gestellt haben. Für heute aber will ich enden und mir Ruhe gönnen, um mich morgen mit doppeltem Fleiße darüber machen zu können." Er ergriff die Lampe, schloß die Thüre und verfügte sich mit seiner Frau in's Wohnzimmer, wo er im traulichen Gespräche noch kurze Zeit verweilte und sich dann zur Ruhe legte.

Schullehrer Werner, Familienvater von vier unversorgten Kindern, welcher erst vor ein paar Jahren in einen Marktflecken versetzt wurde, hatte bei spärlichem Einkommen vollauf zu thun, um sich und die Seinen durchzubringen und scheute keine Mühe, sich durch Nebenverdienste etwas zu erwerben. Besonders lag ihm die Fürsorge für seine neunjährige Tochter Fanny am Herzen und da selbe vorzügliche Anlagen für Musik bekundete, ließ er ihr bei einem tüchtigen Musiker Unterricht im Klavierspielen ertheilen. Ein altes Instrument, das kaum den Namen eines Klaviers verdiente, stand wohl zur Uebung für das lernbegierige Mädchen im Zimmer und es war überaus wünschenswerth, ein besseres an dessen Stelle zu schaffen; allein es fehlten dazu die Mittel und es mußten Zeit und günstigere Verhältnisse abgewartet werden. Da fügte es sich, daß in dem Hause eines Beamten ein noch gut erhaltenes Klavier zum Verkaufe feil geboten wurde. Das wäre eine Weihnachtsgabe für mein liebes, fleißiges Töchterlein, dachte Werner, aber wie läßt sich die Ankaufssumme erschwingen, das bleibt für mich ein frommer Wunsch. Und wie der Herr oft so gerne fromme Wünsche erfüllet, so bot sich auch dazu eine schöne Gelegenheit. Ein benachbarter Pfarrer äußerte, daß er eines Mannes bedürfe, der bis zu den Weihnachtstagen die Rechnungen für die Pfarr- und Filialkirchen fertige. Freudig erbot sich Werner zu dieser Arbeit und so sehen wir ihn täglich, außer der Schulzeit, bis spät in die Nacht hinein unverdrossen sich mühen und plagen; galt es doch, den Seinen eine Freude zu bereiten.

Der von Groß und Klein so sehnlich erwartete Christabend rückte heran. Werner war mit seinen Arbeiten fertig, packte selbe zusammen und nach beendetem Mittagstische wendete er sich zu den Kindern und sprach zur älteren Tochter: „Anna, richte Dich zusammen, Du mußt einen Gang nach dem Dorfe Pf. machen und dem Herrn Pfarrer die fertigen Rechnungen überbringen. Es ist ein schöner Wintertag, der Weg trocken und gut ausgetreten und in einer Stunde kannst Du leicht dahin kommen. Deine Schwester Fanny kann Dich begleiten und wenn Ihr auch ein Paar Stunden dort ver-

weilet, so könnt Ihr doch bis zur Abendämmerung wieder zurück sein.“ Voll Freude fanden sich die Kinder dazu bereit und nach Verfluß von einer Viertelstunde, während die Mutter für warme Kleidung gesorgt und Fanny den Wunsch geäußert hatte, daß das liebe Christkind doch nicht vor ihrer Rückkunft kommen möge, schritten sie fröhlichen Sinnes zum Thore hinaus.

Nun war Werners Zeit zur Vorrichtung gekommen. Bald erschienen einige Schüler, welche statt eines, deren drei Christbäume über die Stiege herauf brachten, worüber sich Werners Frau wunderte und meinte, es wäre ja einer davon auch genug gewesen; das Zieren und Behängen der Bäume mache zu viel Umstände und sei der Feier nicht angemessen. Lächelnd bemerkte Werner: „Laß mich nur gewähren; ich habe dießmal einen andern Plan ausgedacht. In Mitte des Nebenzimmers kommt ein Tisch zu stehen, an welchem zu beiden Seiten ein Baum befestigt wird und rückwärts in Mitte des Tisches wird der Zierbaum angebracht, die Lichter aber auf alle drei Bäume vertheilt und die Gaben auf den Tisch gelegt.“

„Ich wollte aber den Baum mit unsern Geschenken schmücken, diesem Stück Wollenzeug zu Kleidchen, zwei Winterhäubchen, zwei Paar Filzschuhen und warme Tüchlein, sowie Aepfel und Nüsse,“ entgegnete Frau Werner und bemerkte, daß diese Dinge schon so ziemlich in die Kasse gegriffen hätten. Werner schwieg, verfügte sich in's Schulzimmer und brachte bald darauf allerlei Sachen zum Vorschein, als Lehr-, Lese- und Gebetbücher, Tafeln, Federn, Griffel 2c., welche als weiterer Schmuck dienen sollten. Mittlerweile ließ sich abermals ein Geräusch auf der Treppe vernehmen und als Frau Werner nachsah, kam sie eilig zurück und rief verwundert: „Sieh nur einmal, da bringen zwei Träger ein schönes Klavier herauf; hast Du es vielleicht für den heutigen Abend entlehnt?“ —

„Nur herein damit!“ sprach Werner, indeß er die Thüre des Wohnzimmers öffnete. Er ließ das Instrument in das Nebengemach bringen und am gewählten Platze aufstellen. Nun ging es an die Arbeit. Die Bäumchen wurden um das Klavier gereiht, die Aeste derselben mit verschiedenen Sachen geschmückt, an den Zweigen die Wachskerzlein befestiget und die Gaben auf das Klavier gebreitet, welches an der Vorderseite zum Spielen geöffnet blieb. Diese Arbeit nahm Zeit in Anspruch und schon senkte sich die Sonne in den Abendhimmel, als die Eltern das Ganze vollendet hatten. „Jetzt mögen sie kommen,“ sprach Werner, „ich will mich im Wohnzimmer an's Fenster stellen,

dort sehe ich sie die Straße heraufeilen, denn sie werden sich Mühe geben, noch vor dem Aveläuten zurückzukehren. Ich gehe dann in's Nebenzimmer, zünde die Lichtlein an und ist Alles fertig, so gebe ich mit dem Glöcklein das Zeichen zum Eintritt und öffne die Thüre."

Die beiden Schwestern, deren Zwiegespräch am Wege von nichts anderm, als von der Ankunft des Christkindes und was es bringen werde, lautete, beschleunigten nach Möglichkeit ihre Rückkehr und als die Glocke vom Thurme das Abendgebet kündete, unterschied Werner die beiden Kindergestalten, dem Hause zueilend. „Sie kommen!" rief der Vater, „nun muß ich an die Arbeit!" Schnell begab er sich in's Nebenzimmer und verschloß die Thüre. Mit der Frage: „Ist das Christkind noch nicht gekommen?" sprangen die Mädchen zur Thüre herein; allein die Mutter mahnte, vorher das Abendgebet zu verrichten. Am Schluße reihten sie noch ein Vaterunser an, mit der Bitte um baldige Ankunft des Jesukindes. Hierauf wurde nach dem Vater gefragt und sie erhielten den Bescheid, daß dieser einen Gang gemacht und bald nach Hause kommen werde. „O dann," sagte Fanny, „kann ich noch vorher das Lied probiren, das ich, um den Vater zu überraschen, nebst einem Klavierstücke erlernt habe," und sie setzte sich an's Klavier und sang, mit Begleitung, das Lied: „Schönstes Kindlein, holdes Knäblein 2c." und spielte einige Variationen dazu. Als sie geendet hatte, seufzte sie: „Ach, wenn nur dieses Klavier einen andern Ton hätte, ich würde um Vieles leichter lernen."

„Vielleicht erbarmt sich einmal das Christkind," entgegnete die Mutter „und bringt Dir ein besseres und schöneres. Sei nur recht fromm, brav und fleißig und bete ohne Unterlaß!"

Sehnsuchtsvollst harrten die Kinder der Heimkunft des Vaters und der Ankunft des Christkindes; da ließ sich mit einem Male des Glöckleins reiner Silberton im Nebenzimmer hören. Die Thüre öffnete sich; der helle Lichtglanz schimmerte den Eintretenden entgegen; er blendete ihre Augen so sehr, daß sie wie gebannt an der Thürschwelle stehen blieben und ihr Erstaunen nicht ausdrücken konnten. Freundlich winkte der Vater ihnen, näher zu kommen, und als Fanny das Klavier erblickte, da ward sie von übergroßer Freude überwältigt und wußte dem überraschenden Eindrucke keine Worte zu geben. Mit dem Rufe: „O Christkindlein! o Vater!" stürzte sie in Werners Arme. Tief gerührt führte der Vater das Kind hin zum Klavier und sprach innigst bewegt: „Sieh, liebe Fanny, wie das liebe Christkindlein in des Herzens Tiefe

frommer, fleißiger Kinder blickt und ihre geheimsten Wünsche zu erfüllen trachtet. Dieses Instrument ist nun Dein Eigenthum. Benütze es nach allen Kräften, vielleicht bildet es den Grundstein zu Deinem künftigen Glücke. Wandle stets auf dem Wege der Unschuld und Tugend und bleibe fromm, gut und brav, dann werden der liebe Gott, Deine Eltern und Alle, die Dich kennen lernen, Dich auch lieb haben." Thränen tiefster Rührung, Freude und Betheuerung träufelten wie Perlen über die Wangen des bewegten Kindes, in welche sich die der lauschenden Mutter mischten, der es klar wurde, welches Opfer der Vater gebracht hatte. Dergleichen Momente selbstgeschaffenen stillen Familienglückes ergreifen im Innersten Herz und Gemüth und erhalten und bewahren sich lebenslang.

Als man sich von dieser freudigen Ueberraschung erholt und gesammelt hatte, fingen die Lichtlein schon an, hie und da zu erlöschen. Das Klavier wurde in's warme Wohnzimmer gebracht und an die Stelle des alten Instrumentes gesetzt. Nun sang Fanny, mit Begleitung, ihr Weihnachtslied und spielte ihr eingeübtes Klavierstück. Kaum war sie zu vermögen, sich in später Nachtstunde von ihrer Weihnachtsgabe zu trennen und des andern Tages saß sie schon wieder am frühen Morgen an ihrem Klavier und sang.

Und hat Fanny wohl durch eigenen Fleiß den aufopfernden Fleiß ihres Vaters vergolten? —

Ein Jahr nach dieser schönen Weihnachtsfeier erhielt sie einen Freiplatz in einem Institut. Auch dort war sie die Freude ihrer Lehrerinen und brachte den Eltern Preise nach Hause, meistens als Anerkennung ihrer musikalischen Fortschritte. Als sie aber nach weiteren fünf Jahren zur völligen Ausbildung in das Münchner Conservatorium trat, wuchs ihr Eifer noch mehr, und sie erwarb sich dort die Befähigung, selbst in einem Institute zu lehren. Doch Gott hatte ihr einen andern Beruf angewiesen. Er sandte seine heiligen Engel, um sie abzuholen zum ewigen Christbaum, um vereint mit ihnen das „ewige Gloria“ zu singen. —

Auflösungen zu den Neckräthseln.

Ausgewählt von **Friedrich Güll.** (S. 96.)

1. Der Acker.
2. Das Alter.
3. Der Blasbalg.
4. Die Brennessel.
5. Das Echo.
6. Die Geige.
7. Der Greis (mit Stock, Messer und Brille).

Dichter und Held.

Von **Karl Zastrow.**

Es war am 11. August des Jahres 1759. Unabsehbare Reiter- und Infanterie-Kolonnen zogen über die gewaltigen Pontonbrücken, welche die preußischen Pioniere bei Frankfurt über die Oder geschlagen hatten. Die Soldaten hatten bereits mehrere Tage hintereinander anstrengende Märsche gemacht. Sie waren erschöpft und mißmuthig und kein fröhliches Lied tönte aus den geschlossenen Reihen hervor. Ganz besonders ermüdet aber schien sich ein hochgewachsener, stattlicher Offizier zu fühlen, welcher, das Haupt auf die Brust gesenkt, auf einem prächtigen Rappen neben dem Fußvolk herritt. Er hatte die Augen geschlossen und seine Haltung ließ darauf schließen, daß er eingeschlafen sei.

Ein anderer Offizier, gleichfalls zu Pferde, jedoch mit den Abzeichen eines höheren militärischen Ranges versehen, ritt, als er den Schlummernden gewahrte, lächelnd an diesen heran und sagte, indem er ihm seine Rechte auf die Schulter legte, in liebevollem Tone: „Was ist Dir, Ewald? bist Du krank oder nur ermüdet? ich habe Dich nie in so gedrückter Haltung gesehen!"

Der Angeredete schreckte aus seinen Träumen auf. Tief Athem holend, sah er den Freund mit einem halb schlaftrunkenen Blicke an. Dann sagte er

lächelnd: „Du bist's, Georg? ja! ich habe, was nie vorkommt, während des Reitens geschlafen, und was noch sonderbarer ist, ich habe sogar geträumt! zu Pferde geträumt, Georg!"

Er war unter diesen Worten vollkommen munter geworden. Sein großes feuriges Auge leuchtete sanft und zugleich kriegerisch muthig. Ein kraftvoller Geist, ein warmes Herz gaben sich in dem hellen Blicke kund, wie denn auch der ganze Ausdruck seines schönen Gesichts ebensoviel freundlichen Ernst wie innige Herzensgüte verrieth.

„Hoffentlich hast Du nichts Schlimmes geträumt?" fragte der Freund.

Jener schüttelte den Kopf. „Wie man es nimmt," entgegnete er mit sanfter Festigkeit. „Ich träumte von blutigem Kampfe, von einem ehrenvollen Siege, aber auch von einem ruhmvollen Tode. Seit dem Jahre 1740 habe ich alle Campagnen mitgemacht, viel Anstrengungen und Mühseligkeiten ertragen, und doch nie Gelegenheit gehabt, mich durch einen ruhmvollen Handstreich auszuzeichnen. Morgen wird es anders sein, Freund! wir gehen einer furchtbaren Schlacht entgegen, vielleicht der grausigsten des ganzen Krieges und ich habe die Ahnung, daß ich bleiben werde."

Der Andere schüttelte den Kopf. „Mit solchen Gedanken sollte man nicht in die Schlacht ziehen, Ewald," und als wollte er jenen von diesem Thema ablenken, rief er plötzlich, indem er mit dem rechten Arm gerade aus deutete: „Siehst Du den Kirchthurm dort vor uns? Das ist die Höhe von Kunersdorf!"

Man kam an einem mäßig ansteigenden Hügel vorüber, an dessen Fuß die Landstraße eine Biegung machte. Oben auf dem Gipfel der Anhöhe hielten mehrere Offiziere, deren Uniformen durchgängig auf einen höheren Rang schließen ließen. Der Vorderste in der Reiterschaar ragte vor allen Uebrigen durch seine imponirende Erscheinung hervor. Unbeweglich, das Haupt ein wenig auf die Seite geneigt, hielt er auf dem hohen Rosse und die blauen Augen blitzten so scharf und fest unter dem dreieckigen Hute hervor, als wolle er jeden einzelnen Mann der vorüberziehenden Heereskolonnen mit seinem Blicke durchbohren. Er war in einen grauen Mantel gehüllt, der vorn offen stand so daß man den Krückenstock sehen konnte, der von seinem rechten Arm herabhing.

„Dort hält der König mit seinem Stabe, Georg!" rief der Offizier lächelnd, als sie nahe genug gekommen waren, um den Reiter im grauen Mantel,

erkennen zu können; „soll mich doch wundern, ob sein Adlerblick mich herausfinden wird.“

Sie waren jetzt so nahe herangekommen, daß die üblichen Ehrenbezeigungen ihren Anfang nehmen mußten. Die Kommandorufe zum Anziehen der Gewehre ertönten, und für einen Augenblick rasselten die Waffen stärker, wirbelten die Staubwolken dichter empor. Hier und dort ertönten Hurrahrufe aus den Reihen der Soldaten. Die Offiziere zogen die Degen und salutirten. Der König legte grüßend die Hand an den Hut. Plötzlich jedoch, den Offizier gewahrend, welcher mit gespannter Aufmerksamkeit jeden Zug im Antlitz des hohen Reiters verfolgte, streckte er seinen Krückenstock aus und rief: „Ah, Major! es freut mich, Ihn zu sehen. Er wird endlich Gelegenheit haben, sich auszuzeichnen. Er kommt mit seinem Bataillon auf den rechten Flügel zu stehen und soll die Schanzen von Kunersdorf erstürmen helfen. Es wird ein heißes Stück Arbeit geben, Major!“

„Ich freue mich darauf, Majestät!“ rief der Offizier rasch, „ich habe nie etwas Schöneres gekannt, als für seinen König und für sein Vaterland zu sterben.“ —

Der ritterliche Held, welcher in kriegerischer Begeisterung diese Worte zu Preußens größtem Könige sprach, war Ewald Christian von Kleist, der sanfte, zartfühlende Sänger des Frühlings, der Verfasser einer Anzahl schöner Oden, Lieder und Sinngedichte. Als Soldat nur war es ihm vergönnt gewesen, dem großen Könige nahe zu kommen, während er ihm als Dichter stets fern geblieben. Es ist ein eigenthümlicher Zug im Charakter Friedrich II., daß er nur die Erzeugnisse französischer Dichter seiner Beachtung würdigte, für die Pflege der deutschen Dichtkunst dagegen äußerst wenig that. Auch Kleist hat dies zu seinem Schmerze erfahren müssen, obwohl er einer der bedeutendsten Lyriker seiner Zeit genannt werden darf.

Es war bereits Mitternacht vorüber, als die Truppen ihre Aufstellung genommen hatten und nun endlich daran denken konnten, mit dem Gewehr im Arm sich einige Stunden dem Schlafe zu überlassen. In der Frühe des 12. August begann der Kampf mit der größten Erbitterung von beiden Seiten. Furchtbare Geschützsalven schmetterten Tod und Verderben in die Reihen der Kämpfer. Hin und her schwankte der Kampf. Mit Heldenmuth flog der tapfere Major von Kleist seinem Bataillon voran und die Soldaten folgten ihm in flammender Begeisterung. Da zerschmettert ein Büchsenschuß zwei

Finger seiner rechten Hand. Ohne der Wunde die geringste Beachtung zu schenken, nimmt er den Degen in die linke Hand und stürmt weiter. Drei Batterien sind bereits erobert. Da sinkt der Kommandeur des Regiments tödtlich getroffen vom Pferde. Kleist sprengt vor und stellt sich an die Spitze des Regiments, um unter einem fürchterlichen Geschützfeuer die vierte Batterie zu erstürmen; aber zu entsetzlich ist der Kugelregen und einzelne Glieder kommen in Unordnung und beginnen zu weichen. Schnell entschlossen ruft der tapfere Führer die Fahnenträger zusammen. Er selbst nimmt einen Fahnenjunker, welcher drei Fahnen trägt, am Arm und dringt auf diese Weise gegen die Feuerschlünde vor. Da durchbohrt eine Flintenkugel dem Tapferen den linken Arm. Er faßt den Degen wieder mit der blutenden Rechten und stürmt vorwärts. „Bald, bald am Ziele!“ tönt es in ihm, als er wenige Schritte vor sich durch den furchtbaren Pulverdampf die blanken Läufe der feindlichen Geschütze blitzen sieht. Da aber entladen noch einmal die gewaltigen Todesrohre ihre verderblichen Geschoße. Drei Kartätschenkugeln zerschmettern ihm zu gleicher Zeit das rechte Bein und mit den Worten: „Kinder, verlaßt Euren König nicht!“ sinkt der heldenmüthige Dichter ohnmächtig zur Erde.

Zwei Leute des von ihm kommandirten Bataillons tragen ihn aus dem Schlachtgetümmel. Ein Wundarzt, welcher ihm das Bein mit einem Taschentuche verbinden will, wird durch den Kopf geschossen und sinkt todt neben demjenigen nieder, dem er voll edler Menschenfreundlichkeit das Leben zu erhalten suchen wollte. Wie Kleist aus seiner Ohnmacht erwacht, fragt er einen neben ihm liegenden gleichfalls schwer verwundeten Krieger: „Haben wir gesiegt oder verloren?“ — „Verloren!“ lautete die trostlose Antwort, die ihn von Neuem in die Nacht der Bewußtlosigkeit zurückschleudert. Er sieht es nicht, wie die Preußen in wilder Flucht durcheinander stürzen. Fußvolk, Reiterei und Geschütze wälzten sich in einem unentwirrbaren Chaos über das Schlachtfeld. Spät am Abend, als die Sterne auf das blutige Todtenfeld niederschauen, ziehen beutegierige Kosaken von einem der Todten zum andern. Sie nehmen dem unglücklichen Helden Alles, was er an Werthsachen besitzt, und nur einigen bittenden Worten, die er halb in fieberndem Schlummer, in polnischer Sprache an sie richtet, verdankt er es, daß man ihm das Leben läßt. So lag er in der schauerlich kalten langen Nacht unter schrecklichen Schmerzen, fast gänzlich unbekleidet, bis am Morgen. Gegen zehn Uhr fand ihn ein russischer Offizier, ein Herr von Starckelberg, welcher ihn voll Menschenfreundlichkeit

auf einem Wagen nach Frankfurt a./O. bringen und ihn dort regelrecht verbinden ließ.

Ein in der letzteren Stadt wohnender Professor, Namens Nicolai, hatte kaum erfahren, daß der beliebte Dichter sich innerhalb der Stadtmauern befand, als er auch schon Alles aufbot, den Kranken in sein Haus zu bekommen, um ihm die liebevollste Pflege zu widmen. Allein, was auch gethan wurde das schwindende Leben zu erhalten, es erwies sich als vergeblich. Abgesehen von dem erlittenen Blutverlust waren die Wunden durch Erkältung bereits tödtlich geworden und die Hoffnung auf Genesung schwand mit jedem Tage mehr. Kurz vor seinem Hingange besuchte den Kranken noch sein treuer Freund Georg von Ledebur, welcher die Brigade, bei welcher der Dichter stand, kommandirte, und der ihm an Gemüthstiefe und Geistesbildung ebenbürtig war. Kleist nahm auf das Herzlichste Abschied von dem Freunde und übergab ihm für sein Stammbuch ein Blatt aus seiner Brieftasche, auf welches er vor längerer Zeit mit Bleistift folgende Strophen niedergeschrieben hatte:

„Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die Ihr mit Gram erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht
Und wagt die Reise durch das Leben nur:
Jenseits des Ufers gibt's ein besser Land,
Gefilde voller Lust erwarten Euch.“ —

Bald darnach trat eine heftige Verblutung ein. In Folge der Sonderung der zersplitterten Knochen war eine Pulsader zerrissen worden, und früh am Morgen des vier und zwanzigsten August's entschlief der Dichter sanft in den Armen seines treuen Pflegers.

In Frankfurt a./O. liegt er begraben. Ein einfacher Denkstein, den treue Freunde ihm setzten, ziert sein Grab.

So endete der kühne Held, dessen Hand so manches schöne, stille Lied geschrieben, das im wunderbaren Gegensatze zu seinem feurigen, kriegerischen Naturell stand. Obgleich gefeiert und als wahrer Dichter anerkannt von seinen Zeitgenossen, von denen sich nur Wenige mit dem melancholischen Hauch, der durch alle seine Schöpfungen weht, nicht befreunden konnten, hat er doch des Lebens tiefere Freuden niemals so recht kennen gelernt. Seine Lebensstellung war nicht geeignet, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, nach Liebe und Freundschaft, von der sein Herz vollständig erfüllt war, zu befriedigen, und da-

her kam es, daß die Melancholie so häufig durch seine Lieder klingt. — Das bekannteste seiner Gedichte ist „der Frühling," welcher zwar nur aus aneinandergeschobenen betrachtenden oder beschreibenden Bruchstücken besteht, doch aber in den besten Kreisen Beifall fand, weil es in begeisterten Worten die Freuden des Landlebens, das Entzücken der Freundschaft, Tugend und Weisheit preist und somit dem tiefen Drange der damaligen Zeit den schönsten Ausdruck gibt. Seine ächte dichterische Begabung wurde von seinen poetischen Freunden Gleim, Ramler, Bodmer, selbst von dem großen Lessing anerkannt und bewundert, wie er als Mensch stets geachtet und geliebt war, und selbst als Vorgesetzter von seinen Untergebenen wie ein Vater verehrt würde.

Gut' Nacht!

Von **Fanny Währ.**

Es hüllt in seinen zarten Schleier
Der stille Abend Berg und Thal
Und purpurn glänzt zur Dankesfeier
Am West der letzte Sonnenstrahl.

Er sendet nochmals seine Blicke
Nach all' den fernen Welten hin
Und sehnsuchtsvoll sieht er zurücke,
Daß alle Schatten vor ihm flieh'n.

So lebe wohl, du Fleckchen Erde! —
Schlaf sanft! — der bleiche Mond hält Wacht;
Daß auch den Müden Ruhe werde
Schuf der Allmächtige die Nacht.

Ruht aus Ihr Müden! — schlaft Ihr Armen
In Eures harten Lagers Raum,
Die stille Nacht schenk' aus Erbarmen
Euch einen süßen, frohen Traum.

Schlaft wohl, Ihr lieben Kinderherzen,
Euch ist die Nacht gewiß nicht Feind,
Ihr schlaft ja frei von Sorg und Schmerzen,
Ihr habt kein Unglück noch beweint.

Schlaft wohl Ihr Mütter und Ihr Väter,
Der Schlaf sei Euch kein fremder Gast,
An Eures Friedens reinem Aether
Halt keine Unglückswolke Rast.

Schlaft wohl Ihr Greise und Matronen,
Die an Erfahrung Ihr so reich,
Des Glück- und Unglücks wechselnd Zonen
Sie machten Eure Haare bleich.

Schlaft alle wohl! — Ja alle — alle, —
Auch dem Verbrecher „gute Nacht!"
Er träume vom Posaunenschalle
Nach einer langen Grabesnacht.

Er träum' von dessen Huld und Gnade,
Der sühnend für die Sünder starb,
Er träume von dem Gnadenbade,
Das Jesu Liebe uns erwarb.

So mög' die Nacht ein Friedensbote
Für einen Jeden, Jeden sein,
Bis sie beim zarten Morgenrothe
Entflieht im lichten Dämmerschein.

Dann komm' ich, Eure Stirn zu küssen
Mit meinem ersten, frohen Licht,
Den jungen Tag mit Dank zu grüßen,
O zögert alsdann länger nicht.

Schnell läuft ja ab die Uhr des Lebens,
Bald glänz' ich Euch zum Letztenmal
Es sucht am Morgen dann vergebens
Zu wecken Euch mein erster Strahl.

Lebt so, daß heil'ger Liebe Röthe
An Eurem Sterbebette winkt,
Wie jetzt in milder Abendröthe
Mein letzter Strahl — Euch grüßend — sinkt.

Dann werdet Ihr gleich mir entfalten
Den ewig neu verklärten Glanz,
Wenn still zu Euren Füßen halten.
Die Sterne ihren Wirbeltanz.

Das Haus Fugger.

Biographische Skizzen von **Chr. Ney.**

I.

Hans Fugger.

„Handwerk hat goldenen Boden!" Blitzschnell flogen die Schiffchen auf den klappernden Webestühlen hin und her. Die Gesellen rührten unverdrossen Hand und Fuß und warfen nur von Zeit zu Zeit einen sehnsüchtigen Blick hinaus in den hellen Sonnenschein, der auf den steilansteigenden Dächern der Hinter=gebäude sein Goldnetz ausgebreitet und den Thurm der Sct. Annakirche in Augsburg, der hoch in die blaue Frühlingsluft hineinragte, mit Glanz und Licht überkleibet hatte. Wie gern hätten sie die dumpfige Werkstube mit der freien, herrlichen Gottesnatur vertauscht, wenn sie nicht die strenge Zunftord=nung an ihren Webestuhl gefesselt — wie gern ein Viertelstündchen gemüthlich verplaudert und den emsigen Händen einige Erholung gegönnt, wenn nicht der

Meister vom Nebenzimmer aus ihren Fleiß controllirt hätte. In Gedanken vertieft, saß jener an einem kleinen Tische, vor sich ein Pergamentblatt mit Zahlen angefüllt, zu denen er fortwährend neue hinzufügte. Ein Lächeln umspielte den geschlossenen Mund und der heitere Blick, mit dem er den in einem Holzgestelle in langen Reihen aufgespeicherten Leinwandvorrath überflog und abschätzte, verrieth, daß er mit dem Resultate seiner Rechnung zufrieden sein konnte. Wieder war ihm ein nicht unbedeutender Gewinn aus seiner gewerklichen Thätigkeit, sowie aus einem kleinen Handel mit Leinwand erwachsen und die Verhältnisse hatten sich so günstig gestaltet, daß ihm nun eine Erweiterung dieses Handels leicht wurde und sich ihm dadurch neue Quellen des Gewinnes erschlossen. Ja, Handwerk hat goldenen Boden! Helle, lichte Bilder zogen, als er so, umspielt vom glitzernden Sonnenscheine an seinem Comptoirtische saß, an seiner Seele vorüber. Er sah sich wieder in der kleinen, ärmlichen Hütte seines Vaters Hans Fugger im Dorfe Graben, südlich von Augsburg. Auch hier klapperte der Webestuhl, an dem er, ein flinker, fleißiger Geselle, neben seinem Vater arbeitete, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein; aber es war ein karges Brod, das er essen mußte und wenn nicht ein kleines Gütchen, welches seinem Vater gehörte, und das er, als rüstiger Bursche, mit bewirthschaften half, die Einnahme der Familie Fugger vermehrt hätte, gewiß wäre gar manchmal Schmalhans Küchenmeister im elterlichen Hause gewesen. Da wanderte eines Tages unser junger Hans wieder einmal nach Augsburg, um dort die selbstgefertigten Leinwandstücke an die reichen Handelsherrn zu verkaufen. Der heitere, fröhliche Gesell, leicht beweglich und flink, mit dem Leinwandbündel auf der Schulter, nach rechts und links den wohlhäbigen Bürger und die stolz einherschreitende Bürgerin freundlich grüßend, war überall gern gesehen und wohlgelitten und seine gut gearbeitete Waare tauschte er ohne Mühe gegen klingende Silberstücke um. Aber — aber — er verließ diesesmal die Stadt nicht so leichten Herzens, wie früher. Er wollte ein fröhliches Lied trällern, doch Melodie und Text kamen kaum über die Anfangsstrophe hinaus. Immer sah er zwei freundliche Augen auf sich gerichtet und wohin er auch den Blick wandte, eine zarte, liebliche Mädchengestalt ging vor seinem geistigen Auge vorüber und begleitete ihn nach seinem einsamen Dörfchen. Aber Hans, was kümmert Dich eine Augsburger Maid! Es ist ja Klara, des Bürgers Widolph Töchterlein! Willst Du sie vielleicht auf Dein Dorf, in Deine armselige Hütte führen? Ja, wenn Du ein Augsburger Webermeister

wärest, wer weiß, ob Dir der alte Widolph ihre Hand verweigern würde. Augsburger Webermeister — Augsburger Bürger — Hans, die Trauben hängen für Dich zu hoch. Und doch — er wanderte nun häufiger nach der Stadt und nie versäumte er, dem freundlichen Mädchen in Widolphs Hause seinen Gruß zu senden. Vom Grüßen kam es zu Worten, und Klara versprach ihm, seine Hausfrau zu werden, sobald er sich in Augsburg niederlassen würde. Auch der alte Widolph sah den muntern Burschen gern in seinem Hause; und hatte er nicht einen angesehenen Vetter im Rathe der Stadt? Konnte er nicht durch solchen Einfluß für Hans das Bürgerrecht erwerben? Das Glück war ihm günstig und mit der Hand seiner Tochter überreichte er dem jungen Hans Fugger den Bürger- und Meisterbrief der freien Reichsstadt. So war also unser Hans ein Mitglied der mächtigen Weberzunft, ein Bürger der größten Stadt des Schwabengaues. Glück auf! Ja, mächtig war die Augsburger Weberzunft. Sie zählte an 2500 Meister, die jährlich an 350000 Stück Barchent und Leinwand fabrizirten und über 70000 Stück jährlich auf den öffentlichen Bleichanstalten, über welche vom Rath ein eigener Bleichmeister gesetzt war, bleichten. Ja, mächtig war die Augsburger Weberzunft. Hatte sie doch im Jahre 1368 unter Anführung des klugen und reichen Webermeisters Hans Wiß oder Wizzig in Verbindung mit den andern Zünften sich offen gegen das alte, aristokratische Stadtregiment aufgelehnt, die Thore und das Rathhaus besetzt und eine neue Verfassung sich erzwungen, nach welcher der Rath aus den Geschlechtern und Zünften gewählt und an der Spitze desselben zwei Bürgermeister, einer aus den Patriziern und einer aus den Zünften stehen sollte und jeder Bürger, mit Ausnahme der Patrizier, welche Schild und Helm führten, sich in eine Zunft aufnehmen lassen mußte. Der alte Widolph hatte sich in Hans nicht getäuscht. Mit Fleiß und Geschicklichkeit betrieb er sein Handwerk und seine Verhältnisse gewannen mehr und mehr eine günstigere Gestaltung. Nicht nur, daß er seiner Familie eine wohlhäbige Existenz zu verschaffen verstand, sondern auch mancher Gulden wanderte als Ersparniß in den eisenbeschlagenen Geldschrein. Aber Hans war auch ein spekulativer Kopf. Augsburger Silber- und Goldgeräthe fanden auf den deutschen Märkten eine gute Absatzquelle und der Handel mit Wolle und Leinwand brachte den Kaufherrn reichen Gewinn. Konnte er nun nicht auch seine Leinwand für eigene Rechnung auf den Markt bringen? Was Andern geglückt war, sollte es ihm mißlingen? Der erste Versuch wurde gewagt und ein kleiner Leinwandhandel etablirt. So unbedeutend

im Anfange er auch war, erlangte dieser Handelszweig jedoch schnell einen größern Umfang. Die Fugger'schen Leinwandballen gingen über Füssen, Salzburg durch Tyrol, über Botzen und Meran nach dem europäischen Weltmarkte Venedig oder rheinabwärts nach Köln und von da nach den Hansestädten an der Ost- und Nordsee. Und so erblicken wir nun Hans Fugger im Eingange unserer Skizze als einen schon wohlhabenden Handelsherrn, der aber nicht verschmähte, selbst noch das Weberschiffchen neben seinen Gesellen fleißig zu handhaben. Mit dem wachsenden Reichthume war auch sein Ansehen unter seinen Mitbürgern gestiegen und sein in allen Verhältnissen sich als treu und bieder zeigender Charakter, sein ehrbarer, untadelhafter Lebenswandel hatte ihm die wohlverdiente Achtung der Stadt erworben, so daß die nächste Rathswahl ihm möglicherweise sogar einen Sitz im Stadtregimente eintragen konnte. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten." — Auch Hans Fugger sollte dieses Dichterwort in seinem Leben bewahrheitet sehen. Sie, die treue Hausfrau, die liebende, sorgende Lebensgefährtin, der er eigentlich sein jetziges Glück zu danken hatte, seine Klara, erkrankte. Vergebens blieben die Bemühungen der Aerzte, vergebens seine aufopfernde Pflege — wenige Wochen später bewegte sich ein zahlreicher Leichenzug aus dem Fugger'schen Hause nach dem stillen Friedhofe und sie, die ihm so theuer war, ruhte nun draußen im tiefen, dunkeln Grabe. Die erste Blüthe war aus seinem Lebensglücke gebrochen. Wie einsam fühlte er sich nun in dem Hause, wo sie so treu bisher gewaltet hatte. Kein freundliches Kindergesicht lächelte ihm hier entgegen, seinen Schmerz um die Dahingeschiedene zu mildern, er stand allein in der Welt. Im rastlosen Geschäftsbetrieb suchte er seinen Schmerz zu vergessen und die Alles heilende Zeit ließ auch nach und nach die Wunde seines Herzens vernarben.

Der wachsende Umfang seines kaufmännischen Betriebes nöthigte ihn jedoch, seinem verwaisten Hause wieder eine Hausfrau zu geben und daher entschloß er sich zu einer zweiten Heirath. Es war im Jahre 1383, als er Elisabeth Gfattermann zum Traualtare führte. Klara — Elisabeth: erstere ein unbemitteltes Bürgermädchen, letztere die Tochter eines vermögenden Hauses; Widolph — Gfattermann: ersterer ein schlichter Bürger, letzterer ein angesehener Rathsherr. So war ihm also auch hier wieder das Glück besonders günstig gewesen. Nun konnte er mit dem Vermögen seiner Frau seinem Geschäfte einen neuen Aufschwung geben; nun lenkte er durch die Verbindung

mit dieser angesehenen Familie noch mehr als früher die Augen seiner Mitbürger auf sich und daher wählte ihn bei der nächsten Rathswahl die Weberzunft zu ihrem Deputirten im Stadtrathe, eine Ehre, die um so mehr in's Gewicht fällt, wenn man den Einfluß und das Ansehen bedenkt, das diese Zunft in Augsburg genoß. — Was ist nun wohl die größte Freude der Eltern? Gewiß, gute Kinder. Auch diese Freude sollte ihm nicht versagt bleiben. Zwei liebliche Knaben, Andreas und Jakob, sah er fröhlich erblühen und zu gesitteten Jünglingen heranwachsen. Nun konnte er seine Augen getrost im Tode schließen, sein Geschäft ging ja in tüchtige Hände über und es stand zu erwarten, daß der Name „Fugger" für Augsburg und Deutschland auch bei den kommenden Geschlechtern seinen guten Klang sich bewahren würde. Es war im Jahre 1409, als ihn Gott aus seinem Wirkungskreise abrief, und die Achtung seiner Mitbürger war wohl der schönste Kranz, den die Stadt Augsburg auf seinen Grabhügel niederlegte. Friede seiner Asche!

II.

Andreas und Jakob Fugger.

Aus einem kleinen Samenkorn war das Haus Fugger zu einem stattlichen Baume emporgewachsen, dessen Verzweigungen sich bis nach den Hansestädten an der Nord- und Ostsee, über den weingrünen Rhein und Main und von der Donau bis zur blauen Adria ausbreiteten, wo der Name Fugger unter den Handelsfirmen bereits einen hervorragenden Rang einnahm. Aus einem kleinen Samenkorn — nur wenig Gulden trug ja Hans in seinem Säckel von seinem Heimathsdorfe nach Augsburg — war ein stattlicher Baum empor gewachsen; denn als man nach dem Tode des Stammvaters des Hauses Fugger die Bilanz zog, da fand sich ein Baarvermögen von 3000 Gulden. 3000 Gulden? Lächerlich! wird Mancher sagen. Ist das auch ein Vermögen zu nennen? 3000 Gulden? Wenn der Fugger'sche Reichthum nicht bedeutender war, so ist er der Erwähnung gar nicht werth. Aber still, junger Freund, nicht vorschnell geurtheilt. Bedenke, wie klein und gering Hans Fugger begonnen, und wie er durch redlichen Fleiß sich 3000 Gulden erworben hat, und

wenn es auch nur 3000 Gulden nach unserm Geldwerthe gewesen wären, aber die Sache bekömmt eine ganz andere Physiognomie, wenn man erwägt, daß damals Amerika noch unentdeckt seine riesigen Glieder vom Nordpole nach dem Südpole ausdehnte, daß die Gold- und Silbergruben Peru's und Mexiko's noch nicht dem Europäer erschlossen waren, daß also der Geldwerth noch nicht durch die später erfolgte Einfuhr der amerikanischen Metallschätze herabgedrückt worden war, und daß deßhalb in dem 14. und 15. Jahrhundert 3000 Gulden noch einen Werth von ungefähr 100000 Gulden unserer Zeit hatten. Findest Du es, lieber Leser, nun noch lächerlich, wenn man vom Reichthume des Hauses Fugger spricht? Auf solch solider Basis konnte nun Andreas den Handelsbeziehungen seines Hauses eine immer größere Ausdehnung geben und daß er dieses mit Geschick und Glück gethan hat, zeigt uns seine Benennung: „der reiche Fugger." Reichthum ist aber ein goldener Schlüssel, vor dem selten eine Thüre verschlossen bleibt und ein Freiwerber, der mit einem solchen Schlüssel schließen kann, wird wohl nur höchst selten eine abschlägige Antwort heimzutragen haben. Daher fand auch Andreas in der angesehenen Familie Stammler von Ast eine sehr zuvorkommende Aufnahme, als er sich um die Hand Barbaras, der Tochter des Hauses, bewarb. Wenige Monde später führte er sie als seine Hausfrau in sein mit allem Luxus der damaligen Zeit ausgestattetes Haus. — Jahre kamen, Jahre gingen, der Wohlstand des Hauses Fugger wuchs und wuchs und mit ihm das Ansehen dieser Geldaristokratie bei Kaiser und Reich, so daß sich vor dem Namen Fugger nicht nur die schweren Pforten der kaiserlichen Hofburg in Wien öffneten, sondern auch Kaiser Friedrich III., ein langsamer und gravitätischer Herr, in allen Dingen mäßig und gesetzt, allen großen Thaten und Leidenschaften fremd und nur in gelehrten Spielereien lebend, sich veranlaßt sah, den Söhnen des „reichen Fugger" als Wappen ein goldenes Reh im blauen Felde zu verleihen, daher auch dieser Zweig der Fugger'schen Familie den Namen: „Fugger vom Reh" führte. Freilich sah bei dieser Standeserhöhung der Kaiser mit sehnsüchtigen Blicken nach dem vollen Geldschrein des Andreas, denn der kaiserliche Säckel hatte stets mehr Ebbe als Fluth und ein Brünnlein, das im Fugger'schen Hause seine Quelle hatte, nach Wien zu leiten, war wohl der Verleihung eines Wappens werth. Aber und — aber — das Glück ist rund und muß sich drehen und die Glücksgöttin oft so launisch wie Aprilwetter. Auch Andreas und dessen Söhne lernten den Wankelmuth dieser Göttin

kennen. Wie ein Blitzstrahl den mächtigen, den Stürmen trotzenden Baum zur Erde stürzen kann, so kann der Blitzstrahl des Unglücks auch ein Kaufmannshaus stürzen und selbst wenn es das Haus des reichen Fugger wäre. Verluste, die bei den weitverbreiteten Handelsverbindungen des Hauses Fugger nicht ausbleiben konnten, nahmen aber unerwartet so große Dimensionen an, daß Andreas, wie man heutigen Tages zu sagen pflegt, sich für Fallit erklären mußte. Schnell war er gestiegen, schnell wieder gesunken, und er und seine Familie, die vielleicht stolz auf die nicht so bemittelten Glieder des Hauses Jakob Fugger herabgesehen hatten, mußten jetzt von den Unterstützungen ihrer Verwandten leben und traten, da der Reichthum nicht mehr die Augen der Welt auf sie lenkte, vom Schauplatze ihrer einstigen Größe ab und — starben bald aus. So steht Nichts fest auf Erden. Aber, lieber Leser, folge mir nach einem andern Hause Augsburgs. Hörst Du, wie der Webestuhl klappert! Komme nur, wenn der Tag graut, oder komme, wenn er längst hinter den Bergen verschwunden ist, Du wirst das monotone Geklapper den ganzen Tag hören können, denn hier wohnt Hans Jakob Fugger, der zweite Sohn des Hans, ein tüchtiger Webermeister, der unverdrossen die Hände rührt und nicht müde wird, zu schaffen und zu wirken. Es ist das getreue Conterfei seines seligen Vaters und treibt, wie dieser, seinen Leinwandhandel, freilich mit einer besseren Grundlage, als es der Stammahne thun konnte. Auch hier muß ich den in dieser Skizze oft gebrauchten Satz wiederholen: sein Wohlstand wuchs. Freilich nicht mit Riesenschritten, wie bei seinem Bruder Andreas, sondern langsam, aber dafür auch desto sicherer und nachhaltiger. Mit den Erfolgen seiner Gewerbsthätigkeit steigerte sich auch die Achtung seiner Mitbürger, denn Kleider machen Leute und das Herz, das unter einem blauen Kittel schlägt, hat bei der Menge weniger Werth, als wenn es ein Sammtkleid bedeckt. Bald sehen wir daher unsern Hans Jakob als Mitglied des städtischen Verwaltungsrathes, die Zwölfe genannt, und weil er sich hier in diesem Amte als ein biederer, rechtlich treuer Bürger bewährt hatte, öffneten sich ihm auch die Pforten des großen Rathssaales, indem er in den Rath der Stadt gewählt wurde, die höchste Würde, die ein Bürger erlangen konnte. Hatte sich sein Bruder eine Hausfrau aus einer Patrizierfamilie erwählt, so suchte sich Jakob in seinem schlichten, bürgerlichen Sinne ein Weib in einer angesehenen Bürgerfamilie, und führte Barbara Basinger, die Tochter des Münzmeisters, in sein Haus und erwarb dadurch die erste Fugger'sche Besitzung, die am Gögginger Thore.

Höher jedoch als alle diese Anerkennungen, die dem treuen Bürger, dem fleißigen Meister, dem gewandten Kaufmann zu Theil wurden, schmückten ihn jene Werke, die der Engel der Barmherzigkeit in das Buch des ewigen Lebens einträgt. Sein Haus war ein Bethsaida für die Elenden und Armen und so Viele sich auch hilfesuchend ihm nahten, Keiner ging ungetröstet oder gar zurückgewiesen von seiner Schwelle. Mit Rath und That suchte Jakob die Noth, die als Krankheit und Armuth in den Häusern so vieler, vieler Menschen wohnt, zu lindern, mit Rath und That war er den Wittwen und Waisen ein Vater, und gar mancher brave Meister der Stadt dankte ihm eine gesicherte Existenz, indem er armen Anfängern entweder hinreichenden Verdienst gab oder sie auch mit Geld in ihren neugegründeten Geschäften unterstützte. Der Heiland sagt: „Was ihr den Geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan!" Möge dieses Wort des Menschensohnes ihm die Pforten des Paradieses erschlossen haben, als ihn der Herr aus seiner segensreichen Wirksamkeit von dieser Erde abrief.

(Schluß folgt.)

Der Ehrenpreis und die Schafgarbe.

Von F. Alfred.

Auf einem hohen, sonnigen, trockenen Raine, der sich längs eines staubigen Weges hinzog, standen nicht weit von einander Ehrenpreis und Schafgarbe. Die Sonne brannte seit einigen Wochen schon von Morgens früh bis Abends spät vom wolkenlosen Himmel herab. Jeder Wagen, ja jeder Wanderer, der des Weges kam, wirbelte große Staubwolken auf. Die Luft war schwül, die Erde heiß. Ehrenpreis lag matt am Boden und hob nur noch mit Anstrengung das Haupt in die Höhe; auch der Schafgarbe nahm die große Hitze alle Kraft und damit auch die stolze Haltung. Sie ließ die Blätter, wie müde Arme herabhängen und senkte ihr Köpfchen in einem Bogen nach der Erde hin. Da kam es ihr vor, als höre sie neben sich etwas leise, leise flüstern. Indem sie nun genauer horchte, vernahm sie deutlicher die Stimme ihres

getreuen Nachbarn Ehrenpreis. „Ach, ich unglücklicher, verachteter, kleiner Ehrenpreis! Ich liege hier am Boden und verschmachte in der Sonnengluth, und der Staub droht mich zu ersticken! Die widerlichsten Thiere laufen und kriechen über mich! Da kommt der langbeinige Laufkäfer und tritt mir in's Gesicht, die dickbauchige eckelerregende Kröte ist jeden Augenblick meine Nachbarin; kaum ist sie fort, so kommt der kalte, glatte Wurm oder es naht die langbeinige Spinne; am Unangenehmsten ist mir jedoch die schleimige Schnecke. Ich muß es mir aber gefallen lassen, daß sie über mich kriecht oder mich mit ihrem Schleim überzieht. Ach, wozu bin ich auf Erden? Nur zum Spott und Hohn der Andern scheine ich erschaffen!" Bei den letzten Worten sank er erschöpft zurück, die Schafgarbe beugte sich voll Mitleid zu ihm und sprach: „Warum so trostlos, lieber Bruder? Komm doch nicht gleich so außer Fassung; was weißt Du von Deinem Zweck, wie verstehst Du Dein Leid!" Ehrenpreis richtete sich nun so hoch auf, als die Mattigkeit zuließ. „Du hast gut reden," zürnte er, „Dich fächeln die Winde und schütteln den Staub von Deinen Blättern auf mich; Du stehst stolz und aufrecht da, während ich hier auf dem Boden elendiglich zu Grunde gehe; auf Dich läßt sich die Lerche nieder und bereitet Dir süße Stunden, indeß mir der Frosch sein ewig Lied wie zum Spotte in die müden Ohren schreit, so daß mir Hören und Sehen vergeht! Darum schweige mir mit Deinem unbestimmten Troste, denn was weißt denn Du? Bin ich nicht selbst klug?" Hier fiel er wie todt nieder, so daß die Schafgarbe glaubte, er gäbe wirklich in Verzweiflung seinen Geist auf. —

Schafgarbe dachte mit Bedauern über das Schicksal ihres verzagten, weil vorher so stolzen Nachbarn nach. Doch sie wurde gestört; von Ferne und immer näher kam ein leises Rauschen, das stärker und stärker wurde. Ein heftiger Wind erhob sich, das Schilf im nahen Teiche gab einen schleifenden, geigenden Ton, wie Wasser im Meere wogten das Korn und, bald silbern, bald grün, die Blätter der Bäume. Fast undurchdringliches Dunkel deckte die Erde, Alles barg sich; denn Gott zog vorüber. Der Donner war sein Bote, der Blitz das Leuchten seiner Augen. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag folgte, bis erst in feinen, dann in starken Tropfen ein warmer Gewitterregen niederströmte. Erst staubte, dann dampfte, dann trank die Erde zur Genüge am Abend und zur Nacht, bis am Morgen Alles frischgrün, zartduftig, voll jungen, sehnsüchtigen Sommerlebens war, die Wachtel statt: „Fürchte Gott! Lobe Gott, lobe Gott!" die Lerche ihren Ruf: „Die Welt ist schön!" hell ertönen ließ.

Auch die Schafgarbe war wie neugeboren. Sie stand aufrecht da und hatte ihre Arme stramm in die Höhe gestreckt. Doch vergaß sie ihres Leidensgefährten von gestern nicht; sie neigte ihre Dolde zu dem Ehrenpreis nieder und sprach: „Ei, lieber Bruder, wie bist Du schön geworden, viel tausendmal mehr als ich! Was ist mit Dir vorgegangen? Dein Haupt glänzt ja von vielen blauen Sternen!" „Ja," antwortete Ehrenpreis, „mir ist unendlich wohl; Ehr' und Preis dem Herrn im Leid und im Gewitter, das soll fortan mein Name Jedem sagen, der mich schaut und der unbesonnen klagt! Das, was Du blaue Sterne nennst, sind meine über Nacht aufgegangenen Blüthen, von denen ich nichts geahnt und die in Schmerz und in Thränen geknospet haben." Und mit freudestrahlenden Augen stand der Ehrenpreis hoch aufgerichtet da.

Und Du, o Menschenkind, auf schmalem Wegesraine, dürstend nach Liebe, klagend im Schmerz, so offen dem Staub der Welt, verschlossen dem Troste des Himmels — vergiß es nicht zu keiner Stunde im undankbaren Harm, daß Gott auch in Deine Brust tausend Knospen, einen ganzen Sternenhimmel gelegt hat! Aber die Erde kann Dich nur beugen, nie stillen, so süß sie scheint. — Laß Gott kommen, wenn auch in Nacht und Regen! Mußt Du auch harren Dein Leben lang, er kommt und mit ihm ein Morgen voll Huld und Frieden.

Neckräthsel.

Ausgewählt von **Friedrich Güll.**

1. Braun Hündchen geht alle Tage durch die Stube und schnüffelt alle Winkel aus.
2. Womit fängt der Tag an und hört die Nacht auf?
3. Ihrer Drei spielten die ganze Nacht hindurch, und als sie aufhörten, hatte Jeder gewonnen.
4. Ein eisernes Pferdchen mit einem flächsernen Schweif.
5. Es hat keinen Körper und ist doch sichtbar.
6. Wem vertraut der Mensch am meisten an?

Das Haus Fugger.

Biographische Skizzen von Chr. Rey.

(Mit Bild.)

III.

Ulrich, Georg und Jakob Fugger.

Der liebe Gott hatte den Verstorbenen durch einen reichen Kindersegen erfreut. Vor Allem aber waren es seine drei Söhne Ulrich, Georg und Jakob, welche nun dem Namen Fugger neuen Glanz und ein weitverbreitetes Ansehen erwarben. Sie sind es vorzüglich, durch welche der Reichthum ihrer Familie eine Höhe erreichte, die sie dem Rothschild unserer Tage ebenbürtig machte. In jener Zeit war der Erbprinz des habsburgischen Hauses, Maximilian, der Sohn des Kaisers Friedrich III., zum stattlichen Manne emporgeblüht. In ihm stellte sich noch einmal das Ritterthum in seiner entschwundenen Herrlichkeit dar, indem er in seinem Charakter Kühnheit, Ernst und Hoheit der Seele mit kindlicher Milde, mit Tapferkeit und jeder ritterlichen Eigenschaft vereinigte. Diesen liebenswürdigen Prinzen nun mit der einzigen Tochter und Erbin Karls des Kühnen, der schönen Marie von Burgund, zu vermählen und durch diese Verbindung eines der größten und schönsten Länder Europas für das Haus Habsburg zu erwerben, war das Ziel, das Friedrich III. mit Aufwand aller Mittel zu erreichen strebte. Die Präliminarien hiezu waren bereits auch so weit vorgeschritten, daß zu Trier die vorläufige Punktation in Bezug auf diese Vermählung zwischen Habsburg und Burgund festgestellt werden sollte. Da aber Karl zu den prachtliebendsten Fürsten seiner Zeit gehörte und, wie zu erwarten stand, in Trier einen seltenen Glanz entfalten würde, so beschloß Friedrich ihm gleichfalls mit aller Pracht, die eines deutschen Kaiserhauses würdig sei, entgegenzutreten. Zu einem solchen Auftreten brauchte man aber vor Allem Geld und da der habsburgische Geldsäckel sich nicht besonders ergiebig zeigte, so nahm man zu Ulrich Fugger seine Zuflucht, der deßhalb den Auftrag erhielt, Alles, was zu einer glänzenden Ausstattung des kaiserlichen Hofstaates erforderlich sei, zu beschaffen. So war also eine Verbindung mit dem Erzhause Oesterreich angeknüpft, die so segensreich für die Fugger wurde, daß deren Reichthum nicht allein in nicht geahnten Dimensionen anwuchs, sondern auch der Ulrich'schen Familie, als eine besondere Anerkennung

der Zufriedenheit des kaiserlichen Auftraggebers, ein neues Wappen, nämlich zwei Lilien, einbrachte. Dadurch sahen sich die Fugger aus ihrer bisherigen bürgerlichen Stellung zur Würde eines Patriziergeschlechtes erhoben. Was nun die Handelsbeziehungen dieser Familie anbelangten, so umfaßten dieselben beinahe die damals bekannte Welt und von Jahr zu Jahr eröffneten sich neue Quellen des Gewinnes. Die Seele aller dieser Unternehmungen war Ulrich. Nicht zufrieden aber damit, was ihm sein ausgebreiteter Welthandel einbrachte, trat er auch als ein ächter Rothschild seiner Zeit mit stets geldbedürftigen Grafen und Adeligen in Verbindung und lieh ihnen nicht unbedeutende Summen, natürlich als vorsichtiger Kaufmann nur gegen Verpfändung von Herrschaften und Gütern. Da aber Geldleihen leichter ist als Geldzurückzuzahlen, so geschah es nicht selten, daß die verpfändeten Grundstücke nicht eingelöst werden konnten, dadurch in den Besitz der Fugger'schen Familie übergingen und den Grund zu dem später so bedeutenden Landbesitz der Fugger legten. Mit dem steigenden Reichthum ging die Entfaltung von äußerem Glanz Hand in Hand. Die Fugger'schen Wohnhäuser glichen Palästen und das Comptoir des Ulrich war so prächtig eingerichtet, daß es im Munde des Volkes „die goldene Schreibstube" hieß. Aber nicht nur das, was die Welt vom eisbedeckten Norden bis zu den Palmenwäldern des Südens Herrliches erzeugte, ward in den Bereich des Fugger'schen Geschäftsbetriebes gezogen, auch die Erde selbst mußte ihnen ihren Schooß öffnen und ihre in der Nacht der Tiefe verborgenen Schätze überliefern. Denn Jakob, Ulrichs Bruder, zog sich ganz aus dem Handelsgeschäfte zurück und ließ durch seine Wünschelruthe die Erdgeister mit ihren Schätzen zum Tageslicht emporsteigen. Die Alpen, jene riesigen Grenzwächter in Tirol und Salzburg, trugen damals in ihrem Innern die reichsten Gold- und Silberlagen. Jakob erschloß diese reichen Kammern und wieder floß Gewinn auf Gewinn in den Fugger'schen Geldsäckel. Besonders wandte Jakob dem Bergbaue in Schwaz seine Aufmerksamkeit zu. Mit großartigen Mitteln ließ er denselben betreiben. 8000 Bergleute arbeiteten in der Tiefe der Erde und förderten an 50,000 Mark Silbererz, die Mark zu acht Gulden gerechnet, und an 20,000 Centner Kupfer zu Tage, wodurch die Fugger jährlich an 200000 Gulden gewannen. Nun konnten die Fugger zeigen, daß sie die Reichsten im Lande waren und überall entstanden Schlösser und Burgen, über deren Portale das Fugger'sche Wappen prangte, auch jener Prachtbau, der als ihre Residenz unter dem Namen „Fuggerei" bekannt ist

und noch jetzt mahnt den Reisenden, der den lieblichen Marktflecken Schwaz am Inn besucht, an einem Thorpfeiler das Denkmal eines Fugger an jene Tage, wo sich die Erde dieser Familie geöffnet und ihr ihre Schätze hatte zufließen lassen. Gebirgsreiche Gegenden sind aber gewöhnlich erwerbsarme Gegenden und da, wo die Natur die entzückendsten Scenerien entfaltet, schaut die Noth oft aus den kleinen Fenstern der Häuser und Hütten heraus. Deßhalb waren die Fugger'schen Bergbauanlagen für die Umgegend von Schwaz von großer Wichtigkeit und auf den Erzhalden wuchs das Brod für gar manchen Gebirgsbewohner. Darum ernannte Kaiser Max I. Jakob zum „Geheimen Rathe," um dem Nährvater vieler Hunderter öffentlich seine Anerkennung für sein segensreiches Wirken auszusprechen, und als der Tod, bei dem kein Ansehen der Person gilt, den mit allen Gütern der Erde so reich Gesegneten 1503 hinüber in die Ewigkeit rief, folgte der Kaiser der Leiche nach ihrer Ruhestätte in Hall. Da der Bergbau sich nun für die Fugger so gewinnbringend zeigte, war es also natürlich, daß sie ihn noch weiter auszudehnen suchten. Sie betheiligten sich daher an den Gewerken im Gasteiner Thale und in der Rauriеß, die damals eine jährliche Ausbeute von 19,000 Mark Silber und 2360 Mark Gold lieferten, während jene jetzt nur noch 40 Mark Gold und 400 Pfd. Silber beträgt. Auch die ergiebigen Gruben in Krain und Kärnthen wurden für ihre Rechnung bebaut und in Ungarn betrieben sie mit dem ihnen verschwägerten Freiherrn Georg Thürzo von Betlenfalln den Kupferbau in Neusohl, ja sie hatten sogar eine Zeit lang die schon damals hoch berühmten Kremnitzer Goldbergwerke in Pacht. Doch was hilft es dem Menschen, wenn er reich ist an irdischen Gütern, aber nicht reich ist vor Got; wenn er sich hier Schätze aufhäuft, welche Motten und Rost verzehren und Diebe ausgraben können, aber sich keine Schätze für den Himmel sammelt! Glücklich der Reiche, der diese Lehren christlicher Weisheit in sein Herz einschreibt und sie zum Pharus seines Lebens macht. Glücklich war demnach auch die Familie der Fugger zu nennen, die neben irdischen Gütern auch himmlische Güter zu erwerben strebte. Wie sie an Reichthum alle ihre Mitbürger übertraf, so aber auch an barmherziger Liebe gegen die „Geringsten" von des Heilands Brüdern. Als ein glänzendes Zeugniß ihres Wohlthätigkeitssinnes tritt noch jetzt jedem Reisenden, der Augsburg besucht, die in der Jakobsvorstadt gelegene „Fuggerei" entgegen. Hier hatten die „Reichen" einen großen Häusercomplex gekauft, den sie niederrissen und an deren Stelle 51 Häuser mit 106 Wohn-

ungen erbauen ließen für arme Augsburger Bürger, die gegen einen jährlichen Miethzins von zwei Gulden eine ihren Verhältnissen angemessene Wohnung erhielten. Die ganze Anstalt bildet gleichsam eine kleine Stadt für sich, sie hat drei Haupt- und drei Nebenstraßen, drei Thore und eine eigene Kirche und ist noch jetzt eine Zierde Augsburgs und eine Wohlthat für dessen ärmere Bürger. Doch schon war der Flügelschlag einer neuen Zeit, die das Mittelalter mit seinen Institutionen zu Grabe geleitete, vernehmbar. Der Italiener Flavio Gioja hatte durch die Erfindung des Compasses der Schifffahrt einen mächtigen Aufschwung gegeben, die Anwendung des Schießpulvers im Kriegswesen führte das Ritterthum dem Untergange entgegen und die folgenreichste Erfindung, die Buchdruckerkunst, 1440, durch Johann Gutenberg von Mainz bahnte der Bildung, die bisher ausschließliches Eigenthum der Gelehrten gewesen war, nun auch den Weg zu den Wohnungen der Bürger. Nichts war aber in die Verhältnisse des Handelsstandes tiefer eingreifend, als die Entdeckungen des Seewegs nach Ostindien durch Vasco de Gama 1498, des brasilianischen Festlandes durch Cabral 1500, vor Allem aber des amerikanischen Continents 1492 durch Christoph Colombo. Das Mittelmeer, an dessen Gestaden der Handel blühende Städte in's Leben gerufen hatte, vereinsamte mehr und mehr und sah sich von den Kauffarteischiffen verlassen, deren Kiel nun den atlantischen Ocean nach allen Richtungen hin durchfurchte. Die großen Handelszüge, deren Straße früher über Venedig, Ulm, Augsburg, Nürnberg, Leipzig, Erfurt, Magdeburg hin nach den Hansestädten und selbst bis nach dem russischen Nowogorod führte, um hier die Produkte des Orients: Gewürze, Spezereien, Seide, Edelsteine, Perlen, Gold 2c. auf den Märkten zum Verkauf auszustellen, suchten sich andere Handelswege, so daß manche reiche und einst volksbelebte Stadt in Unbedeutenheit zurücksank, während andere, die bisher der großen Verkehrsader fern gelegen hatten, sich rasch zu blühendem Wohlstande erhoben. Daß diese neue Zeit auch die Handelsverhältnisse der Fugger sehr berührte, ist selbstverständlich. Aber die Träger des Fugger'schen Kaufhauses waren intelligent genug, um nicht nur der neuen Zeit und ihren Ideen Rechnung zu tragen, sondern auch an den neuen Entdeckungen und den dadurch erweiterten Handelsbeziehungen der Portugiesen gewinnreichen Antheil zu nehmen. Sie gründeten daher 1503 in Verbindung mit den Welsern, jener den Fuggern ebenbürtigen Patrizierfamilie Augsburgs, die wie diese in dem levantinischen, venetianischen und genuesischen Handel mit

Köln, Lüttich, Brügge, Lübeck, Bremen und Hamburg ebenfalls in sehr gewinnreicher Verbindung gestanden hatten, eine Commandite in Antwerpen, dem damaligen Hauptstapelplatze des ostindischen Handels. Ihr Glück machte sie jedoch noch kühner und sie rüsteten in Gemeinschaft mit venetianischen, florentinischen und genuesischen Handelshäusern selbst drei Schiffe aus und vertrauten dadurch 60000 Dukaten, denn so hoch kam die Ausrüstung dieser Schiffe zu stehen, dem unsichern Meere an und neben der portugiesischen Flagge wehte nun auch die eines deutschen Handelshauses im Hafen von Kalkutta. Colossal war der Gewinn, den diese ostindischen Fahrten dem Hause Fugger einbrachten. So umfaßte nun ihre Handelsthätigkeit gleichsam die ganze Erde. Auf dem atlantischen Oceane wehte ihre Flagge, auf dem Mittelmeere fuhren ihre Schiffe, am Ganges lagerten ihre Waaren, an Afrika's Küsten und in Amerika fanden sie einen Markt für ihre hundertfältigen Produkte und auf allen europäischen Handelsstraßen zogen ihre schwerbeladenen Lastthiere und hoch aufgebauten Güterwagen. Welche gewaltigen Dimensionen ihre Waarentransporte damals angenommen hatten, kann man daraus sehen, daß ihnen die Hansa einst zwanzig Schiffe wegnahm, welche auf der Weichsel über Krakau nach Danzig eine Ladung ungarischen Kupfers zu bringen gedachten. Auch dem Bergbaue widmeten sie noch ihre rastlose Thätigkeit, so daß in dieser Zeit an 30—40000 Bergknappen für Rechnung der Fugger arbeiteten. Neben kaufmännischen Handelsprodukten fand man jedoch auch Erzeugnisse der Kunst auf ihrem Lager. Durch ihre Vermittlung wanderten besonders die Gemälde unseres deutschen Altmeisters Albrecht Dürers, von dem der unsterbliche Raphael sagte: „Wahrlich, dieser Deutsche würde uns Alle übertreffen, wenn er, wie wir, die Meisterwerke der Kunst vor Augen hätte" — über die Alpen hinüber nach der Heimath der Kunst, dem sonnigen Italien. Dadurch traten die Koryphäen der Handels- und Kunstwelt miteinander in Beziehung und der sonst nur Gewinn und Verlust kalt berechnende Kaufmann zeigte, daß das Geld bei ihm die edlere und höhere Blüthe menschlichen Geistes nicht zu überwuchern vermocht hatte.

Deßhalb war Dürer auch ein gern gesehener Gast bei den reichen Kaufherrn, wenn er mit Kaiser Max, seinem Freunde und Gönner, den er „auf seinem Stübli hoch auf der Pfalz" hatte abkonterfeit, zum Reichstage nach Augsburg kam, und deßhalb war auch dem Faktor des Hauses Fugger in Antwerpen, Leonhard Stecher, die Weisung ertheilt worden, den berühmten Meister

bei seiner Reise nach den Niederlanden im August 1520 gastlich aufzunehmen. In gleicher Weise wie das Handels-, blühte aber auch das Wechsel- und Geldgeschäft, ja es konnte, wie jenes, colossal genannt werden, und wer kann die Güter und Herrschaften aufzählen, die ihnen in dieser Zeit pfandweise überlassen worden waren? Ihre früheren Beziehungen zu dem Erzhause Oesterreich — sie hatten dem Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht 150,000 fl. geliehen — erweiterten sich besonders unter dem geldbedürftigen Kaiser Maximilian I., der ihnen unter Anderm im Jahre 1507 die Herrschaft Weißenhorn auf 10 Jahre für 70,000 Gulden verpfändete. Ja, als der Papst Julius II., der König Ferdinand der Katholische von Arragonien und der König Ludwig XII. von Frankreich sich mit Kaiser Max im Jahre 1509 gegen das übermüthige Venetien, dessen Vergrößerungssucht die Besitzungen dieser genannten Fürsten bedrohte, durch die sogenannte Ligue sich verbündeten, da zahlten die Fugger nach dem erhaltenen Auftrage binnen acht Wochen dem Kaiser die Summe von 17000 Dukaten, die ihm von den Mitgliedern der Ligue als Hilfsgelder zugesichert worden waren, auf einem Brette aus. Welch' ein Reichthum, besonders wenn man bedenkt, daß gerade in diese Zeit ihre großartigen und kostspieligen Handelsunternehmungen nach Ostindien fallen, und welch' eine Wandlung in dieser Hinsicht in einem Zeitraume von 100 Jahren, zwischen jenem Tage, wo Hans Fugger seinen Erben ein Vermögen von 3000 Gulden hinterließ und heute, wo seine Nachkommen zu den Reichsten Europa's zählen, wo auf ihre Geldhilfe selbst die mächtigsten Fürsten angewiesen, wo ihre Familie mit den edelsten Geschlechtern Deutschlands verschwägert, sie vom Kaiser Max sogar in den Freiherrnstand erhoben sind und ihnen die ehrenvollsten und vortheilhaftesten Privilegien und Rechte ertheilt worden waren; ja, welch' eine Wandlung zwischen dort dem Weber Hans und hier den Freiherrn Raimund und Anton Fugger, den Söhnen des Georg Fugger, der mit Regina aus dem Geschlechte der Imhof vermählt gewesen war, auf welche nun der Glanz und Ruhm des Hauses überging, da sowohl Jakobs, als auch Ulrichs Söhne keine männlichen Erben hinterlassen hatten.

IV.

Raimund und Anton Fugger.

Wenn auch die Feinde des Fugger'schen Hauses wegen des gewaltigen Ein-

flusses dieser Firma in der Handelswelt auf verschiedenen Reichstagen laute Beschwerden gegen die sogenannte Fuggerei erhoben und dieselbe anklagten, daß durch sie der Preis der Waare vertheuert werde, indem allein in den Jahren von 1516—1522 der Preis eines Pfundes Zimmt um einen Gulden, der eines Centners Zucker von 12 auf 26 Gulden und der einiger ostindischen Gewürze um das Vierfache gestiegen sei; — ja sogar 1523 einen Reichstagsbeschluß erlangten, durch welchen jeder Handelsgesellschaft verboten wurde, mit mehr als 50000 Gulden Kapital zu arbeiten: — so verstanden doch die klugen Fugger diese ihnen so unbequeme Verordnung durch die Macht ihres Goldes am spanischen Hofe Karls V. wieder rückgängig zu machen. Die Beziehungen zum Hause Habsburg gestalteten sich nun so innig, daß selbst Kaiser Karl V. in familiairen Verkehr mit den beiden Brüdern trat. Nicht allein nahm er während des folgereichen Reichstags, auf welchem die protestantischen Stände ihr Glaubensbekenntniß, die sogenannte „Augsburger Confession" überreichten, Herberge in dem prachtvollen, am Weinmarkte gelegenen Hause Anton Fuggers, sondern gestattete diesem zu jeder Stunde freien Zutritt und legte auf sein Urtheil großes Gewicht, so daß dadurch die Fugger einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf den mächtigsten Fürsten Europa's erlangten. War es daher wohl zu verwundern, wenn Karl sich bestrebte, den Fugger'schen auch einen öffentlichen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung zu geben? Doch was sollte er ihnen reichen? Geld — Ansehen — Macht? — Hatten sie dieses Alles nicht bereits im Ueberflusse? Nur ein Weg blieb ihm daher offen: eine Standeserhöhung, und daher erhob er die beiden Brüder Raimund und Anton am 14. November 1530 in den Reichsgrafenstand, gab ihnen die Herrschaften Weißenhorn und Kirchberg, die ihnen verpfändet waren, als erbliches Besitzthum, verlieh ihnen Sitz und Stimme auf der schwäbischen Grafenbank und bestätigte nicht nur alle Rechte, die sie durch seinen Großvater Maximilian erhalten hatten, durch einen Siegelbrief, sondern übertrug auch die Beschirmung dieser Privilegien den Reichsständen, insbesondere dem römischen Könige Ferdinand, und gebot, jeden Verletzer dieses Gnadenbriefes um 100 Mark Goldes zu strafen. Also von nun an heißt es: Reichsgraf Fugger! Hat wohl je ein deutsches Kaufherrnhaus eine solch' hohe Stufe auf der Rangleiter der menschlichen Stände erreicht? Daher konnte Karl auch mit Recht ausrufen: „Solche Freiheiten und Rechte habe ich noch nie verliehen, bin auch nicht Willens, es ferner zu thun!" Und doch — ertheilte er seinen Günst-

lingen in Augsburg nach 4 Jahren noch das fürstliche Recht, goldene und silberne Münzen zu schlagen. Mit Stolz blickte aber auch der Kaiser auf seine Fugger, so daß er einst, als ihm bei einem Besuche in Paris die königlichen Schatzkammern gezeigt wurden, und man sich mit der Hoffnung schmeichelte, den Kaiser beim Anblick dieser werthvollen Kleinodien überrascht zu sehen, mit lächelnder Miene erwiderte: „In Augsburg habe ich einen Leinweber, der dies Alles mit Gold bezahlen kann!" Wie mag sich die Eitelkeit der Franzosen durch dieses kaiserliche Wort verletzt gefühlt haben, besonders da sie sich die Wahrheit desselben selbst eingestehen mußten, denn der Ruf von dem Fugger'schen Reichthume war ein in Frankreich allgemein verbreiteter und hatte sogar die Pyrenäen überschritten, so daß selbst in dem fernen Spanien das Sprichwort: „Er ist so reich, wie ein Fugger!" gebräuchlich wurde. Für solche kaiserliche Gesinnung und Gunstbezeugungen waren aber auch die Gebrüder Fugger Karl V. in jeder Weise dankbar und ließen sich in den häufigen Geldverlegenheiten des Kaisers nicht erst lange um Aushilfe bitten. Ja, als Karl im Jahre 1535 von seinem mißlungenen Zuge gegen den Seeräuberstaat Tunis zurückkehrte und seinen Freund Anton mit einem Besuche beehrte, ließ dieser nicht nur, um seinem hohen Gaste seine besondere Verehrung auszusprechen, das kaiserliche Zimmer in seinem Hause mit Zimmtholz heizen, ein Heizungsmaterial, von dem damals das Loth die Kleinigkeit von zwei Dukaten kostete, sondern warf auch von Zeit zu Zeit Papierstücke in die prasselnden Flammen; es waren die Schuldverschreibungen, welche Karl den Fuggern ausgestellt hatte.

Im gewöhnlichen Leben findet man oft, daß Viele, sobald eine Standeserhöhung eintritt, sich ihres früheren Berufes schämen, oder ihn wohl gar verachten. Bei den Reichsgrafen Fugger war dieses jedoch nicht der Fall. Sie blieben Kaufleute wie vorher, leiteten wie früher persönlich ihre Handelsgeschäfte und verläugneten nie ihre bürgerliche Abstammung, ja ließen sich sogar, trotz ihrer reichsgräflichen Würde, in das Patrizierregister ihrer Vaterstadt eintragen, wobei sie der auf die Erhaltung ihrer Rechte eifersüchtigen Bürgerschaft feierlich geloben mußten, sich nie ihrer neuerworbenen Privilegien gegen die Gesetze der Stadt zu bedienen, sondern sich wie jeder Bürger der hergebrachten Ordnung zu unterwerfen und in gleichem Rechte mit demselben zu stehen. Ihre kaufmännischen Geschäfte, sowie ihr bürgerlicher Sinn fesselte die Fugger an ihre Vaterstadt und hier suchten sie sich nun ihr Daheim so glänzend einzu-

richten, wie es ihrem Stande und Reichthum würdig war. Die berühmtesten in- und ausländischen Baumeister, die rennomirtesten Künstler wurden beim Baue ihrer Häuser beschäftigt, welche fürstlichen Palästen ebenbürtig waren. Von den mit Kupfer gedeckten Dächern bis herab zu den Hausfluren war Alles auf das Prächtigste eingerichtet. Die Wände prangten im Schmuck der Fresko-Gemälde, unter denen besonders die des Christoph Amberger, eines Schülers des jüngern Holbein, sich auszeichneten und die an Thüren und Treppen angebrachten Eisen- und Holzverzierungen waren Meisterstücke der Schreiner- und Schlosserarbeit. Die Zimmergeräthe entfalteten einen Luxus an Schnitzereien, wie ihn selbst manch' königlich Schloß nicht aufweisen konnte, denn sie entstammten der Künstlerhand Georg Petele's, der zu Rubens besten Schülern zählte, und meisterhafte Arbeiten in Holz und Elfenbein lieferte. Neben solchen Meistern waren ferner auch die berühmtesten Maler Deutschlands thätig und ein Holbein, ein Birkemaier, ja selbst ein Tizian, welcher der Aufforderung der Fugger gefolgt und nach Augsburg gekommen war, schmückten die Zimmer mit den Meisterwerken ihres Pinsels und fanden in den Fugger die splendidesten Beförderer der Kunst; denn Tizian allein erhielt 3000 Kronen, ein Ehrensold, des Gebers und Empfängers würdig. Wohin man blickte, traten Statuen und Vasen und andere Kunstwerke der klassischen Periode Griechenlands und Italiens dem Besucher entgegen, oder zeigten sich in kunstvoll gearbeiteten Schreinen die Schriften der Alten, die geistigen Schätze aus Hellas und Italien, die oft mit ungeheuren Summen erworben worden waren, denn eine werthvolle Handschrift zu erlangen, scheuten die Fugger weder Geld noch Mühe. Treten wir nun aus diesen glanzerfüllten Räumen hinaus in den Garten. Wir stehen geblendet von all' der Herrlichkeit. Welch' seltsame Pflanzenbildungen, welch' fremdländische Thierwelt tritt uns hier entgegen! Hier sind gleichsam alle Zonen geplündert worden, um dieses Stücklein Erde zu einem Eden zu machen. Hoch auf sprudelt der krystallne Strahl aus dem Marmorbassin, das kunstvolle Erzbilder umlagern, und stürzt zerstäubend nieder auf die steinernen Glieder der Götterstatuen. Vergänglichkeit! Vergänglichkeit! Dich predigt doch jeden Tag die Menschenwelt. Auch diese Herrlichkeit ist zerstiebt, wie der stürzende Wasserstrahl, sie ist verwelkt, wie eine wundersame Blüthe und — vergessen. Eines aber lebt aus diesen Tagen noch fort und wird das Andenken der Fugger segnen für alle Zeiten, und das sind ihre Werke barmherziger Liebe. Der Fuggerei haben wir oben schon gedacht; im

Holzhaus stiftete Jakob ein Asyl und einen Verpflegungsort für die unglücklichen Blatternkranken; in Waltenhausen nennt uns ein Krankenhaus für 500 Fugger'sche Unterthanen den Namen Hyronimus Fugger und eine Schule zu Babenhausen, ein Jahrgeld für Studirende und ein Legat zur jährlichen Ausstattung von drei jungen Mädchen, das ist eine Stiftung von Ulrich Anton Fugger.

Allmählich traten jedoch nun die Fugger aus dem Kreise des Bürgerstandes heraus und wir sehen ihr Geschlecht jetzt als Fürsten und Grafen in zwei Haupt- und mehreren Nebenlinien reich begütert in Baiern und Würtemberg fortblühen und in Krieg und Frieden im Dienste des Staates und der Kirche wirken.

Der dankbare Hecht.

Von **Hermann Geiger.**

Heute führe ich meine kleinen Leser auf englische Erde, oder wenn sie lieber wollen, an englisches Wasser, an einen Behälter im Schloßgarten des Lord Stamford zu Durham. Im dortigen Parke machte unlängst Doktor Warwick einen Morgenspaziergang. Vor einem Wasserbehälter blieb er stehen, und erblickte in demselben einen großen, schönen, etwa sechs Pfund schweren Hecht, der pfeilschnell dahinschwamm. Leider war an einem Wasserpfosten ein Nagel befestiget, und das unglückliche Thier schoß mit solcher Heftigkeit auf denselben zu, daß es sich den Hirnschädel und den einen Sehnerv beschädigte. Man sah es dem Fische an, wie furchtbar er zu leiden hatte, denn er tauchte schnell unter, bewegte sich von Schmerz getrieben bald rechts bald links, schnellte endlich mit einem gewaltigen Sprung über den Wasserspiegel empor und sprang hinaus in das weiche Gras. Doktor Warwick faßte das arme Thier, und richtete das aus dem verletzten Schädel des Fisches herausgedrängte Hirn wieder ein. Während dieser Behandlung verhielt sich der Hecht auffallend ruhig. Kaum war er wieder in seinem Elemente, als er von Neuem zu schwimmen versuchte. Verzweiflungsvoll bewegte das Thier sich hin und her, und sprang neuerdings aus dem Wasser. Unterdessen war der Parkaufseher herzu ge-

kommen, mit dessen Hülfe der Arzt an die erwähnte wunde Stelle einen Verband anbrachte. Darauf warf er den Fisch wieder in den Behälter, seinem Schicksale ihn überlassend.

Des andern Tages kam Doktor Warwik an dem Wasserbehälter vorüber — sieh, da schwamm der Hecht seinem Wohlthäter entgegen. Erstaunt betrachtete der Arzt seinen Patienten. „Jetzt legte der Hecht," so erzählt Doktor Warwik selbst, „seinen Kopf an meinen Fuß. Ich glaubte zu träumen. Sofort untersuchte ich die Wunde und war nicht wenig erstaunt, sie bedeutend besser zu finden. Als ich darauf den ganzen Behälter umging, da folgte mir — man denke sich mein Erstaunen — der Hecht im Wasser beharrlich nach.

Dieses Erlebniß schien mir wichtig genug zu sein, um ein paar Kinder auf dasselbe aufmerksam zu machen. Ich ging also des andern Tages mit den Kindern an den Behälter, ihnen meinen dankbaren Kranken zu zeigen. Allein die fremde Gesellschaft schien ihn etwas einzuschüchtern, denn er näherte sich mir nur allmählig. Der Hecht wird seitdem täglich zahmer, kommt mir jedesmal entgegen, wenn ich ihm pfeife, und frißt mir sogar aus der Hand." —

Streit und Friede.

Erzählung von Isabella Braun.

I.

Ankunft.

Wer hätte nicht einen besondern Lieblingsbuchstaben, den er beim Probiren der Feder zu kritzeln pflegte? Anselms Auserwählter war das A. Er stand von Schnörkeln umgeben, bald lateinisch, bald deutsch auf dem Schmierblatte seiner Unterlage und man konnte über die dabei obwaltende Gedankenverbindung nicht in Zweifel sein, denn oftmals hieß es, nebst seinem eigenen Namen: Aiblhausen*), August.

---

*) Ich rathe den jungen Lesern dieser Geschichte, die darin vorkommenden Ortsnamen nicht auf der Landkarte aufzusuchen. Aus billiger Rücksicht haben dieselben Abänderungen erlitten.

Kein Wunder! Anselms Großeltern verbringen zu Aiblhausen den ganzen Sommer und haben den Enkel auf den Ferienmonat August eingeladen; auch seine zwei besten Kameraden, zwar noch ehrsame deutsche Schulbuben, während er bereits Lateinschüler ist, ziehen mit der Mutter dorthin. Und nun ist diese heißersehnte Zeit wirklich gekommen; nun erblicken wir bereits Anselms Schwarzkopf mit den lebhaften, dunklen Augen und der langen Nase zwischen zwei runden, blonden Köpfen im Waggonfenster, die Haube abschiednehmend gegen Eltern und Geschwister schwenkend. Dieselbe ist sehr alt und verbraucht, ein Erbtheil seines absolvirten Bruders, aber nichts desto weniger eine Studentenhaube, Anselms Stolz!

Mit der Eisenbahn geht es ohnedieß schnell und so begrüßen wir unsere jungen Gebirgsreisenden um die Mittagsstunde bereits am Ziele. Anselm springt zuerst aus dem Waggon, wirft das Ränzchen auf den Rücken, schwingt den Stock und kann in seiner Lebhaftigkeit kaum erwarten, bis Mutter Schäfer ihren Koffer dem Stationsdiener zur Besorgung übergeben hat. Alles in Ordnung! — Anselm ist ein kundiger Wegweiser und eilt als solcher voran, zuerst etwa dreißig Schritte neben der Hecke des Perron, dann quer über die Straße, welche in den Ort führt, auf den Wiesenpfad einlenkend. O, welch' ein lieblicher Weg! Die blaue, von Sommerduft umschleierte Gebirgskette in ihrer vollen Ausdehnung mit dem „wilden Kaiser" im Hintergrunde fesselt das Auge. Aber wir müssen ein wenig auf den schmalen Weg achten; er zieht sich neben einem klaren, grün umbuschten Bache dahin und nun überschreiten wir diesen auf einem ziemlich hohen Stege. Wir gelangen zur Rückseite des Ortes. Der Pfad engt sich noch mehr ein zwischen dem Zaun des Wirthsgartens und den Badehäuschen, dem Wasserthurme, einem großen Lindenbaume, in dessen, über dem Wasser hängenden Aesten schattige Sitze angebracht sind. Jetzt aber breitet sich links eine große Wiese aus; wir erblicken zierliche Landhäuser mit Altanen. Auf einem derselben steht eine dicke, alte Frau mit schneeweißen Haaren und dem rosigsten, heitersten Gesichte von der Welt, als ob der Frühling noch immer blühe in ihrem Herzen; neben ihr ein schöner, militärischer Graubart mit jovialer Miene. Anselm schwingt seinen Stock und seine Haube; er ist erkannt! ein weißes Tuch flattert ihm entgegen. Aber er deutet auf seine Gefährten, hält beide Hände neben den Mund, um den Schall zu verstärken und schreit aus Leibeskräften: „Komme gleich! drüben von der Straße her!" —

Es ist auch nur eine geringe Abschweifung. Wenige Häuser und das letzte, welches den Schluß des Ortes bildet, steht vor den Ankömmlingen. Unter der Thüre harrt die Hausfrau ihrer Sommerfrischler und heißt sie mit freundlichem, lächelndem „Grüß Gott!“ willkommen; viel Reden liegt nicht in ihrem Brauch.

Anselm ruft: „Ich bin bald wieder da!“ und biegt um die Ecke nach der Straße, um auf diesem Wege zu den Großeltern zu gelangen. Da stehen die beiden Alten und hinter ihnen die Lene, Beherrscherin von Küch und Keller. Der Knabe hängt mit einem Sprunge am Halse des Großpapa's, es schallt ein Kuß auf beiden Wangen der Großmama, dann schiebt sich sein Arm schmeichelnd in jenen der Lene, er raunt ihr in's Ohr: „Lene, ich bin hungrig wie ein reißender Wehrwolf! Nur schnell aufgetragen, sonst verzehr' ich Dich mit Haut und Haar! O, da steht schon die Bierkanne!“ —

Während Anselm zwischen den Großeltern am wohlbesetzten Tische sitzt, von Daheim erzählt und seinen Heißhunger stillt, wollen wir uns bei dessen Reisegefährten umsehen und das Terrain untersuchen, da es künftig der gemeinsame Spielplatz sein wird. Wir begeben uns zu diesem Zwecke auf die Altane des stattlichen Hauses, wo Frau Schäfer Einzug gehalten hat und überschauen von hier aus die Nähe und Ferne.

Zur linken Seite zieht sich die Landstraße vorüber von grünen Hügeln begrenzt. Rollende Wagen jeder Gattung, wandernde Handwerksburschen, Landleute, Spaziergänger zum nahen Wäldchen mit der Kaffeeschenke, bellende Hunde, am Wegraine weidende Ziegen, kurz ein buntes Durcheinander von Menschen und Thieren beleben dieselbe von früh Morgens bis spät Abends. Den Mittelpunkt vor unsern Augen bildet in der Ferne, von grünen Bäumen umrahmt, die schimmernde Gebirgskette, in der Nähe aber das Gärtchen mit seinem Blumenschmucke, den sich gelbenden Gurken, den von Raupen zerfressenen Kohlköpfen und dem Sommerhause im Schweizerstile. Wenden wir unsern Blick nach rechts, so gewahren wir auf der Wiese dicht neben dem Hause einen mächtigen Sandhügel, auf welchem eine Stange mit weißblauer Fahne emporragt. Ei, da muß ein Knabe in der Nähe sein! — Richtig, dort kniet er auf einem Bänkchen, das in's Wasser hinein ragt und zur Bequemlichkeit der Wäscherinnen angebracht ist. Der Kleine von etwa sieben Jahren neigt sich tief hinab zur Fluth, seine langen, blonden Haare fallen ihm über's Gesicht, während er mit den Armen im Wasser herumfährt. Neben ihm steht als Zuschauer

ein anderer Knabe gleichen Alters, die Haube mit dem Schirme tief in die Stirne gedrückt, ein Schurzfell umgeschnallt. Der Bach ist hier von Weiden- und Erlengebüschen malerisch umgeben; etwas weiter unten befindet sich die Fuhrt mit regem Verkehr zwischen dem Ort und der Wiese. An deren Abschluß aber saust und braust, pustet und dampft der Eisenbahnzug wohl jede halbe Stunde dahin; wir erkennen noch in der Ferne die sich aufspannenden oder niedersenkenden Holzarme und das von wildem Wein umrankte Häuschen des Bahnwärters.

Frau Schäfer hat sich mit ihren beiden Knaben nun auch bereit gemacht, um das Mittagessen beim Schuhbräu einzunehmen. Oskar und Richard sind ihr durch die Hausthüre vorangeeilt. Sie haben die beiden Knaben am Wasser entdeckt und sich ihnen neugierig genähert. Richard frägt den kleinen Zuschauer: „Was thut er denn?"

Dieser antwortet lakonisch: „Fischen, und nichts erwischen." Aber sieh da! der kleine Fischer erhebt sich soeben und hält in der Hand ein zappelndes Fischlein. Jubelnd springt er in's Haus, in die Küche, Alle ihm nach. „Ja, was hast denn da, Georgl?" frägt die Großmutter.

„Eine Forell'!" schreit der Glückliche. Sein Kamerad verzieht etwas spöttisch den Mund und berichtigt: „Ja, wenn's nicht ein Gründling wär'! komm'! gib ihn meiner Katz."

Eine Zornesgluth fährt aus den Augen des kleinen Fischers; er holt mit der Linken zum Schlage aus; aber die Großmutter wehrt ruhig ab und sagt: „Der Sepp hat schon recht! 's ist ein Gründling und noch viel zu gering zum Braten. Geh, Georgl, trag' ihn wieder in's Wasser; gönn' ihm doch 's Leben und laß ihn auswachsen." —

Und wieder geht der kleine Zug zum Bache. O, wie lustig der frei gegebene Gefangene in sein heimisches Element schlüpft, wie er darin auf und nieder schnellt, wie er im Kreise umherzieht und endlich dann verschwindet.

„Oskar, Richard!" tönt es unter der Hausthüre. Die beiden Knaben trennen sich nur ungerne von den neuen Spielgenossen, obgleich dieselben wohl um 3—5 Jahre jünger, als sie selbst sind. Aber die Bekanntschaft ist viel verheißend angeknüpft. Wird das lustig werden! Bereits fünf Mann hoch ist die Kompagnie: Anselm, Oskar, Richard, Georgl und Sepp.

II.

Der Festungsbau.

Es dauerte nicht lange, bis Anselm vor dem zuletzt bezeichneten Hause erschien. Da sein Ruf nach den Kameraden unbeantwortet blieb, sah er über den Gartenzaun und beobachtete Georgl, welcher vor einem dicken Brette kniete und mit dem Beile einen von Raupen zerfressenen Kohlkopf bearbeitete. Mit raschen, sichern Hieben trennte er rings die Blätter ab, bis nur mehr das gelbe Herzchen übrig war. Dann warf er's in die geflochtene Wanne zu seiner Seite und griff nach der nächsten Staude, während er das lange Haar aus der Stirne schüttelte.

Anselm war inzwischen näher getreten. Die Sache gefiel ihm und er rief jetzt: „Laß mich's auch probiren!“ — Bereitwillig erhob sich der Kleine von den Knieen und übergab ihm das Beil. Aber das Ding hatte seine Raupen, wie man zu sagen pflegt. Hieb auf Hieb ging daneben; Anselm gefährdete sogar seine Finger, ließ den Kohlkopf fallen und vernahm nun neben sich ein helles Lachen. Er blickte erzürnt auf. Vor ihm stand der kleine Sepp, die beiden Hände in den oberen Theil des Schurzfelles gesteckt, und sagte: „Meinst, 's sei so leicht? Hauen und Treffen ist zweierlei.“ —

Anselm wollte eben zornig auffahren, aber es war gar ein lustiges, gutmüthiges Kindergesicht, das ihn anblickte; nein, er konnte nicht böse sein. Doch war er froh, daß eben Oskar und Richard um die Ecke bogen und ihn fröhlich begrüßten. Er warf also nur einen Blick auf Sepp, welcher deutlich sagte: „Du sollst meine Ueberlegenheit bald genug fühlen, kleiner Knirps.“ — Laut rief er: „Jetzt kann's losgehen. Ich bleib' den ganzen Nachmittag bei Euch. — Dort ist ein herrlicher Spielplatz, kommt!“

Die drei Knaben eilten zum Sandhügel, während die beiden Einheimischen noch etwas schüchtern in der Ferne standen.

„Ich ergreife hiemit feierlich Besitz von diesem Lande!“ rief Anselm, indem er die blauweiße Fahne herauszog, sie zur Seite warf, seinen Stock hineinstieß und die Studentenhaube darauf setzte. Dann rief er, wie ehedem Landvogt Geßler: „Und jetzt kommt zur Huldigung und beugt Eure Knie, oder Ihr seid des Todes!“ —

Oskar und Richard, bereits an Anselms Oberherrschaft gewöhnt und in solche Spiele eingeschult, thaten alsogleich, wie ihnen geheißen; Georgl dagegen

nahte sich mit trotziger Miene, hob seine so schlecht behandelte Fahne vom Boden auf, und wollte sie in's Haus tragen, als Anselm rief: „Was! ein Rebell! halt! rechtsum!" —

Sei es nun, daß Georgl der großmütterlichen Ermahnung gedachte, gegen die fremden Knaben höflich zu sein, oder daß ein Spiel mit ihnen doch verlockend war: er besann sich plötzlich eines Bessern, pflanzte sich vor Anselm auf, schulterte seine Fahne und beugte das Knie. Dies gefiel dem kühnen Eroberer ausnehmend und er sagte: „Ich nehme Deine Unterwerfung in Gnaden an und verleihe Dir Pardon. Und nun erhebt Alle die Hand zum Fahneneid und sprecht mir laut und deutlich nach, was ich Euch vorsage."

Richard und Oskar erhoben drei Finger, die beiden Andern blickten nach ihnen und thaten das Gleiche. Alle wiederholten Anselms Worte:

„Wir schwören — und geloben — Gehorsam und Unterwürfigkeit — unserm Herrn und Oberhaupte! — Wir schwören, — ihn nicht zu verlassen — und ihm treu zu bleiben bis zum Tode!" —

Als der Fahneneid geleistet war, rief Anselm: „Nun beginnen wir sogleich mit dem Bau einer Festung nach meinem reiflich in einer halben Minute ersonnenen Plane. Seht her!" —

Er setzte seine Haube wieder auf, zog den Stock aus dem Sandhügel und bezeichnete mit demselben die Punkte, während er sprach:

„Hieher kommt der Thurm zu stehen, dies wird der Schloßhof, in diese Ecke versetzen wir das Verließ für die Gefangenen; rings herum führen wir die Mauer auf und um das Ganze ziehen wir einen tiefen Graben, den wir mit Wasser füllen; darüber spannen wir eine Zugbrücke. Dann mögen alle Feinde und Raubritter der Gegend auf uns anstürmen, wir trotzen und widerstehen ihnen." —

Georgl nickte Sepp geheimnißvoll zu und Beide sprangen in's Haus, kehrten aber gleich wieder zurück, beladen mit Schaufel und Hacke. Sie traten vor Anselm hin und schulterten ihre Werkzeuge. Schnell besonnen, wie ein Commandant bei ausgezeichneten Thaten stets sein muß, eilte dieser zum Gärtchen und pflückte zwei goldgelbe Astern, indem er rief: „Dafür verdient Ihr einen Orden! Kniet nieder!"

Nun nahm er huldvoll die Schaufel und die Hacke aus ihren Händen, steckte ihnen die Astern an, schlug tüchtig mit dem Stock auf ihre Schultern und sagte mit unendlichem Pathos: „Erhebt Euch als Ritter von Hacke und

Schaufel I. Klasse." Sodann wendete er sich an Richard und Oskar, welche verdrießlich daneben standen und rief, indem er ihnen die Werkzeuge hinwarf: „Frisch an's Werk! vor Allem an den Graben! Verdient Euch ebenfalls Ehre und Auszeichnung." —

Hei! wie es nun über die Erdarbeit herging! wie die jungen Arme sich anstrengten mit Schaufel und Hacke, die Gesichter glühten, der Schweiß von der Stirne rann! Gleich Maulwürfen wühlten Georgl und Sepp mit ihren Händen im Sande, oder schafften das gelockerte Erdreich aus dem Graben.

Anselm hatte sich inzwischen mit Zubereitung eines Wagens beschäftigt, um Baumaterial herbeizuschaffen. Von Großpapa und Mutter Schäfer, welche eben auspackte, wußte er Spagat und Stricke zu erschmeicheln, ausreichend zum Viergespann; und als die jungen Kräfte nachließen, als sie ermüdet von der Grabenarbeit inne hielten, verwandelte sein mächtiges Commando sie in muthige Pferde, die an ein großes Brett gespannt, über den Rasen dahin jagten, wieherten, ausschlugen und die stärkste Ladung zogen.

Es war ein lustiges, wechselvolles, unermüdliches Spiel. Und welch ein unverbrüchlicher Gehorsam gegen den Befehlshaber in der ehrfurchtgebietenden Studentenhaube! Da waltete unter den Untergebenen kein Unterschied weder des Alters, noch des Ranges! nur der Commandant stand ehrfurchtgebietend unter ihnen. Echte Knabenlust war das Losungswort. Daran fügten sich noch Abends die Spaziergänger mit den Erwachsenen, meistens in den Wald, wo die Zeit der wilden Räuberbanden wiederkehrte. Aber auch hier galt der Fahneneid; Anselm war und blieb der respektirte Anführer.

Vor Allem machte jedoch der Festungsbau sichtbare Fortschritte. Bereits vertieft sich der Graben zu einer schauderhaften, gähnenden Schlucht; das Burgverließ öffnet seinen schwarzen Rachen, nach einer halben Woche erhebt sich der Wall und auf dem Thurme flattert Georgl's blauweiße Fahne, ehedem so schmählich herabgerissen! Die vorübergehenden Spaziergänger hielten oftmals inne und betrachteten das Werk, oder sahen von einiger Ferne der kleinen Schaar zu; dann gingen sie lächelnd weiter und gedachten der eignen, längst entschwundenen Jugend, indem sie vor sich hin flüsterten oder dachten: „Es war doch die schönste Zeit!"

Nun schaarten sich aber die Knaben öfters im Sommerhause um ihren Commandanten. Sein sinnendes Haupt bedurfte mehr als sonst der Studentenhaube, denn es war mit der Construktion einer Zugbrücke be-

schäftigt. Auch dieses Werk gelang — o Jubel über Jubel! Die Festung ist vollendet! —

III.

Das schwarze Kätzchen.

Was, Thränen in Sepp's sonst so fröhlichen Augen? Die braunrothen Wangen beschmiert, als sicheres Zeichen, daß die Thränen schon eine Weile den Weg darüber genommen hatten? Auch zögert er unter seiner Hausthüre, als ob ihn ein gar wichtiges, trauriges Ereigniß an die Heimath fessle. Da muß man nachsehen.

Anselm springt seiner Schaar voraus und bleibt betroffen stehen beim Anblick des traurigen Buben. „Was ist geschehen?" ruft er mit herzlichem Mitgefühle.

Sepp bricht in ein lautes, klägliches Weinen aus. Alle umdrängen ihn und stürmen mit Fragen auf ihn ein: „Was ist's, Sepp? so red' doch nur!" Endlich stößt er schluchzend in abgebrochenen Sätzen hervor: „Uns're alte Katz — erschossen — vom Jäger — im Wald," und ein neuer Thränenstrom beklagt ihr schaudervolles Ende. Hinter Sepp aber ertönt die Stimme der Mutter in erzürntem Tone: „Gerad Recht ist ihr geschehen, der wilden Katz! Warum lauft sie sogar von ihren Jungen weg in den Wald!"

„Junge hat sie?" — riefen nun wie aus Einem Munde die drei größeren Knaben, während Georgl in's Haus springt und gleich darauf ein schwarzes, kaum spannenlanges Kätzchen auf seinen Armen hinausträgt. „Wo ist denn das Graupelzchen?" fragt er nun seinerseits den immer noch weinenden Sepp. Mit einem vorwurfsvollen Blicke auf die Mutter antwortet dieser: „Weggeschenkt, dem Schneider." — Schnell fügt die Mutter bei: „Und wenn Du nicht gleich zu heulen aufhörst, so laß ich die schwarze in den Sack stecken und in den Fluß werfen; sie frißt so nur die Milch weg, die ich für die Fremden brauch' und fängt, weiß Gott, wie lang, keine Mäuse. Nochmals sag' ich Dir's, Sepp, hör' auf mit Deinem Weinen; es ist ja, als ob ein Mensch gestorben wär', ist wahrhaftig eine Sünd'." — Bei diesen Worten fuhr sie sich aber nichts desto weniger über die nassen Augen.

Während der vorhergehenden Worte vom Sacke und dem Flusse hatte Georgl wie ein echter Spitzbube Reißaus genommen und trug seine Beute schnurstracks in die Küche zur Großmutter mit dem Rufe: „Gelt, Großmutter! ich darf's Katzel behalten?“ Diese entgegnete:

„Ja, was thust denn mit der kleinen Kreatur? Die wird ja von den Mannsleuten, wenn sie Abends heimkommen, hundert- für einmal zertreten. Meinst, die nehmen sich Zeit, auf das winzig kleine Ding zu achten.“

Nun waren auch Anselm, Richard, Oskar und Sepp herbeigelaufen; sie erzählten durcheinander schreiend den Tod der alten Katzenmutter und das traurige Loos, welches ihr Waisenkind bedrohe. Als die zehn Knabenaugen sie anflehten, — Georgl's Augen allein galten ihr so viel, wie zwei weitere, sie sah darin immer den blauen Glanz ihrer Tochter, — da konnte sie den vereinten Bitten nicht widerstehen. Sie sagte: „Meinetwegen, so behalt' sie, Georgl. Aber plagt das arme Ding nicht! ich sag' es Euch, Buben.“ —

Sepp war freilich mit der Schankung nur halb zufrieden und wäre es gar nicht gewesen, wenn er geahnt hätte, wie wenig Ernst in der Drohung seiner Mutter lag. So aber dachte er: „Immer besser, als ertränken! und sie gehört beim Georgl so gut mir, als drüben.“ —

An diesem Tage geschah sehr wenig bei der Festung. Ein herannahender Feind hätte sie ohne Schwertstreich erobern und schleifen können. Jegliches Interesse wurde dem kleinen Kätzchen zugewendet. Aber es war auch ein gar zu wundernettes Thier, kohlschwarz, nur mit weißem Halskrägchen und weißen Pfötchen. Und wie zärtlich anschmiegend sie sich zeigte, als ob sie in Jedem der fünf Knaben ihren Lebensretter erkenne. Kaum nahm sie Einer auf den Arm, als sie ihm unter den Rock kroch, sich an seine Brust schmiegte, ja, die beiden, weichgepolsterten Vorderpfötchen um den Hals schlang und mit dem rauhen Züngchen die Wangen ableckte.

War dies ein geschäftiges Hin- und Herlaufen. Die Küche blieb keinen Augenblick sicher vor dem Knabenvolke. Bald kam der Eine und bald der Andere um gewärmte Milch oder Semmelbröckchen. Aber das Kätzchen wollte nichts fressen; sie wendete die Schnauze ab, verschloß ihre Zähnchen, schrie kläglich und doch war sie mager und ihr Bäuchlein elendiglich eingefallen. Meistens schloß sie die Augen und wenn sie unter Anselms zugeknöpftem Rocke dicht an seiner Brust lag, spann und schnurrte sie wie im vollsten Wohlbe-

hagen, als ob ihr Mütterlein nicht von der Kugel getroffen unter den herabfallenden Blättern des Waldes begraben läge.

Doch die Stunde des gemeinsamen Spazierganges schlug. Anselm übergab nur widerstrebend das Kätzchen den zwei zurückbleibenden Buben und stürmte mit den größern Gefährten fort. Alle erwachende Zärtlichkeit der jungen Knabenherzen wandelte sich wieder in tolle Luftsprünge. Inzwischen aber, wenn sie keuchend und glühend inne hielten, fragte doch der Eine und Andere: wie es wohl daheim dem Mietzl ergehe, ob es noch nicht gefressen habe und vielleicht schon verhungert sei? denn sie bemaßen es nach sich selbst und zweifelten nicht, daß sie bei einem tagelangen Fasten den grausen Hungertod erleiden müßten; kam ihnen doch Berbling, wo der Nachmittagskaffee sie erwartete, fast unerreichbar vor, — und fühlten sie doch bereits ihre Magen erschreckend leer!

Plötzlich lüftete Anselm seine Studentenhaube, ein Zeichen, daß ein kluger, weiser Gedanke unter derselben aufgestiegen sei, und er sagte: „Hört einmal! Wir ernennen das schwarze Kätzchen zu unserm Burgfräulein und taufen es Arabella, das ist die Stammsilbe von Araber, welche schwarz sind, und Bella bedeutet schön."

Dieser romantische, weise Gedanke wurde mit wahrem Beifallssturme aufgenommen und kaum waren sie in Berbling angelangt und hatten ihren Kaffee mit dreifacher Brodration verschlungen, als sie auch schon zur Heimkehr drängten. Freilich mußten sie sich gedulden lernen, denn nicht überall wurde Anselms Commando als rechtsgiltig anerkannt. Endlich aber brach man doch auf und gelangte auch vor der späten Dämmerung nach Hause.

„Wo ist das Kätzchen? Was treibt die Mietz? Hat sie gefressen?" so bestürmten die Heimkehrenden den kleinen Georgl.

Dieser deutete auf einen umwickelten runden Pack und sagte verdrießlich: „Sie macht die Augen nicht auf und schläft in einem fort."

Anselm aber sprach: „Laß einmal sehen" und wickelte das Tuch auseinander. Sogleich öffnete sie die Aeuglein, krabbelte hervor und als er das kleine Ding zu Boden setzte, putzte sie sich mit den Pfötchen ringsum und dann that sie ihren ersten, lustigen Katzensprung. Das ging nämlich folgendermaßen zu: Dort lag der Haushund, der alte, grämliche Frippo. Als ihn Mietzchen gewahrte, that sie einen Satz, stellte sich auf die Hinterbeinchen und sprang dann mit den vorderen auf den Griesgram, welcher brummte und knurrte,

aber nicht einmal den Kopf erhob. Plötzlich machte Mietzchen einen echten Katzenbuckel und spie schnurrend nach ihm, gleich der ältesten Katze mit ihrer angestammten Hundefeindschaft.

Aber die Knaben begrüßten dies Zeichen der echten, gesunden Lebensfähigkeit mit Jubel. Anselm erhob sie auf seine Schulter und trug sie zum Bächlein hinab, wo sie auf altdeutsche Art ihre Umwandlung in Arabella, das Burgfräulein, erlitt. O, wie sie schauderte und kläglich schrie, als ob sie zum Tod und nicht zur höchsten Ehre geführt würde!

Georgl und Sepp, der herbeigekommen war, sahen mit zornglühenden Gesichtern diese Ceremonie und erhoben mehr als einmal die kleinen Hände, welche doch den Fahneneid geleistet hatten, gegen den Commandanten. Der Erstere lief nun dem Zuge nach und rief:

„Das sag' ich Euch! plagen laß ich mein Katzl nicht und Mietzl ist ihr Name, kein anderer!"

Jetzt schrie auch Sepp: „Gib gleich her! ich nehme sie wieder mit mir! Meiner Mutter ist's ohnehin nicht Ernst gewesen mit dem Herschenken."

Nun aber schüttelte Georgl seine langen Blondhaare und sprach: „Daraus wird nichts, Sepp! Schenken — schenken nimmer geben; — finden — finden wieder geben — heißt's. — Aber uns Zwei gehört sie, nicht denen."

„Ja, uns Zwei!" schrie Sepp, und griff nach dem von Frost schnatternden Mietzchen. Ein Streit entspann sich und wer weiß, ob nicht der laute Aufruhr ausgebrochen wäre, wenn nicht zur rechten Zeit die Großmutter sich in's Mittel gelegt hätte. Kaum sah sie das nasse, vor Frost schnatternde Kätzchen, so nahm sie dasselbe an sich und rief:

„O! Ihr gottlosen Buben! Habe ich nicht verboten, das arme Thier zu quälen. Es kann ja daran sterben, kaum drei Wochen alt!" —

Mit diesen Worten wendete sie sich von der streitenden Schaar, trocknete das Kätzchen, setzte sich mit ihm in den Heerdwinkel und trug es dann in Georgl's Bett.

Anselm kehrte dem Hause ohne Abschiedsgruß den Rücken; seine Oberherrschaft war zum ersten Mal thatsächlich verletzt. Tiefer drückte er seine Studentenhaube in die Stirne und murrte vor sich hin: „Elende Schulbuben! von Euch läßt sich ein Student nichts gefallen! wartet nur! Morgen ist auch noch ein Tag." —

IV.

Aufruhr.

Gesegnet, tausendmal gesegnet seist du, liebe Nacht, mit deiner Engelswacht! Ihre Fittige wehen Kühlung über die erhitzten Kinderwangen und beruhigen das stürmisch pochende Herz.

Auch unsere kleinen Freunde schlafen in ihren Betten. Der gleichmäßigste Athem hebt und senkt die Brust vom ersten Augenblicke an, wo der Kopf sich zur Seite gelegt, bis zum Rufe: „Auf! auf! Langschläfer! die Sonne sticht dir sonst die Augen aus!" Der erste Blick aber schweift über den Stuhl neben dem Lager: frische Wäsche, frische Kleider, und mit dem Jubelruf: „Sonntag!" springt Jeder aus dem Bette mit beiden Füssen auf einmal, keineswegs mit dem linken — ein böses Zeichen! — denn alle Zwistigkeiten des verflossenen Tages sind verschlafen, nur das schwarze Kätzchen ist eine liebliche Wirklichkeit.

Die Sonntagsglocken tönen feierlich von der Höhe hernieder, wo die Aiblhausner Kirche steht und man rufen möchte: „Hier laßt uns Hütten bauen." Alles, Jung und Alt, rüstet sich zum lieben, frommen Kirchgange und auch unsere jungen Freunde sind nicht die Letzten. Als aber nun Gott der kindliche Tribut gebracht war, als der letzte Orgelton verklang, ging's auch wieder fröhlich den Berg hinab in den blinkenden Sonnenschein hinein, der im August so beharrlich leuchtete. Am Sonntag erscheint er noch heller, denn er strahlt ja wider in den bunten Farben des Landvolkes. Alles ist festlich geputzt. Seht nur auf unsere kleinen Kameraden! Der Georgl trägt einen nagelneuen grauen Anzug, das Jäckchen sogar mit schwarzen Litzen ausgenäht; sein langes, blondes Seidenhaar ist so glatt gekämmt, als ob es an die Schläfen geklebt wäre. Die Großmutter hat aber auch Oel darüber gestrichen. Und nun erst gar die Stadtkinder, Oskar und Richard, in ebenfalls neuen grauen Gebirgsjoppen, grün eingefaßt, graue runde Filzhüte mit dem Gemsbart auf den Köpfen, als ob sie direkt über den Wendelstein gestiegen wären. Dazu auch noch echte Mießbacher Schützen, denn erst gestern hat die Mama, von der man mit Recht sagen kann:

„Du bist nicht grausam,
Nicht kalter Strenge klagt die Welt Dich an;
Dich kann die heiße Liebesbitte rühren;"

ihrer schmeichelnden Bitte nachgebend, ihnen vom nächsten Städtchen zwei „Stutzen" mitgebracht. Jetzt kommt auch über den Weg herüber der Sepp gesprungen, nicht wie in der Woche mit dem Schurzfell, nein! ebenfalls grau und ebenfalls — nach seiner stolzen Ueberzeugung — niegel=nagel=neu; er denkt, Jedermann sollte pflichtschuldigst in die Tasche greifen und gegen das Geschenk eines Kreuzers den Schneider auszwicken. Es ist zwar nur ein „Flickschneider". Sepp rühmt es selbst, indem er auf die Bewunderung seiner Kameraden antwortet: „Vorgestern ist's noch des Vaters alte Hos gewesen! es hält kein Stich mehr, hat der Flickschneider gesagt — und jetzt ist's meine schöne neue Hos!" — O, welch glückliches, stolzes Lächeln! Ja, Sepp, du bist ein netter Bursche.

Nun aber wo ist das Mietzel? Da springt sie vor den Hausstufen im Sonnenschein wie eine Rasende — einem zweiten Mietzchen — ihrem Schatten — nach und will es fangen. Lachend und sie hetzend umringen im Kreise sie die vier Knaben. Da nähert sich Anselm von der Hausecke. Wenn er anstatt zu springen so stolz einherschreitet, erscheint er wie König Saul „um einen Kopf größer als Alle im Volke" und man mußte ihm die Oberherrschaft als selbstverständlich zugestehen. Er allein scheint noch der gestrigen Vorfälle zu gedenken. Oskar dagegen springt auf ihn zu, postirt sich zwei Schritte entfernt vor ihm auf und schultert das Gewehr. Diese Respektsäußerung brachte Alles wieder in die richtige Ordnung und Anselm griff militärisch an den Schirm seiner Studentenhaube.

„Hat das Mietzl gefressen?" war nun dessen erste Frage an Georgl. Der Knabe betrachtete das immer noch volle Milchschüsselchen und lief sogleich damit in die Küche um den Inhalt zu wärmen. Dann vereinigten sich Alle, um dem widerstrebenden Mietzchen die Nahrung aufzudrängen. Vergebens! Da rief Anselm: „Was da! sie ist noch zu klein, um selbst fressen zu können. Wißt Ihr was? wir gießen ihr die Milch mit einer Kinderlubl ein."

Ein prächtiger Gedanke! ja unter solch einer Studentenhaube geht's doch anders zu, als unter dem Filzhute eines deutschen Schulbuben. — Droben im Glasschranke der schönen Stube befindet sich noch Georgls eigene Lubel. Die Großmutter wollte freilich von der Herausgabe nichts wissen; aber zuletzt lächelte sie doch, schloß den Glasschrank auf und sagte „Zerbrich sie aber nicht Georgl!" und übergab sie dem kleinen Lieblinge.

Nun wurde Arabella, wie Anselm sie hartnäckig nannte, in alle fünf

Sacktücher, roth, blau, weiß, daß es dem buntesten, modernsten Anzuge glich, eingewickelt. Aber die Kleine sträubte sich, wandte das Köpfchen zur Seite sobald nur die Ludl an ihre Zähnchen gebracht wurde und war der fünffachen Umhüllung entschlüpft, ehe ein Tröpfchen in ihre Gurgel schlüpfte. Fort sprang sie, fort, zum langweiligen Frippo und sprang so lange um ihn herum, bis er knurrte und sie ihn anspie.

„So mag sie meinetwegen den Hungertod sterben!" rief Anselm in höchster Entrüstung. — Hu! welch ein Blick bei diesen Worten aus Sepp's Augen fuhr, als ob er Mietzchens Todesurtheil gehört hätte. Niemand achtete darauf; der Friede blieb ungestört. Anselm war zur Festung gesprungen und rief:

„Besatzung herbei! Die Gewehre nieder. Wir schlagen nun ein Zelt auf — fünfzig Schritte von der Festung entfernt. Von hier aus soll die Wache bezogen werden. Fort auf Beute! dort die Hopfenstangen!"

Anselm schwang seinen Stock und rannte spornstreichs zum bezeichneten Ziele. Bis die Mittagsglocken läuteten war auch das Zelt errichtet und die Schaar zerstreute sich nach getroffener Verabredung für den Nachmittag.

Feierlich läuteten drei Stunden später die Vesperglocken. Die zwei kleinen Knaben gingen mit ihren Gebetbüchlein in der Tasche den Berg hinauf, während die drei größeren bereits sich wieder zusammenfanden, ohne jedoch das gemeinsame Soldatenspiel zu beginnen. Es gab auch andere Unterhaltung. Der helle Sonnenschein tanzte in dem Bache, die Fischlein schossen pfeilschnell auf und nieder und zwar in so großer Zahl, als ob sie Gesellschaft eingeladen hätten. Die drei Knaben warfen ihre Röcke ab, stülpten die Hemdärmel auf, knieten nieder, der Eine am Bänkchen, die Anderen am Ufer und haschten nach den Fischen. Da sprang Anselm mit einem Siegesrufe empor; er hielt einen ganz ansehnlichen Fisch in die Höhe — keinen Gründling — wahrhaftig eine Forelle. Fort, fort damit in die Küche, um ihn beim Kaffeefeuer absieden zu lassen. Ein Bivouakfeuer im Zelte wäre Anselm freilich lieber gewesen, aber das duldete die Hausfrau nicht. In der Küche saß Liberat, der älteste Sohn; mit seiner Hilfe wurde dem Gefangenen der schnelle Garaus gemacht. Da die Fische nun einmal leben, extra damit sie sterben um gegessen zu werden, ist darüber nicht zu klagen und die Großmutter versprach die Zubereitung, bis die andern Zwei heimkehrten.

Inzwischen gab es genug Zeltarbeit. Tücher und Teppiche, welche die

Sonne vom Schweizerhause abhielten, wurden herabgenommen und vor die Zeltöffnungen gespannt; ja ein Vorhang wallte am Eingang nieder. Die beiden Gewehre stacken kreuzweise in dem Rasen und dazwischen erhob sich Anselms Feldherrnstab.

Nun war Alles fertig. Auch die Vesperglocken verkündeten den Schluß der Andacht und die baldige Wiederkehr der kleinen Kameraden. Anselm, von Richard und Oskar gefolgt, eilte zur Küche. Niemand darin. Doch — ein Schrei des Entsetzens entfährt Anselms Munde — Auf der Herdplatte — Mietzchen — die Forelle! Mit wilder Gier nagt die kleine Katze an ihrem Fange — die Gräten fliegen zur Seite. — Wie Anselm herzuspringt, wagt Mietzchen funkelnden Blickes, speiend, surrend ihren ersten Satz auf den Holzstoß im Herdwinkel und zieht die Forelle mit sich.

Anfangs sprachlos vor Zorn steht Anselm daneben. Dann schlägt er sich vor die Stirne und ruft: „O — ich Dummkopf! ich selbst gab ihr noch heute früh die Milch in der Ludel, als ob sie zu jung zum Fressen wäre — und jetzt!" —

Ein Wuthausbruch folgte dieser Erinnerung. Zum Herdwinkel rennen, die Katze trotz Pfurren und Würgen ergreifen, sie zur Festung tragen, in's Burgverließ werfen, einen Ziegelstein darauf decken — ist fast Werk eines Augenblickes.

„Bim bam! bim bam!" verklang nun das Geläute vom Thurme. „Friede Friede!" heißt der Klang, und friedlich ziehen Hand in Hand Georgl und Sepp nach Hause.

Um die Ecke biegend sehen sie zwei Schildwachen den Graben der Festung umkreisend; der Commandant aber sitzt auf einem Holzblocke vor dem Zelte, den Stock zu seiner Seite, die eine Hand zur Faust geballt, auf die andere stützt er sein gedankenvolles, kummerschweres Haupt.

Neugierig, aber ahnungslos treten die beiden Ankömmlinge näher; da tönt von der Erde herauf ein klägliches „Miau." Sie lauschen. „Miau! Miau!" wimmert es noch kläglicher. Ueber Sepp's Gesicht fährt ein glühendes Roth, auch Georgl springt näher. Ist das nicht Mietzl's Stimme? Ehe die Schildwachen in ihrem gemessenen Soldatenschritte es verhindern können, fliegt der Stein des Burgverließes zur Seite — Mietzchen ist herausgezogen — sitzt auf Sepps Schulter und ein Doppelgeschoß von Wuthblitzen fährt gegen einander aus Sepp's und Anselms Augen. Wie in die Erde gewurzelt, so fest, steht der

Kleine, der Große mit erhobenem Stocke vor ihm, mit Donnerstimme rufend:

„Gleich wirfst Du die Verbrecherin in's Verließ! oder Du bist des Todes!"

Läutet, läutet ihr Kirchenglocken: „Friede, Sonntagsfriede!" Aber sie sind verstummt.

Sepp drückt sein Mietzchen an die Brust und ein Schlag des Feldherrnstockes trifft dessen Schulter. In diesem Augenblicke springt Georgl von rückwärts auf den Commandanten; dieser will den Angreifer wegschleudern und bückt sich. Da erfassen die kleinen flinken Finger die Studentenhaube — mit der Beute fliehend, erhebt er sie triumphirend zur blauen Luft.

Einem Scalpirten ähnlich steht Anselm im Kreise und spricht mit ehrfurchtgebietender Würde:

„Sogleich gib mir die Haube zurück! Respect! ABC-Schütz! es ist eine Studentenhaube, unter welcher andere Gedanken reiften, als in Deinem dummen Schädel wachsen."

„Andere Gedanken! ja aber nicht in Deinem, sondern Deines Bruders Kopf, gelt?!" sagte Sepp.

„Du brauchst nicht über die Schulbuben zu schimpfen!" rief nun, plötzlich zum Feind übergehend, Richard.

Oskar, dem Beispiele des Bruders folgend, sagte: „Wir sind gerad' so viel werth, oder noch mehr, als ein Student Deinesgleichen."

„Da sieh her!" rief Sepp und zog sein blaues mit Silber verziertes Gebetbüchlein aus der Tasche. Verächtlich erwiderte Anselm: „O solch ein kleines Buch! keinen Zwölfer werth!"

„Auf die Größe kommt's nicht an, hat der Herr Lehrer gesagt, sondern auf das da!" — Bei diesen Worten deutete Sepp auf das in Silber glänzende bayerische Wappen und den himmelblauen Einband.

Oskar und Richard waren in's Haus gesprungen. Ersterer kehrte zurück in jeder Hand ein Preisbuch haltend und schrie:

„Heraus Student, mit Deinem Preis! da sind die unseren."

Georgl, der mit seiner Beute noch in der Ferne stand, rief nun auch herüber:

„Er hat keinen! 's ist ihm gegangen, wie beim Kohlkopf! er hat's nicht getroffen!" — Ein allgemeines Gelächter begleitete diese Worte.

„Meine Haube gib her!“ donnerte Anselm in Verachtung dieser Reden, glühroth vor Zorn.

Aber auch Georgl verweigerte die Antwort. Statt ihrer warf er die Haube hoch in die Luft; sie drehte sich und fiel auf den Zweig einer Esche dicht am Wasser. Zu gleicher Zeit kam Richard aus dem Hause. Auf seinem grauen Filzhut stiegen zwei prächtige Pfauenfedern empor; er trat gravitätisch vor Anselm hin und sagte:

„Abgelöst! jetzt kommt die Reihe an mich zum Commandiren. Du hast lang genug den Befehlshaber gespielt. — Vasallen! stoßt in's Horn!“

Seine drei Kameraden rundeten sogleich die kleinen Fäuste und bliesen: „Tralara! tralara!“ — dann beugten sie die Knie vor Richard, erhoben drei Finger und leisteten den Fahneneid. Georgl aber zog die Fahne vom Thurm der Festung und schritt voran gegen das Haus, — die Anderen folgten ihm. —

Sprachlos vor Scham und Zorn blieb Anselm allein. Endlich blickte er nach seiner Haube. Er riß eine Stange aus dem Zelte, stach in die Baumzweige, aber in solch erbitterter Heftigkeit, daß die Spitze der Stange durch das morsche Tuch seiner Studentenhaube fuhr. Noch zorniger, er wußte selbst nicht, ob über sich, oder über die alte unnütze Kappe, schleuderte er sie von der Stange. Da schwamm sie im Wasser. Nun mußte er auch noch sein Leben wagen, um die Ehre hatte sie ihn doch schon gebracht! Wäre sie doch fortgerissen worden von den Wellen! Aber nein! da hielt er sie in seinen Händen, schlenkerte das Wasser davon, als ob er mit dieser Handlung alle seine vier ehemaligen Kameraden schüttelte, warf einen grimmigen Blick nach der Hausthüre, rief: „Ewige Fehde!“ — und kehrte dem Hause den Rücken, indem er den Wiesenpfad einschlug.

V.

Ein einsamer Tag.

Montag: Anfang einer neuen Woche. Ja, neu und anders sollte die Woche für unsere Freunde beginnen! Als Anselm erwachte, geschah es mit dem peinlichen Gefühle, es sei nicht Alles in der Ordnung. Er mußte sein

Erinnerungsvermögen anstrengen, um sich Alles klar zu machen. Ich weiß nicht, ob er mit dem linken Fuße aus dem Bett sprang, aber soviel weiß ich, daß schon nach dem Frühstücke die Lene sagte: „Dem gnädigen Herrn da ist einmal wieder nichts Recht! Zuerst war der Kaffee zu dunkel, jetzt ist er zu hell, dann war er zu bitter, jetzt ist er zu süß.“ — Wie sie aber die Tasse wegräumte, erschrack sie nicht wenig: die Brocken lagen noch darin. Nun kam ihr die Angst in's alte treue Kindsmagdherz, ihr Nestheckchen möchte krank sein, und sie sagte: „Zeig mir Deine Zunge, Anselm!“

Ich mag nicht niederschreiben, zu was Anselm in seiner Verdrießlichkeit eigentlich Lust verspürte, sondern will hoffen, daß er sich bei seiner Lektüre beruhigt, denn er hat sich Großpapa's Bücherschrank genähert und sucht sich einen Band von Anegarns Weltgeschichte heraus, welche derselbe ihm längst empfohlen und sich beklagt hatte, daß er seine Ferien, „verspiele.“ Ja „verspielt“ war eine Woche im Doppelsinne des Wortes! Der Großpapa sollte nun sein halbes Wunder sehen: „Spielen? mit solch erbärmlichen großen und kleinen Schulbuben künftig noch spielen!“ dachte mit höhnendem Ingrimm Anselm!

Aber Anegarns Weltgeschichte war doch nicht so unterhaltend, wie der Großpapa vorgab. Doch vielleicht ist's nicht der richtige Band. Ja, — hier — Alexander der Große von Macedonien — mit 16 Jahren schon ein berühmter Feldherr. O, hätte Anselm das vor einer Woche gelesen gehabt! wie hätte er noch besser commandirt. Alexander hatte den Hellespont überschritten — das war doch ein Fluß? — er würde seine Kameraden auch über den Hellespont — über die Furt geführt haben. Er sah im Geiste, wie sie Augen und Ohren aufrissen bei seiner Beredsamkeit eines Aristoteles von Alexander dem Großen.

Und wieder ist er mit seinen Gedanken bei den Kameraden! zwischen den Zeilen des Buches sieht er die grüne Wiese, die Festung, das Zelt, den klaren rieselnden Bach, die Baumgruppe. —

Aber nein! nein! nein! — Er wollte weiter lesen. Xerxes — das ist ein wohltönender Name — auch ein berühmter Feldherr. Und doch wurde er, trotz seiner Triumphe bei den Thermopylen besiegt und dann von Artebanus, dem Anführer seiner Leibwache, ermordet! – Nein! es ist keine Schande, ein Besiegter zu sein. Aber es schoß ihm das Blut in's Gesicht — wenn er an Georgl dachte — seinen Artebanus — so wollte er ihn künftig nennen.

Wieder sieht er zwischen den Zeilen die Wiese, die Festung, das Zelt! — aber er wollte ja nicht mehr daran denken, sondern in Anegarns Weltgeschichte lesen, eine weit bessere Unterhaltung, als das Spielen mit ABC-Schützen.

Anselm nahm einen anderen Band aus dem Bücherschranke und schlug auf das Gerathewohl auf,. Rudolf von Habsburg — ja, das war sein Mann! Der hatte gleich ihm, eine lange Nase. Rudolf von Habsburg, kein Kaiser von Geburt, ein Schweizer Graf! O, wie konnte man hier, Angesichts der himmelanstrebenden Alpen, sich in jene Zeit versetzen! Welch prächtige Geschichten standen hier von Rudolf! Da wollte einer ihm nicht ausweichen und gab vor, seine lange Nase stehe ihm im Wege. Rudolf aber drückte die Nase zur Seite. Welcher von den Stumpfnäschen wollte dieses machen! — Das konnte nur Anselm mit der eigenen langen Nase.

Und dann die Geschichte mit dem Priester, welcher das heilige Sakrament zu einem Kranken trug und vor dem Wasser die Schuhe und Strümpfe auszog, um hinüberzuwaten, Rudolf aber sogleich vom Pferde sprang und dasselbe ihm anbot. Georgl besitzt einen Altar und einen Ministrantenrock; o, das hätte man in Scene setzen können!

Wieder steht vor ihm die Wiese — das Wässerchen, die Furt — wieder sieht er seine Kameraden! Doch es sind ja nicht mehr die seinigen! —

Fort mit dem Anegarn, der ihn stets an All' dieses erinnert; Großpapa hat ihm auch von Schillers Dramen und Balladen erzählt und er kannte einige der letzteren vom Maifest her, wo sie ein Student deklamirte. Diese will er suchen statt des Anegarns. — Zuerst blättert er in den verschiedenen Bänden, liest diese und jene Zeile, merkt sich manche Verse, die so heroisch tönen und deklamirt sie. Endlich hat er den Band Gedichte ergriffen.

Aufgeschlagen! — Der Handschuh. Und Anselm liest:

Vor seinem Löwengarten
Das Kampfspiel zu erwarten
Saß König Franz;
Und um ihn die Großen der Krone
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen im schönen Kranz. —

Anselm hielt inne. Seine lebhafte Fantasie befand sich bereits bei der Altane. Frau Schäfer, die Hausfrau und ihre Töchter — sie alle schmückten in seiner Vorstellung den Balkon. — Und wie er dann weiter las von den

brüllenden Löwen und dem Tieger, stand Frippo und Mietzchen, die sich anbrummten und anpfurrten vor seinen Augen. Jetzt bei der Stelle, wo das Edelfräulein vom Balkone den Handschuh zwischen die Thiere wirft, und wie Ritter Delorges kühn unter sie tritt und den Handschuh aufhebt — o, da jauchzte sein Herz! Solch ein schönes Spiel! so gut nachzumachen!

Und wieder sieht er vor sich das Haus und die Altane, Frippo und Mietzchen und die Kameraden. —

Aergerlich über sich selbst und diese stets wiederkehrenden Gedanken, schleuderte Anselm das Buch von sich, sprang auf, stürmte aus dem Zimmer und riß seine Haube von dem Aufhänger. Zum ersten Male hatte sie die Nacht hier zubringen müssen, hier, wo nur altes Zeug hängen blieb; früher war sie ihm viel zu theuer gewesen, um sie öffentlich preiszugeben. Nun betrachtete er sie mit fast verächtlichem Blicke. Von seinem Bruder wußte er wohl, daß es Studentensitte sei, bei einem Liede, Landesvater genannt, den Haubenboden mit dem Schläger zu durchstechen. Aber sein Bruder, welcher sich gar eifrig mit dem Studium beschäftigte, hatte den Studentenbrauch nicht mitgemacht, und die alte Hopfenstange, der Streit mit den Schulbuben konnte nicht mit dem Schläger und dem friedlichen Rundgesange der Studenten verglichen werden. Nein — dies Loch da — es war kein respektables Loch. Es war auch keine respektable Haube mehr! eine Schande, sie ferner zu tragen. Unwillig warf Anselm die nunmehr Verachtete auf das Haupt, schlug den Weg zwischen den Sommerkellern zur Höhe ein, nur um bald aus menschlichem Bereich zu kommen, wanderte dem Walde zu und suchte ein recht einsames Plätzchen auf. Da saß er nun auf dem umgestürzten Stamm einer Buche, seinen Gedanken überlassen. Doch er konnte nicht viel denken, das Herz schlug noch zu aufrührerisch und wurde heftiger bei jedem Blicke auf den durchstochenen Bodendeckel seiner Haube. Sie trug an Allem die Schuld, sie hatte ihn dem Gespötte der Kameraden ausgesetzt. Wenn er sie nur nicht mehr vor Augen sehen müßte! Wie nur könnte er sich ihrer entledigen? Wegwerfen? — nein, das durfte er nicht. Was sollte er als Antwort sagen, wenn Großpapa nach dem Schicksal seiner Haube fragen würde? Vor Ausreden scheute er sich nicht; sagte doch das Sprichwort: eine gute Ausrede ist drei Batzen werth. Aber eine Lüge — pfui! nur ein Feigling lügt. Lügen ist Gemeinheit — ein Unrecht gegen Gott, sich selbst und Andere!

Also, wie sollte er sich ihrer entledigen? Wenn ein Sturm daher sauste

und sie ihm vom Kopfe risse! Doch kein Blättchen am Baume regte sich; der Sonnenschein tanzte und spielte zwischen den Zweigen, man konnte das Zirpen und Schwirren der Käfer und Mücken hören, so still war es rings umher. Jetzt aber unterbrach das nahe und ferne Geläute der Glocken die Waldesstille. Schon Mittag! und es sollte früher gegessen werden, weil Onkel Karl mit dem Nachmittagszug gen München abreisen wollte.

Anselm sprang in die Höhe und eilte nach Hause, die alte Haube in der Hand. Als er aber aus dem schattigen Walde trat, brannte die Sonne so versengend auf sein Haupt, daß er doch die Haube darauf warf, um sich vor einem Sonnenstich zu schützen. — Daheim hing er sie wieder an den Nagel des Vorplatzes.

Das Mittagessen war bald vorüber. Was sollte er nun nach dem Essen thun? Lesen? — das ist nicht gesund, sogleich nach dem Essen, es stört die Verdauung, sagt der Papa, und ein altes Sprichwort heißt: „Nach dem Essen sollst Du stehen, oder tausend Schritte gehen." Ja, tausend Schritte waren es genau zur Wiese, zum Zelt, zur Festung, zum Bach! Dahin war er auch stets nach dem Essen gesprungen, nicht gegangen!

Und wieder ist er in Gedanken dort im Kreise der Kameraden. Das Herz pochte ihm so sehnsuchtsvoll, daß er seinen Gedanken nicht beifügte: „Die Schulbuben! die ABC-Schützen!"

In diese Gedanken hinein drang Lene's Ruf: „Anselm! wo steckst Du? Komm, mahl mir Kaffee, inzwischen ich den Rahm hole und das Wasser kocht." —

Anselm gehorchte willig der Aufforderung und das Drehen der Kaffeemühle, welche etwas hart ging, paßte genau zu der inneren Unruhe. Auch dieses kleine Geschäft war zu Ende, — der Kaffee angebrüht, die Tasse mit dem silbernen Löffelchen auf das Brett gestellt, alles Uebrige dazu und aufgetragen. Auch der Onkel machte seine Sache schnell fertig; es entstand die Unruhe des Abreisens, Großpapa und Großmama rüsteten sich zur Begleitung und Anselm wollte eben das Gleiche thun, als eine rasche Wahrnehmung ihn fesselte. Vor der Hausthüre stand ein Handwerksbursche, mit ehrlichem, aber sonnverbranntem Gesichte; kein Wunder, denn auf dem blonden Kraushaare saß weder Hut noch Haube, aber auch die Hände hielten nichts dergleichen. Wie ein Blitzstrahl fuhr es durch Anselm's Kopf, was er im Schiller gelesen:

„Der ist es, oder Keiner sonst auf Erden!"

Der Onkel und seine Begleitung waren schon durch die Hinterpforte getreten, Anselm stand immer noch an der vorderen und horchte auf das Flehen des hungrigen Handwerksburschen um etwas von der Mahlzeit. Auch Lene vernahm die Bitte und berief ihn mitleidig in die Küche, es war heute in der Eile des Essens genug übrig geblieben. Sie hieß den Burschen also niedersitzen, stellte Fleisch und Gemüse auf und dabei gingen Fragen und Antwort hin und her: — Weß Zeichens? — Ein Schneider. — Wohin? — Nach Rabenstein, um Arbeit zu suchen, überall hin, wo es Arbeit gibt. —

Darauf hieß es: Ein heißer Tag, — so ein Tag, um einen Sonnenstich zu bekommen. Da wäre der Weg durch den Wald anzurathen; er reicht bis Kaltenmosen.

Und darauf folgte die Erklärung, daß ihm der Hut beim Mittagsschlaf im Freien unter einem Baum nahe am Bache entweder in's Wasser gefallen oder gestohlen worden sei.

Anselm hatte genug gehört. Er schlich aus der Küche, nahm seine Haube vom Zapfen und fort ging es in aller Geschwindigkeit in den Wald, wo der Weg nach Kaltenmosen führt.

Ziemlich tief in der Waldeseinsamkeit befindet sich ein Bänkchen. Erhitzt warf sich Anselm darauf, zog die Haube vom Kopfe, legte sie neben sich, strich mit dem Sacktuche über die feuchte Stirne und ruhte aus. O, wie traut, wie lieblich ist es doch im Walde, trotz aller Einsamkeit nicht einsam. Vögel, Käfer, Mücken leisten Gesellschaft. Sieh! springt dort nicht ein braunes Eichkätzchen auf den Zweigen? O, solch ein Eichkätzchen zu besitzen und zu zähmen, das wäre eine Lust! Mit diesen Gedanken ist sogleich der Vorsatz verbunden, es zu fangen. Anselm springt von seinem Sitze auf — fort zum Baume. Schon ist das Eichkätzchen auf einem andern. Welche schwanke Brücke von Zweigen genügt ihm, um den Wald zu durchkreuzen. Anselm folgt dem kleinen Seiltänzer unermüdlich. Bald hat er ihn aus dem Gesichte verloren — bald erblickt er ihn wieder. Vielleicht ist's aber auch ein anderes Eichkätzchen, sie haben Kameraden genug im Walde.

Wie doch die Zeit so rasch vergeht auch in der menschenleeren Einsamkeit! Niemand weit und breit. Nur ein paar Mal war's ihm, als ob in der Ferne ein menschliches „Ho hopp!" — „Niemand da?" erklungen wäre. — Nun aber werden die Schatten tiefer. Sind es schon des Abends Schatten,

die zur Heimkehr mahnen? — Ohne das Eichkätzchen gefangen zu haben, kehrt Anselm zu seinem Ausgangspunkte, der wohlbekannten Bank zurück, um seine alte Haube zu holen. Aber — o welche Ueberraschung!! — sie ist verschwunden. —

In sich hineinkichernd besinnt er sich nicht lange und wandert frohgemuth nach Hause. Das Springen nach dem Eichkätzchen hat ihm das Blut zu Kopfe getrieben und wie das großelterliche Paar, welches auf dem Hausbänkchen sitzt, den Knaben herankommen sieht, sagt die Großmama:

„Aber wie erhitzt Du aussiehst, Anselm! Wo seid Ihr nur herumgesprungen?"

„Und gar noch ohne Haube!" fügt der Großpapa bei. „Wo hast Du sie denn gelassen, Wildfang?"

Anselm schneidet ein bedenkliches Gesicht und erzählt wahrheitsgetreu, wie es ihm mit der Haube ergangen.

„Hm!" sagt der Großpapa und pufft eine Rauchwolke aus seiner Pfeife.

Anselm rückt aber schnell demselben näher, lehnt sich auf die alte Schulter und erklärt: „Weißt Du, Großpapa, es ist weiter nicht Schade um sie. Der August hat sie schon drei Jahre getragen gehabt. — In meiner Sparkasse, welche mir der Papa mitgab, liegen drei Thaler. Mit diesem Gelde kann ich mir eine neue Haube, oder einen Hut kaufen."

„Hm!" sagt der Großpapa wieder uud pufft noch eine dickere Wolke aus der Pfeife.

„Gnädige Frau!" — tönt es aus der Küche, und — „Was gibt's Lene?" ruft die Großmutter entgegen. Sie erhebt sich aber zugleich, um dem Rufe Folge zu leisten.

„Haben Sie den silbernen Kaffeelöffel vom Herrn Karl wieder aufgehoben?" — ruft unter der Hausthüre die Lene.

„Ich? — ich nicht!"

Die Beiden gehen nun gemeinsam in die Küche, durchsuchen Alles — vergebens! der Kaffeelöffel ist wie verschwunden.

Inzwischen hat sich Anselm zum Großpapa auf's Bänkchen gesetzt und spart keine Mühe, demselben das Versprechen abzuschmeicheln, eine neue Haube oder einen Hut, damit ist er selbst noch nicht im Reinen, kaufen zu dürfen. Endlich erhielt er die Zusage, übermorgen zu diesem Zwecke gemeinsam nach Rabenstein fahren zu wollen.

Ein langer und langweiliger Abend! Großmutter und Lene suchen fort und fort nach dem Kaffeelöffel; das Essen wird heute später, als gewöhnlich aufgetragen und dabei wiederholt sich immer wieder die Frage: wo nur der Löffel stecken möge? Anselm langweilt sich, legt beide Arme auf die Tischplatte und den Kopf schläfrig darauf; der Großpapa langweilt sich auch und sagt: „Ich denke, wir legen uns schlafen. Morgen wird der Kaffeelöffel schon wieder zum Vorschein kommen.“ —

* * *

Wie aber stand es den Tag über im Hause dort an der Wiese und dem Bache?

Georgl und Sepp haben sich wieder in der Stube zusammengethan, wie in früheren Tagen; sie spielen mit dem Kätzchen, dem Altar, ihren Fahnen; aber Sepp geht bald nach Hause, um die Milch auszutragen. — Oskar und Richard stehen da und dort herum; häufig kommt der Eine und Andere zur Mutter in's Sommerhäuschen und da heißt es in Variationen:

„Mich hungert so! bitte um ein Butterbrod.“ — „Mich durstet! bitte, ein Glas Milch!“ —

Dann sagt Oskar: „Mama! gehen wir zum Kaffee nach Ellmosen?“

Darauf Richard: „Mit Deinem langweiligen Ellmosen! lieber nach Willing!“ —

Die Mutter geht mit den Knaben nach Willing. Kaum ist der Kaffee getrunken, so heißt es wieder:

„Mama, gehen wir noch nicht nach Hause?“ —

Daheim setzt sich Oskar auf den Schoos der Mutter, schlingt den Arm um sie, ja, er küßt ihre Wange. Da sagt sie lächelnd:

„Ei, Du bist ja heut voller Zärtlichkeit! Ich glaube, Du hast Langeweile! Kommt, wir wollen zu Bett gehen.“ —

So ging's zu im Hause an der Wiese beim Festungsbau, dem Zelt und dem vorbeimurmelnden Bache, der von lustigeren Tagen erzählte! —

V.

Haube oder Hut?

Anselm erwachte mit dem Gefühle unendlicher Erleichterung, als ob die abhanden gekommene Haube eine Zentnerlast und nicht ein sehr leichtes Ding gewesen wäre. Zugleich tanzten vor seinem hoffenden Blicke, zwar noch umhüllt von großväterlichen Rauchwolken, also noch nicht ganz deutlich, Hauben oder Hüte durcheinander, verschieden in Gestalt und Farbe: Studentenmützen, Kappen mit langen Schleifen, graue, runde, grüne, spitzzulaufende Filzhüte, dazwischen auch ein glänzender schwarzer Hut, sogar ein wachstuchner Matrosenhut war dabei. Doch zwischen diesem Fantasie-Tanze und der endlichen Niederlassung auf seinem schwarzen Haare liegt ein Tag, ein langer, einsamer Tag! Was sollte er nur beginnen, um nicht sein Zerwürfniß mit den ehemaligen Kameraden aufzudecken? Denn in seiner Fantasie tanzten Hauben und Hüte der grünen Wiese zu, wo die Festung und das Zelt steht.

Anselm zeigte wieder seine neuerwachte Liebe zum großväterlichen Bücherschranke. Doch vorerst wollte er sich nur mit Schriftstellernamen bekannt machen. Er zog Buch um Buch heraus, bis der Staub im Zimmer umherflog und die hereintretende Großmama rief:

„Gibt's denn nicht Staub genug auf der Straße? muß er noch aus dem alten Bücherschrank kommen? Fort, aus dem Hause, unnützer Bub! Dir ist's mit dem Lesen doch nicht Ernst! Ja, wenn es Dein Bruder August wäre, da wollte ich nichts sagen! Warum gehst Du denn nicht zu Deinen Kameraden?"

Anselm entgegnete etwas stotternd:

„Ich habe ja keine Haube und kann doch nicht mit bloßem Kopf in der Welt herumlaufen."

Jetzt fuhr die Großmama, deren rosige Laune durch den stets noch vermißten Löffel etwas gestört war, auf:

„In der Welt! als ob Aiblhausen die Welt sei! Gottlob ist man hier noch auf dem Lande, obwohl 's auch schon unsicher wird!" — Und wieder dachte sie an den kleinen, silbernen Kaffeelöffel, wo der wohl „in der Welt" herumfahre. —

Nun war der Großvater herzugetreten und fügte zum Bücherstaub noch einen Rauchtabaksqualm. Er pflegte stets ein kleines Käppchen zu tragen und begriff also besser, als die Großmutter, daß man nicht ohne Haube oder Hut ausgehen wolle. Deßhalb sagte er:

„Da weiß ich Dir keinen andern Rath, als daß Du Dich meines Gartenhutes bedienest. Du kannst doch auch morgen nicht bloskopfig nach Rabenstein fahren."

Hu! wie sich Anselms langes, schmales Gesicht bei diesem Vorschlage noch verlängerte und verschmälerte. Groß papas Gartenhut von gelbem, gebräunten Stroh, hochköpfig, breitrandig, abgegriffen, mit grünem, breiten Bande umwunden. Und zugleich verglich er mit seinem Augenmaße seinen und Großpapas Schädelumfang! sicher rutscht der alte Hut ihm bis zur Nase und bleibt an derselben hangen. Wenn ihn „die da drüben" im alten, großväterlichen Gartenhute erblicken würden — das Gelächter! — Das Blut schoß ihm in's Gesicht; um es zu verbergen, stöberte er auf's Neue in den Büchern. Die Großmutter, welche jedoch die Stube räumen wollte, sagte:

„Mit oder ohne Hut — fort! ich kann Dich jetzt nicht brauchen. Seit wann bist Du denn von Wachs, welches in der Sonne schmilzt?"

Nun war kein Verweilen mehr und Anselm schlenderte weiter auf seinem gestrigen Wege, dem schattigen Walde zu. Aber er lenkte bald von jenem waldigen Pfade ab, als ob er fürchtete, dort seine alte Haube wieder zu finden, und schlug den Weg nach rechts zum Bahnwärterhäuschen ein.

Welch' reizender, schattiger Pfad dies ist! wie der Harzgeruch sich so angenehm einathmet! und dort das Bänkchen! Heißt es nicht im Schiller:

„Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Rast bereitet" —

aber es ist vielmehr einladend zu einer langen, nicht einer kurzen Rast, bevor man weiter zieht zur Waldeslichtung, wo das Bahnwärterhäuschen steht, dies Ziel der meisten Spaziergänger. Kein Wunder! denn es ist dort wunderhübsch. Zuerst die kleine, malerische Ansiedelei: der Ziegenstall mit den ringsumher weidenden Thieren, die Werkstätte mit der Schnitzbank, das Häuschen von wildem Wein umrankt, eine Bank um dasselbe gezogen; ein wohlgepflegter Blumen- und Gemüsegarten, und dies Alles am Rand eines Abhanges mit dem freien Ausblick auf die Gebirgskette, das grüne Thal, von einem Fluß bewässert. Und um die Gegend noch besser bewundern zu können, hat der spekulative Bahnwärter an einem Pfosten des Geländers sein Perspektiv angeschraubt, zugleich aber auch daneben eine Sparbüchse nebst Zettel angebracht, auf welch Letzterem in schöner Frakturschrift geschrieben steht:

Willst Du schauen da hinein,
Mußt Du spenden ein Kreuzerlein. —

Anselm hat schon manchmal hineingesehen; diesesmal aber wirft er sich auf die Bank, stützt die beiden Hände auf seinen Stock, das Knie darauf und ist nicht in die Aus-, sondern in die Einsicht vertieft. Was mag in ihm vorgehen? —

Schon auf dem ganzen Wege hatte ihn die Ueberlegung beschäftigt, was von Beiden er sich morgen kaufen solle — Hut oder Haube? Er schwankte von Einem zum Andern und dabei drehte sich allerlei in seinem Kopfe, wie ein Mühlrad. Es kreuzten sich Bilder der Vergangenheit, es umschwirrten ihn längst verstummte Worte. Bei der Abwägung von „Für und Wider" kam doch immer die Studentenhaube nach Oben; sie ist doch am Passendsten für Einen, welcher Latein, Arithmetik, Physik, Kalligraphie treibt; den runden, grauen Filzhut mögen solche tragen, welche noch in den Schulbänken die deutsche Sprachlehre, Rechnen, Naturlehre und Schönschreiben lernen!

Da sieht er plötzlich vor seinem Geistesblicke Oskar und Sepp mit ihren im Sonnenschein blinkenden Preisebüchern und hört den Ruf: „Heraus, Student! mit Deinem Preis!" und das Blut schießt ihm vor Schaam in's Gesicht, gerade so, wie damals vor Zorn.

Ja, vor Scham! denn hatte er ein anderes Wort der Entgegnung gehabt, als: „Meine Haube gib her!" — vom Preise mußte er mäuschenstille sein. Und warum konnte er keinen aufweisen? Fehlt es ihm vielleicht an Talenten? — so frägt er sich selbst. — Nein, er hatte seine Aufgabe stets im Fluge gelernt; wenn August ihn überhörte, konnte er sie, daß es gleich Wasser von seinem Munde floß. Aber — aber — am nächsten Morgen in der Klasse, da war der Kopf wieder leer, oder es wogte Alles unter und durcheinander vom heutigen und vorigen Tage. Warum war er nur nicht länger bei seinem Buche sitzen geblieben und hatte es noch ein wenig tiefer in den Kopf hineingedrückt, wie man auch einen Nagel, der eingreift, fester schlägt? Ja, — warum? —

Als Antwort auf diese Frage erblickt er sich im Stalle bei des Vaters Pferden und erinnert sich noch weiter zurück, wo er auf die Frage: was willst Du einst werden? — geschrien hatte: „Augusts Kutscher, wenn er einmal ein Doktor ist."

August's Kutscher! ja, der hat nun absolvirt und wird es schon noch zu Pferden und Kutschen bringen. „Ja, der August!" hört er von Allen — Vater, Mutter, Großeltern, Geschwistern, selbst der Lene sagen, — „das ist Einer!" Er sieht ihn daher kommen nach der Preisevertheilung, die Arme ausgebogen, weil die Preise kaum darunter Platz haben, und zuletzt sieht er ihn kommen mit dem Absolutorium.

Nun steht er vor dem Augenblicke, wo er Augusts Haube, so geschont wie Alles, was dieser in Händen hat, zum Vermächtniß erhielt und der Vater sagte: „Vielleicht überträgt sie etwas von Augusts Lerneifer auf Deinen Kopf." Dieselbe Haube — er sieht sie verächtlich zum Baum emporgeschleudert. Auf welchem Kopfe sitzt sie jetzt? —

Anselm seufzt. Er ist froh über seine Einsamkeit, um Niemanden in's Gesicht sehen zu müssen. Sogar vor den deutschen Schulbuben überkommt ihn nun die Scham, vor ihnen, auf die er im Gefühle seiner lateinischen Würde herabgeblickt und sie commandirt hatte, als ob sich dieses von selbst verstände.

Und jetzt wechselt wieder das Bild vor seinen Geistesaugen. Er sieht die Wiese, die Festung, das Zelt, den Bach. Wie lustig war dort das Spiel, wie friedlich bis zuletzt! Ja, friedlich, wer gab denn Gelegenheit zum Streite? Alle thaten, was er gewollt; warum? weil er so stolz seine Studentenmütze trug.

Wo ist jetzt sein Stolz? — Fort! fort! fort! — fort, wie die alte Haube. Ja, der August, der konnte freilich stolz sein! und doch war er's nie und commandirte niemals; er hatte etwas Anderes zu denken, er mußte studiren. Nun sieht Anselm des Vaters von Stolz und Freude strahlende Augen und der Mutter seliges Lächeln, wenn nur Augusts Namen genannt wird, dagegen sieht er des Vaters strenge Miene und der Mutter feuchtes Auge, als er seine mittelmäßige Note überreichte. Und dennoch hatten Alle ihn, das Nestheckchen, so lieb und er durfte zu den Großeltern in die Ferien, damit er mit erneutem Lerneifer zu den Studien zurückkehre. Das waren des Vaters Worte beim Abschiede gewesen.

Gesegnetes Wort! — Anselm springt von seinem Sitze auf, schwingt den Stock, wie zum Angriff und innerlich ruft es laut: „Anders soll's werden! Ja, anders und besser! Ein Student will ich werden, solch' Einer, wie August! Ja, ich kauf' mir eine Haube; aber die will ich erst zur Studentenhaube einstudiren! Sie sollen daheim nicht immer nur sagen: „Ja, der

August!" es soll künftig heißen: „Der Anselm ist ein zweiter August!" Mit solchen Gedanken wandert unser Freund nach Hause und freut sich auf den nächsten Tag und seinen Einkauf. Wenn nur der heutige erst vorbei wäre! Aber er hat ja Aufgaben zu machen; diese will er Nachmittags in Angriff nehmen.

Und so geschah es auch. —

Nachmittags studirte Anselm zum ersten Male in der Vakanz und als er müde war, griff er wieder zu Schillers Gedichten. Er suchte im Register nach einem verlockenden Titel und schlug auf: „An die Freude!" Ja, das paßte für ihn! Sein Herz pochte in freudiger, hoffender Lust; dort las er, welches Glück es sei, einen Freund zu besitzen; dort las er:

„Groll und Rache sei vergessen!"
„Unser Schuldbuch sei vernichtet!"
„Dem Verdienste seine Kronen!"

und als er zu den Versen kam:

„Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem gold'nen Wein
Dem Gelübde treu zu sein —
Schwört es bei dem Sternenrichter!"

Da schlug er das Buch zu und aß seine Traube, welche die Großmama zum Lohn seines Fleißes vom Spalier gebrochen hatte. Dabei erneute er sein Gelübde, künftig die Studentenhaube mit Ehren zu tragen. —

VI.

Wieder da!

„Wo ist die Kleiderbürste, Lene?" frug Anselm schon nach dem Frühstücke des nächsten Morgens; Lene aber vergaß vor lauter Erstaunen die Antwort, sie deutete nur mit dem Finger nach ihr, und wartete begierig, was denn damit geschehen werde, ob Anselm etwa einen losen Streich gegen sie selbst beabsichtige, denn die schwarzen Augen leuchteten von lustigen Plänen. Als aber Anselm damit einfach an sich selber herumarbeitete, dann sein schwarzes Röcklein an den Nagel des Thürpfostens hing und zu bürsten begann: da wurde es dem grauen Kopfe zu viel und sie dachte: „Bin ich denn plötzlich um zwölf Jahre jünger geworden und ist das dort der August und nicht der Anselm, welcher sich bisher um ein Loth Staub so wenig kümmerte, als der Wegmacher selber? Ja, es geschehen immer noch Wunder!" —

Die Großmama hatte Anselm sein Beutelchen mit den drei Thalern und etwas kleinem Gelde ausgehändigt und noch ein reines Sacktuch beigefügt. Das war in Ordnung; nur mit dem Großpapa gab es noch ein kleines Wortgefecht um den Gartenhut; zu diesem wollte sich Anselm als Reisebedeckung durchaus nicht entschließen und disputirte so lange, bis er Sieger blieb und baarhäuptig den kurzen Weg zurücklegen sollte. Jetzt drängte er in der Küche zu rechtzeitigem Essen, um gewiß beim Glockenschlage Zwölf marschfertig zu sein.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell!“

Ja, schnellen Schrittes kam allerdings von der Rabensteiner Straße her ein Wanderbursche; aber er sah keineswegs wie das Unglück aus, vielmehr wie das heitere Glück. Seine blauen Augen wetteiferten in ungetrübtem Glanze mit dem Himmel und blickten fröhlich nach Links, wo eben die Lene unter der Hausthüre erschien. Sogleich zog er seine Haube vom blonden Krauskopf und schwenkte sie zum Gruße. — Doch ein lauter Schrei entfuhr ihrem Munde: „Er ist's! — es könnte ja kein Anderer sein! er ist der Löffel- und Haubendieb!“

Die beiden Alten waren herbeigekommen, denn die Worte: „Löffel und Haube“ hatten in den letzten zwei Tagen alle Schrecken eines nächtlichen Einbruchs verbreitet. Der Wanderbursche aber stand wie versteinert vor ihnen.

„Dieb?“ stotterte er und blickte verwirrt um sich, als ob er selber nach dem Diebe forsche. Der Großpapa griff nach der Haube und betrachtete sie genau. Es war die Haube und doch wieder nicht! Der so schön zugenähte Riß im Deckel war ihm neu, sie sah sauberer und geformter aus, als seit den Tagen, wo Anselm das Vermächtniß angetreten hatte. Aber hier im Schilde ganz oben stand wirklich ein mit dem Federmesser gekratztes A.

„Wie kommt Ihr zu dieser Haube?“ frug mit echt militärischer Strenge der alte Herr.

„Ich hab' sie auf dem Weg gefunden,“ antwortete der Bursche; aber Lene erläuterte diese Angabe mit den Worten: „Ja, gefunden, auf dem Weg von der Küche zur Hausthüre; gefunden, dort am Nagel. Und wo ist denn der silberne Kaffeelöffel, den Ihr in der Küche gefunden habt, als ich Euch zu essen gab?“

Es war sonnenklar, die Haube sprach zu deutlich, die Anklageakte konnte

als geschlossen betrachtet werden und der alte Herr rief einen Gensd'arm herbei, welcher eben des Weges kam. Während dieser das Wanderbüchlein untersuchte, die nur zu begründete Angabe vernahm, denn der Bursche konnte nicht läugnen, daß er ohne Haube in dieses Haus getreten sei, daß er die Haube weder gekauft, noch geschenkt erhalten habe — umdrängte allmählig eine Menschenmenge die Gruppe und auch der kleine Sepp lief über die Straße herzu.

Es war ein erbarmungsvolles Bild, welches sich darbot. Der Wanderbursche beschwor hoch und heilig, die Haube nicht gestohlen, sondern im Walde gefunden zu haben; er schwur, nichts von einem silbernen Löffel zu wissen, dann sank er auf die Knie, erhob bittend seine gefalteten Hände und rief:

„O, habt Erbarmen mit mir! ich bin unschuldig! ich hab' niemals einen Heller veruntreut; ich bin ehrlicher Leute Kind! Wenn Ihr mich einsperrt und meine Eltern es erfahren, sterben sie aus Schande und Kummer. Ich hab' die Haube gefunden, so wahr mir Gott helfe im letzten Augenblick meines Lebens! In Rabenstein bin ich zu einem Meister nach Arbeit gegangen; dort hab' ich die Haube zurecht gemacht; der Meister aber hat mich hieher gewiesen; schaut her, da steht's!" —

Der arme Bursche reichte ein Blatt Papier als Ausweis hin und Thräne um Thräne floß über die braunen Wangen. Auch die Großmama wischte sich die Augen, die Lene schluchzte sogar, der Großpapa aber schlich leise sich davon in's Haus hinein. Alle hätten gerne ihre Anklage wieder zurückgenommen, aber der Gensd'arm war nicht so leicht gerührt und überzeugt. Er rief: „Fort auf's Landgericht! dort mögen sie's untersuchen."

Und wieder schrie der Bursche: „Habt Erbarmen! ich bin unschuldig! ich hab die Haube gefunden."

„Wo ist der Löffel?" rief nun dagegen der Gensd'arm.

„Da ist er!" sagte plötzlich eine Knabenstimme und der kleine Sepp schob mit seinen beiden Ellenbogen die Menge aus einander, bis er vor dem Gensd'armen stand. Dann wandte er sich zur Lene und sagte in seiner kurzen, deutlichen Weise:

„Die Mutter hat ihn aus Eurem Trankfaß gefischt."

„Ja, er ist's, der vermißte Kaffeelöffel ist's! Da stehen die zwei Buchstaben eingravirt."

Ein tiefer Athemzug der Erleichterung hebt sich aus der Brust des Wander-

burschen und ein Blick des Dankes schwebt zum blauen Himmel empor. Aber ein Gensd'arm läßt seine Beute nicht so leicht fahren und so rief derselbe:

„Wie stehts mit der Haube? ist die auch aus dem Trankfaß gefischt?" —

„Nein! ich hab sie gefunden!" antwortete wieder standhaft der Bursche. Doch der Gensd'arm erwiderte: „Gefunden — und immer wieder gefunden. Wer beweist Dir das, he?"

„Ich!" tönte es plötzlich hinter der Menge hervor. Alle wandten sich um und Anselm stand mit hochgeröthetem Gesichte da. Schon vor einer Weile war er aus seinem Hinterstübchen mit dem Reisestocke herabgesprungen und überschaute die Scene. Ein jäher Schreck ergriff ihn beim Anblicke des Angeklagten; aber nicht dieser erschien ihm als solcher, vielmehr hatte er selbst das Gefühl vor dem Richter zu stehen. Verlegenheit, Angst, Schaam — Alles brannte in seinem dunklen Gesichte. Er hielt den Athem an und lauschte. O, wie erleichtert jubelte sein Herz, als Sepp den fälschlich Beschuldigten errettete! Er hätte den Sepp vor Lieb und Dankbarkeit umarmen mögen. Aber jetzt vernahm er plötzlich: „Wie steht's mit der Haube?" — und — „wer beweist Dir's, daß Du sie gefunden hast?"

Da wallte und wogte es in dem braven Knabenherzen, und „Ich"! tönte es muthig von seinen Lippen. Wie nun Alle auf ihn schauten, sagte er laut und fest:

„Ja, er ist unschuldig. Er hat die Haube im Walde gefunden!" — Dann senkte er sein Haupt und fügte fast murmelnd bei: „Ich hab' sie eigens hingelegt, damit er sie mitnehme und bin davon gelaufen."

Ein Gelächter erscholl im Kreise; der Wanderbursche aber sah wieder ganz verklärt zum Himmel empor; dann reichte er die Haube ihrem rechtmäßigen Eigenthümer hin. Anselm jedoch verzog den Mund zum Lachen, winkte abwehrend gravitätisch mit der Hand und citirte im deklamatorischen Tone Schillers Worte: „Er mag sie behalten! sie sei sein eigen!"

Erneutes Gelächter und stiller Abzug des Gensd'armen.

Nun trat der alte Herr wieder aus dem Hause und zog seine Geldbörse. Aber Anselm kam der wohlverstandenen Absicht zuvor, indem er rief:

„Nein, Großpapa! das ist meine Sache! denn meinetwegen wäre der arme Bursche beinahe als Dieb eingesperrt worden"; zugleich drückte er demselben sein Beutelchen mit den drei Thalern in die Hand. Dann war er wieder in Einem Nu verschwunden — sah jedoch schon im andern aus dem obern

Fenster auf dem schwarzen Haare Großpapa's Gartenhut, den er nun abnahm und zur Straße hinab schwenkte.

Der Wanderbursche hielt zögernd das Beutelchen in der Hand; aber der alte Herr sprach: „Behalt es nur! dem da da droben geschieht's gerade recht."

Die Lene und die Großmama zogen den Burschen zur Seite und luden ihn ein, nun in der Küche sein Mittagsmahl einzunehmen.

VII.

Auf's Neu vereint.

„Zu Tisch!" rief die Großmama im Hausgange und Anselm, welcher seine Zurückgezogenheit möglichst verlängert hatte, sprang pfeifend, als ob nichts geschehen sei, die Stiege herab. Beim Tischgebete neigte er sehr ehrerbietig das Haupt und setzte sich dann mit lächelnder Miene zwischen die Großeltern.

Mit wahrem Heißhunger fiel er über die Suppe her, obwohl sie sonst nicht seine Lieblingsspeise zu sein pflegte, denn das Essen gab ihm doch eine Beschäftigung, während er eigentlich nicht recht wußte, wie der Barometer großelterlicher Gunst stand, auf gutes oder schlechtes Wetter zeigte. Auch sein eignes Gesicht glich daher dem Himmel, wenn er zwischen Lächeln und Weinen schwankte und Wolkengrimmassen schnitt. — Endlich sagte der Großpapa:

„Heute gibt's einen langen Nachmittag! Da will ich einmal ein langes Schläfchen machen."

„Ja, gehst Du denn nicht nach Rabenstein?" frug dagegen die Großmama und der Gefragte antwortete:

„Zu was denn? Hab' dort nichts mehr zu thun, gelt, Anselm?"

Dieser machte emporblickend ein echtes Schafsgesicht und schüttelte mit dem Kopfe.

„Was fängst Du denn heute an?" frug der Großpapa und setzte bei: „So viel ich vom Sepp hörte, hat Frau Schäfer mit ihren Buben und den zwei Andern vor, nach der Au zu gehen; aber dahin ist's weit und sie müssen längst schon fort sein. Dazu bist Du also zu spät daran."

Dies war freilich ein unerwarteter Strich durch Anselms Rechnung; denn

in seinem Stübchen hatte er bereits einen geschickten Annäherungsplan für den Nachmittag entworfen gehabt. Aber schnell besonnen, wie immer, entgegnete er:

„O, ich lese im Schiller; ich hab den „Tell“ angefangen; das ist sehr unterhaltend.“

„Du bist ja jetzt auf einmal schrecklich poetisch geworden“ — sagte der Großpapa mit beifälligem Lächeln. „Zu meiner Zeit wußte Jeder den Schiller auswendig; jetzt ist er bei Euch fast schon aus der Mode gekommen, obwohl man ihm aller Orten Denkmäler errichtet. Schon recht! Etwas Besseres kommt nicht nach.“ —

Gewöhnlich pflegte der Großpapa unter dem Essen nicht viel zu reden, er hatte genug mit der Arbeit des Kauens zu thun; die Anzahl der Gerichte war heute auch kurz beisammen und so ging die Mahlzeit rasch zu Ende. Anselm küßte der Großmama und dem Großpapa pflichtschuldigst die Hand und begab sich auf sein Stübchen, wo er mehrere Bände von Schillers Werken aufgespeichert hatte.

Ja, es war ihm Ernst mit dem Lesen, nicht gerade aus übermäßig poetischer Neigung, sondern weil er alle die Geschichten in die allerschönsten Spiele verwandeln wollte und sich dadurch die Gunst der Kameraden wieder zu gewinnen hoffte. Ja — *gewinnen* mußte er sie erst wieder! sein Gewissen sagte ihm, er habe sie durch Uebermuth und Rechthaberei elendiglich *verscherzt*; und so ergriff er mit Eifer das Mittel hiezu. Manche Stellen gefielen ihm ganz besonders; er lernte sie auswendig und deklamirte sie, in der Stube auf und abgehend. Aber wie beim ersten Male seiner Lesestunden, und doch wieder so ganz anders, mit so erleichtertem Herzen, erblickte er zwischen jeder Zeile, und immer so glänzend, so lächelnd, so verlockend, daß er kaum zu widerstehen vermochte, die Wiese und den Bach. Endlich, als die Großmama ihn zum Vesperbrode rief, war sein Entschluß gefaßt: er wollte den Kameraden entgegen gehen. Die Großmama erklärte sich für einverstanden; er küßte sie stürmisch, denn sein junges Herz pochte in gewaltigem Aufruhr; dann sprang er die Treppe empor in sein Stübchen, ergriff den alten Gartenhut, sah ihn eine Weile an und deklamirte:

„Komm Du hervor, Du Bringer bitt'rer Schmerzen!
Mein höchstes Kleinod jetzt, mein größter Schatz!“

Bei diesen Worten warf er den Hut auf seinen Kopf, daß er bis zur Nase herunter fiel; dann aber nahm er ihn wieder ab, füllte ihn mit dem

Sacktuche aus, damit er auf dem schwarzen Haar fest sitze — und fort ging's, fort, über Wiesen und Stege, fort auf dem Pfade zur „grünen Au" — sie sollte heute in „Friedensau" umgetauft werden.

Es ist ein ziemlich weiter Weg dorthin; aber solch' ein Marsch bringt den innern Menschen wieder in's rechte Gleichgewicht und bald sah es in Anselms jungem Herzen aus, wie auf der Wiese: die Freude lachte, wie Sonnenschein, Scherze flogen darin umher wie Vögel, Gedanken und Pläne tanzten mit einander, wie das Heer der Mücken, welche gutes, beständiges Wetter verkündigten.

So gelangte Anselm zu dem zweitnächsten Dorfe Berbling. Von hier aus wußte er nur mehr den Weg zur Höhe, weiter nicht. Doch die Au lag auf der Höhe — er deutete also gegen den von Hecken umsäumten Weg und deklamirte:

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht."

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als laute Knabenstimmen an sein Ohr drangen. Konnten ihn diese bekannten Stimmen täuschen? — Nein! — sie waren es! — sie — seine Kameraden! — bereits auf dem Rückwege.

Da ergänzte er seinen Vers, der so gut zu dem Augenblick paßte und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Hier vollend' ich's! Die Gelegenheit ist günstig;
Dort, der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von hier heraus kann ich mein Ziel erreichen"

und schnell sprang er — zwar nicht hinter einen Hollunderstrauch — sondern einen großen Lindenbaum und wartete.

Näher und näher kamen die Stimmen; er konnte sie unterscheiden. Was? — vernimmt er nicht seinen Namen? Bst! sumst doch nicht so, ihr Käfer und Mücken! es ist Richards Stimme — o weh! zornig und heftig! aber es geht Georgl an, denn er hört diesen weinerlich etwas entgegnen. Nun wieder Richard. Deutlich vernimmt er:

„Warum hast Du seine Haube auf den Baum geworfen! Du bist an Allem Schuld! Du und kein Anderer!" —

„Nein! ich bin an Allem Schuld! ich, Kameraden! verzeiht mir und nehmt mich wieder auf."

So tönt es mit lauter, lieber Stimme dicht vor ihnen, und „Anselm!

Anselm! Anselm!" rufen drei Stimmen in höchster Ueberraschung. Sie umringen ihn jubelnd, Richard und Oskar schlingen rechts und links die Arme um seinen Nacken, Sepp sieht ihm heiter und treuherzig in's Gesicht, nur der kleine Georgl, der Angeklagte — bricht in ein lautes Weinen aus. Schnell besonnen, reißt Anselm seinen Strohhut vom Kopfe und deckt den kleinen Schreier zu. Alle lachen, und als er den Gefangenen wieder befreit, lacht auch Georgl, denn vor ihm steht Anselm, den Hut schief auf dem Kopfe, die Arme verschränkt und deklamirt:

„Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verzieh'n!
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn!" —

Jetzt kam auch Mutter Schäfer nach und sagte: „Ja, wen seh' ich da! — Grüß Gott, Anselm!" —

Es bedurfte keiner weiteren Worte der Versöhnung. Neu verbunden kehrten die Kameraden zurück und Anselm erzählte von den Spielen, welche er inzwischen ersonnen hatte.

„Du bist wieder unser Anführer! Du kannst Alles am besten!" rief der kleine Sepp.

„Nein, nein!" entgegnete Anselm, fast ein wenig beschämt, und fügte bei: „Künftig wechseln wir ab. Ich hab' inzwischen auch etwas gelernt."

„Was denn?" frugen Alle, wie aus Einem Munde.

„Bescheidenheit. — Ich weiß nun, daß die ABC-Schützen und die deutschen Schulbuben Manches besser wissen, als die Lateinschüler und daß Ihr Preise habt, ich aber keinen."

„Ich auch nicht!" sagte Georgl kleinlaut.

Nun umfaßte ihn Anselm, drehte den Kleinen im Kreise und rief: „Aber im nächsten Jahre — Georgl — da bekommen wir Zwei auch Preise!" Jetzt war die Versöhnung Beider erst fest besiegelt.

* * *

Noch drei Wochen spielten die Knaben fröhlich und friedlich zusammen. Endlich schlug die Stunde des Abschiedes von Aiblhausen. Anselm reiste wieder mit Frau Schäfer und ihren Knaben in die elterliche Heimath zurück. Die Großeltern, die Lene, Georgl, dessen Großmutter und Basen begleiteten

sie zur Eisenbahn und Jedes trug einen Bündel, einen Sack, Regenschirm, oder ein Tuch. Nun sind sie dort angelangt, die Abreisenden nehmen Abschied, versprechen, im nächsten Sommer gewiß wieder zu kommen, steigen ein, der Condukteur besichtigt die Billeten und wirft den Schlag zu.

Aber wer springt dort so eilig über die Wiese, auf den Perron, zum Wagen? — Es ist der Sepp; er hebt das schwarze Miezchen zum Fenster empor; sie hat ein scharlachrothes Halsband an; die Mutter hat's zum Abschied gemacht und so lang gebraucht, daß Sepp beinahe den Abschied versäumte.

Sepp springt auf das Brett des Waggons — noch einen Kuß dem Miezchen, sie heißt längst nicht mehr Arabella. Schnell herab — Sepp! Die Maschine pfeift, braust, pustet, dampft; der Zug bewegt sich, langsam, schneller, schnell, schnell! drei Köpfe sehen zurück durch's Fenster — und jetzt — es ist das Letzte — winkt noch aus demselben ein großer, gelber Strohhut. —

Anekdote.

Von **Becker.**

Bei einer Prozession gingen die Kinder Anfangs in geschlossener Reihe. Da kam Ordre, sie sollen auseinander treten und zwei Reihen bilden, weßhalb kommandirt wurde: „Geht auseinander!" Einer der Schüler aber war einzeln, d. h. er hatte keinen Nebenschüler, wußte daher nicht, wie er das Kommandowort auszuführen hatte und fragte daher: „Soll ich auch auseinandergehen?"

Rathschluß Gottes.

Gedicht von **Franz Bonn.**

In niedrer Hütte, siech und krank
Ein armes Kind liegt auf der Bank,

Von kargen Lumpen kaum bedeckt,
In tiefem Elend hingestreckt.
Und bei ihm sitzt ein armes Weib,
Mit hohlem Blick und magerm Leib,
Sie weint ob ihres Kindes Noth,
Wünscht sich und ihm den frühen Tod.
Der Tod, er hört ihr Weinen nicht,
Vorüber an der Hütte dicht
Schleicht er und geht empor zum Schloß,
Dort liegt des Grafenhauses Sproß,
In seid'nen Decken wohl verwahrt.
Kein Mittel hat der Arzt gespart,
Auf seinen Wink harrt das Gesind'
Die Gräfin wacht beim kranken Kind,
Es wacht an seinem Bett der Graf
Und prüft den Puls und prüft den Schlaf —
Und doch, der Tod drängt sich herein
Und löscht der Augen hellen Schein!
O sprich! Warum im Grafenhaus
Blies doch o Tod! Dein Odem aus
Das junge hoffnungsreiche Licht?
Warum nahmst Du das Würmlein nicht,
Dem doch in dunkler Zukunft Schooß
Verborgen liegt ein traurig Loos? —
Doch wie ich wollt' verzagen schier,
Dacht' ich im Stillen so bei mir,
Als spräch' der Tod: „Hätt' ich gethan,
Nach Deinem unbedachten Plan,
Es wüßt' der reichen Eltern Herz
Von keinem Leid und keinem Schmerz —
Und jener Armen wär' geraubt,
Das einz'ge Glück, an das sie glaubt." —

Der Kanarienvogel.

Von **Franz Pocci.**

(Mit Bild.)

I.

In der schönen Stadt M. stand in der Kastanien=Allee, die den großen Platz umgibt, eine Gruppe von Alt und Jung, welche an einem der Bäume neugierig hinaufschauten.

„Jetzt sitzt er schon eine Viertelstunde da oben" sagte eine Magd, die sich unter den Neugierigen befand. „Wer sitzt da oben?" fragte darauf ein eben vorübergehender Herr. „Ei, sehen Sie denn nicht den netten Kanarienvogel auf einem Zweige zwischen den Kastanienblättern? Der flutschert den ganzen Nachmittag schon auf den Bäumen, von einem zum Andern und läßt sich nicht fangen." — „Aber er scheint ja zahm zu sein", bemerkte wieder der Herr. „Vermuthlich seinem Käfig entflogen." Mittlerweile ward ein Knabe von etwa zwölf Jahren in ziemlich zerlumptem Anzuge bemerkbar, welcher sich durch die Gruppe hastig drängte und den Baum hinauf rief: „Zizi, Zizi!" Dabei streckte er die Hand in die Höhe mit ausgerecktem Finger. „Zizi, Zizi!" „Also „„Zizi"" heißt der kleine Ausreißer?" sprach ein Mädchen mit der Schultasche unter dem Arme. „Den wollen wir gleich haben, wenn er Dir gehört," ließ sich ein Bedienter vernehmen, indem er sich zum Knaben wandte. „Warte nur einen Augenblick." — Unterdessen hob sich der Vogel vom Aste und flog auf den nächsten Baum. Der Schwarm der Zuschauer folgte. Der Bediente kam aus dem benachbarten Hause, welchem er angehörte, einen großen Vogelbauer in der Hand, den er zwischen den Zweigen hinaufhielt. „So, jetzt ruf' Deinem Zizi" sagte er zum Knaben. Dieser rief wohl „Zizi Zizi", aber der befiederte Flüchtling ließ sich nicht herbei, durch das geöffnete Drahtthürchen einzufliegen. „Das ist Alles Nichts" ließ sich ein etwas tiefer Baß vernehmen, „der Bursch muß müde gemacht werden. Schütteln Sie ihn nur von einem Baume zum anderen; dann wird er schon beigehen." Also geschah's. Man schüttelte von Baum zu Baum; das Vögelchen flog und flog — endlich seitwärts ab in eine Straße und verschwand. „Weiß der Himmel, wo der noch hinfliegt heute!" hieß es und die Leute verliefen sich gleichgültig. Der zerlumpte Knabe aber sank unter dem letzten Alleebaume nieder und weinte bitterlich.

II.

An demselben Abend, da es schon dunkel geworden und die Sterne vom tiefblauen Himmel herab durch die schwüle Sommerluft flimmerten, saß an einem eleganten Theetische eine vornehme Dame, ihr zur Seite in einem Bilderbuche blätternd, ein etwa sechsjähriges Mädchen — ihr Töchterchen. Die Lampe war angezündet und ein täppischer Nachtfalter flatterte um die Lichtkugel, seinen dicken Kopf bisweilen daran zu stoßen und wieder auf den Tisch herabzufallen. „Oeffne das Fenster, Mariechen,“ sprach die Dame; „es ist so schwül im Zimmer; vielleicht findet auch der Flatterer seinen Ausweg; er verbrennt sich noch die Nase oder die Flügel.“ Das Kind sprang vom Stuhle auf, that wie die Mutter befohlen und alsbald auch entschwand sumsend der Schmetterling. Kaum aber saß Mariechen wieder vor dem Bilderbuche, als ein niedliches Kanarienvögelchen durch das geöffnete Fenster hereinschwebte und sich ganz gemüthlich neben der Zuckerbüchse niederließ. Mutter und Tochter, überrascht, riefen beinahe zu gleicher Zeit aus: „Ei, was ist das ein nettes Vögelchen! woher mag es kommen? — Und wie lieb und zahm!“ sagte Mariechen. — „Sieh! Mutter, es läßt sich ganz willig mit der Hand fassen.“

„Der Vogel wird irgendwo entflogen sein,“ sprach die Dame, „und will bei Dir übernachten.“

„Wie hübsch! wie wunderhübsch! Nicht wahr, Mütterchen, ich darf ihn in den Käfig geben, der in der Garderobe steht, und in mein Zimmer nehmen? Er wird wohl mit ein bischen gelben Rüben vorlieb nehmen; denn Hanf haben wir ja nicht im Hause.“ — —

„Thu' das, mein Kind! aber laß dem Thierchen Ruhe und quäle es etwa nicht mit gar zu vielen Liebkosungen.“

„Gewiß nicht, Mama; er soll bei mir ruhig schlafen.“

„Und Du sollst auch schlafen gehen; es ist Zeit. Nimm Dein Vögelchen, Kathrine mag ihn in den Käfig thun. Nun gut' Nacht, liebes Kind! Gott segne Dich; vergiß nicht Dein Nachtgebet, und nun gut' Nacht, alle Beide — Du und Dein netter Schlafkamerad!“ —

Mariechen küßte die Mutter und dann aber auch gleich den kleinen Gast, den sie ganz sorgsam forttrug. Das Vögelchen schmiegte sich gern in die kleinen Hände. Die Dame löschte die Lampe aus und es dauerte nicht lange, so zog leise grüßend der Schlummer durch's Haus.

III.

Wohl Allen, denen die Nacht freundlich die Augen zudrückt; aber wie Viele entbehren dieses Glückes! Wie Viele wachen in Noth und Jammer — in Kummer und Sorge!

So sehen wir auch den armen Knaben, dem sein „Zizi“ entflogen, noch bitt're Thränen vergießend unter einem jener Alleebäume schlaflos zusammengekauert. War ja doch das Vögelchen sein Alles!

Eben schlug es elf Uhr, als ein Polizeimann bei seiner Runde vorüberkam und vor dem weinenden Knaben stehen blieb. „Was thust Du da so spät noch, Bürschchen? Was soll das heißen, daß Du hier lungerst? Wo gehörst Du hin? Wer bist Du?“ — —

„Ach! ich bin recht arm,“ schluchzte der Kleine; „ich thue nichts Uebles. Ich bitt' Euch, laßt mich hier ruhen.“

„Was ruhen,“ brummte der Polizist. „Nichts da! wer keine Heimath hat, wird arretirt und muß auf die Polizei. Morgen wirst Du verhört. Landstreicher und Bettelvolk kann man nicht dulden. Fort mit Dir! Steh auf!“

Der Knabe erhob sich zitternd und sagte stotternd: „Ich bin kein Bettelvolk, Herr Polizeimann; da ist mein Vorweis.“ —

„Her damit, wollen sehen!“ — Der Sicherheitswächter griff unwirsch nach dem Papiere, das ihm der Kleine darbot, trat unter eine Laterne und las halblaut vor sich hin: „Vorweis für Angelo Battoni aus Brescia. Derselbe hat polizeiliche Erlaubniß auf 14 Tage, sich mit seinem dressirten Kanarienvogel zu produziren.“ Gut, brummte der Mann. Jedenfalls schlafst Du im Vagabundenstübchen auf der Polizei. Weiter hast Du nichts zu fürchten. Komm' mit mir!“ — —

Und so trottelte der Knabe neben dem Polizeimann armselig und jammervoll einher in das angedeutete Nachtquartier. Auf einem Strohsacke gebettet, schlief er ermüdet und erschöpft ein und träumte von seinem „Zizi.“ Hunger und Durst waren seine Schlafgesellen.

IV.

Das ist wohl begreiflich, daß die kleine Marie mit dem Frühesten zur außergewöhnlichsten Stunde erwacht war, rasch aus dem Bette sprang und auf den am Fenster stehenden Käfig zueilte, um dem beflügelten Gaste guten Morgen zu sagen und nähere Bekanntschaft mit ihm zu schließen. Er war eben im Begriff, seine Morgentoillete zu machen, indem er mit dem Schnäbelchen sein Gefieder putzte und dann selbstvergnügt mit gehobenem Hälschen sein Lied zwitscherte. Mit einiger Befangenheit griff Mariechen in den Käfig und fand aber das goldgelbe Bürschchen ganz bereit, von der kleinen Hand in Empfang genommen zu werden. Es schmiegte sich allerliebst. Das Mädchen küßte das Vögelchen auf sein Köpfchen, streichelte es und gab ihm von der Milch, die schon sorgsam am vergangenen Abend zu diesem Zwecke in's Zimmer genommen war. Aber sieh da! welch' freudiger Schreck, als „Zizi" (wir wissen ja bereits, wer der Vogel sein mag) gleich ein gar niedliches Purzelbäumchen schlug, und das war nicht die beste all' seiner Künste, von welchem das Kind keine Ahnung hatte. Mariechen stürzte, das Vögelchen auf der Hand, zu Papa und Mama an's Bette, um, athemlos vor Hast, das Wunder gleich zu erzählen. Ersterer hatte den Abend irgendwo in Gesellschaft zugebracht, war spät heimgekommen, sonach von dem großen Ereignisse nicht in Kenntniß gesetzt. Mariechen holte rasch das Schüsselchen Milch herbei und „Zizi" ermangelte nicht, Angesichts seines Frühstücks wieder sein Purzelbäumchen zu machen.

„Das ist offenbar ein abgerichtetes Thierchen," sagte der Vater, „das seinem Herrn entflogen. Wir müssen auf der Polizei sogleich die Anzeige machen, damit der Eigenthümer seinen kleinen Künstler bei uns wieder abholen könne." Kaum gesagt, so trat in der Physiognomie der kleinen Marie eine merkbare Umwandlung ein und ein paar Thränen perlten über die Wangen der Enttäuschten, in deren Köpfchen sich schon der Begriff des Eigenthumsrechtes einigermaßen eingebürgert hatte. Die Eltern schienen es nicht zu bemerken. Nachdem der Vater angekleidet war, gab er dem Bedienten den Auftrag, den Vorfall zur Anzeige zu bringen. — Mariechen ging in ihr Frühstückszimmer, nahm das Vögelchen auf den Schooß und zerfloß in Thränen.

V.

Die hohe Polizei, welche eigentlich Tag und Nacht in Bewegung ist, (letztere bedarf ja der besonderen Ueberwachung, weil die Diebe das Dunkel lieben) war längst in vollster Thätigkeit und so stand denn auch schon der arme Angelo Bathoni vor einem Beamten und wies sich als Eigenthümer des Vögelchens aus. Nebenbei besaß er jedoch einen kleinen Affen, den er am gestrigen Nachmittage in einem Wirthshause deponirt hatte, als er seinem Flüchtling nacheilte.

„Nun“ sprach der Polizeibeamte, „geh und schau, daß Du Deinen Vogel wieder bekommst.“

Angelo machte eben seinen Knix, um sich zu entfernen, als die Anzeige einlief von dem nächtlichen Asyle des Vögelchens. Der Knabe jauchzte vor Freude hell auf und lief wie närrisch in das bezeichnete Haus. Er wurde sogleich in das Frühstückszimmer geführt, wo Mariechen weilte, das Vögelchen an ihre Brust drückte, es streichelte und liebkoste.

Wie erschrack sie, als sich nun die Thüre öffnete und der braune Knabe mit dem Rufe „Zizi! mein Zizi!“ hereinstürmte. Kaum hatte der kleine Flüchtling seinen Ruf gehört und seinen lieben Herrn erblickt, als er ihm entgegenpfiff, mit den Flügelchen schlug und sich aus Mariechens Händen loszumachen suchte. Tief betrübt gab sie den Gefangenen frei, welcher sogleich auf Angelos Schulter flog, und auf derselben einen lustigen Purzelbaum schlug.

In diesem Augenblick traten Mariechens Eltern in's Frühstückszimmer und begrüßten den Knaben auf das Freundlichste, ja, sie luden ihn ein, am Frühstückstische Platz zu nehmen.

Keines von Beiden bemerkte Mariechens traurige Miene und wie eine Zähre nach der andern sich über die rosigen Wangen stahl. Angelo aber sagte nun: „Das Fräulein ist traurig. Wenn Sie erlauben, soll sie mein Zizi durch seine Kunststücke erheitern!“ —

Rasch nahm er aus der Tasche eine kleine Trommel, die er dem Vögelchen umhing, eine kleine, zierlich geschnitzte Flinte, die das Thierchen, auf einem Beine stehend, mit dem andern geschickt faßte. „Achtung! — in Positur!“ — commandirte Angelo. Der Vogel reckte und streckte sich höchst drollig empor, während ihm Angelo ein von Papier gemachtes Hütchen mit Federbusch auf den Kopf steckte. „Rechts um! — links um! Marsch!“ — Zizi hüpfte mit einem Füßchen auf dem Tische umher.

„Halt! jetzt schieß ich Dich todt. Pumps!“ Und sieh da: Zizi fiel steif hin und regte kein Glied. — Marie hatte mit Spannung zugesehen, verwandte kein Auge und das Erstaunen über den kleinen Künstler hatte ihre Thränen getrocknet. „Zizi kann noch manches Stückchen,“ sagte Angelo, „allein ich habe das Zeug dazu nicht bei mir. Ich habe es bei Coco gelassen, meinem Affen, der schon lang auf mich warten wird. Zizi schießt eine Kanone los, tanzt auf dem Seile und macht noch allerlei Possen!“

„Nun,“ sprach Mariens Vater, „wir wollen Dich nicht länger aufhalten, guter Bursch. Da hast Du noch Etwas für die netten Künste Deines Zizi.“ Ein paar Thaler beglückten den Knaben, dessen freudige Danksagungen kein Ende nehmen wollten. Mariechen aber, der die Mutter ein paar Wörtchen in's Ohr geflüstert hatte, sprang aus dem Zimmer, um aus ihrer Sparbüchse eine kleine Gabe zu holen, die sie dem Knaben reichte. Ihrem guten Herzen war es klar geworden, **wem** der Vogel gehöre. Unter tiefen Bücklingen entfernte sich Angelo mit seinem „Zizi.“ Angelo hatte keine Eltern mehr. Sein Vater war im letzten italienischen Kriege erschossen worden, seine Mutter bald darauf aus Gram und Noth gestorben. In besserer Zeit hatte sich der Knabe schon den Vogel zum Zeitvertreib abgerichtet, durch dessen Produktionen sich eine kleine Summe erworben und ein Aeffchen kaufen zu können. Mit diesen Thierchen wandert er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. „Zizi“ und „Coco“ sind seine besten, einzigen Freunde; sein Trost und seine Zuversicht aber ist das „Vaterunser,“ das ihn seine Mutter gelehrt und das er nie zu beten vergißt, so oft er des Morgens erwacht, so oft er sich des Abends niederlegt.

Dieß ist die kleine Geschichte vom Kanarienvogel, die ich Euch erzählen wollte. Sie ist wahr und Ihr könnt eigentlich Allerlei daraus lernen, die Ihr keines „Kunstvögelchens“ bedürft, um Euch Euer täglich Brod zu erwerben.

Im Winter.

Von **M. Ris.**

Frau Sonne steht am Himmelsthor
Und nickt mit holdem Blick hervor;

Sie will nach Weise guter Frauen
Einmal nach ihren Kindern schauen.
„Ihr Knospen, Vögelein im Nest,
Sagt, wacht ihr, oder schlaft ihr fest?“ —
Die Bäume schweigen alle still
Und Keiner Antwort geben will.
Das Meislein zirpt auf hohem Baum;
Schlaftrunken, wie im halben Traum,
Und nur der Spatzen große Schaar
Die schreien ungeberdig gar:
„Du hast uns schön im Stich gelassen!
Wir zausen uns auf allen Gassen,
Wir zanken uns, o weh der Noth!
Um's arme Stücklein täglich Brod.
Du bist so stark, die Decke dort,
Die kalte, weiße, nimm' sie fort! —
Nur schnell! nur zu! nur fortgenommen!
Daß wir zum lieben Futter kommen!“ —

Ob wohl der unverschämten Brut
Frau Sonne den Gefallen thut? —
O ja, sie lächelt lieb und traut,
Hat Eis und Schnee schon aufgethaut,
Hebt hie und da die Decke auf;
Nun stürzt herzu der ganze Hauf',
Manch' Körnlein liegt dort wohl versteckt.
„Frau Sonne, weiter aufgedeckt!“ —

Die Sonne lächelt aber: „Nein!
Für heute soll genug es sein.
Doch will ich für den nächsten Morgen
Für euch in and'rer Weise sorgen.“ —

Und so geschieht's. — Zum Fensterlein
Schaut sie mit klarem Blick hinein;

Sie lächelt hold: „Ei, seht mich hier
Und seid ein wenig freundlich mir.“ —

Den garst'gen Brummbär möcht' ich sehen,
Der solcher Bitt' kann widerstehen! —
Bevor der Mensch es selbst gewußt,
Wird's wohl und weit ihm um die Brust.
„Was, Vogelsang und Sonnenschein?
O, nur die Spatzen sind's, die schrei'n!
Vor Hunger schrei'n die Spätzlein nur;
Doch sind's auch Gottes Kreatur!
Sie sollen sich des Lebens freuen,
Wir wollen ihnen Futter streuen.
Geschwind, geschwind das Fenster auf!
Herbei, herbei im vollen Hauf'!“ —

Und wiederum die Sonne lacht,
Und wieder hat sie's gut gemacht!
Sie spendet — eine treue Mutter —
Dem Aermsten, Kleinsten noch ihr Futter. —

Der Löwenbändiger.

Von **Rey.**

I.

„Immer rrrrraaaaan! Immer rrrrraaaaan! Erster Platz 10 Silbergroschen! Zweiter Platz 6 Silbergroschen! Dritter Platz 2 Silbergroschen! Immer rrrrran! Meine Herrschaften, treten Sie ein! die Vorstellung des berühmten Löwenbändigers Charles Tonnere wird sogleich beginnen!“ So schrie es von der Estrade einer Menageriebude zu der den Eingang derselben belagernden Menge herab, während das entsetzliche „Tamtam“ in grellen Klängen seine

erschütternde Stimme über den weiten Marktplatz schickte, accompagnirt von dem Gekreische der Papageien, die den behelmten Kopf mit den großen, dumm in die Welt glotzenden Augen neugierig bald rechts, bald links drehten, oder an ihrer Fußkette klirrend auf dem Eisenstabe vor der Schaubude hin- und herrutschten. „Immer rrrrran! Um 4 Uhr Fütterung und Produktion des berühmten Löwenbändigers Charles Tonnere mit vier ausgewachsenen Löwen. So Etwas ist in Deutschland einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum noch nie gezeigt worden! Immer rrrrran!" Und wieder begann der Ausrufer seinen täglich wohl hundertmal abzuleiernden Sermon über den Platz hinzuschreien. — Geduld! Eine Menschenmenge strömte herbei. Auch ich und mein Freund Dr. Paul, der sich als Lehrer der französischen Sprache in meiner Vaterstadt niedergelassen hatte, eilten raschen Schrittes dem langen Bretterhause mit seinem Leinwanddache zu. Der rothe Vorhang schloß sich nun hinter mir und ich sah mich jetzt den wilden Bestien Auge im Auge gegenüber. Da eine Menge Zuschauer vor den Eisengittern langsam hin- und herzogen und die Damen besonders lange bei „Emmi", dem kunstgeschulten Elephanten, verweilten, der sein Logiment im mittleren Raume der Bude aufgeschlagen hatte, so konnte ich nur lavirend meinem Ziele, dem Löwenkäfige, zusteuern und hatte dabei hinreichende Muße, die übrige Noblesse der Menagerie zu betrachten: die bengalischen Tiger, den Panther, Jaguar, die Hyäne &c. welche theils unruhig in ihren Käfigen auf- und abpatroullirten, theils lang ausgestreckt, den Kopf zwischen den Vordertatzen gelegt, mit blutlechzendem Auge die Vorübergehenden verfolgten und wahrscheinlich die Eisenstäbe in's Pfefferland wünschten, da durch sie statt der magern Gefängnißkost ihnen eine reichliche Mahlzeit aus der sich drängenden Menschenmasse unmöglich wurde. Neben diesen Raubrittern der Tropen fand sich auch der geflügelte Räuber der Lüfte, der majestätische Aar, d. h. majestätisch, wenn er sich mit ausgebreiteten Flügeln über den Eisbergen der Schweiz, in hoher blauer Luft wiegt, hier aber in dem engen, kaum 5 Quadratfuß enthaltenden Eisenbauer eine sehr klägliche Rolle spielte. Traurig saß der arme Bursche, in sich zusammengekauert, auf einer niedern Eisenstange, das Auge geschlossen, und wahrscheinlich von den herrlichen Bahnen in hoher Luft träumend, die er einst, sich im Sonnenlichte badend, frei und frisch nach seinem Felsenneste durchzogen hatte, unter sich die grüne, weite Welt, in seinen Klauen ein glücklich erhaschtes Lamm — und jetzt — gefangen im engen dumpfen Kerker. Ich empfand Mitleid mit dem „König der Lüfte". Ein gleiches

Gefühl mußte auch meinen Freund beim Anblicke dieses Adlerkäfigs ergriffen haben, denn er blieb plötzlich stehen und auf den gefangenen Vogel zeigend, sagte er: „Da lobe ich mir doch die Zoologischen Gärten.. Wenn man in ihnen diesen Thieren auch nicht die Freiheit bieten kann, wie sie ihnen von der Natur angewiesen ist, so zwängt man sie doch wenigstens nicht in solche enge Löcher, wie hier in der Menagerie!“ Endlich standen wir dem Löwenkäfige gegenüber, ein Doppelkäfig mit 2 Löwen und 2 Löwinen, prächtige Exemplare, ächte Repräsentanten des Königs Nobel, von dem Freiligrath singt: „Wüstenkönig ist der Löwe, will er sein Gebiet durchfliegen, wandelt er nach der Lagune, dort im hohen Schilf zu liegen.“ — Ich lehnte mich nun mit meinem Freunde bequem an die Brüstung des Platzes und betrachtete mir die edlen Thiere, von denen mir in meiner Jugend so viel Wunderbares und Abenteuerliches erzählt worden war, und die, nachdem durch die Fortschritte in der Naturwissenschaft der Nimbus ihrer königlichen Großmuth abgebleicht und die Erzählung vom Sklaven Androklus zu einem Märchen geworden ist, doch noch so viel, ich möchte sagen — Wildromantisches in ihrem Leben zeigen, daß ich einen hohen Genuß darin fand, ohne Sorge für meine Haut, in aller Gemüth- und Gemächlichkeit den „Schrecken der Wüste“ betrachten zu können. Da theilte sich plötzlich die Menge und ein Flüstern entstand: „der Löwenbändiger!“ Ich blickte auf und sah einen jungen Mann, gefolgt von dem schaulustigen Publikum dem Theile der Menagerie zuschreiten, ich welchem ich mich befand. Es war eine fesselnde Erscheinung — der Löwenbändiger. Schlank wie eine Tanne, die Arme leicht untergeschlagen, zeigte er diejenige Sicherheit in Haltung und Auftreten, welche das Bewußtsein der geistigen und körperlichen Stärke dem Menschen gibt. In seinem blassen, von einer Fülle schwarzer Haare umrahmten Gesichte, das einen strengen, ich möchte beinahe sagen, einen feindlichen Ausdruck zeigte, (denn der verächtliche Hohn, der bei dem Anblick der nachdrängenden Menge seine festgeschlossenen Lippen umspielte, war mir ein Zeuge, daß er sich von dem Publikum, welches bereit war, ihn aus müßiger Neugier im Kampfe mit den Thieren der Wildniß zu bewundern, abgestoßen fühlte,) war es nun besonders das Auge, welches meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Jetzt groß und in ruhiger Klarheit glänzend, zeigte es im nächsten Augenblicke eine so durchdringende, stechende Schärfe, daß ich unwillkürlich meine Augen niederschlug, wenn sich unsere Blicke zufällig begegneten. — Ja, dieses Auge mußte eine magische Gewalt über die Thierwelt ausüben, unterlag ich doch — ein

Mensch — seinem Zauber. Denke Dir dazu nun einen eng anliegenden schwarzen Sammetrock und hohe, bis ans Knie reichende Stiefeln und der Löwenbändiger steht in seiner anziehenden Persönlichkeit vor Deinen Blicken, lieber Leser. Mein Freund Paul hatte jedoch während dieser Zeit mehr einen jüngst eingefangenen Jaguar, der den Kopf mit den glühenden Augensternen unablässig an den Eisenstäben rieb, um das Hinderniß, welches seiner Freiheit entgegenstand, wegzuräumen, als den auftretenden Löwenbändiger beobachtet, so daß er, als er letztern in den Vorkäfig einsteigen sah, mich unwillkürlich am Arme ergriff. „Mein Gott! das ist Charles! Ja, ja, ich täusche mich nicht! er ist's!" sagte er mit ziemlich lauter Stimme, so daß er die Aufmerksamkeit der Umstehenden erregte. Ich zog ihn daher rasch etwas seitwärts. „Um Gotteswillen, nicht so laut, Paul" sagte ich. „Jetzt ist es keine Zeit, Dich Charles zu erkennen zu geben. Wenn er Dich, seinen vieljährigen Jugendfreund, nach so langer Trennung plötzlich hier wiederfinden würde —"

„Ich verstehe Dich", entgegnete mir Paul rasch, „Du fürchtest, er würde seine kühne Ruhe, mit der er jetzt sein Leben aus den Krallen der Raubthiere retten muß, verlieren. Ja, Du hast Recht. Ich will mich hier verborgen halten, so hier — hinter diesem Holzpfeiler — bis nach Beendigung seiner Productionen. Dann aber suchen wir ihn in seinem Logis auf und er soll —".

Ein Gebrüll, das sich aus einem seufzerartigen Knurren bis zur Stärke des Donners entwickelt hatte, unterbrach die Rede Pauls. Der Löwenbändiger stand mitten unter den Bestien. Hoch aufgerichtet, schwang er in der Hand eine Reitpeitsche, während sein Blick unverwandt auf die zähnefletschenden Thiere gerichtet war, die ihrem Ingrimme, sich unter die Gewalt des Menschen beugen zu müssen, durch Knurren und Gebrüll Ausdruck verliehen. Ich bin kein Freund von dergleichen nervenaufregenden Productionen. Wie leicht konnte der Mann sich im Käfig irgend eine Blöße geben und sein Todesurtheil wäre unterschrieben gewesen; wie leicht sein Fuß auf dem glatten Boden des Löwenkerkers ausgleiten und er hätte unter den Krallen und Zähnen der Raubthiere sein Leben enden müssen und wenige Minuten hätten hingereicht, aus dem stolzen, blühenden Manne eine blutige Leiche zu machen. Wozu also solche Productionen, in denen stets ein Menschenleben auf dem Spiele steht? Und doch sind die Blicke der Menge wie verzaubert auf jede Bewegung Charles, auf jedes Muskelzucken der Bestien gerichtet.

Freilich, wenn man die Ruhe des Löwenbändigers sieht, mit der er gleichsam

mit den wilden Thieren wie mit Schooßhündchen spielt, wenn man die Furcht der Bestien vor der sausenden Reitpeitsche bemerkt, wie sie nach jedem Schlage winselnd in die Ecke kriechen, dann beruhigen sich die aufgeregten Nerven und man bewundert die Macht des Menschen, der ja nach den Worten der heiligen Schrift, über die Thiere der Erde herrschen soll.

Die Thiere mußten nun die eingeübten Exercitien nach der Reihenfolge dem Publikum produciren und wurden, sobald sie sich nicht gleich willig oder gar störrisch zeigten, mit der Reitpeitsche zum Gehorsam gebracht. Hier sprang Nero, das prächtigste Exemplar der Sammlung, durch die zu einem Halbkreis gebogene Gerte mit einer Leichtigkeit, daß man die Elasticität der Springmuskeln bewundern mußte. Dort richtete sich die eine Löwin kerzengerade auf, die Vordertatzen dem Bändiger vertraulich auf die Schulter legend, als wenn ein Freund den Freund zu umarmen gedenkt, während die Augen gierig funkeln und der heiße Athem aus dem aufgesperrten Rachen die Wangen Charles streift. Wenn die Furcht hier nicht das Thier bändigte, ein Ruck, eine wirkliche Umarmung durch die starken Vordertatzen und der Löwenbändiger wäre erdrückt. Nun weigerte sich der andere Löwe — ich glaube er hatte den Namen Pluto — aus seiner Ecke, wohin ihn die kleine Gerte getrieben hatte, hervorzukommen. Mit eiserner Faust packte ihn daher Charles bei der Mähne und riß ihn mit Riesenstärke in die Höhe, daß das Thier laut brüllend nach den Eisenstäben stürzte. Vergebens — es mußte gehorchen und seine Kunststücke nach dem Willen seines Meisters langsam und oft in mehrmaliger Wiederholung produciren. Dann legte sich die Löwin auf das Commandowort des Bändigers langgestreckt auf den Boden des Käfigs nieder — und bildete für Charles, indem er sich auf das Thier niedersetzte, das sogenannte Löwensopha. Ohne ein Glied zu rühren, duldete sie die für sie gewiß unangenehme Situation, bis ihr der Bändiger durch sein Aufstehen die Freiheit wieder gab. Hierauf öffnete er den Rachen Nero's, zeigte dem Publikum die scharfen Zahnreihen, die blutige Zunge und ließ uns erkennen, welches Schicksal uns erwarte, wenn wir uns zwischen diesen Kaumuskeln befinden würden. Doch — da neigte sich Charles noch tiefer herab, noch weiter dehnte seine Hand die Rachenöffnung aus und — entsetzlicher Anblick! — steckte den Kopf in den blutig gähnenden Schlund hinein. Ich wandte meinen Blick hinweg; Wie leicht konnten die angestrengten Muskeln der Kiefer nachgeben, selbst wenn das Thier nicht bösartig geworden wäre; wie leicht ein Hustenanfall des Löwen den Kopf des Tollkühnen zwischen den Zähnen

zermalmen; wie leicht die scharfe Zunge den Hals oder die Wange verletzen, so daß durch das hervorrieselnde Blut die ganze, bis jetzt gebändigte Blutgier der Bestie wieder erwachen und der Unglückliche eine Beute des Naturtriebes dieses Raubthieres werden mußte. Ein furchtbares Gebrüll ließ mich rasch wieder nach dem Käfig blicken. Da stand Charles hoch aufgerichtet, seine Augen funkelten, seine Wangen glühten vor Erregung und seine Hand schwang drohend die Reitpeitsche; aber die Thiere schienen plötzlich alle Furcht vergessen, allen Gehorsam verlernt zu haben. Es war ein entsetzlicher Moment. Was so unerwartet die Wildheit der Bestien geweckt, ob eine vernachläßigte Sicherheitsmaßregel des Löwenbändigers, oder die zu lange Dauer der Vorstellung — wer konnte die Ursache wissen?! —

Besonders zeigte sich Pluto sehr erregt und in der übelsten Laune. Auf den Boden niedergeduckt, den Hinterleib emporgerichtet, mit wildfunkelnden Augen, schien er einen Sprung nach Charles zu beabsichtigen, der, die Gefahr ahnend, sich daher schnell nach dem Eingangsthürchen zurückzog und dadurch jeden Versuch, Pluto gegenüber seine Autorität geltend zu machen, aufgab. Kaum hatte aber auf seinen Zuruf der Wärter das Thürchen geöffnet, als der Löwe mit einem Sprunge den Bändiger an der Schulter packte und seine Tatze in den Oberarm einschlug. Alles schrie entsetzt auf, während die Wärter mit Eisenstangen herbeieilten, um Charles aus den Klauen der Bestie zu befreien. Doch schon sauste der eisenbeschlagene Griff der Reitpeitsche dem Löwen um die Ohren, daß dieser zurücktaumelte und der Bändiger Zeit behielt, sich durch die Thüre zu entfernen. In wilden Sprüngen rasten die Bestien nun im Käfig auf und ab, während Charles sich durch eine Hinterthür den Blicken des Publikums entzog. „Ist er verwundet?“ schrie Alles dem eintretenden Menageriebesitzer entgegen. „Was wird's sein!“ erwiderte dieser phlegmatisch und wahrscheinlich an solche Scenen gewöhnt. „Der Löwe hat ihn ein wenig am Arme geschrammt. In ein paar Tagen ist die Geschichte wieder heil!“ Meinen Freund und mich litt es jedoch keine Sekunde länger in der Bude. Wir stürmten durch die Menge nach dem Eingange zu und erkundigten uns an der Kasse nach der Wohnung Charles. Sie war in der Nähe, im schwarzen Bären. Um jedoch nicht einen vielleicht lästigen Zuschauer bei der Scene des Wiedersehens zwischen meinem Freunde und Charles abzugeben, wollte ich mich entfernen, aber Paul nöthigte mich, ihn zu dem Löwenbändiger zu begleiten. In der Hausflur des Gasthofes hatten sich, da das Attentat

Plutos hier ebenfalls ruchbar geworden war, eine Menge Neugieriger versammelt, die uns mit der unangenehmen Nachricht empfingen, daß Charles bedeutenden Blutverlust gehabt habe, trotzdem aber sich alle ärztliche Hilfe verbitte, indem er das für solche Fälle nöthige Heilverfahren genau kenne und für Niemand zu sprechen sei. Paul ließ sich jedoch nicht abschrecken und so stiegen wir die dunkle Haustreppe nach Zimmer 6, in welchem der Löwenbändiger logirte, empor. Ohne anzuklopfen, öffnete mein Freund die Thür. Da stand Charles, uns den Rücken zukehrend, eben beschäftigt, um den verwundeten Arm eine Art Bandage zu legen, während ein kleines Mädchen von etwa zehn Jahren, mit einem nassen Schwamme die Blutspuren auf dem Fußboden zu vertilgen suchte. Wir zögerten näher zu treten, um ihn nicht bei Anlegung seines Verbandes zu stören und würden so wahrscheinlich längere Zeit unbemerkte Zuschauer geblieben sein, da der Bändiger mit dem Gesichte dem Fenster zustand, wenn uns nicht bei einer Wendung das Mädchen plötzlich bemerkt und Charles auf uns aufmerksam gemacht hätte. Rasch drehte sich dieser, und wie es schien, sehr unwillig über die ihm jetzt besonders unwillkommene Störung, um. „Es hat Nichts zu bedeuten, meine Herren," rief er uns finsterblickend zu. „Der Arm ist blos ein wenig geritzt." Wahrscheinlich glaubte er, daß wir gekommen seien, um Erkundigungen über seine Verletzungen einzuziehen. Als er sich aber barsch wieder nach dem Fenster umbrehte und einen auf dem Stuhle liegenden Mantel überwarf, da konnte Paul seine Gefühle nicht länger beherrschen. „Charles!" rief er in freudig wehmüthigem Tone, „Charles, kennst Du mich nicht mehr?" Rasch wandte sich dieser wieder nach uns um; sein stechender Blick ruhte lange auf Paul, bis er endlich zögernd fragte: „Mein Herr, kennen Sie mich denn?" Da trat Paul ihm einige Schritte näher, breitete seine Arme aus und mit dem Rufe: „Ich bin Paul!" hatte er Charles, so weit es der verwundete Arm gestattete, fest an seine Brust geschlossen. Soll ich diese Scene Dir noch weiter schildern, lieber Leser? Läßt sie sich überhaupt schildern? Die Freude, das Glück der beiden Jugendfreunde, die sich lange nicht wieder begegnet waren, der Eine — umhergeworfen auf dem stürmischen Meere des Lebens, der Andere — ruhig schiffend auf dem glatten See einer behaglichen, sorgenfreien Existenz. Da saßen sie nun wieder Hand in Hand, Auge in Auge, wie einst vor vielen Jahren, nebeneinander und zwischen ihnen lehnte sich an Charles Kniee ein liebliches Mädchenbild und blickte mit seinen glänzenden Augen verwundert auf zu dem frem-

den Manne mit dem großen Barte, der ihren Papa so fest an der Hand hielt, ihn so für sich allein in Anspruch nahm, daß er ganz seine Marie vergaß. Aber wie viel hatten auch die Beiden sich zu erzählen. Frohes und Trauriges, Stilles und Wildes, was die Jahre gegeben, genommen hatten. Da war dem Einen „der Jugend goldene Zeit" durch harte Behandlung bei einem Lehrmeister verbittert worden, während der Andere hinter dem Studirtische sehnsüchtig nach dem Sonnenschein und blauen Himmel lugte, der ihn vergebens hinausrief in die Frühlingsnatur. Da war der Eine endlich nach Müh' und Noth ein Soldat geworden, der Andere ein Lehrer. Der Eine wurde nach Afrika geschickt, um aufrührerische Kabylen im Zaume zu halten, der Andere ging nach Deutschland, um hier französischen Sprachunterricht zu ertheilen. So saßen die Beiden und erzählten, und ich saß ihnen gegenüber und hörte ihnen zu. Endlich wagte ich die Unterhaltung durch die Frage an Charles zu unterbrechen: „Wie sind Sie denn aber nur dazu gekommen, diesen lebensgefährlichen Beruf, in dem wir Sie heute gesehen haben, zu wählen?"

Eine glühende Röthe überflog momentan das Gesicht des Bändigers, die Hand fuhr krampfhaft nach dem Haupte, dann wurde er wieder blaß, blaß wie der Kalk an einer frisch getünchten Wand. Sein stechender Blick suchte unstät am Boden umher, wie der eines Irrsinnigen, so daß ich schon bereute, ihn in dieser Beziehung gefragt zu haben, als er sich rasch aufrichtete und mit finsterm Blicke sagte: „Es ist der dunkelste Punkt meines Lebens, den ich noch erzählen muß. Ihre Frage hat mich an eine Zeit erinnert, deren Wunde, die sie meinem Herzen geschlagen hat, nicht vernarben wollte. Wenn man in Gräbern wühlt, fördert man nur Moder zu Tage. Aber Paul, Du sollst Alles wissen. Unterbrich mich nicht, daß ich nicht irre werde. Mein Kopf ist mir, wenn ich daran denke, so wüst — so wüst!" Und dann begann er nach kurzer Pause seine Geschichte.

II.

Ich war, wie ich Dir schon erzählt habe, Soldat geworden und zwar freiwillig, denn mein Handwerk fesselte mich den ganzen Tag an die dumpfe Stube und da meine Werkstatt sich in einem Hintergebäude befand, wo zwi-

schen den sich hoch aufgiebelnden Dächern und einem Walde von Feueressen nur hie und da ein Stück blauer Himmel hereinlugte — ich aber, der ich Sonnenschein und Himmelblau, Waldesgrün und Vögelsang über Alles liebte, mich in solcher Umgebung und bei der monotonen Beschäftigung meines Gewerkes höchst unglücklich fühlte: so ergriff ich mit Freuden die Gelegenheit, als Stellvertreter für einen reichen Kaufmannssohn, der zum Militär ausgehoben worden war, in ein Infanterieregiment einzutreten. Außer der nicht unbedeutenden Geldsumme, welche mir der Kaufmann gesetzlich zahlen mußte, hatte ich eine mir in jeder Weise zusagende Existenz gefunden. Wenn auch der Dienst in Bezug auf die persönliche Freiheit des Einzelnen bedeutende Opfer verlangt, was mir im Anfange manche schwere Stunde bereitete, so bot doch die Zeit außer den Dienststunden so viel Angenehmes und Zerstreuendes für mich, daß ich mich als Soldat recht glücklich fühlte, besonders als endlich die Einförmigkeit des Friedendienstes durch die Einschiffung meines Regiments nach Algier eine mir höchst willkommene Wendung erhielt. Wenn ich mich nun auch in Bezug auf einen solchen afrikanischen Feldzug bitter getäuscht sah, da unser Regiment im Kampfe gegen die braunen Söhne der Wüste durch fast übermenschliche Strapazen beinahe aufgerieben worden war, so brachte er mir doch ein Avancement ein, ich wurde zum Sergeanten befördert. Wenige Monate später unterwarfen sich die aufrührerischen Kabylen dem französischen Gouvernement und es trat nun eine wenn auch anfänglich sehr unsichere Waffenruhe ein, die sich nach und nach zu festern und bessern Verhältnissen gestaltete. Ich war in El-Arrusch, in unmittelbarer Nähe des Wüstensaumes, stationirt und hatte hier nun neben dem Garnisonsdienste noch Zeit und Gelegenheit, meiner Jagdlust Rechnung zu tragen. In dieser Zeit war es, wo ich mich verheirathete. Die Tochter eines andern Sergeanten wurde mein Weib und theilte mit mir in Liebe und Treue die schmalen Bissen eines Soldaten, so wie das einsame, von allen Genüssen größerer Städte abgeschlossene Leben der kleinen Wüstenstadt. Der liebe Gott schenkte mir zwei liebe Kinder: Georg und hier meine Marie. Georg war ein frischer kräftiger Junge, der, als er älter wurde, mich auf meinen Jagdzügen öfters begleitete und mir durch seine Kühnheit, Gefahren gegenüber, sowie durch seine Ausdauer in Ertragung von Strapazen, große Freude bereitete. Wenn ich so im Kreise meiner Familie saß — o wie glücklich fühlte ich mich! Aber schrecklich sollte ich aus diesem meinem Glücke herausgerissen werden!

Wir sind in Afrika, also wird es Dich nicht verwundern, wenn ich Dir sage, daß wir in der Nähe von El-Arrusch streifende Löwen bemerkten. Wenn nun auch das Auftreten dieser Raubthiere kein alltägliches war, sondern nur von Zeit zu Zeit der König der Wüste, denn diesen Namen verdient der Löwe mit vollem Rechte, dieser oder jener Viehheerde einen unwillkommenen Besuch abstattete, ja sich sogar einmal zum Schrecken der Kolonisten zu Robertsville in den Straßen dieses Ortes zeigte, so tauchten doch gerade in der Zeit, wovon ich eben erzählen will, so viele Gerüchte von Ueberfällen durch einen gewaltigen Löwen auf, daß ich in meinem Jagdeifer mich entschloß, mit dem Arzte der Garnison, da wir beide sichere Schützen waren und den Vogel im Fluge nicht fehlten, eine Streife durch die Umgegend zu machen. Georg mußte jedoch dieses Mal zu Hause bleiben. Wie er auch bat, ich blieb hart und ließ mich durch Nichts erweichen. Eine Löwenjagd ist keine Hasenjagd, und durfte ich bei der Gefährlichkeit unseres Unternehmens das Leben meines Sohnes auf's Spiel setzen? Einige der Löwenjagd kundige Araber begleiteten uns natürlich nur nach großen Versprechungen von unserer Seite, denn die Eingebornen besitzen einen außerordentlichen Respekt vor dem Löwen. Sobald sich sein majestätisches Gebrüll in der Ferne, besonders in einer stillen Mondscheinnacht, hören läßt, schimpfen und schmähen sie auf den Gefürchteten, aber verkriechen sich eilig in ihre sicheren Häuser. Dieser Respekt ist aber auch leicht erklärlich, denn selten kehrt ein Araber von einer Löwenjagd als Sieger, oder mindestens ohne Wunden heim, da er, ein erbärmlicher Schütze, nur höchst mangelhafte Waffen besitzt und so der Löwe fast immer den Kampfplatz behauptet. Ueberhaupt scheut sich der Araber, seinen Feind offen anzugreifen. Gewöhnlich versucht er es, ihn in Schlingen zu fangen, und dann zu tödten. Daher betrachtet er jeden Europäer, der es wagt, Auge in Auge dem Wüstenkönige gegenüberzutreten, mit scheuer Ehrfurcht und kennt keine Grenzen der Dankbarkeit, d. h. mit Worten, wenn dem Jäger das Glück hold war und er ein Löwenfell als Siegesbeute heimtragen kann; denn der Löwe ist ein sehr tributsüchtiger Herrscher, der die arme Gegend, wo er oft monatelang sein Standquartier einnimmt, arg heimsucht. Man hat berechnet, daß ein kräftiger Löwe während seiner Lebenszeit — er wird ungefähr 30—35 Jahr alt — so ziemlich für 50,000 Rthlr. Fleischrationen verzehrt. Du schüttelst ungläubig den Kopf! Nun berechne es selbst: der Löwe braucht nach Jules Gerard, des bekannten Löwenjägers Angabe, und der hat gewiß

eine ziemlich sichere Kenntniß der Löwentafel, jährlich an Rindern, Schafen, Pferden, Raubthieren, Kameelen ungefähr für 1500 Rthlr., also in circa 35 Jahren? Es wird so ziemlich stimmen. Dabei verschmäht er natürlich, besonders wenn er Hunger hat, auch den Menschen nicht, lebt aber auch, wenn Schmalhans bei ihm Küchenmeister ist, was bei alten oder kranken Löwen häufig vorkommt, von Mäusen und anderen kleinen Thieren. Man hat überhaupt über den Löwen gar viel gefabelt. So behaupten Einige, der Löwe weiche nie einem Gegner aus. Thorheit, er bleibt sekundenlang stehen, blickt mit glühendem Auge den Menschen an, kehrt sich dann langsam um und geht endlich in ein schnelleres Marschtempo über, was einer Flucht oft nicht unähnlich sieht. Selbst in den hellen Nächten, wo der Löwe am gefährlichsten ist, wagt er sich selten an den Menschen, d. h. wenn er nicht gereizt, oder vielleicht gar angegriffen worden ist. Eine andere Anekdote, denn anders kann ich solche Erzählungen nicht nennen, schildert uns die Kraft des Löwen als so gewaltig, daß er mit einem Rinde im Rachen über mehrere Fuß hohe Umzäunungen hinwegzuspringen vermöchte. Lächerlich! Er schleift seinen Ochsen ganz gemüthlich an der Erde hin. Auch ein Sprung des Löwen auf den Rücken seiner Beute gehört zu den Seltenheiten, indem er meistens sein Opfer bei den Hinterbeinen packt und niederreißt, um vorerst seinen Blutdurst zu stillen und dann sein grauses Mahl zu beginnen, an dem oft Papa Löwe in väterlicher Liebe seine Familie Theil nehmen läßt. Die jungen Löwen fangen ihre Studien in dieser Beziehung schon mit dem fünften Monat an und sind dann äußerst gelehrige Schüler ihrer Frau Mama, die sie zu Probeübungen nach dem Saume des Waldes geleitet. Kaum aber ist der hoffnungsvolle Sohn, oder die Tochter ein halbes Jahr alt, so werden sie von den Eltern schon mit auf die nächtlichen Streifereien genommen, um dadurch jenes vagabundirende Leben in Wüste und Wald kennen zu lernen, dem sie später nie wieder untreu werden. Wenn nun aber auch der Löwensprößling schon mit acht Monaten auf eigene Rechnung in die Schaf- und Rinderheerden einzubrechen versucht, so ist er doch erst im zweiten Jahre stark genug, sein Opfer durch einen Biß zu tödten. Sobald er sich nun seiner Kraft bewußt wird, trennt er sich von seinen Gefährten, um allein die Wildniß zu durchstreichen, oder an Quellen und Wasserlachen auf seine Beute zu lauern.

Doch, wohin bin ich gerathen! O, mein armer Kopf! Er kann keinen Gedankengang mehr ruhig verfolgen! Statt Dir meine Lebensschicksale in Af-

rika zu erzählen, gebe ich Dir eine Thierschilderung. Ja, ich bin jetzt so verwirrt in meinem Kopfe, daß ich meine Gedanken nicht mehr am Zügel habe. Also bei El-Arrusch hatte sich seit längerer Zeit ein Löwe gezeigt und ich entschloß mich in Begleitung des Arztes, dem kecken Burschen einen Besuch abzustatten. O, hätte ich doch diesen Entschluß nie gefaßt! Mit unsern guten Büchsen im Arm und gefolgt von den gemietheten Arabern, die uns gleichsam als Schweißhunde auf die Spuren des Löwen aufmerksam machen sollten, aber sich stets viel zu weit im Hintergrunde hielten, als daß sie uns wesentliche Dienste hätten leisten können, begannen wir unsern Streifzug. Nachdem wir nun ungefähr zwei Stunden lang das Terrain rings recognoscirt hatten, erreichten wir ein kleines Gehölz, an dessen Rande sich deutlich die Fußspuren eines Löwen zeigten. Wir faßten daher in einem ziemlich weiten Bogen Posto, indem wir dadurch hofften, das Raubthier an seiner Flucht zu hindern. So verging eine Viertelstunde nach der andern, aber kein Löwe ließ sich hören, noch sehen. Schon glaubte ich daher, wir würden die Bestie nicht zu Hause antreffen, als Achmed, so hieß einer der Araber, an einer feuchten Stelle eine ganz frische Fährte fand. Schnell legte er seine Hand darauf. „Der Löwe, Sidi,“ sagte er dann zu mir, „ist erst vor Kurzem hier gegangen; die Spur ist ganz frisch, ganz frisch! Aber er ist groß, sehr groß, denn meine Finger können die Krallenspuren des Thieres nicht bedecken!“ Also der gesuchte Viehräuber war in dem Gehölze. Noch einmal wurden nun unsere Büchsen, die mit starken Kugeln geladen waren, genau untersucht und dann gingen wir, das Gewehr im Anschlage, den Finger am Drucker, einige Schritte vorwärts. Die Araber suchten nun durch lautes Schreien die Aufmerksamkeit des Löwen zu erregen. Ein dumpfes Murren, das sich in wenig Sekunden zu einem furchtbaren Gebrülle steigerte, war die Antwort des Wüstenkönigs. Im Nu war aber auch unsere Kette gesprengt, indem die Araber, an allen Gliedern bebend, sich schleunigst hinter unsere Rücken flüchteten. Auch mir war nicht gerade sonntäglich zu Muthe. Meine Kniee zitterten und die Büchse schwankte im Anschlage hin und her, denn es war der erste Löwe, der mir in seiner Freiheit entgegentrat.

„Um Gotteswillen, Fassung!“ rief mir der Arzt zu, „sonst sind wir verloren!“ Ein zweites markerschütterndes Gebrüll zeigte uns, daß der Löwe gesonnen sei, den Kampf mit uns aufzunehmen. Bewegungslos standen wir, d. h. ich und der Doktor, denn die Araber hatten bereits das Hasenpanier er-

griffen und ihre Haut in Sicherheit gebracht, dem Gehölze schußfertig gegenüber. „Schießen Sie ja nur nach dem Schulterblatt!“ rief mir der Arzt noch einmal hastig zu. „Oder wenn es sein kann, nehmen Sie den Burschen zwischen Ohr und Auge auf's Korn! Aber sicher! sicher! sonst sind wir“ — Da — brechende Aeste — ein Sprung — ein Schrei — ein Schuß — und neben mir stand der Löwe auf dem Körper des Arztes. Schneller wie der Blitz, schneller wie der Gedanke, war das Unerwartete geschehen. Erstarrt, regungslos stand ich dem blutgierigen Feinde gegenüber, der, eine Tatze auf den Arzt gesetzt, wild die Mähne schüttelte und mit rollendem Auge jede meiner Bewegungen verfolgte. Was sollte ich beginnen? Sollte ich schießen? Ich wäre unrettbar verloren gewesen; denn nur ein Zucken meines Blickes und das Thier hätte mich mit einem Sprunge erreicht. So vergingen mir schreckliche, entsetzliche Minuten, die mir eine Ewigkeit dünkten. Da stieß der Löwe ein wüthendes Gebrüll aus, fletschte seine Zähne, zog langsam die Tatze von der Leiche zurück und ging langsam, im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, dann schneller dem Gebüsche zu. Ich war gerettet, wie durch ein Wunder gerettet. Eilig stürzte ich hin zu meinem Freunde und richtete ihn in die Höhe. Zu spät! Der Löwe hatte ihm mit einem Schlage seiner Tatze den Tod gegeben. Die blutigen Hautfetzen, die rings um seinen Kopf hingen, zeigten mir die Wucht eines solchen Löwenschlages. Vergebens rief ich nach den Arabern, die Schurken waren nirgends aufzutreiben! Daher sah ich mich genöthigt, die Leiche auf meine Schulter zu nehmen uud so begab ich mich nun mit dieser traurigen Last auf einem näheren Wege nach der Stadt zurück. Es war ein gräßlicher Weg! Welche Kunde mußte ich den Eltern des Verunglückten bringen, die ihren Sohn erst kürzlich durch einen Brief zur Rückkehr nach Frankreich dringend ersucht hatten! Während ich so langsam, unter meiner Last keuchend, dahinschritt, fanden sich nach und nach wieder einige von meinen Arabern ein. Stillschweigend, ohne sie für ihre Feigheit auszuschelten, wie sie es verdient hätten, überließ ich ihnen die Leiche. Was hätte auch hier jede Strafe, und wäre es selbst die härteste gewesen, genützt? Mein Freund konnte ja durch Nichts wieder in's Leben zurückgerufen werden. Um jedoch alles Aufsehen in El-Arrusch zu vermeiden und der theils theilnehmenden, theils neugierigen Menge auszuweichen, suchten wir auf einem Umwege nach meiner Wohnung zu gelangen. Kaum hatte ich jedoch meine Stube betreten, als meine Frau mit einem lauten Schrei auf mich zueilte und unter dem Rufe: „Du lebst!

Wo ist Georg!“ mich krampfhaft umklammerte und nun in ein Weinen und Jammern ausbrach, daß es mir unmöglich wurde, eine Erklärung über dieses mir räthselhafte Benehmen zu erhalten. Doch als Fatme, die Wärterin meiner Tochter, auf das Geschrei meiner Frau herbeieilte, erfuhr ich denn von ihr das Gräßliche, dessen Erinnerung mir noch jetzt das Blut in den Adern erstarren macht. Durch einen der geflohenen Araber war nämlich meiner Familie die falsche Nachricht geworden, daß der Löwe mich niedergeschlagen habe und ich halbtodt unter den Tatzen der Bestie am Rande des Gehölzes läge. Mit einem Sprunge hatte mein Georg eine geladene Büchse von der Wand gerissen und ohne auf den Zuruf der Mutter zu hören, war er mit den Worten: „Ich will den Vater retten!“ zur Thür hinausgestürzt, so hastig, daß ihn meine Frau, die ihm nacheilte, nicht mehr zu erreichen vermochte. Hatte mich auch im ersten Augenblicke diese Schreckenskunde betäubt, so kehrte doch schnell die Energie zurück. Hier hieß es Eile! Georg mußte von mir noch eingeholt werden, ehe er das Wäldchen erreichte, er, der keine Ahnung von der Gefährlichkeit seines Wagnisses hatte und jetzt nur den einen Gedanken kannte, mich zu retten, ohne zu bedenken, daß ich, wenn die Nachricht des lügenhaften Arabers Wahrheit gewesen wäre, schon längst eine Leiche sein müßte, ehe er den Wald erreichen konnte, und daß er ferner, ein schwacher Knabe, wenn ihm auch die Liebe zu mir todeskühnen Heldenmuth geben würde, doch keinem Löwenkampfe gewachsen war. Ich stürzte die mir Begegnenden um ihre Hilfe anflehend, dem Schauplatze des Unglücks zu. Meine Frau war mir gefolgt. Alle Bitten blieben vergebens, sie zur Umkehr zu bewegen. Mit Windeseile dahinstürmend, haftete sie mir dennoch gleichsam an der Ferse; die Verzweiflung gab ihr Riesenkräfte. Die Nacht war allmählich eingetreten. Doch gab der Mond mir noch so viel Licht, daß ich die Gegend ziemlich genau erkennen konnte. Von Zeit zu Zeit blieb ich athemlos stehen und lauschte in die Ferne, aber nirgends war ein Geräusch zu vernehmen. Nur das Keuchen meiner mir nacheilenden Frau und die Tritte der mir folgenden Bewohner von El-Arrusch unterbrach die nächtliche Stille. Der Schweiß rieselte mir von der Stirn; aber hier galt es kein Zaudern — vorwärts! Die Spannkraft meiner Muskeln fing an, schwächer zu werden und doch vorwärts! vorwärts! An jeder Minute hing ein Menschenleben und die Angst gab mir Flügel, so daß ich endlich die dunklen Umrisse des Waldes in der Ferne auftauchen sah. Ich rief, nein, ich schrie mit der vollsten Kraft meiner Stimme den Namen meines

Sohnes. Alles still — keine Antwort. Sollte er eine andere Richtung des Weges gewählt haben? es war mehr als wahrscheinlich — oder vielleicht schon ein Opfer seiner Kindesliebe geworden sein? Vorsichtig, den Kopf tief nach der Erde gebeugt, suchte ich rings umher, in der Hoffnung, irgend ein Zeichen zu finden, das mir die Anwesenheit Georgs an diesem Orte anzeigen könnte. Nichts zu sehen, keine Spur, nur die blutige Lache, von meinem unglücklichen Freunde herrührend, zeigte sich mir im Lichte des Mondes. Und der Löwe? schlief er? Bei Nacht, bei Mondenschein solches zu glauben, wäre eine Albernheit gewesen, da ja gerade die hellen Nächte ihm seine liebsten Raubstunden sind und dann mußte ihn ja mein Geschrei längst aufgeschreckt haben. Oder hatte er schon den Wald verlassen und strich beutesuchend umher? O Gott! wie leicht konnte er da meinem Georg begegnen und — der Kopf wirbelte mir, wenn ich an eine solche Möglichkeit dachte. Unterstützt durch einige Schützen aus El-Arrusch, sowie durch die Araber, die uns gefolgt waren, beschlossen wir, uns in drei Abtheilungen über das Terrain, das zwischen dem Walde und der Stadt lag, so zu verbreiten, daß Georg einer oder der andern Truppe begegnen mußte, wenn er die Richtung nach dem Walde eingeschlagen gehabt hätte. Obgleich es eine helle Mondscheinnacht und jeder Baum und Strauch deutlich zu erkennen war, so spiegelte mir meine erregte Phantasie doch überall Georgens Bild vor und wohl zehnmal eilte ich freudig nach einem Baume oder Gebüsch, weil ich in deren Umrissen die Gestalt meines Sohnes zu erkennen glaubte. Doch warum soll ich Dich mit der Erzählung der Ereignisse dieser für mich so entsetzensvollen Nacht ermüden? Ein Schrei, ein markerschütternder Schrei meiner Frau sagte mir Alles. Sie hatte Georgens Strohhut und sein Gewehr gefunden und da sich ringsumher Blutspuren zeigten, auch blutige Stücke von Tuch und Leinwand umherlagen, so — laß mich abbrechen. Meine Frau stürzte sich verzweiflungsvoll auf die blutigen Ueberbleibsel ihres Kindes, schrie und lachte, kniete bald nieder, bald sprang sie auf und das zweite entsetzliche Unglück hatte mich getroffen — meine Frau war irrsinnig geworden. Erlaß es mir, Dir diese Stunden zu schildern. Kaum wieder zu Hause angelangt, fühlte ich mich krank und da ich von meinem armen Weibe keine Krankenpflege erwarten konnte, so ließ ich mich in's Garnisonlazareth bringen, während meine Frau ebenfalls in ein Krankenhaus gebracht wurde. Ein Nervenfieber führte mich nun an den Rand des Grabes. O wie gern wäre ich damals gestorben — was hatte für

mich das Leben ohne ihn, den hoffnungsvollen Knaben, ohne sie, mein treues Weib, noch Werth! So dachte ich damals — Gott vergebe mir meine Sünde! Eines hatte ich in meinem wilden Schmerze vergessen, meine Marie. Als die guten Nachbarn mein Kind zum ersten Male wieder in meine Arme legten, löste sich mein heißer, stummer Schmerz in Thränen auf, in Thränen der Freude, daß ich doch noch ein Wesen hatte, welches ich mein nennen konnte, denn meine arme Frau war inzwischen ihren Leiden erlegen. Meine Genesung schritt zwar langsam, aber sicher vorwärts und man entließ mich endlich aus dem Lazarethe. So hatte diese Bestie von Löwen mit einem Schlage mein Lebensglück zertrümmert. Was war also wohl natürlicher, als daß ich an dem blutdürstigen Raubthiere, das noch immer die Umgegend von El-Arrusch unsicher machte, Rache zu nehmen gelobte. Ihn tödten und dann nach Frankreich zurückkehren, das waren die Punkte, um die sich beständig meine Gedanken bewegten. Ich Thor, als ob der Tod des Thieres mir meinen Georg hätte wiedergeben können! Als ich daher wieder mich so weit gekräftigt fühlte, daß ich es wagen konnte, den Kampf mit dem Wüstenkönige aufzunehmen, verließ ich eines Tages meine Wohnung, während hier mein süßes Kind schlief, denn ihr Lächeln hätte mich vielleicht in meinem Vorsatze wankend gemacht; ich wollte aber nicht weich werden, ich wollte dem Unthiere eine Kugel durch den Kopf jagen. Darum verließ ich das Haus in grauer Morgendämmerung, wo Alle im Hause in den Armen des Schlafes lagen, und zwar allein — Niemand sollte mir den Triumph meiner Rache schmälern. Auge in Auge wollte ich dem Raubthiere entgegentreten und es zu meinen Füßen sein Leben verröcheln sehen. Mit einigem Mundvorrath versehen, gedachte ich innerhalb dreier Tage meinen Zweck erreicht zu haben. Mein Weg führte mich wieder zum verhängnißvollen Gehölze. Nach den Erkundigungen, die ich bei einigen mir begegnenden Arabern über den Aufenthaltsort des Löwen einzog, erfuhr ich jedoch, daß das Raubthier sich in dem Röhricht eines Sumpfes einlogirt habe, da sie an dem schlammigen Rande desselben zu ihrer Bestürzung deutliche Spuren des Thieres erblickt hätten.

„Sidi," setzte der eine Araber, ein Mann mit einem schneeweißen Barte, warnend hinzu, „ich möchte Dir einen guten Rath geben. Willst Du ihn hören?" „Die Worte des Greises," entgegnete ich, „habe ich nie verachtet." „Hüte Dich," fuhr er fort, „vor dem Herrn mit dem dicken Kopfe! (so nennen die Araber gewöhnlich den ausgewachsenen Löwen.) Er wird Dich um-

bringen. Deine Stunde ist gekommen!“ „Er hat mir,“ unterbrach ihn ein anderer Araber, „zehn Rinder geraubt!“ „Und mir“, klagte ein Dritter, „meine weiße Stute zerrissen!“ Ich aber entgegnete lächelnd: „Ich dächte, Ihr wäret mir dankbar, daß ich Euch von diesem gefährlichen Räuber befreien will, und hättet wohl besser gethan, mich zum Kampfe zu ermuntern, als davor zu warnen. Ich scheue den Löwen nicht und so Gott will, könnt Ihr morgen sicher des Weges gehen!“ — Der bezeichnete Sumpf war bald erreicht und auch die Spuren des Raubthieres wurden von mir gefunden. Aber zu meinem nicht geringen Verdruße befand sich nicht weit von dem wahrscheinlichen Lagerplatze des Löwen ein kleines Sriba oder Dorf. Der Lärm aus den Gassen desselben drang bis zu mir und ich konnte deutlich sehen, wie die Bewohner eilig aus Korkeichenästen für das Vieh eine Pferche errichteten, wahrscheinlich zum Schutze desselben gegen den Löwen. Wie leicht konnte dieser dadurch verscheucht werden und sich tiefer in's Gebirge zurückziehen und ich hätte dann das Nachsehen gehabt. Doch ich mußte mich in Geduld fügen und lagerte mich deßhalb in ein ziemlich dichtes Röhricht, von wo aus ich jedoch die Gegend zwischen dem Sriba und dem Sumpfe übersehen konnte, um die Nacht zu erwarten, da dann der Löwe sicher sein Versteck verlassen würde, um auf Raub auszugehen. Ihn ohne Hunde in seinem Lager aufzuscheuchen, wäre nutzlose Tollkühnheit gewesen und es hätte sich dann an mir leicht das Schicksal meines unglücklichen Sohnes wiederholen können. Langsam vergingen mir die letzten Stunden des Tages. Die Sonne war jedoch noch nicht unter den Horizont hinabgesunken, als sich finsterdrohende Wolken aufthürmten, die auch bald auf den Flügeln des Sturmes sich in einen starken Regenguß auflösten. Bald sah ich mich rings von rieselnden Bächlein umgeben und mußte befürchten, durch das im Sumpfe steigende Wasser aus meinem Versteck getrieben zu werden. In Wahrheit bis auf die Haut durchnäßt, war mein einziges Bemühen nur darauf gerichtet, meine Büchse vor dem Naßwerden zu schützen, und ich wickelte sie daher vorsichtig in meinen Waffenrock ein. Unter keiner Bedingung hätte ich damals mein Vorhaben aufgegeben, der Löwe mußte heute durch seinen Tod für die verzweiflungsvollen Tage, die sein Blutdurst mir bereitet hatte, büßen. Mit Sonnenuntergang ließ die Gewalt des Regens etwas nach und ging in ein leises Geriesel über. Dadurch stand aber zu befürchten, daß der von mir sehnlichst erwartete Mondschein ausbleiben und die Wolken die Nacht wahrscheinlich so finster machen würden, daß eine erfolg-

reiche Jagd sehr ungewiß blieb. Der Wind fuhr noch immer von Zeit zu Zeit stoßweise durch das Gebüsch und Schilf, mir um so unangenehmer, da die Stunde nahte, wo der Löwe gewöhnlich seine Hofburg verläßt, ich aber vor dem Rauschen des Laubes das Ausbrechen des Thieres aus seinem Lagerplatze nicht hören konnte. Dazu kam noch, daß sich mit dem Sausen und Rauschen des Windes nicht nur das heisere Geheul der Hunde in der Sriba vereinigte, sondern auch unter lautem Tumulte einige Stücke Vieh von den Arabern in meiner Nähe vorüber nach dem Dorfe getrieben wurden. So mochte es ungefähr 11 Uhr Nachts geworden sein. Meine Glieder zeigten sich von dem langen Stehen förmlich steif und ich war eben im Begriff, mein Versteck zu verlassen, da trat der Mond plötzlich hinter einer zerrissenen Wolkenwand hervor und die Gegend lag in heller Beleuchtung vor mir. Nun hatte ich gewonnen. Da auch der Regen vollständig aufgehört hatte, so nahm ich meine Büchse schußfertig zur Hand und trat aus meinem Gebüsche in's freie Feld hinaus. Langsam, Auge und Ohr in höchster Spannung, ging ich dem jenseitigen Uferrand zu, in der Hoffnung, dem Löwen zu begegnen, als sich plötzlich von der Sriba her ein lautes Getöse hören ließ. Die eingepferchten Pferde sprangen in wilden Sätzen hin und her, das Rindvieh brüllte kläglich, aus den Hütten erschallte das laute: „Jo! ho! ho! ho!“ der Kabylen, dazu das ununterbrochene Geheul der Hunde und ich wußte nun, wo ich meinen Löwen zu suchen hatte. Ich schritt daher rasch dem Sriba zu. Im Innern der thürlosen Gurbies flammten die Herdfeuer auf, in deren grellem Lichte sich die Gestalten der Männer scharf abzeichneten. Plötzlich sah ich zwei Männer, Feuerbrände schwingend, nach dem Pferch eilen, wo die Pferde waren. Wahrscheinlich hatten sie den Löwen in der Nähe erblickt und suchten ihn durch dieses Manöver zu verscheuchen. Daher kam für mich jetzt der Augenblick, wo ich meine ganze Aufmerksamkeit meinem Jagdzwecke zuwenden mußte. Eine Minute später, als ich kaum eine einzelnstehende Dattelpalme zur Deckung genommen hatte, sah ich die Gestalt eines Thieres sich mir nähern und zwei röthlich leuchtende Punkte, die sich nach mir zu bewegten, zeigten mir, daß jetzt der Moment der Entscheidung gekommen sei. Sonderbar! Während ich bis jetzt an meine Rache gedacht hatte, trat mir plötzlich das liebliche Bild meiner Marie vor die Seele und der Gedanke, sie vielleicht nicht wieder zu sehen, wenn der Kampf für mich einen unglücklichen Ausgang nehmen sollte, ließ mich doch ein wenig zittern, als ich den Lauf meiner Büchse zwi-

schen die leuchtenden Punkte richtete. Das Thier stand still — es mußte von mir Witterung haben, denn mit einem donnerähnlichen Gebrülle begrüßte es in mir seinen Feind. Noch zögerte ich zu schießen, da er sich mehr nach rechts gewendet hatte und so sein Gesicht zwar im Mondschein deutlich zu erkennen war, ich aber mein früheres Ziel nicht mehr sicher hatte, indem durch das helle Licht des Mondes der röthliche Glanz der Augen sehr abgeschwächt wurde. Bald am Boden hinkriechend, bald in kurzen Sprüngen, näherte sich mir der Löwe. Nun durfte ich nicht länger zögern. Ein Satz noch und er hätte mich erreicht. Scharf zwischen Ohr und Auge zielend, als der Löwe momentan mit dem Kopfe eine seitliche Bewegung machte, und abdrücken war Eins. Der Schuß krachte — und ein furchtbares Geheul ausstoßend, sprang mir der Löwe entgegen. „Nicht getroffen!“ rief ich entsetzt aus, mich zur Flucht wendend, um Raum zu gewinnen, meine zweite Kugel in sicherer Distance abschießen zu können. Als ich mit dem Gewehre schußfertig anschlug, was natürlich Alles viel schneller geschah, als ich es erzählen kann, glaubte ich den Löwen mir auf der Ferse; aber noch stand er in der Nähe des Baumes und ich sah, wie seine untere Kinnlade kraftlos niederhing und Blut aus seinem Rachen strömte. Also doch getroffen! Noch einmal krachte nun meine Büchse. Da richtete sich das verwundete Thier empor, als wollte es nach mir springen, sank dann aber wieder kraftlos zusammen, denn die zweite Kugel hatte dem Löwen, wie ich später fand, das Rückgrat zerschmettert. Ein Versuch sich aufzurichten mißlang ebenfalls, denn die gelähmten Hinterfüße versagten ihm den Dienst. Ich hatte also Nichts mehr von dem Raubthiere zu fürchten. Georg, mein armer Georg war gerächt! Meine Büchse rasch ladend, trat ich dem verwundeten Feinde vorsichtig näher, als ich plötzlich mehrere Kabylen neben mir stehen sah. „Mezeb?“ (ist er todt?) riefen sie mir zu. Ich zeigte auf den am Boden sich schmerzhaft windenden Löwen. Mit lauten Verwünschungen näherten sich nun die Bewohner der Sriba dem edlen Thiere, das machtlos sich in seinem Blute hin- und herwälzte, und weideten sich mit lauten Freudenausrufen an seinen Todesqualen, ja Einer versetzte ihm sogar einen Fußtritt. Da übermannte mich doch der Unwille. Die Elenden, die sich feig verkriechen, wenn sie nur die Stimme des Löwen hören, sollten nicht länger das sterbende Thier maltraitiren. Mit einem lauten: „Zurück!“ scheuchte ich die Araber hinweg, trat rasch und entschlossen dicht an die Seite des Löwen, hielt die Mündung der Büchse ihm an's Ohr und drückte ab. Noch ein Zuck und der

Löwe war todt. Die Kugel war ihm durch's Gehirn gegangen. — Lange Zeit stand ich neben dem Mörder meines Sohnes. Leise rollten mir die Thränen über die Wangen, gedachte ich des blühenden, hoffnungsvollen Knaben, der unter den Tatzen und Zähnen dieses Thieres seinen Tod gefunden hatte, und mit den Thränen löste sich die Härte mehr und mehr von meinem Herzen. Da lag das todte Thier! Was hatte es verschuldet? Es war seinem Instinkte gefolgt, ohne Verstand, ohne Ueberlegung und ich hatte es getödtet, um mich zu rächen. — — — Verdiente er meine Rache und konnte der Tod des Thieres mir meinen Georg wieder zurückgeben? — Die Nacht brachte ich in der Sriba zu, meinem Wirthe das Fell des Thieres überlassend. Am andern Tage kehrte ich nach El-Arrusch zurück, kam um meinen Abschied ein und segelte, als ich ihn nach langem Warten erhielt, mit meinem Kinde nach Frankreich zurück. Ich suchte mich nun durch mein früheres Handwerk zu ernähren. Aber ich hatte während meiner Soldatenzeit das Meiste wieder vergessen und verdiente daher kaum so viel, um nicht Hungers zu sterben. Verzweiflungsvoll strich ich eines Tages durch die Straßen der Stadt, mir wo möglich einen andern Erwerbszweig zu suchen. Ich scheute vor keiner Arbeit zurück, wenn sie nur mich und mein Kind ernähren würde. Da führte mich der Weg über den Marktplatz, wo eine Menageriebude ausgestellt war. Als ich mich dem Eingange derselben näherte, rief mich plötzlich der Besitzer der Bude heran. „Guter Freund!" sagte er zu mir, „kennen Sie in der Stadt vielleicht einen zuverlässigen Mann, der bei mir als Thierwärter eintreten kann? Einer meiner Wärter ist mir gestern durchgegangen. Ich bezahle gut und der Dienst erfordert wenig Arbeit, nur Pünktlichkeit und Vorsicht in der Behandlung der Thiere." Wie ein Blitz schoß mir der Gedanke durch den Kopf: „Melde Dich! Da hast Du Brod für Dich und Dein Kind!" Ich erzählte daher dem Menageriebesitzer mein Schicksal und bat ihn, mir die Stelle anzuvertrauen. Wir wurden, wie man zu sagen pflegt, handelseinig und so war ich nun wohlbestallter Thierwärter. Wenn auch anfänglich der Anblick der Löwen mir meine Verluste stets vorhielt und die Wunde des Herzens, die sich langsam zu vernarben begonnen hatte, wieder aufriß, so gewöhnte ich mich jedoch nach und nach an die Gesellschaft dieser Raubthiere so, daß sich mein Haß gegen sie mit der Zeit in eine Art Freundschaft umgestaltete, und wenn dabei auch der Unglückstag von El-Arrusch nicht ganz vergessen wurde, so war doch die Erinnerung an jene verzweiflungsvollen Stunden weniger schmerzlich, als früher.

Jahrelang zog ich mit der Menagerie in der Welt umher, gleichsam heimathlos, denn nirgends fand ich ja eine bleibende Stätte. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land trieb mich mein Beruf und wenn ich nicht in der Liebe meines Kindes einen Ersatz für all die Kälte und Gleichgültigkeit, mit der man überall dem Fremdlinge begegnete, gefunden hätte, ich wäre trostlos unglücklich gewesen. In Nürnberg starb der Löwenbändiger am Nervenfieber und ich — ich meldete mich zu dieser einträglichen Stelle. Da ich durch den jahrelangem Umgang mit dem Verstorbenen nicht nur die Kunstgriffe, die derselbe bei der Zähmung dieser Raubthiere angewendet, kennen gelernt, sondern auch durch die Beaufsichtigung der Löwen, die meiner Wartung anvertraut worden waren, Gelegenheit gehabt hatte, ihr Naturell zu studiren, so übergab mir der Herr diese Stelle auf Probe. Ich exercirte jedoch mit den Raubthieren zu seiner Zufriedenheit und bin nun definitiv als Löwenbändiger angestellt." —

„Eine gefährliche Existenz!" unterbrach ihn Paul. „Gewiß," entgegnete Charles, „nicht nur eine gefährliche, sondern auch eine verachtungswerthe; denn wer um einiger lumpigen Thaler willen sein Leben täglich, so wie ich es thue, auf's Spiel setzt, der verdient keine Achtung." „Nun," entgegnete ich, „wenn Sie so über Ihre Stellung urtheilen, warum geben Sie denn dieselbe nicht auf?" „Aufgeben?", lachte der Löwenbändiger höhnisch. „Ist schnell gesagt! Wovon aber leben? Ich suche durch die äußerste Sparsamkeit mir ein Kapital zu gewinnen, um mir und meiner Tochter später eine sorgenfreie Existenz gründen zu können; bis dahin bleibt mir nur der Löwenkäfig als Erwerbsquelle!" „Du darfst aber, Charles," sagte Paul mit Entschiedenheit, „dieses lebensgefährliche Gewerbe nicht länger treiben. Wie es Dir heute erging, zeigt Dir, welche Gefahren Dir drohen. Du bist es Deinem Kinde schuldig, Dein Leben zu schonen. Willst Du eine andere Stellung annehmen?" „Wenn sie mir Brod gibt," entgegnete er schnell, „ja; je eher, je lieber!" „Gut," sagte Paul. „Das paßt sich vortrefflich. Mein Freund, der Direktor des hiesigen zoologischen Gartens, sucht einen zuverlässigen Mann, der als Oberaufseher die Leitung der Thierpflege und Wartung übernehmen kann. Du hast Dir in dieser Beziehung hinreichende Erfahrung sammeln können. Ich werde daher mit dem Direktor sprechen und Dich empfehlen." Charles willigte ein. Wenige Tage später zog er in ein niedliches Häuschen im morgenländischen Baustile als Oberaufseher des zoologischen Gartens und hat nun eine Heimath

nach jahrelangem, ruhelosen Umherwandern gefunden, während an demselben Tage der Menageriebesitzer die Stadt verließ, der durch den Abgang Charles den vorzüglichsten Anziehungspunkt seiner Menagerie verloren hatte.

Davids Kampf mit Goliath.

Aus dem biblischen Gedichte „David" von **Louise von Ploennies.**

Stark schlug sein Herz, sein Geist war wach,
Der Führung Gottes dacht' er nach
Und Moses Worten da er sang:
„Der Herr ist der rechte Kriegesmann,
Der Herr Gott, der helfen kann!"
Die Wagen Pharao's verschlang
Das Meer, die Männer und die Rosse
Sammt dem gewalt'gen Kriegestrosse.
Die Tiefe hat sie bedeckt, die Wogen
Des Meeres sind über sie hingezogen,
Sie sanken hinunter wie schweres Blei
Herr, wo ist ein Gott, der so mächtig sei.
So steh nun Deinem Knechte bei!
Der Feind ist groß und ich bin klein,
Doch nichts vor Dir gilt Fleisch und Bein.
Herr Gott, mich stärke Deine Kraft,
Du bist es, der den Sieg verschafft. —
D'rauf bückt er sich, fünf Kieselstein
Von winterlicher Flut gewaschen
That er in seine Hirtentaschen,
Nahm seine Schleuder in die Hand
Und ging des Wegs, da Jener stand.
Der schritt verächtlich auf ihn zu:
Und sprach: „O Zwerglein, hoffest Du

Auf Deinen Gott, der mir ein Spott? —
Laut sag ich's hier, mit ihm und Dir
Will ich in Kurzem fertig werden!" —
Er sprach's mit grimmigen Geberden.

Drauf David sprach: „Mit Schild und Speer
Kommst Du gerüstet zu mir her,
Ich aber hab kein' andre Wehr,
Als den heil'gen Namen meines Herrn.
So wisse denn, der Herr hat Dich
Gegeben heut' in meine Hand,
Denn fallen wirst Du heut durch mich.
Ich schlage Dir das Haupt vom Rumpf
Und Deinen Leichnam werf ich hin
Dem flücht'gen Wild auf dem Gefild,
Den Vögeln die unter'm Himmel ziehn.
Erfahren soll das ganze Land,
Sein spotten läßt der Herr, Herr nicht;
Er ist's, der Fleisches Arm zerbricht,
Der nicht sich wehrt mit Spieß und Schwert;
Sein ist der Streit, ich bin bereit,
Dem Herrn sei Ehr' in Ewigkeit!"

Und da heran der Riese kam,
Der Hirt aus seiner Tasche nahm
Den Stein und schwang die Schleuder gut.
Er schwang sie kräftig und er warf
Den Kieselstein, der spitz und scharf
Fuhr in des Riesen Stirn hinein,
Daß er betäubt zu Boden sank.
Da quoll heraus das rothe Blut
Und durstig trank's der heiße Sand.
Und so geschah's, daß überwand
Der Hirt den Riesen mit dem Stein.

Rasch zum Philister lief er hin
Und riß das Schwert ihm aus der Scheide,
Das Riesenschwert mit scharfer Schneide,
Er hieb das Haupt ihm ab und hob
Es hoch empor dem Herrn zum Lob.

Da flohen von der blut'gen Stell
Entsetzet die Philister schnell.
Nun von den Männern Israel
Hinweggenommen war das Zagen,
Sie jagten den Philistern nach
Und wie Geheul des Sturmes brach
Durch Thal und Kluft das Kriegsgeschrei:
„Herbei, herbei,
Auf, sie zu jagen,
Auf, sie zu schlagen,
Israel, der Herr ist mit Dir!"

Lope de Vega,

„Das Wunder der Natur."

Von **Friedrich Beck.**

Wenn von einem Wunder der Natur die Rede ist, pflegen wir zunächst an eine jener außerordentlichen Erscheinungen der Gestein-, Pflanzen- oder Thierwelt zu denken, welche uns durch ihre Erhabenheit oder Schönheit in Staunen und Bewunderung versetzen. Es gibt aber auch Wunder in der Menschenwelt, welche noch viel bedeutender sind und deren Betrachtung noch viel erhebender wirkt, weil sie in die Region des geistigen Lebens fallen und einen überraschenden und tiefen Einblick in die reiche Fülle von Kräften gewähren, welche in der Seele des Menschen verborgen liegen und nur selten in einzelnen Individuen nach dieser oder jener Richtung hin mit besonderer Stärke zu Tage treten.

Solche Wunder der Natur waren ein Rafael, ein Mozart, Shakespeare, ein Goethe, Newton, Leibnitz und so manche andere Meister der Kunst oder Wissenschaft, deren Fähigkeiten und Leistungen das Maß des Gewöhnlichen weit überschritten haben.

Von einigen derselben ist daher in Bezug auf ihr Leben und Wirken auch in diesen Blättern Verschiedenes mitgetheilt worden. Denn was möchte wohl für die Jugend anziehender und erweckender sein, als das Vorbild großer Männer, die, wenn auch durch ihre Naturgaben vor Andern begünstigt, doch ohne die angestrengteste Thätigkeit und ein unablässig nach den höchsten Zielen hingewendetes Streben niemals das geworden wären, was sie wirklich waren?

Unter ihre Zahl ist unstreitig auch der berühmte Dichter und mächtigste Beherrscher der spanischen Bühne während eines halben Jahrhunderts, Lope de Vega zu rechnen, welchen schon seine Zeitgenossen „das Wunder der Natur", oder auch um das Seltene einer solchen Erscheinung bildlich zu bezeichnen, „den Phönix Spaniens" zu nennen pflegten. —

Das Erbgut Vega im Thal von Carriedo in Altcastilien war der Stammsitz der gleichnamigen Familie, die sich eines hohen Alters rühmen konnte, deren Vermögensverhältnisse aber nicht glänzend waren.*)

Felix, ein Sprößling derselben, suchte daher in Madrid sein Glück zu machen. Dort wurde ihm von seiner Frau Franziska am 25. November des Jahres 1562 ein Sohn geboren — es war unser Lope Felix de Vega Carpio. — Außer diesem Sohne hatte er noch einen andern, der sich dem Kriegerstand widmete und eine Tochter Isabel.

Montalvan, der spanische Biograph des Dichters, erzählt Wunderdinge von dessen früher Geistesentwicklung. Schon im zweiten Lebensjahre sei seine Genialität im Glanze seiner Augen sichtbar gewesen; im fünften habe er spanisch und lateinisch gelesen und selbsterfundene Gedichte gegen Bilder und Spielzeug an seine Kameraden vertauscht. Er selbst versichert, er habe kaum sprechen können, als er auch schon gedichtet, und er vergleicht seine frühesten poetischen Versuche mit dem ersten Zwitschern der Vögel in ihren Nestern. Mit elf und zwölf Jahren schrieb er bereits Komödien von vier Akten und — man könnte wohl sagen, von vier Bogen, denn jeder Akt war einen Bogen stark.

---

*) Wir folgen bei dieser Lebensskizze dem bewährtesten Führer auf diesem Gebiete, Ad. v. Schack (Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien.)

Von diesen Versuchen scheint aber keiner sich erhalten zu haben, denn ein im 14. Bande seiner Komödien abgedrucktes Schäferdrama, welches für die früheste seiner bekannt gewordenen Arbeiten gilt, gehört mindestens schon seinem dreizehnten Lebensjahre an.

Lope's Vater war ein vertrauter Freund des nachmals heilig gesprochenen Bernardin de Obregon, und widmete sich wie dieser mit großem Eifer den Werken der Milde und Barmherzigkeit; er pflegte Arme und Kranke in den Hospitälern und hielt auch seine Kinder zu frommen Dienstleistungen an. Er war auch Dichter, doch entdeckte der Sohn, in welchem die frühzeitige Neigung zur Poesie ganz von selbst erwachte, dieß Talent des Vaters erst nach dessen Tode.

Lope erhielt seinen ersten Unterricht in den Schulen von Madrid. Eine Begebenheit aus dieser Zeit ist für den unruhigen Geist und Wissensdrang des Knaben charakteristisch. Getrieben von dem Verlangen, die Welt zu sehen, entfloh er mit einem seiner Kameraden aus der Hauptstadt. Aber die jungen Abenteurer hatten ihre Geldmittel schlecht berechnet, sie waren bald genöthigt, eines der beiden Maulthiere, deren sie sich zu ihrer Reise bedienten, zu verkaufen. Auch das half nicht für lange. Zu Segovia wollten sie sich einiger Goldsachen entäußern; der Goldschmied glaubte, sie hätten dieselben gestohlen, und sie wurden in's Gefängniß gebracht. Glücklicherweise durchschaute der Corregidor (Richter) den Zusammenhang der Sache, und ließ die jungen unbesonnenen Flüchtlinge nach Madrid zurückbringen.

Lope verlor seine Eltern früh. Noch bei ihrem Leben, kaum 13 Jahre alt, trat er schon in Kriegsdienst, und nahm an einer Expedition nach der afrikanischen Küste Theil. Beschränkte Vermögensumstände seiner Familie scheinen ihn so frühzeitig in's Kriegsleben geführt zu haben; dieselben nöthigten ihn auch, in den Häusern verschiedener Großen ein Unterkommen zu suchen. Vier Jahre lang soll er an der Universität zu Alcala, eine Zeitlang auch in Salamanca Philosophie und Mathematik studirt haben.

Mit siebzehn Jahren nach Madrid zurückgekehrt, wurde er von einer reichen und freigebigen Verwandten wohlwollend aufgenommen, trat aber dann wieder für kurze Zeit in's Kriegsleben ein und nahm Dienste auf der Armada (Kriegsflotte), welche Philipp II. im Jahre 1588 unter dem Herzog von Medina Sidonia gegen England schickte.

Auf dieser Expedition traf er mit seinem lange von ihm getrennt ge-

wesenen Bruder zusammen, hatte aber das Unglück, ihn, der von einer feindlichen Kugel getroffen worden war, in seinen Armen sterben zu sehen.

Nach seiner Rückkunft vermählte sich Lope mit Donna Isabel de Urbina, die von mütterlicher Seite mit Lope's großem Zeitgenossen Cervantes verwandt war. Bald darauf widerfuhr ihm das Mißgeschick, in einen Zweikampf verwickelt zu werden, in welchem er seinen Gegner tödtlich verwundete. Er wurde aus Castilien verbannt und hielt sich fortan theils in Valencia, theils in Italien auf. Das Exil des Dichters dauerte sieben Jahre, eben so lange seine Ehe. Isabel de Urbina starb, nachdem sie ihrem Gatten in die Verbannung gefolgt war und ihn in Kummer und Widerwärtigkeit als treue muthvolle Gefährtin begleitet hatte. Lope trat nun als Secretär in die Dienste des Marquis von Malvica und des Grafen von Lemos und vermählte sich mit Donna Juana de Guardia.

Von nun an ward sein Leben ruhiger; er verließ Madrid nur noch selten und auf kurze Zeit. Das Glück seiner zweiten Ehe wurde durch die Geburt eines Sohnes, Carlos, erhöht. Jeden Morgen — so schildert der Dichter selbst seine Vaterfreude — brachte mir die Amme den kleinen Carlos, der, Rosen und Lilien auf dem Antlitz, mir irgend einen kindischen Scherz erzählte. Der Knabe hüpfte um mich her, so wie ein Lamm im Morgenscheine die Weide durchhüpft, und jeder kindische Einfall, den seine kleine Zunge kaum auszusprechen wußte, schien mir und seiner Mutter ein weiser Spruch und ward von uns mit Küssen belohnt. Und zufrieden solche Morgen zu sehen nach so vielen dunklen Nächten, beweinte ich meine früheren eitlen Hoffnungen. Von da ging ich in mein Zimmer, um zu arbeiten, bis man mich zum Essen rief; ich aber sagte dann oft ärgerlich, sie sollten mich nicht stören — so groß war mein Hang zur Arbeit. Doch wenn dann mein Carlos kam, um mich zu holen, und meinen Augen Licht, meiner Brust Umarmungen gab und mich an der Hand fortzog, so konnt' ich nicht widerstehen und setzte mich zur Seite seiner Mutter an den Tisch. Ohne glänzende Dienerschaar, die hierhin und dorthin die Gerichte trägt, ohne die Tafel des Ueberflusses mit krystallenen Schalen und goldenen Schüsseln besetzt, spendete uns Armuth so viel wir bedurften, denn die Natur hat an Wenigem genug."

Der erste Schlag, der dieses häusliche Glück traf, war der Tod des kleinen Carlos, der mit sieben Jahren starb. Die Ode, die der Vater auf diesen Trauerfall dichtete und in der er den Kampf der christlichen Ergebung mit

der elterlichen Liebe schildert, gehört zu dem Seelenvollsten in der spanischen Poesie. Wir heben einige Stellen daraus hervor.

„Diese süße Frucht meines Daseins biete ich Dir, o ewiger Vater, unter Deinem Segen demüthig vor Deinem Altar an; denn wenn von allen Opfern ein reines und demüthiges Herz das beste ist, so darf ich wohl dieß mein Herz, meinen Carlos, bieten. Ich liebte Dich, Herr, seit Du mein Auge dem Lichte Deiner Erkenntniß öffnetest; da kam mein Carlos auf die Erde, und war wie eine Wolke, die mich hinderte, nach Deiner himmlischen Sonne zu schauen: und so trieb jetzt der Hauch Deiner göttlichen Hilfe mein Lebensschiff durch das Meer meiner Thränen in den Hafen des ewigen Heils, und es war gut, daß mir Der entrissen ward, der mich hinderte, Dich ganz zu lieben, und daß ich Dir dieß zarte Lamm zum Opfer bringen mußte. — Und Du, glückseliger Knabe, der Du in den sieben Jahren Deines Lebens keinen Ungehorsam gegen Deinen Vater geübt hast — erheitre meine Augen, der Du nun im Reiche des Lichtes wohnst. Von der ersten Wiege bis zum letzten Bett hast Du uns keine kummervolle Stunde gemacht; Dein Tod ist der erste Schmerz, den Du uns verursachst. Wenn ich Dich so heilig und so weise sah, erkannte ich in den jungen Jahren schon das Alter, das Dich an die Schwelle des Grabes führte, und dachte: so endigt der Greis, wie kann das Kind so beginnen? — Wie oft, mein süßer Knabe, fing ich Dir schöne Vögel ein, verschieden an Gesang und Farben; wie oft pflanzte ich Dir grüne Zweige in Dein Gärtchen, mit Blumen, in denen ich Dein Ebenbild sah; Du aber, mein Carlos, warst kaum in der reinen Luft der Morgenröthe thaubenetzt emporgeblüht, als schon die weiße Lilie welk und erstarrt zu Boden sank, um in den Himmel verpflanzt zu werden. O, mit wie göttlich schönen Vöglein kannst Du nun spielen, die mit bunten Flügeln durch die himmlischen Auen des ewigen Gartens flattern." —

Ein zweiter Sohn, der den Vornamen des Vaters Lope führte, gelangte zu höheren Jahren und trat in Kriegsdienste. Seine Tochter Marcela nahm 15 Jahre alt, im Kloster der Barfüßerinnen vom Carmeliterorden den Schleier. Das Herz des Vaters scheint mit besonderer Zärtlichkeit an diesem geistig sehr begabten Mädchen gehangen zu haben.

Zu dem Tode des ältesten Sohnes sollte er bald auch den Verlust der Gattin betrauern. Sie starb gleich nach der Geburt einer Tochter, Feliciana. Lope's Geist ward von diesen wiederholten Schlägen tief gebeugt. Schon vor dem letzten Trauerfalle hatte sich sein Sinn vorzugsweise der Religion hin-

gegeben; nun beschloß er, sich ihr ganz zuzuwenden. „Feliciana — so äußert er sich hierüber — hält mir in Blick und Sprache den Schmerz ihrer todten Mutter stets gegenwärtig. Die Erinnerung an ihre hohe Tugend läßt mich ihr stete Thränen nachweinen, so daß keine Zeit meinen Kummer heilt; ich zeichnete mir ihr heiliges Leben auf, um mich jeden Tag in ihm zu bespiegeln, ich verließ den eitlen Glanz der Welt, und wurde Priester."

Er empfing die Weihe zu Toledo, trat in die Congregation der „Sklaven des hl. Sacraments" im Oratorio del Cavallero de la Gracia, wo er den ersten Augustsonntag 1609 Messe las, ward den 24. Januar 1610 Mitglied vom Oratorio de la calle del Olivar und am 26. September 1611 in den vom hl. Franz von Assisi gestifteten dritten Orden, dessen Regel die Mitglieder nur zu gewissen Bußübungen und Andachten, nicht aber zum eigentlichen Klosterleben verpflichtet, aufgenommen.

Mit Lope's Eintritt in den geistlichen Stand beginnt die glänzendste Zeit seines Lebens, wenn auch nicht die glücklichste, denn er spricht noch in den spätesten Lebensjahren mit schmerzlicher Bewegtheit von dem verlornen Familienglück. Sein Dichterruhm stieg von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Höhe; die Fürsten und Granden Spaniens bewarben sich um seine Freundschaft, Dichter und Dichterinnen buhlten um seine Gunst, die Nation vergötterte ihn. Dessenungeachtet floh er allen äußern Glanz und theilte seine ganze Thätigkeit zwischen die Uebung seiner Pflichten als Geistlicher und die poetische Produktion. Er hatte eine Kapelle in seinem Hause, in der er jeden Tag Messe las, außer an denen, wo er sein Amt als Priester öffentlich verwalten mußte; er fehlte bei keinem Leichenbegängniß und bei keiner Prozession. Seine Wohlthätigkeit und Freigebigkeit machte sein Haus zum Zufluchtsort aller Bedürftigen; nie fand ein Armer seine Hand verschlossen. Als eines Tages ein schlechtgekleideter Geistlicher ihn um ein Almosen ansprach, bekleidete ihn Lope mit seinem eigenen Priestergewande und schenkte ihm seinen Hut, obgleich er genöthigt war, auszugehen und keinen andern bei der Hand hatte.

Seine Frömmigkeit war lebhaft und ungeheuchelt. Die redendsten Beweise davon sind seine geistlichen Gedichte, die, in verschiedenen Zeiten seines Lebens entstanden, erst später erschienen; es sind dieß die schönsten Früchte seiner lyrischen Begeisterung, theilweise zum Tiefsten und Seelenvollsten gehörend, was die christlich-religiöse Muse hervorgebracht hat.

Bereits vor seinem Eintritt in den Priesterstand hatte Lope mit Vorliebe

in der Religion Stoffe für seine Poesie gesucht. Schon während seiner zweiten Ehe schrieb er „die Hirten von Betlehem", die zuerst 1612 gedruckt erschienen. In diese Erzählung ist eine Reihe von Versen eingemischt, in denen sich ein kindlich frommer Sinn auf's Liebenswürdigste ausspricht. Das Buch ist dem kleinen Carlos, dem Sohn des Dichters, mit folgenden Worten dedicirt: „Diese Prosa und diese Verse an den Christusknaben passen für Deine jungen Jahre. Wenn der Herr Dir deren eine große Zahl vergönnt, so erinnere Dich, daß, wenn ich in der Zeit meines Irrthums ein weltliches Arkadien dichtete, ich nun enttäuscht dieses schreibe. Beginne in diesem Christus, in dem Du seine Kindheit liesest; er wird Dich lehren, wie Du Dich in der Deinen zu verhalten hast. Möge er Dich beschützen!"

Man könnte aus diesen Zeilen schließen, daß Lope der weltlichen Poesie gänzlich entsagt habe. Aber dem war nicht so. Wenn er in Stunden der Andacht die Religion für den einzig würdigen Gegenstand der Begeisterung hielt, so konnte sich seine Fantasie in minder ernsten Augenblicken doch nicht enthalten, mit den verschiedenartigsten Stoffen zu spielen. Und so fuhr er in der Composition und Herausgabe aller Arten von lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen noch als Priester mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit fort. Seine zahlreichen lyrischen Gedichte, in verschiedenen Sammlungen gedruckt, enthalten wie alle seine Werke zwar manches Mittelgut, aber auch wieder viel Köstliches und Werthvolles. Einzelne tadelnde Stimmen verhallten ganz in dem Beifall des Publikums; selbst Cervantes, dem die spanische Bühne ihren ersten Aufschwung verdankte, beugte sich seinem überlegenen Geiste. Die Idee von Trefflichkeit war so innig mit seinem Namen verknüpft, daß man ihn gebrauchte, um irgend etwas in seiner Art Vollkommenes zu bezeichnen. Ein Lopeschmuck, ein Lope-Diamant, ein Lope-Gemälde waren die Modeausdrücke für den höchsten Grad der Vortrefflichkeit. Gelehrte und Freunde der Poesie drängten sich aus allen Gegenden der Halbinsel nach Madrid, um den Wundermann zu sehen, und selbst Italiener begaben sich in der einzigen Absicht, den großen Dichter kennen zu lernen, nach Spanien.

Sobald Lope sich nur auf der Straße zeigte, versammelte sich das Volk, um ihn anzustaunen, und selbst der König blieb ehrfurchtsvoll und bewundernd stehen, wenn er dem seltenen Mann begegnete.

Die Productivität unsers Dichters scheint mit den Jahren eher zu-, als abgenommen zu haben. Selten verstrich ein Monat, ja eine Woche, daß er

nicht ein Stück auf die Bühne brachte, selten ein Jahr, daß er nicht noch ein anderes literarisches Werk herausgab. Bei den poetischen Wettkämpfen, die in den Jahren 1620 und 1622 zur Feier der Beatification und Canonisation (Selig- und Heiligsprechung) des hl. Isidor veranstaltet wurden, übertraf er alle Mitbewerber der Preisschriften in der Zahl und Güte der Produkte. Es ist gewiß, daß er noch bis in's Jahr 1631 fortgefahren, für's Theater zu schreiben; denn noch im Sommer dieses Jahres verfaßte er auf Ansuchen des Herzogs von Olivarez eine Komödie, die in der St. Johannisnacht vor Philipp IV. aufgeführt wurde.

Lope lebte fortwährend trotz seines ausgebreiteten Ruhmes in gänzlicher Zurückgezogenheit. Mit größter Gewissenhaftigkeit und Strenge lag er der Ausführung seiner Pflichten als Geistlicher und Mitglied verschiedener Congregationen ob. Die einzige und liebste Erholung, die er sich von seinen angestrengten Arbeiten gönnte, war die Pflege eines kleinen Gartens, den er neben seiner Wohnung besaß.

Im Beginn des Jahres 1635 wurde Lope durch den Tod seines Sohnes Felix tief niedergebeugt. Die Lebenskraft des Dichters war von diesem Zeitpunkte an wie gebrochen. Am 6. August, nachdem er mit zwei vertrauten Freunden zu Mittag gegessen hatte, drückte er den Wunsch nach einem baldigen Tode aus. Dieß Verlangen sollte in Kurzem in Erfüllung gehen. Am Freitag den 18. desselben Monats stand er seiner Gewohnheit gemäß früh Morgens auf, las Messe und wässerte hierauf seinen Garten. Obgleich er sich sehr schwach fühlte, wollte er, wie doch seine Unpäßlichkeit ihm gestattete, das Fasten nicht unterlassen, ja er geißelte sich sogar mit seiner gewöhnlichen Strenge. Gegen Abend desselben Tages ging er aus, um einer Disputation im Collegium der Schotten beizuwohnen; dort vermehrte sich sein Unwohlsein. Er wurde nach Hause gebracht und mußte sich zu Bette legen. Die Krankheit wurde alsbald für lebensgefährlich erkannt. Noch am Abend zuvor hatte er ein Sonett auf den Tod eines portugiesischen Edelmannes und noch ein anderes längeres Gedicht geschrieben. Erst mit dem Leben also hörte Lope auf zu dichten. Am 19. und 20. zeigte sein Zustand bedenklichere Symptome; man wandte Ueberschläge an, allein vergebens. Am Sonntag gegen Abend ließ er sich die Sterbsakramente reichen und verlangte nach seiner Tochter Feliciane, um sie zu segnen; dann versammelte er seine Freunde um sich und nahm von ihnen Abschied, indem er sie zur Frömmigkeit, Eintracht und christlichen Liebe

ermahnte. „Der wahre Ruhm — sagte er zu einem Freunde — besteht in der Tugend, und ich würde gerne allen Beifall, der mir zu Theil geworden, hingeben, um Ein gutes Werk mehr gethan zu haben." Hierauf wandte er sich zu einem Bilde der heiligen Jungfrau von Atocha und verrichtete ein brünstiges Gebet, bis er erschöpft zurücksank und, allein unter Obhut des Arztes gelassen, eine sehr unruhige Nacht zubrachte. Am folgenden Morgen vermochte er, obwohl bei vollem Bewußtsein, kaum noch vernehmlich zu sprechen. Seine Freunde fanden ihn, die Lippen fest auf ein Kruzifix gedrückt, andachtsvoll den Trostreden eines Geistlichen zuhörend. Sie knieten, die Nähe des ernsten Momentes ahnend, weinend und betend um sein Lager her, bis ihnen ein schwach verhallender Seufzer: „Jesus, Maria!" verkündigte, daß der letzte Kampf ausgekämpft sei.

So starb Lope de Vega, drei und siebzig Jahre alt, am Montag den 21. August 1635.

Wie sehr der große Mann von Menschen aller Stände geliebt und bewundert worden war, beweist die allgemeine Bewegung, welche die Trauerbotschaft nicht nur in Madrid, sondern durch das ganze Königreich hervorbrachte. Es wurde sogleich ein neuntägiger Trauergottesdienst angeordnet. Der Glanz des Leichenbegängnisses, das der Herzog von Sessa, als Gönner, Freund und Testamentsvollstrecker des Verstorbenen, auf eigene Kosten veranstaltete, findet in den Annalen der Dichter wohl kaum seines Gleichen. Alle Granden, Minister, Prälaten, alle Dichter, Gelehrte und Künstler, die sich in Madrid befanden, gingen in dem Condukte; alle geistlichen Congregationen schlossen sich von freien Stücken an. Fenster, Balkone und selbst die Dächer der Häuser waren mit Neugierigen bedeckt, und auf den Straßen wogte ein unabsehbares Menschenmeer. Der Zug, der sich durch die Massen des Volkes kaum Bahn brechen konnte, war so ausgedehnt, daß die Vordersten schon bei der Kirche St. Sebastian anlangten, bevor die Leiche noch die Straße Francos (in welcher Lope's Wohnung gelegen war) verlassen hatte. Auf Bitten Marcela's, welche dem geliebten Vater noch eine letzte Huldigung darzubringen wünschte, machte man einen Umweg, um beim Kloster der Barfüßerinnen vorüber zu ziehen. Hier ward einen Augenblick geruht; dann ging es weiter in die St. Sebastianskirche, wo ein feierliches Seelenamt gehalten wurde und hierauf die Beisetzung der Leiche stattfand. Es wird erzählt, daß in dem Augenblick, wo man den Todten vom Katafalk herabgenommen, um ihn in die Gruft zu sen=

ken, ringsum ein tiefer Seufzer gehört worden sei, als ob Spanien erst in diesem Momente seinen großen Dichter verloren habe.

Die Feierlichkeiten waren hiemit nicht zu Ende. Die Genossenschaft der aus Madrid gebürtigen Priester, deren Mitglied Lope gewesen war, sowie die Schauspieler der Hauptstadt veranstalteten noch eigene Trauerceremonien, bei denen besondere Gedächtnißreden gehalten wurden. Die Priester schilderten ihn als einen Heiligen, ebenso erhaben durch sein Genie über alle Classiker der Alten, wie durch seine Religion über die Heiden. Auf dem Theater ward ihm zu Ehren ein eigens für diese Gelegenheit verfaßtes Drama gespielt. Hundert und sechzig spanische Dichter und Dichterlinge wetteiferten, sein Grab mit Oden, Decimen, Glossen, Sonetten, Inschriften und Trauerreden zu schmücken. Sogar die italienischen Musen betrauerten Lope's Tod, und es erschien im Jahre 1636 ein ganzer Band Klagegedichte von den berühmtesten italienischen Poeten.

Lope war ein schöner Mann, groß und hager von Figur, sein Gesicht bräunlich, aber voll Geist und Grazie. Er hatte eine große, schön geformte Nase, sehr lebhafte und liebliche Augen und einen starken schwarzen Bart. Er war bis in seine letzten Lebensjahre vollkommen gesund, denn er hatte eine glückliche Organisation und lebte sehr geregelt und mäßig. Im Umgang zeichnete er sich durch die Liebenswürdigkeit seines Benehmens, im Gespräch durch hinreißende Beredtsamkeit aus. Es gibt noch mehrere, als echt beglaubigte Porträte von ihm, deren eines ihn im besten Mannesalter und in weltlicher Tracht darstellt; in den übrigen erscheint er als älterer Mann und in geistlicher Kleidung.

Die poetische Fruchtbarkeit des Lope de Vega ist zum Sprichwort geworden. Auch wer nie eine Zeile von ihm gelesen hat, weiß doch, daß ihn unter allen Originalschriftstellern alter und neuer Zeit in dieser Hinsicht Keiner übertroffen hat. Ueberall wo bei seinen Zeitgenossen von ihm die Rede ist, finden sich Ausdrücke des Erstaunens über die wundervolle Menge seiner Werke. Nach seiner eigenen Angabe kommen auf jeden Tag seines Lebens fünf Bogen, wonach man berechnet hat, daß er 133,225 Bogen und über 21 Millionen Verse geschrieben haben müsse. Die Zahl der von ihm verfertigten Komödien *)

*) Der Name Komödie umfaßte nach dem in Spanien üblichen Begriffe dieses Wortes dreiaktige Bühnenstücke jeder Art, ohne Rücksicht auf ihren komischen oder tragischen Inhalt.

übersteigt 1500; außerdem schrieb er aber auch noch viele **Autos***), **Loas****) und **Entremeses*****) und eine Menge anderer Dichtungen, die der epischen und lyrischen Gattung angehören. Obwohl nur ein verhältnißmäßig geringer Theil seiner Werke im Druck erschienen ist, füllen doch die Dramen allein schon 25 Bände. Das was man von der Schnelligkeit, mit der Lope dichtete, weiß, gränzt an's Undenkbare. Lope selbst gibt die Versicherung, daß mehr als hundert seiner Komödien in je vierundzwanzig Stunden verfaßt worden seien. Um dieß so erstaunlich zu finden, als es wirklich ist, muß man sich vergegenwärtigen, daß eine Lope'sche Komödie ungefähr 3000 Verse zählt und sich in den künstlichsten Versmaßen und Reimverschlingungen bewegt. Sieht man auch ganz von der unbegreiflichen Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des dichterischen Geistes ab, so gränzt doch schon die Fähigkeit, eine in ihrer Form so schwierige Dichtung in derselben Zeit zu componiren, **als der geschickteste Copist sie kaum abzuschreiben vermöchte**, an's Unglaubliche. Man wird zu der Annahme gezwungen, daß Lope sich beständig im Zustande des Improvisators befand, daß jeder Gedanke ihm schon mit dem entsprechenden Ausdruck, in Vers und Reim gekleidet, entstand.

So wunderbar eine so beispiellose Productivität sein mag, so würde sie doch an und für sich kein Beweis für Lope's Dichtergröße sein. Nicht auf die Menge der Hervorbringungen, sondern auf die Menge des wahrhaft Ausgezeichneten und Vollendeten darunter gründet sich die ihm gezollte Bewunderung. Mit dieser freudigen Anerkennung seines überlegenen Geistes verbindet sich aber auch noch ein Gefühl von höherer Art, — die Ehrfurcht vor seiner religiösen Gesinnung, die sich, wie in seinem Lebenslaufe, so auch in den Werken Lope's kundgibt. Er war nicht bloß ein schöpferischer, fantasiereicher, er war auch ein gläubiger, ein wahrhaft christlicher Dichter, der aus dem tiefsten

---

*) **Autos** (Acte) waren geistliche und allegorische, zur Verherrlichung verschiedener Feste bestimmte dramatische Darstellungen und von geringerem Umfange als die Komödien.

) **Loas (Lobgedichte), kleine Vorspiele oder Empfehlungsstücke, welche die Vorstellung der Komödien sowohl als der Autos einzuleiten pflegten.

***) **Entremeses** (Zwischenspiele), kleine burleske Dramen, die bei den Komödien zwischen den Jornadas (Aufzügen), bei den Autos zwischen der Loa und dem eigentlichen Auto gespielt wurden.

Borne der geoffenbarten Wahrheit jene höhere Lebensweisheit schöpfte, die über allem bloß irdischen Wissen steht. Diese Errungenschaft betrachtete er selbst als den Hauptgewinn seines langen und thätigen Lebens, und gab dieser seiner gereiften Erkenntniß auch den schönsten dichterischen Ausdruck in einem seiner Sonette, das wir, nach Melchior Diepenbrock's Uebersetzung, zum Schlusse hier mittheilen.

Die höchste Schule.

Des Wissens Gier, von allen Seelentrieben
Der unersättlichste, hat mich im Dienste
Der Wissenschaften und der hohen Künste
So viele Jahre kraftlos umgetrieben.
Was ist mir nun als Frucht und Lohn geblieben?
Statt laut'rer Wahrheit fand ich Hirngespinnste,
Statt neuen Lichtes trübe Nebeldünste,
Mein Herz blieb leer, blieb leer am Glauben, Lieben.
O Eitelkeit des wißbegier'gen Strebens!
Herr, laß nun auf Dein Kreuz den Blick mich kehren,
Dort seh' ich höchste Kunst und Weisheit sprossen.
Doch, angenagelt, kannst so viel Du lehren?
Ja! denn Du hast am Kreuz Dich ganz erschlossen,
O Christus, ew'ge Wahrheit, Buch des Lebens!

Wanderung eines Kreuzers.

Von **Anna Benedikt.**

Aus dem Prägestock der königlichen Münze gekommen, lag hell funkelnd im Sonnenglanze ein Häuflein silberner Kreuzer. Auf der Aversseite derselben stand das bescheidene Eins mit der Jahreszahl, in ein Kränzchen gefaßt, auf der Reversseite schimmerte das bayrische Wappen, und so harrten sie des Augenblicks, der sie als kleine Wichtigkeiten in den geselligen Verkehr bringen

sollte. Da kam ein freundlicher Herr in einem schönen Pelzrocke und tauschte sich für einen alten, dicken Thaler eine ganze Hand voll neuer Kreuzer ein und alle wanderten in ein finsteres Maschengefängniß. Als es wieder Licht um sie ward, befanden sie sich auf einem gedeckten Tische, um welchen eine fröhliche Familie versammelt war. Das Oberhaupt derselben, jener Herr im Pelzrocke, wählte unter den blanken Geldstücken das schönste heraus. Vor ihm auf dem feinen Porzellanteller lag ein kleines Rosapapierchen, auf dem das Wort „Zufrieden" gedruckt stand. „So Annchen, das ist recht," sprach der Vater, „Du bist die ganze Woche hindurch wieder brav und fleißig gewesen in der Schule. Sieh, da schenke ich Dir das blanke, neue Kreuzerlein, ganz warm aus der Münze." Annchen hatte schon lange mit Ungeduld auf den Moment gewartet, wo der Papa das Zufriedenheitsbilletchen bemerken würde, das sie von der Lehrerin erhalten, und das sie ihm alle Sonnabende auf den Teller legen mußte. Jetzt sprang sie auf, eilte auf den Papa zu und küßte ihm dankbar die Hand. Dann schaute sie lange lächelnd den silbernen Lohn an und that ihn in ein zierliches Büchschen, worin schon mehrere Kreuzer sich befanden; keiner aber war so schön glänzend als dieser. Annchen mußte sehr fleißig sein, denn das Büchschen öffnete sich alle Sonnabende, allemal, wenn auch in das daneben stehende Kästchen ein Zufriedenheitskärtchen gelegt wurde. Die Kreuzer wechselte sich Annchen nach und nach in größere Geldstücke aus; theils wanderten sie fort, um nicht wieder heimzukehren, meistens zum Buchbinder um bunte Schreibhefte, wohin endlich auch die Reihe den neuen Kreuzer traf. Annchen erhandelte sich dafür ein Paar Stahlfedern, denn an demselben Vormittage sollte die entscheidende Probeschrift geschrieben werden. Die Frau des Buchbinders versenkte den neuen Kreuzer in ein Schublädchen, nahm ihn aber gleich darauf wieder heraus, um ihn einem wohlgekleideten Knaben zu geben, der einen Zeichnungsstift für zwei Kreuzer gekauft und einen Groschen hingereicht hatte. Der Knabe steckte das neue Kreuzerlein in die Westentasche und eilte fort in die Klasse, denn er war schon das erste Jahr Lateiner und dachte eben den großen Gedanken, ob er sich nicht um 10 Uhr einen Apfel dafür kaufen solle, als er dem kleinen Georg begegnete, dessen arme Aeltern im Rückgebäude seines Vaterhauses wohnten. Der kleine Georg trippelte weinend daher; in der einen Hand hielt er ein Medizinglas, die andere war mit einem grünwollenen Fäustling bedeckt. Alphons hatte Mitleid mit ihm und fragte ihn freundlich was ihm fehle. „Hab'

so Hunger," schluchzte der Knabe, „der Mutter ist das Geld ausgegangen; das ist das letzte in die Apotheke, denn der Vater ist krank und in die Schule komme ich vielleicht auch zu spät." — Der gutherzige Alphons griff rasch in seine Westentasche und sagte: „Da, Georg, kaufe Dir Brod, und wenn ich heimkomme, werde ich den Vater bitten, Euch zu helfen." — Wie froh der hungrige Knabe zu ihm aufsah! „Vergelt es Gott!" rief er — „jetzt will ich aber lernen!" steuerte jedoch zuerst dem nächsten Bäckerladen zu. Für seinen schönen Kreuzer bekam er ein großes Stück schwarzes Brod, von dem er gierig herabbrach. In dem Bäckerladen stand neben der Verkäuferin deren zehnjähriges Töchterchen Rosine. Diese nahm sogleich den silberhellen Kreuzer zwischen die Finger und sagte: „Mutter, nicht wahr, ich darf mir etwas Süßes kaufen beim Conditor drüben, so ein Maccaroni-Laibchen, es ist ja auch kein Apfel mehr im Hause!" Die Mutter erwiderte: „Du hast ja erst vor Kurzem gefrühstückt und hier ist Brod im Ueberfluß, wenn Dich hungert." „Brod mag ich keines!" schrie das naschhafte Mädchen und die schwache Mutter überließ ihr den Kreuzer, der den hungrigen Georg so sehr beglückt hatte. Rosine lief zum Conditor und holte sich ein Maccaronilaibchen. Während sie noch im Laden stand, und mit lüsternen Blicken all die Torten und Törtchen, Kuchen und Pastetchen, die zu Pyramiden gethürmten Zeltchen und Confitüren verschlang und sich nichts Seligeres denken konnte, als unter all der süßen Herrlichkeit aufräumen zu dürfen, kam ganz gemüthlich eine Köchin mit einem großen Marktkorbe in den Laden, eine bestellte Punschtorte abzuholen. Sie erhielt mit andern Münzen Rosinens Kreuzer auf ihren Thaler heraus und ging heim. Hier übernachtete der noch immer schöne Kreuzer in einem ziemlich gebrauchten, von Fett träufelnden Portemonnaie und am nächsten Morgen wurde er bei der Gärtnerin ausgetauscht gegen ein duftiges Büschelchen Suppengrün. Die Gärtnerin rief ihren zwölfjährigen Sohn Philipp herbei und gebot ihm für den Kreuzer die „Neuesten Nachrichten" zu holen. Philipp sprang fort; aber unachtsam wie er war, so daß er fast täglich etwas vergaß oder verlor, ließ er den Kreuzer beim Springen in einen Kehrhaufen fallen und konnte ihn nicht mehr finden. In der Nähe wohnte eine reiche Base, da wollte er sich einen andern erbitten. Indessen kam gebückt und langsamen Schrittes ein altes ärmlich gekleidetes Weib die Straße herauf. Sie schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, das Geheimniß jedes Kehrhaufens zu ergründen. Mit einem Stückchen Holz bohrte die alte, runzelige Ursula in den Grund und sah etwas

glitzern. Sie hob es auf, lachte vergnügt und murmelte: „Hab immer gesagt, wer zu 59 Kreuzern geboren ist, bringt es zu keinem Gulden, und nun ist es doch nicht wahr, das Sprichwort. So, jetzt habe ich mit meinen 59 ersparten Kreuzern Einen Gulden und kann mir eine Sonntagshaube machen lassen." Sie wackelte heim in ihr Stübchen, das sie in der Wohnung einer verheiratheten Tochter besaß und legte den Kreuzer auf ihren alten Tisch, denn es hatte schon in die Abendstunde geläutet. Aber die Wahrheit ihres Sprichwortes sollte sich an der Alten bewähren. Der Kreuzer hatte einen schlimmen Feind an ihrem Enkel, dem bösen Konrad, der sich leider schon vieler Lügen und manches Betruges schuldig gemacht hatte. Dieser schlich sich in das Stübchen der Großmutter, sah den Kreuzer und nahm ihn zu sich. Der einst so funkelnde Kreuzer hatte freilich seine Schönheit eingebüßt im garstigen Kehrichthaufen, und in der schmutzigen Hand des diebischen Knaben wurde er noch häßlicher. Konrad lief auf die Gasse, wo seine Kameraden mit Schussern spielten und kaufte sich von einem derselben farbige Schusserkugeln und verspielte sie. Wie gewonnen, so zerronnen! Den Kreuzer besaß nun als Eigenthum der lustige, leichtsinnige Augustin, bei welchem nie lange ein Stück Geld bleiben konnte; es brannte ihn in der Hand oder in der Tasche, bis er es los war. Er lief sogleich in die Dreikönigsbult hinaus, wo es sehr lebhaft zuging. Ein Marionettenkasten zog den lustigen Augustin an, wo eben im ganz zerrissenen Wammse Kasperl seine Possen machte. Ganz im Gegensatze zu den derben Scherzen und Späßen stand das Gesicht der bleichen Frau neben dem Kasten. Als die Komödie zu Ende war, nahm sie ein blechernes Tellerchen und ging im Kreise der Zuschauer umher. Mancher schlich sich davon, als es an's Zahlen ging; aber Augustin, so leichtsinnig er auch war, hatte ein mitleidiges Herz. Er blickte traurig in das sorgenvolle Gesicht der armen Frau und legte den im Spiel gewonnenen Kreuzer auf den Teller. Bald darauf trat diese Frau in einen nahen Kaufladen und wollte für den Kreuzer Seide kaufen, um Kasperls Wamms zu flicken. Die Kaufmannsfrau aber sah ihr das Elend an, gab ihr die Seide umsonst und drückte ihr zu dem Kreuzer noch ein Halbguldenstück in die Hand. Thränen im Auge dankte die Arme; der zurückgegebene Kreuzer aber wurde in dem zerrissenen Portemonnaie begraben, daß er lang nicht mehr zum Vorschein kam. Der Eigenthümer des Marionettenkastens schloß sich mit seiner Frau einer größern Gauklertruppe an, und die Gesellschaft reiste in einem Auswanderungsschiff nach Amerika. Dort über dem Meere zerstreute sie

sich allmälig wieder und der arme Marionettenbesitzer starb im Staate Indiana. Das Weib, allein und verlassen, suchte vergebens ein Obdach, eine Beschäftigung.

Auf einer dieser Wanderungen sank sie ermattet auf der Schwelle eines Hauses nieder, das einem reichen Pflanzer gehörte. Sie zog ihr Taschentuch heraus, um ihre Thränen zu trocknen und mit demselben das zerlumpte Portemonnaie, aus dem der noch aus Europa mitgeschleppte Kreuzer in ihren Schooß fiel. Ach, wie sah es aus, das arme Kreuzerlein! All seinen Glanz hatte es verloren und dazu seinen Werth im fremden Lande. „Mein letzter Kreuzer", klagte die Unglückliche schmerzlich, „o Gott, und bald auch mein letztes Stündchen."

Da näherte sich der Herr des Hauses, der Alles mit angesehen, nahm ihr die Münze aus der Hand und rief: „Sieh da, ein bayerischer Kreuzer! Seit dreißig Jahren habe ich keinen mehr erblickt; ich gebe Euch dafür einen blanken Dollar, denn der Kreuzer kommt aus meinem Vaterlande, meinem lieben Bayern, ich will ihn aufbewahren unter meinen Kleinodien." — Als der wackere Bürger Amerika's, den sein erworbener Reichthum noch nicht lieb- und gefühllos gemacht hatte, das ganze Schicksal der armen Ausgewanderten erfuhr, erbarmte er sich ihrer elenden Lage und verpflegte seine Landsmännin bis an ihr Ende, das bei ihren erschöpften Kräften bald eintrat.

Der kleine bayerische Kreuzer aber hat doch manches Gute gestiftet, und so mag er nach seiner weiten Wanderung froh ausruhen unter Gold und Silber in dem gefüllten Schranke des reichen Amerikaners.

Das Immergrün.

Von **Alexandra**, k. Prinzessin von Bayern.

An einem Wintertage verleitete mich meine Liebe zur Natur, ein wegen seiner Schönheit berühmtes Thal aufzusuchen. Ich hatte es im Monat Juli in seinem reichen Sommerschmucke gesehen und fand es wieder von Schnee, gleichsam mit einem Leichentuche bedeckt, unter welchem die Blumen und die Gräser begraben lagen.

Finstere Wolken beschatteten die Felsen, welche das Thal einschlossen, und

verbreiteten sich über den ganzen Horizont; die Schneeflocken waren die einzigen Zierden der Bäume, welche den einst so frohen Vögeln zur Zufluchtstätte dienten und die Raben flatterten ängstlich hin und her, klägliche Töne ausstoßend. Die Gesträuche hatten ihre Rosen gegen Eisblüthen vertauscht und vom großen Pflanzenreiche blieb nur mehr ein kleines Immergrün übrig, dessen glänzende Blätter sich über den Schnee erhoben. Sie schienen die gefällten Eichen, Zeugen ihrer Geburt, zu vermissen und ihre Schwestern, die Blumen, welche sie einst umgaben, zu betrauern. Denn derselbe Thau und dieselben Sonnenstrahlen hatten ihre zarten Blüthenkelche entwickelt.

Während ich das kleine Immergrün bemitleidete, fühlte ich mich plötzlich von einem Schrecken ergriffen. „Vielleicht“ sprach ich zu mir selbst, „ist mir von Gott ein langes Leben bestimmt; vielleicht muß ich die Wohlthäter und Freunde meiner Kindheit überleben?“

Doch kaum hatte mich dieser Gedanke mit Schauer erfüllt, als ich über meinen Kleinmuth bestürzt, das Immergrün wieder betrachtete. Gleich dieser Pflanze, welche ruhig bis zum Frühling grünt, wo sie mit neuen Blättern bekleidet, ihre auferstandenen Schwestern wiedersehen wird: — sollen auch wir mit Geduld und Ergebung ausharren und uns der frohen Hoffnung erfreuen, daß Gott uns eines Tages mit allen Jenen im Himmel vereinen werde, die uns hienieden theuer waren.

Lied des lustigen Knaben.

Von **Becker.**

Im Frühling muß man lustig sein,
Da ist's die rechte Zeit.
Da lacht der Wald, das Feld, die Au,
Und heiter ist des Himmels Blau,
Das Fischlein tanzt, es hüpft das Reh
Und 's Echo ruft „Juhe! Juhe!“

Im Sommer muß man lustig sein,
Da ist's die rechte Zeit.
Da wär' es sonst ja gar zu heiß,
Doch lustig sein, das kühlt den Schweiß,
Es ist auch viel zu lang der Tag
Für den, der niemals lachen mag.

Im Herbste muß man lustig sein,
Da ist's die rechte Zeit.
Da laden tausend Aepfelein
Zu Spiel und frohem Schmause ein,
Die Traube weinet gar vor Freud
Viel Thränen voller Süßigkeit.

Im Winter muß man lustig sein,
Da ist's die rechte Zeit.
Im Winter ist der heil'ge Christ,
Und wer dabei nicht lustig ist,
Der hat ein Herz so kalt wie Stein,
Es friert ihm noch im Leibe ein.

Auflösungen zu den Neckräthseln.

Ausgewählt von **Friedrich Güll.** (S. 144.)

1. Der Kehrbesen.
2. Mit einem T.
3. Musikanten, die zum Tanz aufspielten.
4. Nähnadel mit Faden.
5. Der Schatten.
6. Dem Schloß.

Von' Himmi.

Von **Franz v. Kobell.**

(Mit Bild.)

In Tölz amal bei'n Schredlbräu
San g'seßn Zwoa beinand,
Der oa' a' Jaager und der oa'
An' alter Musikant.

'San in der Kircha g'west und hamm
Da vo' der Predi' g'redt
Und daß die himmlischn Freudn
Der Pfarrer so 'rausg'stricha hätt'.

„Wegn meiner, hat der Jaaga g'sagt,
J' glaab' wohl an die Freud',
Dees oa' dees g'fallt mir aber nit,
Daß's gar nix z'jagn geit.

„Vo' d e n hat er koa' Wörtl g'sagt,
Und mit der Jaagerei,
Die do' die fürnehmst' Lustbarkeit,
Js's dortn g'wiß vorbei.

„A' Musikant hat's freili' guat,
Für den werd's wohl a' Pracht,
Wann ihm die Sanct Cäcilia
Allbot a' Musi macht,

„Und d' Engl singa schaarnweis
Wie d' Zeiserln um und um,
A' Musikant ja ko' si' freu'n
Auf dees Elysium."

„„Mei'l red' nit so, sagt d'rauf der oa',
Und zürn' Di' nit damit,

Denn ob's dort gar nix z'jagn geit,
Dees woaß ma' ja no' nit,

„„Dees aber woaß ma', daß ma' schö'
Auf d' Welt kon abaschaugn
Und daß ma' sicht was da passirt,
Dees moan' i', kunnt' Dir taugn,

„„Schaugst üb'rall eini, wo a' Jagd,
Und sichst es aa' gar g'wiß
Wo 's Wildpret wechs'lt und wo's steht
Und wo koa' Schwaanzl is,

„„Jetzt denk' Dir no' dees Gaudium,
Sich'st oa' zu'n Jagn geh'
Und woaßt voneh', daß nix in' Bogn
Und sichst' es uma' steh',

„„Und luus'n mit der g'spanntn Bix
Und pass'n mäuslstill,
Und hoamli' fluacha, was's denn is,
Daß gar nix kemma will.

„„Und sichst na' oft wie oana thuat
Recht dalket auf der Birsch
Und feit in' Steh', nit siebez'g Schritt,
Den allerstirkst'n Hirsch,

„„Und hörst na' wier er lügn ko':
Es waar' ihm koa' Verdruß,
Der Hirsch waar' oamal z'flüchti' gwest
Und gar a' weiter Schuß,

„„Und na' muaßt denka daß da d'robn
Viel tausn'd Jaaga gwiß,
Und vo' der ält'stn Jaagerei,
Wo's no' 'was gwesn is,

„„Und hat an jeder 'was z'verzähln
Und was's da G'schichtn geit,
Dees werd Di' freu'n, und geht nit aus
In alli Ewigkeit!""

Da hat der Jaaga g'lacht und g'sagt:
„Du explicirst es fei',
„Du solltst meinoad, schau, statt den' oan'
„Der Pfarer wor'n sey'." —

Joseph Haydn.

Eine Skizze von **Franz Binder.**

I.

Aus Haydn's Jugendzeit.

1.

An einem freundlichen Sonntag Nachmittag war zu Rohrau, einem Dorfe an der Leitha in Niederösterreich, ein kleiner Kreis seelenvergnügter Leute vor dem Hause des Küsters versammelt und hörte einem recht ländlichen Concert zu. Der Küster, der seines Handwerks ein schlichter, braver Wagner, nebenbei aber ein leidenschaftlicher Musikliebhaber war, saß dort, wie er es an Sonntagnachmittagen liebte, in seinem Gärtchen neben dem Hause und spielte die Harfe, deren Accorde er mit einer kräftigen Tenorstimme begleitete. Seine Frau hatte sich neben ihn gesetzt und sang mit wohlklingender Stimme mit, indeß ihr ältestes Söhnchen, ein helläugiger fünfjähriger Knabe, vergnüglich zu ihren Füßen kauerte. Es waren einfache, volksthümliche Melodien, welche sie spielten und sangen, aber sie gefielen der Nachbarschaft ausnehmend gut. Ergötzlich war es anzusehen, wie der Knabe, der auch seinen Theil zu der häuslichen Musik beitragen wollte, ein Stück Holz in der Hand hielt, über welches er mit einem Stäbchen hin und her strich, um so, in seiner kindlichen Einbil-

dung, Violine dazu zu spielen. Er that dieß mit Ernst und Eifer, von Zeit zu Zeit zu seinen Eltern aufblickend, als wollte er sich vergewissern, daß er auch im Takt bleibe.

Der Wagner war in seinen jungen Jahren als Handwerksbursche in der Welt herumgekommen und hatte zu Frankfurt etwas Harfenspielen gelernt. Die Harfe blieb auch später in seiner Heimath zu Rohrau sein Lieblingsinstrument, zu dem er immer in müßigen Stunden nach gethaner Arbeit wieder griff. Er war eine sangeslustige Natur, und seine Frau Anna Maria, die einen Schatz von volksthümlichen Liedern hatte, sang nicht minder gerne. Als ihnen etliche Kinder heranwuchsen, zeigte sich bald, daß diese die elterliche Gabe geerbt hatten; denn die jungen Kehlen begannen frühzeitig mitzuzwitschern, so gut es ging. Besonders that sich dabei der älteste, der fünfjährige Joseph, hervor. Seine helle, angenehme Stimme war in der Nachbarschaft wohl bekannt, und sein munteres Wesen hatte ihn zum Liebling im ganzen Dorfe gemacht. Des Wagners Joseph wurde überall gern gesehen, und wenn irgendwo vom Singen die Rede war, so hieß es wiederum allsogleich: Ja, des Wagners Joseph! Wußte er doch die Liedchen der Mutter fast alle nachzusingen. Heute aber hatte der kleine Joseph sein Singen ganz vergessen, denn er mußte ja Violine spielen auf der selbst erfundenen und gezimmerten Geige, und wie machte ihm die Arbeit Vergnügen!

Es war ein sonniger Frühsommertag, der alle Welt in's Freie lockte. Wer an dem Hause des Wagners vorbeikam, blieb gerne einen Augenblick stehen, um dem harmlosen Familien-Trio zuzusehen und zuzuhören. Der stillen Gruppe, die sich so allmählich angesammelt, hatte sich unvermerkt ein Fremder beigesellt. Es war der Schulmeister von Haimburg, einem benachbarten Städtchen, der zufällig des Weges kam. Er betrachtete mit beifälligem Lächeln die Concertanten und bemerkte, daß der Knabe mit merkwürdiger Sicherheit der Musik folgte und seinen hölzernen Bogen ganz im Tact über seine stumme Violine hinstrich. Der Mann war ein pädagogischer Kopf, der sich auf Menschenkunde verstand, und witterte Talent. In dem Buben steckt was, dachte er, und war nun auch gleich mit einem Plane bei der Hand. „Bravo, Wagner Haydn!" rief er und ging auf den Harfenspieler zu, ihm die Hand drückend und die Leutchen freundlich grüßend. „Das habt ihr gut gemacht, besonders aber auch der Kleine da, der gefällt mir mit seiner Geige. Wißt ihr was? Gebt den Buben mir mit nach Haimburg. Ich will den Jungen unterrichten,

und wenn der Musiker wirklich in ihm steckt, wie ich vermuthe, so will ich ihn schon aus ihm heraushämmern."

Der Wagner kannte den Schulmeister gar wohl und stand mit ihm in freundschaftlicher Verbindung. Die Rede, die er da hörte, klang ihm daher gar nicht übel, denn das Wort Musik hatte einen Zauber für ihn. Zwar hätte er gern aus dem Knaben einmal einen Geistlichen gemacht, was besonders der Mutter Lieblingswunsch gewesen wäre. Allein hiezu reichten die eigenen Mittel nicht; denn die beiden musikalischen Eheleute lebten in beschränkten Verhältnissen und wurden mehr mit Kindern als mit Glücksgütern gesegnet. Sie wiesen deßhalb den Vorschlag des befreundeten Schulmeisters nicht von der Hand, sondern verfügten sich mit ihm zu weiterm Berathen in die Stube. Sie willigten endlich beide ein, daß ihr Söhnchen mit dem sechsten Jahre nach Haimburg geschickt und dort zum Musiker ausgebildet werden solle.

Der kleine Joseph sollte also Musiker werden, vielleicht einmal Chorregent oder gar — Kapellmeister! So wünschten wohl die braven Eltern, wenn sie von seiner Zukunft redeten, obwohl sie dieses letzte Glück für ihr geliebtes Kind kaum zu träumen wagten. Und doch ist er dieß geworden, Componist und Kapellmeister und noch mehr: der weltberühmte und gefeierte Tonkünstler Joseph Haydn! Freilich war bis dahin noch ein weiter Weg zu durchlaufen, der wahrlich nicht mit Rosen bestreut war. Aber die Eltern hatten es ihrestheils nicht an der rechten Mitgabe für diesen Lebensweg fehlen lassen, sie hatten dem Sohne eine wackere, fromme Erziehung gegeben. Noch in späten Jahren pflegte Haydn dankbar zu sagen: er verdanke seinen Eltern, daß sie ihn zur Gottesfurcht und, weil sie arm waren, zur Sparsamkeit und zum Fleiße angehalten haben. Noch ein Anderes hob er, wenn er auf seine Lebensgewohnheiten zu sprechen kam, mit Vorliebe hervor: „Meine Eltern," sagte er, „haben mich schon in der zartesten Jugend mit Strenge an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt; diese beiden Dinge sind mir zur zweiten Natur geworden." Gottesfurcht und Fleiß, Reinlichkeit, Ordnung und Sparsamkeit, das sind fünf gute Stücke und Stützen für's Leben.

Aber auch der Eindruck jener harmlosen, glücklichen Familien-Concerte blieb in seiner Seele haften. Noch im Alter und auf der Höhe seines Ruhmes erinnerte sich Haydn mit zufriedenem Lächeln dieser ländlichen Trio's und wußte die Liedchen der Mutter alle noch auswendig. So tief hatten sich diese ersten Melodien in der kindlichen Seele eingeprägt, und sie waren es wohl

zunächst, die dem Componisten jene Neigung für die Einfachheit erhielten und ihn in die volksthümliche Richtung wiesen.

Im Frühling 1738 war Joseph Haydn sechs Jahre alt geworden.*) Der anberaumte Zeitpunkt war also da, wo er in seine musikalischen Lehrjahre eintreten sollte. Sein Ränzlein war bald geschnürt, und so verließ er sein liebes Rohrau und wanderte, von seinem Vater begleitet, nach dem Städtchen Haimburg hinüber, das nicht sehr weit von seinem Geburtsort entfernt an der Donau liegt. In Haimburg wurde der Knabe der Obhut des Schul- und Chormeisters Frank übergeben, der ihn nun bereits als einen alten Bekannten begrüßte und in seinem Hause willkommen hieß.

Haydn's musikalische Laufbahn zu Haimburg nahm einen eigenthümlichen Anfang: er begann nämlich als — Paukenschläger! Man befand sich eben in der Kreuzwoche, wo kirchliche Prozessionen stattfanden. Nun war dem Chormeister gerade sein Paukenschläger weggestorben und ein anderer nicht vorhanden. In dieser Verlegenheit verfiel Frank auf den Gedanken, seinen kleinen Schüler in aller Eile in die Geheimnisse des Paukenschlagens einzuweihen. Es war keine Zeit zu verlieren. „Du mußt geschwind die Pauken schlagen lernen, Joseph!“ erklärte er diesem ohne viele Umstände, und führte den Ueberraschten zu den Pauken. Er zeigte ihm mit einigen Handgriffen die Vortheile im Schlage; das schien ihm einstweilen zu genügen. Joseph aber, der in seiner neuen Kunst bei der Prozession wohl bestehen wollte, war damit nicht zufrieden, und wie er ein erfinderischer Kopf war, machte er sich nun in seiner Stube eine Uebungspauke zurecht. Er nahm einen kleinen Korb, der gewöhnlich zum Brodbacken gebraucht wurde, überspannte denselben mit einem Tuch, stellte dann die so geschaffene Pauke auf einen Sessel und begann darauf seine Uebungen. Es ging vortrefflich und Joseph paukte sich in solchen Eifer hinein, daß er gar nicht wahrnahm, wie unter seinen kühnen Schlägen das Mehl aus dem Korbe herausstäubte und den gepolsterten Sessel übersäete. „Was macht denn der Tausendsasa?“ rief der herzueilende Herr Frank fast erzürnt, als er die staubige Arbeit am Sessel wahrnahm, und gab dem Schüler einen Verweis. Doch war er schnell besänftigt, als er nicht ohne Erstaunen sich überzeugte, daß der kleine Tausendsasa in der kurzen Zwischenzeit ein rechter

---

*) Haydn ist geboren am 31. März 1732, und erhielt in der Taufe am 1. April die Namen Franz Joseph.

Paukenschläger geworden sei. Die Prozession kam und Joseph bestand in seiner neuesten Kunst ganz zur Zufriedenheit, wenn auch die possirliche Erscheinung etwas Lachen erregte. Die kleine Figur brauchte natürlich auch einen kleinen Paukenträger, da er den gewöhnlich bestellten Träger, einen erwachsenen Mann, mit seinen Aermchen nicht hätte erreichen können. Das Männlein aber, das man dazu wählte, war zufällig buckelig, was die Heiterkeit der Zuschauer nicht verminderte. Aber es lief Alles glücklich ab, und so war ein guter Anfang gemacht. Frisch begonnen ist halb gewonnen! sagte der Chormeister, ihm zufrieden auf die Schultern klopfend.

Joseph fand Gefallen an seinem neuen Instrument, und sein beweglicher Geist brütete über allerlei Versuchen, demselben einiges musikalische Leben abzugewinnen. Er machte sich oft in freien Augenblicken über die zwei alten Tympane her, klopfte und trommelte aufmerksam daran herum, bis es ihm gelang, durch Kraft und Taktbewegung einen angenehmen Wechsel hineinzubringen, und so hatte es das aufgeweckte Bürschlein zuletzt weggekriegt, auf dem einförmigen Instrument mit den zwei Tönen eine Art dumpfe Cantilene, so zu sagen ein Paukenlied, eine geklopfte Sonate sich zusammen zu setzen, daß es zum Verwundern war. Sein Lehrer erkannte, als er darüber kam, auf's Neue darin den musikalischen Beruf des Schülers. Es waren die ersten Lebenszeichen des innen pochenden Geistes. Die Pauke blieb ihm auch vertraut, und später hat sein „Andante mit dem Paukenschlage," das er in London im Wettspiel mit Pleyel, oder wie Einige wohl nur scherzweise meinen, zur Ueberraschung schläfriger Zuhörer komponirte, eine heitere Berühmtheit erlangt.

Dem kleinen Paukenschläger wurde in der Folge eine mannigfaltigere Beschäftigung gegeben. Unter des Schulmeisters Anleitung lernte er der Reihe nach alle Instrumente, die damals üblich waren, kennen, mehrere auch spielen, insbesondere die Violine, worin er es zu großer Fertigkeit brachte. Da die Natur den Knaben mit einer hellklingenden und zugleich weichen Stimme versehen hatte, so richtete Frank auf die Ausbildung derselben sein besonderes Augenmerk, soweit es der gute Mann eben selber verstand. Lernen mußte der Schüler überhaupt viel und tüchtig, und man muß es dem alten Chormeister nachsagen, daß er das musikalische Talent aus seinem Schüler wacker herauszuhämmern wußte. Freilich hat er es auch am wirklichen Hämmern nicht fehlen lassen, nämlich an Schlägen. Der Junge bekam in diesen Haimburger Lehrjahren seine redlich gemessene Tracht zugetheilt, wie er später seinen

Freunden gelegentlich selber erzählte. Denn wenn Haydn sich in ältern Tagen dieser Zeit und seines Haimburger Lehrers erinnerte, sagte er wohl lächelnd: „Ich erhielt von ihm mehr Prügel als zu essen.“ Aber er fügte auch hinzu: „Ich verdanke es dem Schulmeister noch im Grabe, daß er mich so Vielerlei anfangen ließ.“ Und wirklich hat er ihm seine Dankbarkeit bis über das Grab hinaus bewahrt. Als er ein selbstständiger Künstler geworden war, ließ er sich Franks Porträt malen, das er in seinem Zimmer aufhing und zeitlebens vor seinen Freunden in Ehren hielt als das Porträt seines „ersten Lehrmeisters in der Musik“; und noch in seinem Testament bedachte er dessen Tochter und ihren Mann, der Franks Nachfolger als Chormeister in Haimburg war, mit einer schönen Geldsumme, und vermachte derselben Tochter auch dieses Porträt ihres Vaters. Gewiß ist, daß die Kenntniß der vielerlei Instrumente, mit denen Haydn bei ihm in Haimburg vertraut wurde, nicht ohne Einfluß auf seine spätere Entwickelung blieb. Es erwuchs daraus nicht nur seine Liebe zur Instrumentalmusik, sondern auch jene feinere Unterscheidung der verschiedenen musikalischen Werkzeuge, welche Kenner an seinen Compositionen rühmen.

Noch nicht volle zwei Jahre mochte Joseph Haydn bei dem wackern Schulmeister in Haimburg gelernt und gespielt haben, als wiederum die Ankunft eines Fremden eine Wendung in seinen Lebensgang brachte. Dieser Fremde war der Hofkapellmeister Reutter aus Wien. Reutter war ein Freund des Stadtpfarrers von Haimburg und wollte, auf einer Reise begriffen, nicht an dem Städtchen vorbeigehen, ohne bei seinem Freunde einzusprechen. Der Zweck seiner Reise aber ging, wie er dem Stadtpfarrer erzählte, dahin, Singknaben für seine Kapelle in der Wiener Stephanskirche zu suchen, denn die ältern Chorknaben seiner Singschule fingen an, ihre Stimmen zu verlieren. Als Herr Reutter dem Freunde so seine Noth klagte, bemerkte ihm der Stadtpfarrer, der gleich an seinen kleinen, ihm wohlbekannten Kirchensänger dachte: „Einen wüßte er, der habe eine Stimme wie eine Lerche und wisse auch in andern Dingen Bescheid; sein Name sei Joseph Haydn.“ Reutter war neugierig geworden und meinte, die Haidelerche möchte er hören!

Der Stadtpfarrer schickte nach ihm, und Joseph erschien im besten Anzug, den er besaß, und nach damaliger Sitte mit einer Stutzperrücke versehen. Er sah gar drollig darein in seinem ärmlichen Aufputze, aber er war gar nicht erschrocken und gab bündig Red' und Antwort. Als der Hofkapellmeister

ihn sofort einen Canon prima vista singen hieß, da stellte er sich so offenen Blickes hin und sang die Noten mit solcher Frische und Präcision vom Blatte weg, daß Reutter überrascht war.

„Brav gesungen, Büberl!“ sagte er; „aber wie steht's mit dem Triller? Kannst du einen Triller schlagen?“ Joseph konnte das nicht und erwiderte mit frischer Unbefangenheit: „Das kann ja der Herr Schulmeister auch nicht!“ — „So, so,“ sagte der Hofkapellmeister lächelnd über die Naivetät des Kindes, denn Joseph hatte die Wahrheit gesagt; Herr Frank hatte in seinem Leben nie einen Triller gesungen; in Haimburg ging es ohne Triller. „Komm' her!“ fuhr Reutter fort, indem er den Knaben zwischen die Kniee nahm, „ich will dir einen Triller vormachen, gib recht Acht, wie es geht. Oeffne den Mund sehr mäßig, halte die Zunge still ohne Bewegung; singe langsam einen Ton und dann, ohne abzusetzen, den daneben liegenden; dann wieder den ersten, hernach wieder den zweiten, und wechsle mit den beiden Tönen immer ein wenig geschwinder. Also jetzt merk' auf, wie ich's mache.“ Reutter sang nun einen Triller vor, worauf er sagte: „So, jetzt probir' es auch!“ Der Knabe, der aufgepaßt hatte wie ein Häftelmacher, setzte flink und herzhaft an, und sieh, es gelingt; schon nach zwei Versuchen schlug er mit seiner hellen Stimme einen so vollkommenen Triller, daß der Kapellmeister ganz vergnügt ausrief: „Bravo, Büberl!“ und in seine Tasche langend ihm einen Siebenzehner schenkte. Zum Stadtpfarrer aber sagte Reutter ganz zufrieden: „Die Haidelerche nehme ich mit nach Wien!“

Der Knabe hatte seine Prüfung aus dem Stegreif glücklich bestanden und konnte nun heim eilen, um seinem Lehrer von den neuen Dingen zu erzählen. Ehe ihn aber Reutter entließ, nahm er einen Teller mit schönen Kirschen, welche der Stadtpfarrer für seinen Gast hatte bringen lassen, vom Tisch und leerte sie alle in die Tasche des Kindes, womit der kleine Musikant sehr wohl zufrieden war. Sie müssen ihm auch so wohl gemundet haben, daß sie ihm lange in Erinnerung blieben; denn noch als gereifter Meister erzählte er einem Freunde scherzend: jene Kirschen könne er nimmer vergessen, denn so oft es ihn zu trillern ankomme, dünke es ihm jedesmal, Kirschen im Munde zu haben!

Auf den Wunsch des Kapellmeisters wurde alsbald eine Botschaft nach Rohrau abgeschickt, um den Wagner zu einer Besprechung nach Haimburg einzuladen. Dieser ließ nicht lange auf sich warten, und da der Hofkapellmeister

dem Vater die tröstliche Zusage gab, er wolle für des Knaben Fortkommen sorgen, so gab der alte Haydn gerne seine Einwilligung. Doch sollte die Reise nicht gleich stattfinden, sondern erst, wenn der Junge sein achtes Jahr vollends erreicht haben würde. Bis dahin verlangte Herr Reutter von ihm nur, daß er recht fleißig die Tonleiter singe, um die Stimme rein, fest und geläufig zu bilden. Das that Joseph gerne; lächelte ihm doch eine neue, vielversprechende Zukunft entgegen.

Als mit dem Frühjahr 1740 die Zeit herannahte, sagte er seinem guten alten Frank Lebewohl, der ihn mit seinen Segenswünschen entließ. Dann eilte er nach Rohrau, um noch einmal seine geliebte Mutter zu sehen, nahm von Eltern und Geschwistern Abschied und wanderte nun mit fliegenden Hoffnungen nach Wien und seiner Stephanskirche.

2.

Reutter empfing den Knaben mit Freundlichkeit, denn er bemerkte gleich, daß er wackere Fortschritte gemacht und die Zwischenzeit redlich benützt habe. — Wie ging dem jungen unerfahrnen Landkinde in Wien ein neues Leben auf! Um ihn das große, wogende, farbige Leben der Kaiserstadt, wo im selben Jahre die junge Kaiserin Maria Theresia den Thron bestieg, und er selber Chorknabe an der herrlichen Stephanskirche! Dazu sah er sich jetzt plötzlich in einem Kreis von sechs Kameraden von gleichem Alter und Beruf, die alle als Chorknaben im Kapellhause des Capitels zu St. Stephan Pflege und Unterricht erhielten. Mit seinem ehrlichen Gemüth und muntern, zuthunlichen Wesen hatte Joseph mit diesen bald Freundschaft geschlossen. Da schien es ihm eine Lust zu singen und zu lernen, und es ward ihm nicht schwer, in die neuen Verhältnisse sich hinein zu leben.

Die Pflichten eines Chorknaben wurden ihm bald geläufig, auch im übrigen Unterricht, den ihm der Kapellmeister angedeihen ließ, zeigte er sich eifrig und anstellig. Leider war dieser Unterricht etwas oberflächlich. Der Kapellmeister Reutter fand im Drang der Geschäfte oft wenig Zeit, sich mit seinen Chorschülern abzugeben, und so blieben diese viel sich selbst überlassen. Außer der Musik lernte Haydn in diesen Jahren nur etwas Latein; fast alles Uebrige unterblieb. Aber wer die rechten Ohren für Musik mitbrachte, konnte doch etwas lernen. Er hörte und lernte hier das Beste in der Musik kennen.

Der Musikchor in der Stephanskirche war unter dem Kapellmeister Reutter ein ausgewählter. Da der Kaiser außerordentliche Mittel auf seine Kapelle verwendete, so waren die bedeutendsten Künstler in derselben zu finden. Die größten Kunstwerke aller Zeiten wurden hier aufgeführt und vorzüglich vorgetragen. Das Alles wirkte auf Haydn's jungen Geist überaus anregend und weckend, und er hätte in aller Geschwindigkeit auch ein berühmter Componist werden mögen! Ehe er nur die Grundlehren der Musik recht inne hatte, wagte sich der junge Sänger schon an's Componiren, und zwar, recht wie die ungestüme Jugend liebt, gleich an's Große und Gewaltige. Es mußten mindestens achtstimmige, wo nicht gar sechzehnstimmige Compositionen sein! Einmal überraschte ihn der Kapellmeister über einer solchen Composition. Der kleine Chorschüler war mitten in der Arbeit. Ein mehr als ellenlanges Papier mit einem Heer von Noten lag auf dem Tisch vor ihm ausgebreitet, denn zu zwölf Stimmen braucht man Platz! Es war ein zwölfstimmiges Salve Regina, das im Werden begriffen war, und über das er seine Noten bereits freigebig verschwendet hatte. „He, was machst Du da, Büberl?" fragte Reutter, der den jungen Sänger nach alter Gewohnheit immer noch sein Büberl nannte. „Ich componire; es ist ein Salve Regina", erwiderte das Büberl treuherzig und reichte ihm das Blatt hin.

Reutter überblickte das ungeheure Papier, lächelte herzlich über die üppige Notensaat des Wortes Salve, und lachte noch mehr über den „riesenmäßigen Einfall" des Knaben, zwölfstimmig componiren zu wollen. „O du dummes Büberl!" rief er, „sind dir denn zwei Stimmen nicht genug?" — Das war etwas abkühlend für den hochfliegenden jungen Componisten. Haydn glaubte damals, wie er selber sagte, es sei Alles recht, wenn nur das Papier hübsch voll sei. Später freilich sah er die Sache anders an und kam zu der Erkenntniß, daß auch für das Genie wie für alle andern Menschenkinder das große Gesetz gelte: im Maß und in der Beschränkung erst zeigt sich der Meister!

Im Uebrigen war der Hofkapellmeister mit seinem Chorschüler sehr zufrieden. Reutter erkannte die Talente, die in dem heranwachsenden Haydn schlummerten, und seine liebliche Stimme, die beim Kirchengesang unter allen andern hervorklang, machte ihm viele Freude. Damals war noch die kirchliche Sitte fast allgemein im Gebrauch, daß der kirchliche Sängerchor nur von Knaben und Männern besetzt war und die Sopran- und Altstimmen nicht von

Frauen, sondern von Knaben gesungen wurden. Joseph Haydn nun besaß eine köstliche Sopranstimme, welche der Kapellmeister mit Vorliebe für Solo-Gesänge verwendete. Nebenbei ermunterte er ihn, die Motetten und andere leichtere Kirchenstücke, welche er in der Stephanskirche mitsingen mußte, zu Hause auf beliebige Art zu variiren. Das führte dann den Jungen doch zuweilen auf eigene musikalische Ideen, welche der Kapellmeister hinwieder durchsah und verbesserte. Mit zehn Jahren componirte er eine kleine Messe für Singstimmen. Als er im hohen Alter diese längstvergessene Arbeit wieder unter seinen Papieren fand, hatte er eine große Freude.

Da sich der Schüler bei allebem willig und gelehrig erwies, so gewann ihn Reutter von Jahr zu Jahr lieber, und der alte Wagner in Rohrau bekam von dem Kapellmeister nur Gutes über seinen Sohn zu hören. Ja, Reutter entschloß sich sogar nach etwa fünf Jahren, zwei jüngere Brüder Josephs gleichfalls in das Kapellhaus aufzunehmen. Er ließ den Vater wissen: „wenn er auch zwölf Söhne hätte, so würde er für alle sorgen." Das war dem Vater fröhliche Botschaft, und er ließ sich wirklich dadurch bestimmen, zwei seiner jüngeren Söhne, Michael und Johann, nach Wien zu schicken. Joseph sprang in die Höhe vor Freude, als seine Brüder zu Singknaben angenommen wurden und bald auch in Wien eintrafen. Sein Vergnügen ward noch vergrößert, als er vom Kapellmeister überdieß den Auftrag bekam, seine beiden Brüder in den Anfangsgründen zu unterrichten. Joseph war jetzt ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, und nahm daher alle jugendliche Würde zusammen, um seinem neuen Amt Ehre zu machen. Beide Brüder sind auch, gleich Joseph, in der Folge ganz tüchtige Musiker geworden.*)

Indeß war auch bei den Chorknaben nicht Alles Gold, was glänzt. Das hatte unser Joseph zu Wien die lange Zeit her schon erfahren müssen. Die Chorknaben waren von ihrem sparsamen Kapellmeister in der Verpflegung sehr kurz gehalten und mußten unter mancherlei Entbehrungen dahin leben. Derselbe ließ ihnen einen so kärglichen Tisch angedeihen, daß sie oft nicht ordentlich satt wurden, und Haydn mußte daher gerade in den Jahren, wo der Magen seine stärkste und begehrlichste Arbeitskraft entfaltet, sich mehr, als ihm

---

*) Michael Haydn wurde später Concertmeister und Domorganist in Salzburg und ist als Kirchencomponist berühmt geworden; Johann Haydn erhielt eine Anstellung als Sänger in der fürstlich Esterhazy'schen Kapelle zu Eisenstadt.

lieb war, mit dem Fasten vertraut machen. Indeß halfen kleine Nebeneinnahmen nicht selten aus der Noth. So war es jedesmal ein gar willkommenes Ereigniß, wenn es irgendwo eine außerordentliche musikalische Produktion gab, namentlich sogenannte musikalische Akademien, wobei den mitsingenden Chorknaben eine besondere Spende gereicht wurde. Es läßt sich denken, daß eine solche musikalische Akademie immer einen Festtag im Kalender der schmal genährten Chorknaben bildete. Haydn befliß sich auch bei diesen Gelegenheiten, recht schön zu singen, um als guter und verlässiger Sänger bekannt zu werden. Denn das hatte zur Folge, daß er gern gesucht und zu musikalischen Aufführungen auch anderwärts hin gerufen wurde. Seine Stimme erwarb ihm wirklich viele Freunde, und so gab es manchen rothen Strich in seinem Kalender.

Bei all' dem war er heiter und guter Dinge. Er war ein junges lustiges Blut, das allen Dingen in der Welt die freundliche Seite absah, und bei seiner Genügsamkeit leicht vergnügt. Ja noch mehr, es steckte in ihm ein neckischer Geist voll muthwilliger Lebhaftigkeit, der bisweilen der Zügelung bedurfte. Die Wiener Chorknaben waren wie überall vorwitzig, waghalsig und jederzeit zu Schelmereien aufgelegt, und von Joseph Haydn muß der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß er unter seinen unruhigen Kameraden eben nicht der ruhigste und bei der Ausführung kleiner Streiche nicht der letzte war. Da war denn strenge Zucht schon nothwendig und wohl angebracht, und Herr Reutter ließ es daran nicht fehlen. Im Kapellhause bei St. Stephan wurden tüchtig „Schillinge“ ausgetheilt, und Joseph erhielt sein redlich Theil davon. Schillinge! so hießen bei ihnen die Prügel, die sie bekamen; sie thaten aber gerade so weh, wie gewöhnliche Prügel.

Einmal hat Joseph Haydn einen ächt kaiserlichen Schilling bekommen, nämlich von der Kaiserin Maria Theresia. Es war zu Schönbrunn um die Pfingstzeit. Dort weilte um diese Zeit der kaiserliche Hof, und die Chorknaben waren hinausbeschieden, um während der Pfingstfeiertage daselbst bei der Kirchenmusik mitzusingen. Das neue Lustschloß stand eben im Bau begriffen, und für die Chorknaben war es nun eine wahre Lust, in den freien Tagesstunden die um den Bau errichteten Gerüste zu besteigen und weidlich auf den Brettern herum zu tummeln und zu lärmen. Mitten in ihrem schönsten Spektakel wurden sie plötzlich unterbrochen durch den Befehl, sich augenblicklich von dem Gerüste zu entfernen. Die kleine Schaar blickte verdutzt um sich. Es war die Kaiserin Maria Theresia selbst, die sie unten stehen sahen. Sie hatte

die Knaben beobachtet und unverweilt einen Diener hinaufgeschickt, um die Waghalsigen fortzuweisen und ihnen Schillingsstrafe anzudrohen, wenn sie sich wieder auf die Gerüste hinauf wagen würden. Die Knaben gehorchten und gingen kleinlaut von dannen. Aber andern Tages ließ der Vorwitz unsern Haydn nicht ruhen; es trieb ihn wieder nach dem Gerüst, er stieg allein hinauf, ward richtig ertappt und empfing ebenso richtig den von der Kaiserin versprochenen „Schilling!"

Dieser Schönbrunner „Schilling" hat übrigens der Kaiserin später vielen Spaß gemacht. Eine Reihe Jahre nachher, als Haydn bereits Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy geworden, kam Maria Theresia einmal in das Schloß dieses Fürsten, und Haydn wurde ihr vorgestellt. Weil er das heitere, leutselige Gemüth der Kaiserin kannte, so erlaubte er sich den Scherz, ihr dabei seine „unterthänigste Danksagung für den erhaltenen Schilling von Schönbrunn" zu machen. Die Kaiserin ergötzte sich sehr darüber; er mußte das kleine Abenteuer ausführlich erzählen, und er that das so treuherzig, daß die ganze hohe Gesellschaft darüber in herzliches Lachen ausbrach.

Andere Zeiten kamen. Wie alles Schöne in der Welt, nahm auch die heitere Chorknabenzeit zuletzt ein Ende. Aus dem Büberl war nachgerade ein Jüngling geworden. Er konnte sich eines Tages nimmer verhehlen, daß seine Stimme anfing zu mutiren — seine schöne, weiche, glockenhelle Stimme, die ihm so viele Freunde und Gönner gemacht und so manche gute Labung eingebracht hatte; die liebliche Stimme, die selbst der Kaiserin wohlbekannt war! Sie war unwiederbringlich dahin, und ein unklares Schwanken zwischen Doppeltönen sagte ihm, daß sein Sopran im Uebergang zur Männerstimme begriffen sei. Damit aber ging auch seine Stellung als Chorknabe, welche er nun seit acht Jahren bekleidet hatte, zu Ende. Was nun?

Allerlei Anzeichen deuteten darauf hin, daß er im Kapellhause der Stephanskirche unbrauchbar werde. Bei besondern Feierlichkeiten, wo Josephs Stimme die bevorzugte vor allen andern war, wurde jetzt sein um fünf Jahre jüngerer Bruder Michael statt seiner vorangestellt. Zu Solopartien war er vollends gar nicht mehr zu verwenden. Die Kaiserin Maria Theresia hatte selber eines Tages dem Kapellmeister, wenn auch nur im Scherze, sagen lassen: „Joseph Haydn singe nicht mehr, er krähe." Die Sopranstimme hatte übrigens lange genug ausgehalten; denn Joseph stand jetzt im 16. Jahre, und mußte billig jüngern Stimmen Platz machen. Er hatte dazu noch den Trost,

daß es sein eigener Bruder war, der seinen Platz einnahm und mit Ehren ausfüllte, wie sich gleich bei der ersten Gelegenheit zeigte.

Am Leopoldstag, der als Festtag des Landespatrons alljährlich zu Kloster-Neuburg im Beisein der Kaiserin besonders festlich begangen zu werden pflegte, war Joseph als guter Sopran von Reutter gewöhnlich zum Singen daselbst mitgenommen worden. Als der Tag nun wieder erschien, mußte er zurückbleiben, und an seiner Stelle wurde sein Bruder Michael ausgewählt. Michael, dessen Stimme noch in der besten Entwicklung war und sich durch ihre seltene Höhe auszeichnete, machte seinem Bruder alle Ehre. Er sang ein Solo so schön und ergreifend, daß die freundliche Kaiserin ihn vor sich kommen ließ und ihm 24 blanke Dukaten schenkte. Der Kapellmeister ward selber davon überrascht. „Michael", sagte er, „was wirst Du nun mit dem vielen Gelde machen?" Der Knabe war schnell besonnen und erwiderte: „Unserm Vater ist vor Kurzem ein Thier gefallen, ihm schicke ich zwölf Dukaten; die andern zwölf bitte ich Sie, mir aufzubewahren, bis auch meine Stimme bricht." Man sieht, der Wagner von Rohrau hatte brave Söhne.

Für Joseph aber war diese Auszeichnung seines Bruders eine der letzten Freuden im Kapellhause. Bald nachher kündigte ihm der Kapellmeister an, daß er als Chorknabe verabschiedet werden müsse. Reutter entließ ihn, ohne für seine Zukunft Sorge zu tragen.

3.

Mittellos, ohne Aussicht, sein Hab und Gut in einem Bündel, „mit drei schlechten Hemden und einem abgenützten Rock ausstaffirt" — so trat der sechzehnjährige Kunstjünger aus dem Kapellhause in die Welt ein. Er sah sich gleichsam in's Meer geworfen, und da half nur Schwimmen. Aber Joseph hatte das Schwimmen gelernt, und wenn auch langsam und mühselig, er erreichte doch zuletzt das Ufer. Er sollte eben den Weg gehen, der so oft begabten Geistern vorbehalten, dem wahren Talent aber immer ersprießlich ist, wenn es ihn mit Gottvertrauen betritt, wie Haydn.

Nachdem er seine Eltern in Rohrau besucht und die besorgte Mutter über seine Zukunft freundlich getröstet hatte, kehrte er wieder nach Wien zurück. Hier miethete er sich in einem ärmlichen finstern Bodenkämmerchen ein, hoch oben im fünften Stockwerk, unmittelbar unter den Dachziegeln, und sah sich

nun rührig um, wie er sich einen nothdürftigen Erwerb schaffe. Nothdürftig war er allerdings in den zunächst folgenden Jahren. Er fristete seine Existenz kümmerlich mit Lektionen geben und Mitspielen bei Orchestern und Chören. Was ihm an Zeit übrig blieb, verwendete er auf musikalisches Studium. Sein Kämmerchen im fünften Stockwerk war freilich nicht heimelig. Es fehlte an ordentlichen Fenstern, und ein Ofen war ein Luxus, der dort oben unbekannt war. Dem Regen war es auch nicht allzu schwer gemacht, durch die Fugen des Daches hereinzubringen, und wenn im Winter Schnee fiel, so geschah es wohl, daß der Schläfer Morgens beschneit im Bett erwachte. Aber er tröstete sich munter damit, daß er da oben „zunächst den Sternen" wohne! Sein liebstes und einziges Glück fand er in einem alten, abgenützten, wurmstichigen Klavier, das er aufzutreiben gewußt hatte. Da lebte er neu auf, und so armselig auch der Klimperkasten war — wenn er hier die Werke berühmter Meister (besonders Emanuel Bach) durchspielte oder eigenen Phantasien sich überließ, so stieg eine andere Welt vor ihm auf, warm, rosig, sonnenhell.

Manchmal freilich, wenn Noth und Hunger zu groß wurden, gewann die Schwermuth über sein von Natur so frohsinniges Gemüth die Oberhand, und er verfiel dann auf allerhand Gedanken, die er rasch erfaßte, um sie ebenso rasch wieder zu verwerfen. Einmal ging er in solcher Stimmung mit dem Gedanken um, in den Orden der Serviten einzutreten — nur um sich einmal wieder recht satt essen zu können. Natürlich blieb es beim bloßen Vorsatz.

Ein anderes Mal trieb es ihn fort, weit hinaus, und er beschloß eine Wanderung zu Fuß nach Maria Zell zu machen. Dort war, wie er wußte, ein ansehnlicher Musikchor. Vielleicht fand er da Unterkunft. Also nach Maria Zell! Nach seiner Ankunft suchte er sogleich den Chormeister auf und stellte sich ihm als einen Schüler aus dem Wiener Kapellhause vor. Er wies ihm zugleich einige eigene Compositionen vor, Motetten, die er zu dem Zweck mitgenommen hatte, und bot endlich seine Dienste im Singen an. Davon wollte jedoch der Chormeister, der dem unbekannten Wanderer ohnedieß nicht traute, nichts wissen, und bemerkte ihm, sein Chor sei schon besetzt. Als aber Haydn sich damit nicht abweisen ließ und mit seinen Bitten zudringlicher wurde, verlor der Chormeister die Geduld und schnitt das Gespräch barsch mit den Worten ab: „Es kommt des Lumpengesindels so viel von Wien hier an, das sich für ausgetretene Kapellknaben ausgibt und wenn es darauf ankommt, keine Note treffen kann; da hätten wir viele zu versorgen. Mit einem Wort, daraus wird nichts!"

Haydn sah wohl, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sei. Da er aber einmal die Reise gemacht hatte, so wollte er sich nicht so leicht abschrecken lassen und beschloß, seine Befähigung auf praktischem Wege zu erweisen. Am folgenden Tage begab er sich in die Kirche, stellte sich, ohne zu fragen, unter die Sänger auf dem Chor und machte sich in seiner zutraulichen Art mit einem jüngern unter denselben bekannt. Er warf einen raschen Blick in das Notenblatt, das dieser in der Hand hielt, und fragte ihn dann, ob er es ihm nicht zum Singen überlassen möchte; er wolle seine Stimme übernehmen. Dieser aber versetzte, daß ihm das nicht erlaubt wäre, und gab das Notenblatt nicht aus der Hand. Haydn blieb hartnäckig neben seinem Manne stehen, bis die Kirchenmusik begann, und sann auf einen Ausweg. Er drückte seinem unbekannten Nachbar ein kleines Geldstück in die Hand, und in dem Augenblick, wo dieser hätte singen sollen, zog er ihm das Blatt rasch aus der Hand und hub selber an zu singen. Er sang ein Solo so ausdrucksvoll und schulgerecht, daß Alle aufhorchten und der Chormeister selber in Verwunderung gerieth. Nach der Musik ging dieser freundlich auf Haydn zu und bat ihn wegen seines gestrigen Empfangs um Entschuldigung. Auch die Geistlichen ließen anfragen, „wer der geschickte Sänger wäre", und luden ihn zum Mittagstische ein. Mit Freuden folgte Haydn dieser erwünschten Einladung und entfaltete bei den gastlichen Herren all' seinen alten Humor und Frohsinn. Das gefiel ihnen so wohl, daß sie ihn acht Tage bei sich in Maria Zell behielten und auf's gastfreundlichste traktirten. Zum guten Schluß belohnten sie ihn mit einer Collekte von 16 Gulden. Mit gestärkten Kräften und erfrischtem Muth kehrte Haydn nach Wien zurück.

Ein etwas freundlicherer Stern ging ihm auf, als er mit dem berühmten Dichter Metastasio bekannt wurde, der mit Haydn im gleichen Hause, freilich nicht „zunächst den Sternen" wohnte. Metastasio, ein wohlthätiger Mann, ließ die Tochter einer armen Wittwe, ein Fräulein Martinez, auf seine Kosten erziehen und ausbilden. Er verdoppelte sein edles Werk, indem er dem jungen Haydn den Unterricht des Mädchens im Singen und Klavierspielen anvertraute. Haydn hatte den Unterricht drei Jahre lang zu leiten, wofür er während dieser Zeit am Tische des Dichters freie Kost bekam. Noch schätzbarer aber war ihm die Bekanntschaft dieses Mannes selbst. Der Umgang mit dem geistreichen kaiserlichen Hofpoeten, von dem er manchen nützlichen Wink erhielt, verlieh dem künstlerischen Streben Haydn's neuen Aufschwung.

Zugleich machte er sich im Hause seines Gönners mit der italienischen Sprache, der Sprache des Gesangs, vertraut.

Dieser Verkehr hatte bald noch weitere glückliche Folgen. Durch Metastasio ward Haydn mit dem Kapellmeister Porpora bekannt, einem strengen, aber tüchtigen und gesuchten Lehrer seiner Kunst. Porpora, der um jene Zeit eine junge Dame im Singen zu unterrichten hatte, nahm seines vorgerückten Alters wegen den jungen Haydn mit in die Lehrstunde und übertrug ihm während derselben die Begleitung am Klavier. Dafür bekam dieser monatlich nicht mehr als zwei Gulden, aber Haydn war glücklich dabei, denn er erkannte bald, wie viel er bei dem Unterricht des alten erfahrnen Mannes, der Geist und Wort der Gesangstücke bis in's Einzelnste zergliederte, selber noch gewinnen konnte. In dieser italienischen Schule lernte er den höhern kunstmäßigen Gesangsvortrag vollends allseitig kennen.

Nebenbei ging ihm Porpora, der die Brauchbarkeit seines musikalischen Gehülfen nicht minder erkannte, wohl auch bei seinen eigenen Versuchen an die Hand. Er durchsah und verbesserte Haydns Compositionen und weihte ihn in das tiefere Verständniß des ästhetisch richtigen Satzes, in die richtige Behandlung aller Stimmen ein. Aber er war ein rauher und heftiger Meister, und es gehörte die ganze Hingebung eines kunstbegeisterten Jüngers dazu, um eine Behandlung ruhig hinzunehmen, wie sie Haydn bisweilen von dem Italiener zu ertragen hatte. Wenn der unwirsche Alte in Hitze gerieth, dann gab es nicht bloß Schimpfworte, sondern wohl auch Rippenstöße. Haydn, ohnedieß in seinem Lebensgeschick nicht verwöhnt, nahm Alles geduldig hin, weil er nur im Auge behielt, wie viel er von dem italienischen Kapellmeister lernen könne. Ja, seine Demuth und Selbstentsagung ging so weit, daß er zur Sommerszeit, als der Maestro mit seiner Schülerin in das Bad Mannersdorf reiste, ihn dahin begleitete und drei Monate lang nebenbei die Dienste eines Bedienten bei ihm verrichtete.

Wenn seine Lage so, Dank der Fürsorge Metastasio's, im Allgemeinen sich besserte, so hatte er es seiner eigenen Herzensgüte, Demuth und Rührigkeit zu danken, daß er auch in seinem künstlerischen Berufe merkbare Fortschritte erzielte. Er warf sich jetzt mit verjüngter Kraft auf Studium und Composition. Er schrieb nicht nur Menuette und andere Tanzstücke, welche durch ihre Originalität viel Beifall in den Tanzsälen fanden, sondern er wagte sich, in seinem 19. Jahre, bereits an eine schwerere Gattung, an Quartette,

die ihm bei Kennern selbst einen Namen erwarben. Die erste Anregung dazu gab ein Baron von Fürnberg, der auf seinem Landgute bei Wien kleine Conzerte veranstaltete, zu denen auch Haydn öfters eingeladen war. Fürnberg forderte ihn auf, seine Kraft an der Composition eines Quartetts zu versuchen, und hier, auf dem Landgute des musikalischen Barons, wurde Haydn's erstes Quartett aufgeführt und mit solchem Beifall belohnt, daß die Schaffenslust in ihm nun für immer geweckt ward. Welche schöne Stunden verlebte er jetzt oft an seinem kleinen Klavier! Schon besaß er jetzt auch die Mittel, um sich unter der Anleitung eines Virtuosen zu einem tüchtigen Violinspieler auszubilden.

Mit der Schaffensfreude erwachte auch die alte Jovialität und Schalkhaftigkeit wieder in stärkerem Maße und verlockte ihn zuweilen zu einem lustig harmlosen Abenteuer. Eines hätte aber dem launigen Musiker beinahe Hiebe eingetragen. Als er nämlich eines späten Abends mit seinem Jugendfreunde Dittersdorf auf dem Heimwege mehrere Gassen Wiens durchwanderte, kamen sie an einem Schenkwirthshause vorüber, wo noch Musik gemacht wurde. Bei näherem Zuhören fanden sie, daß gerade eine Haydn'sche Menuette gespielt wurde, eine von denen, die bereits zu den beliebten Stücken gehörten. Haydn stieß seinen Begleiter in fröhlicher Laune an und rief: „Du, da gehen wir hinein"! — „Mir ist's schon recht, gehen wir"! entgegnete Dittersdorf, nicht minder aufgeräumt. Sie traten mit einander in die Schenkstube und stellten sich zu den fidelnden Musikanten. Haydn klopfte dem ersten Geiger auf die Schulter und fragte ihn bei der nächsten Pause ganz trocken: „Von wem ist dieß Menuett?" Dieser, von dem wegwerfenden Tone gereizt, antwortete noch trockener: „Von Haydn!" Dem unbekannten Componisten machte das Spaß, und er warf mit verstelltem Grimm die übermüthigen Worte hin: „So, von Haydn? Das ist ein rechtes Lumpen-Menuett!" Jetzt aber fuhr der Geiger im Zorne auf: „Was? was? ein Lumpen-Menuett?" Auch die andern Musikanten springen von ihren Sitzen auf und erheben ihre Instrumente, um sie auf Haydn's Kopf tanzen zu lassen. Haydn hätte auch gewiß einen blutigen Kopf davon getragen, wäre nicht sein Freund Dittersdorf gewesen, der mit seiner stämmigen Gestalt sich vor ihn hinstellte und ihn mit seinen Armen deckend zur Thüre hinausschob. So kam er mit heiler Haut davon. Noch oft aber machte ihn die Erinnerung an diesen komischen Abend lachen, wo er im Uebermuth für seine eigene Menuette von begeisterten Musikanten beinahe Schläge bekommen hätte!

Zuweilen trug ihm auch eine gefällige Composition eine unerwartete Zulage ein. So hatte er in seinem einundzwanzigsten Jahre (1753) ein Quintett ausgearbeitet und für Abendständchen bestimmt, wie er deren mit seinen musikalischen Genossen öfters befreundeten Personen und Musikliebhabern darzubringen pflegte. Es war nämlich damals eine allgemein beliebte Sitte in Wien, Freunden am Vorabend ihres Namensfestes Serenaden zu veranstalten. Dieses Quintett nun wurde eines Abends vor dem Hause des Schauspielers Kurz aufgeführt. Kurz war dazumal ein sehr beliebter Komiker am alten Kärnthnerthor-Theater, und durch seine belustigende Darstellung einer gewissen Charakterfigur allgemein unter dem Namen „Bernardon" bekannt. War Kurz-Bernardon durch das Ständchen der jungen Tonkünstler überrascht, so war er es noch mehr durch die originelle Haydn'sche Musik. Er gewann Interesse für Haydn's Talent und lud ihn bald darauf allein zu sich in seine Wohnung.

Haydn erschien, neugierig, was Bernardon mit ihm vorhabe. „Ich habe einen Plan", sagte Kurz, „und da können Sie mir vielleicht an die Hand gehen, lieber Haydn! Wie? das wird sich gleich zeigen. Setzen Sie sich einmal da zum Flügel, und begleiten Sie mir die Pantomime, die ich Ihnen vormachen werde, mit einer anpassenden Musik. Unser Thema ist schnell gesagt: stellen Sie sich vor, Bernardon sei in's Wasser gefallen und mühe sich nun ab, durch Schwimmen sich zu retten. Also fangen wir an!" Mit diesen Worten legte er sich mit dem Leib über einen Sessel, ließ diesen Sessel von seinem Bedienten im Zimmer hin und her schieben, und bewegte währenddem Arme und Beine lebhaft wie ein Schwimmender. Haydn aber, selber ein humoristischer Kopf und durch den komischen Anblick noch heiterer gestimmt, hatte rasch die Situation musikalisch erfaßt und begleitete die Handlung durch eine charakteristische Tonmalerei, indem er im wiegenden $^6/_8$-Takt das Spiel der Wellen und die Anstrengung des Schwimmens nachahmte.

Bernardon ist gerettet. Er springt plötzlich auf, umarmt Haydn in fröhlichster Laune und ruft: „Haydn, Sie sind ein Mann für mich! Sie müssen mir eine Oper schreiben!" — Das also wars, was der Schauspieler wünschte, und es wurde wirklich die Veranlassung zu der komischen Oper: „Der krumme Teufel." Kurz-Bernardon lieferte den Text, und Haydn componirte denselben in kurzer Zeit, und zwar für eine Anfangsarbeit offenbar nicht ungeschickt. Die Operette wurde zu Wien mehrmals mit Beifall aufgeführt, und Haydn

erhielt für die Composition 24 Dukaten. Ein goldener Sonnenblick in sein Dachkämmerchen! Er hielt sich für einen reichen Mann, denn so viel Geld hatte er noch nie in seinem Leben auf einmal eingenommen!

Haydn hatte allmählich eine gewisse Geltung in der musikalischen Welt erlangt, wenn auch seine äußere Stellung immer eine noch höchst bescheidene war. Es gelang ihm, zu seinem Unterhalt mehrere kleine regelmäßige Dienste zu vereinigen, die er neben einander versehen konnte. Er wurde erster Geiger bei den barmherzigen Brüdern in der Leopoldstadt: als solcher hatte er an Sonn- und Feiertagen des Morgens um acht Uhr auf dem Chor mitzuwirken, wofür er im Jahre 60 Gulden erhielt. Um zehn Uhr sodann spielte er die Orgel in der gräflich Haugwitzischen Kapelle, und eine Stunde später wirkte er noch als Sänger in einer Kirche mit, wobei er für jeden einzelnen Gottesdienst siebenzehn Kreuzer verdiente. Er erfreute sich somit eines bescheidenen Einkommens, das ihn gerade knapp der Nahrungssorgen überhob — und das war zu seiner Zufriedenheit ausreichend.

In solcher Weise verflossen dem strebenden Tonkünstler noch etliche Jahre wie eine dämmerige Zeit der Wintersonnenwende, kurze Tage des Glücks und lange Nächte der Entbehrung. Endlich mit dem Jahr 1759 ging Haydn's Glückstern auf: er erhielt die Stelle eines Musikdirektors bei dem Grafen Morzin, und von diesem empfohlen, wurde er schon im folgenden Jahre, 1760, Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy.

Jetzt war der achtundzwanzigjährige Haydn am Ziel seiner höchsten Wünsche angelangt, und sein Glück wäre vollkommen gewesen, wenn nur seine gute Mutter den Tag noch erlebt hätte. Aber es war ihr nicht beschieden, und der liebevolle Sohn dachte mit Wehmuth daran, wie viel Freude ihr die Kunde bereitet hätte. Noch in viel spätern Jahren, wenn er von seinem Lebenslauf erzählte, pflegte er diese Tage, die sein Lebensglück begründeten, nicht zu erwähnen, ohne seiner Eltern dabei zu gedenken. „Meine gute Mutter", sagte er dann, „die von jeher auf das zärtlichste für mein Wohl besorgt war, meine arme gute Mutter lebte leider nicht mehr; doch hat mein Vater noch die Freude erlebt, mich als Kapellmeister zu sehen."

Der Fürst Esterhazy von Galantha, der ein großer Kenner und Verehrer der Musik, auch selbst ausübender Künstler auf Violine und Bariton (einem jetzt veralteten Instrument) war, unterhielt in seiner prächtigen Residenz zu Eisenstadt ein eigenes Theater und Orchester mit Virtuosen, Sängern und

Sängerinnen. Im Dienste dieses edlen Fürsten und an der Spitze einer wackern Kapelle wirkte und verbrachte Haydn hinfort volle dreißig Jahre. Bisher war die Noth seine Erzieherin gewesen; hier aber, in der behaglichen, sorgenfreien Ehrenstellung, gedieh sein Geist zur Reife und schuf in erstaunlicher Fruchtbarkeit jene Reihenfolge köstlicher Werke: Sonaten, Quartette, Concertstücke, Opern, Gesänge, Messen, Symphonien, Oratorien — denen er dann, fast am Ende seines Lebens, mit der herrlichen „Schöpfung" die Krone aufsetzte. Hier erwarb er sich den Ehrennamen, den ihm die Kunstgeschichte mit Recht gegeben: Vater der neuern Musik.

Köhlerglaube.

Böhmische Sage.

Gedicht von **Isidor Proschko.**

Der Birkhahn hebt sein schwarz Gefieder
Auf dunkelgrünem Tannenast;
Der Abend senket sich hernieder
Und Wild und Vogel zieht zur Rast.

Da steht vor einer Riesenfichte
Am Blansko, ob der krummen Au,*)
Umflossen von des Mondes Lichte
Ein Mann von stattlich hohem Bau.

Die Kette, die sein Koller schmücket
Bedeutet seine Herrschermacht;

---

*) Der Blansko, jener Waldrücken, auf dessen höchster Spitze der vom Fürsten Joseph von Schwarzenberg erbaute Josephsthurm, etwa eine Meile von der Stadt Krumma (von der krummen Au so benannt) die herrlichste Fernsicht in das Innere von Böhmen gewährt.

Doch wie er bang auch um sich blicket,
Verhallt sein Ruf in öder Nacht.

Der Fuß, verstrickt in's Irrgewinde
Des Schlingkrauts, sinkt in feuchtes Moor,
Verführt hat ihn die flinke Hinde,
Nicht rückwärts kann er und nicht vor.

Und wie er dringet durch's Gesträuche —
Sieh da! ein armer Köhler kniet
Vor einer tausendjähr'gen Eiche,
Von der ein Holzbild niedersieht.

Dem Christuskind im Mutterschooße
Entrichtet er den Abendgruß
Und legt des Forstes wilde Rose
Als Opfer an des Baumes Fuß.

Da ruft der König: „Sohn der Klüfte!
Wie glaubensinnig betest Du!
Wie drang durch diese dunklen Lüfte
In's Herz Dir solche Gottesruh'?

Wie fängst Du 's an, so fest zu halten
An dem, was Du den Glauben nennst?
Du, der vielleicht des Himmels Walten
Nur aus dem Buch des Elends kennst?" —

„„Herr!"" — spricht der Köhler — „„Laßt mich beten,
Wer Ihr auch immer seid! denn wißt:
Man muß durch Noth an Gott sich ketten
Und fühlen, was der Glaube ist. —

Wollt Ihr, so kommt in meine Hütte,
Ihr habt vom Jagdzug Euch verirrt.

Ein Trunk von Milch und eine Schütte
Von Laub sind's, was Euch stärken wird.

Doch haltet Euch an meinem Stabe;
Denn seht, wir geh'n durch jene Kluft,
Aus derem nassen Modergrabe
Die Unke schon ihr Nachtlied ruft."" —

So schreiten Beide durch die Schatten
Der Kluft voll lockerem Gestein,
Und hohe, steile Felsenplatten
Droh'n riesengleich zum Sturz herein.

Des Königs Aug hält Nacht umzogen,
Es mißt nicht rechts, nicht links die Bahn,
Bald geht's hinab auf schiefem Bogen,
Bald wieder aufwärts himmelan.

Da hält er an dem Stock, deß' Ende
Der Köhler ihm zur Leitung bot
Und klammert zitternd d'ran die Hände,
So oft der Abgrund schwärzer droht.

So schreiten Beide, sacht und leise,
Bis daß am End der Kluft ein Licht
Als Ziel der nächt'gen Waldesreise
Herein vom Köhlerhäuschen bricht. —

Da athmet tief und athmet lange
Der König auf: „Mein Köhlermann" —
Spricht er — „der Gang, der macht' mir bange,
So nahe war ich niemals dran!

Nicht einen Waldstrunk konnt' ich sehen;
Dein Stab allein war heut mein Glück,

Und müßt' ich also nochmals gehen,
Bei Gott, ich bräche das Genick!" —

„„Traum!"" — meint der Köhler — „„war's denn möglich
Den Stab zu seh'n, den ich Euch bot?"" —
„Was seh'n!" — ruft Jener, „sieh, wie kläglich,
Sein Dorn die Hand mir färbte roth.

Und dennoch konnt' ich ihn nicht lassen,
Mein Leben hing an diesem Stab;
Nicht seh'n, nur fühlen und ihn fassen
Mußt' ich — sonst war die Kluft mein Grab."

Da lächelt still der Köhler wieder:
„„Ihr fühltet, Herr! und sahet nicht? —
Kniet morgen bei der Eiche nieder,
Lernt, was der Köhlerglaube spricht! —

Und laßt uns dort zusammen beten,
Wer Ihr auch immer seid — denn wißt:
Man muß durch Noth an Gott sich ketten
Und fühlen, was der Glaube ist!"" —

Das Aquarium.

Von **Gustav Tobler.**

„Nimm Dich in Acht, Oskar, Du könntest in das Wasser fallen! Was suchst Du denn so emsig?" fragte ich einen Knaben, der am Rande eines Weihers kauerte und während er sich mit der linken Hand an einem Weidenstrunk festhielt, den rechten Arm weit ausstreckte und die Hand bereit zum Fange hielt, als wollte er eine Fliege von der Oberfläche des Wassers wegfangen.

„Wie leicht könntest Du das Gleichgewicht verlieren und ein unfreiwilliges Bad, sogar ein Schlammbad nehmen. Oskar hörst Du nicht? Komm weg vom Wasser."

„Ich hab' ihn, ich hab' ihn!" ruft Oskar triumphirend und zeigt mir mit leuchtenden Augen einen großen schwarzen Käfer. „Der Bursche hat mich viele Mühe gekostet und Geduld. Wenn ich glaubte, ihn fassen zu können, husch! war er wieder unten, fast auf dem Schlamm." —

„Laß sehen. Ei, das ist ein Hydrophilus piceus, der pechschwarze Wasserkäfer; die Franzosen nennen ihn das schwarze Huhn. Was thust Du mit ihm? Hast Du eine Insektensammlung?"

„Nein, lieber Oheim. Ich habe es immer verabscheut, so ein armes Thier das mir nichts zu Leide gethan, anzuspießen und dann in einer Schachtel aufzustecken."

„Man hat aber Mittel, die Insekten schnell und fast schmerzlos zu tödten, ehe man sie anspießt."

„Weiß wohl, Onkel; aber mir macht das todte Thier keine Freude. Den Burschen da behalte ich lebend in einer Flasche mit Wasser, nähre ihn gut und dafür zeigt er mir, wie er frißt, wie er schwimmt und überhaupt, wie er seine Zeit zubringt."

„Ah, Du hast ein Aquarium."

„Ein Aquarium?"

„Ja, so nennt man ein Gefäß mit Wasser, in welches man allerlei Wasserthiere thut und sie lebend zu erhalten sucht. Hast Du schon einige Bewohner in Deiner Flasche?"

„Freilich, Onkel. Ich habe schon mehrere Käfer drin, die ich im Wasser fing und sie nun nähre. Oft, recht oft ergötze ich mich an ihren Bewegungen, an ihrem Fressen. Meine Käfer zu Hause sind aber kleiner, als dieser. Als sich der da noch im Weiher herumtummelte, glaubte ich, meine Gefangenen seien die Jungen dieser Käferart. Allein ich sehe, daß ich mich geirrt habe. Die kleineren in meiner Flasche sind braun, mit einem gelben Rande. Dieser Stinker da, denn ich muß sagen, der Bursche riecht sehr übel, hat einen etwas zugespitzten Leib und rostrothe Fühler, gelbe Beine und ist, wie sein Name andeutet, pechschwarz."

„Du wirst aber diesen Wasserkäfer in eine besondere Flasche bringen müssen, sonst könnte er große Verheerungen anrichten unter Deinen anderen

Pfleglingen, die, wie ich vermuthe, gefurchte Schwimmkäfer, Dyticus sulcatus sind."

„Ich habe im gleichen Glase noch einige ganz kleine, gelbliche. Die Größern thun aber meinen kleinen Wasserkäfern nichts. Nur fliegen sie gern Nachts im Zimmer herum."

„Wie kann das aber geschehen? Sie können nicht am Glas heraufklettern."

„Nein, das nicht. Aber, als ich Jagd auf diese Thiere machte — es war gegen Abend und sehr warm — da sah ich wie einer derselben an einem Pflanzenstengel aus dem Wasser emporkletterte. Oben angekommen, blieb er einige Augenblicke ruhig, dann plötzlich breitete er die beiden Hornflügel aus, entfaltete die langen Hautflügel und flog davon. Um ihnen nun das auch im Glase zu ermöglichen, stelle ich ein Hölzchen schief in's Glas, und habe die Freude, ihnen Abends bei diesem Ausfluge zuzuschauen."

Indessen waren wir in Oskars Zimmerchen getreten und hier zeigte er mir sein kleines Aquarium, wo einige der kleinen Thierchen munter im Wasser herumschwammen, andere dagegen ruhig an den Strohhalmen und auf dem Hölzchen sitzen blieben. Bald kam Oskar zurück mit einem alten Zuckerglas, das er der Mutter abgebettelt und in das er schon seinen neuen Gefangenen gebracht hatte.

Mit herzlicher Freude hörte ich seine Mittheilungen und Bemerkungen über seine Pfleglinge.

„Sieh, Onkel, da klettert einer am Stäbchen hinauf. Nun spannt er seine Segel und fort ist er. Hat aber nichts zu bedeuten, wenn er ein paar Mal im Zimmer herumgeschwärmt ist, wird er müde und kehrt gern wieder in meine Flasche zurück. Ich habe mich schon oft gewundert, daß seine Hautflügel nicht naß werden während seinem langen Aufenthalt im Wasser, denn sonst könnte er nicht sogleich fortfliegen; er müßte ja erst die Flügel ausspannen und an der Luft trocknen."

„Die Hornflügel, Flügeldecken schließen so gut, daß nicht nur keine Feuchtigkeit eindringt, sondern daß sich sogar Luftbläschen unter den zusammengelegten Hautflügeln sammeln und erhalten können."

„Das ist auch nothwendig. Der Lehrer sagte uns neulich, die Insekten athmen atmosphärische Luft ein durch Luftröhren, Tracheen, die zwischen den Körperringen in Luftlöchern, Stigmolen endigen und diese seien mit Klappe

verschließbar. Nun habe ich aber schon beobachtet, daß meine Käfer oft tagelang unter dem Wasser sind."

„Was gibst Du ihnen zu fressen?"

„Bis jetzt holten sie sich selbst Fliegen im Zimmer und ich denke, ihre Ausflüge haben hauptsächlich diesen Zweck. Doch habe ich ihnen einmal eine todte Raupe hineingeworfen, die sie nicht verzehrten; hingegen machten sie sich gleich an einen lebendigen Regenwurm. Onkel, hast Du schon die sonderbaren Füße gesehen? Sie sind ziemlich lang und nicht gut zum Marschiren eingerichtet, dagegen schwimmen sie vortrefflich mit den langbewimperten Beinen. Sieh, am ersten Paar sind die Schienen bewimpert, an den andern aber die Tonsen. Gibt es etwas Schöneres als diese Wimpern im Wasser! Wie das flimmert und sich je nach der Bewegung bald ausbreitet, bald zusammenlegt. Das sieht man an den aufgespießten und getrockneten Käfern nicht."

Der neue Gefangene war blindlings im Glase herumgeschossen und nun ermüdet auf den Boden gesunken. Oskar schob schnell ein Stäbchen in's Wasser, an dem auch der Käfer gleich emporkletterte bis an die Oberfläche des Wassers und dann hier ruhig blieb. Unser kleiner Freund wandte sich wieder zu seinen früheren Bekannten und rief plötzlich voll Erstaunen:

„Onkel, sind das nicht Eier, was da in's Wasser fällt? Es sind rundliche Körper. Gewiß erhalte ich nun junge Schwimmkäfer. Das ist herrlich!"

„Du mußt etwas Erde oder Schlamm in Deine Flasche thun, dann werden in 8—10 Tagen aus den kleinen Eiern Larven, nicht kleine Käfer auskriechen. Sie sind nicht schön. Sie haben an jedem der drei ersten Ringeln ein Paar Füße, und am großen Kopf eine starke Freßzange, am letzten Ringel steht auch eine Art Zange, Haltzange genannt. Es sind braune, aber räuberische, gefräßige Thiere, die in den Aquarien, in denen man noch andere Wasserbewohner hält, großen Schaden anrichten. Da sie auch die ganz kleinen jungen Fischlein aufzehren und sogar in den Leib größerer Fische sich einfressen, so werden sie in den Fischteichen gefürchtet. Doch Oskar, komm mit mir, ich führe Dich zu Herrn E., meinem lieben Nachbar."

„Ach, der freundliche Herr in dem schönen Landhause, dem Deinigen gegenüber. Die Bauern nennen ihn einen Halbnarren, weil er Schmetterlinge fängt. Ein Knabe, sagen sie, der könne schon mit einem Fanggarn an einem Stocke herumspringen, das sei in der Ordnung; allein ein Erwachsener, ein Mann auf Jahren, der solches thue, sei reif für das Tollhaus."

„Unsere Bauern sehen Jeden, der sich nicht mit der Landwirthschaft, oder einem Handwerke beschäftigt, dessen Erzeugniß ihnen zu Gute kommt, mit einer gewissen Geringschätzung an. Männer aber, die sich mit Dingen abgeben, deren Nutzen sie nicht absehen können, sind in ihren Augen Nichtsthuer, welche ihre Zeit und Kräfte verschwenden. Und doch sind gerade die Beobachtungen der Naturforscher für den Landmann von der größten Wichtigkeit."

Herr E. empfing uns auf's Freundlichste und führte uns sogleich in eine kleine Gallerie, in welcher viele und verschiedenartige gläserne Gefäße aufgestellt waren. In den einen war am Boden und auf einer Seite Thon angeklebt, aus dem kleiner Purzel (Peplis portula) emporwuchs; in Andern waren kleine Steinchen und Sand, und wieder Andere enthielten Stücke Erde, oder ein Rasenstück aus einem Sumpfe mit (Carex) Segge, und in den Gläsern lebten verschiedene Wasserthierchen, die Alles finden können, was zu ihrem Leben und Gedeihen nothwendig ist.

In mehreren kleineren Gefäßen waren Blutegel, die er täglich auf's Genaueste beobachtete, um über ihr Leben, ihre Entwicklung Beobachtungen zu sammeln. Er will auf diesem Wege Mittel finden, die Zucht dieser nützlichen Thiere im Lande selbst zu ermöglichen, statt sie mit großen Kosten aus fernen Ländern einzuführen.

„Warum nennen Sie," fragte Oskar, „diesen Wurm ein nützliches Thier, das man mit großen Kosten aus der Ferne beziehe?"

„Der Blutegel, mein kleiner Freund, ist von großer Bedeutung in der Heilkunde. Er ist der natürlichste, geschickteste und ungefährlichste Chirurg, der das Blut auch an solchen Stellen abzapft, wo die Lanzette oder der Schröpfkopf nicht angewandt werden könnten, oder wo durch das Abfließen des Blutes Beschwerden und Unannehmlichkeiten entstehen würden."

„Ist denn aber das Blutablassen überhaupt nothwendig?"

„In vielen Fällen gewiß. Die Natur des Menschen selbst wendet dieses Mittel oft an. Wie Mancher hat Kopfschmerzen, er ist ganz betäubt; plötzlich blutet er stark aus der Nase und fühlt sich erleichtert."

„Aber Herr E. Ich sehe kein Instrument, womit der Egel eine Ader öffnen könnte."

„Komm, lieber Oskar, betrachte Dir genau in diesem Glase den Blutegel. Er ist ganz ruhig, Du kannst ihn genau und ganz in der Nähe beobachten. Er hat die Gestalt einer Keule und sein Leib besteht aus etwa 100

Ringeln, welche nicht nur seine Bewegungen möglich machen, sondern dieselben ungemein erleichtern und ihm erlauben, fast jede Form anzunehmen. Dieser ist langgestreckt, dort oben am Glase sind zwei von fast eiförmiger Gestalt und jener dort hat sich beinahe zu einer Kugel zusammengezogen. Am Ende des Leibes ist der letzte Ringel zu einem Saugnapf ausgebildet, mit dem hat er sich am Glase festgesogen."

„Ach, sehen Sie, Herr E., dieser Blutegel schreitet weiter! wir wollen ihn beobachten. Sehen Sie! er streckt sich so weit als möglich aus, sucht eine geeignete Stelle und saugt sich fest. Er hat zwei Saugnäpfe, einen am Kopf und einen am Hintertheil. Nun läßt er mit dem Napf hinten los und setzt ihn fest neben dem Munde."

„Ganz richtig. Allein ich wollte Dir seine Aderlaß-Werkzeuge zeigen. Sieh Dir den Mund genau an, wenn er sich mit demselben wieder am Glase festsaugt."

„Da sehe ich in der napfartigen Vertiefung ein kleines Dreieck."

„Dieses Dreieck ist der Schnepper, der Schröpfkopf des kleinen braunen gelb bebänderten Chirurgen. Das Dreieck besteht aus drei Kiefern, von denen jede mit einer kleinen, unendlich feinen, scharfen Säge versehen ist. Diese braucht er nur leise zu bewegen, so hat die Haut drei zarte Schnitte und der Saugapparat, der schon angesetzt ist, zapft das Blut ab. Und da die gütige Vorsehung diesem Thier nur Blut angewiesen hat und dieses nicht alle Tage zu haben ist, so müßte es oft Wochen lang fasten, wenn es nicht eine große Menge auf einmal in seinem Magen versorgen könnte, sobald sich dazu Gelegenheit gefunden. Darum ist sein Magen lang und weit und zugleich zu beiden Seiten mit einer Menge kleiner Säcke versehen, die sich während dem Saugen alle nach und nach mit Blut füllen. Auch hört der Egel nicht eher auf zu saugen, bis er ganz voll ist."

„Mit welcher Behendigkeit dieser da herumschwimmt und doch hat er weder Flossen, wie die Fische, noch Schwimmfüße wie meine Wasserkäfer. Er macht äußerst zierliche Wellenbewegungen, wie die Ringelnatter sie auf der Erde macht. Wie schön nun der Blutegel ist! Die Bänder auf den Seiten sind so hübsch gelb; hat er auch nicht schwarze Flecken auf dem braunen Leib?"

„Du hast ganz richtig bemerkt, lieber Oskar. Ueberhaupt würde man glauben, er verändere sich nicht nur der Gestalt, sondern auch nach der Farbe nach. Ruhig zusammengezogen sieht er schwarz aus, ausgestreckt wird er fast band-

förmig und das Braune verwandelt sich in grünbraun; aber am Schönsten treten seine Farben und Zeichnungen hervor, wenn er schwimmt."

„Da ist einer, der wahrscheinlich sich vor Hunger schüttelt, oder er will das Wasser trüb machen. Sehen Sie, wie er mit dem Hintertheil fest sitzend den Leib hin= und herschleudert."

Wir traten nun zu den andern kleinen Gläsern und bemerkten, daß sie sehr verschieden gefärbte Blutegel enthielten.

„Diese zartgrünen habe ich aus Algier bezogen. In diesem Glase sind korsische Blutegel, sie sind schwarz, mit weißen Punkten. Die grünen mit den schwarzen Flecken stammen aus Marokko und jene sammtschwarzen erhielt ich aus Schweden. Die schönsten dort in jenem Glase auf dem Gesimse sind aus Georgia, gelb mit Rosa=Zeichnung."

„In den Blutegel=Gläsern in der Apotheke hat er keine Erde."

„Die Herrn Apotheker würden besser thun, wenn sie ebenfalls Lehm in ihre Behälter brächten; sie würden weniger kranke Blutegel haben. Indessen ihr Zweck ist es nur, diese Thiere wieder verkaufen zu können, während ich sie halte, um sie genau kennen zu lernen. Du hast Deine Wasserkäfer durch Beobachtungen kennen gelernt, weißt nun, wie und was sie fressen, wie sie schwimmen, kannst auch lernen, wie sie sich verwandeln und ebenso will ich die Blutegel genau kennen lernen, in allen ihren Lebensverhältnissen, ja sogar in ihren Krankheiten. Ich mußte daher dafür sorgen, daß sie in meinen Gläsern Alles das finden, was sie im Freien zu ihrem Leben nöthig haben. Darum that ich Erde mit Lehm und Moos auf die eine Seite der Gläser, versah dieselbe mit Wasserpflanzen und hier war es, wo ich zuerst entdeckte, wie diese Ringelthiere ihre Eier legen.

Eines Abends, als ich nach meinen Aquarien sah, bemerkte ich auf der Erde einen weißen Schaum, etwa eine Nuß groß. Was konnte das sein? Sachte nahm ich den Theil Mooserde heraus, auf dem sich das Schaumböllchen befand, entfernte den Schaum und sah in der Erde steckend eine weißliche noch sehr weiche Kapsel. In der Nähe fanden sich zwei andere fertige Kapseln von der Größe und der Gestalt eines Seidenraupen=Cocons, mit einer schleimigen Flüssigkeit angefüllt und außen mit einem schwammigen Gewebe umgeben. Später, durch sorgfältige, aufmerksame Beobachtungen fand ich, daß dieses Gewebe aus einem Schaum entsteht, der sich zu der Zeit über die ganze Haut des Egels ausbreitet, wo das Thier Eier legen will und eine Art läng=

lichen Sack bildet, in welchen es die Eier legt, während das Thier sich allmählig aus demselben herausringelt. Ein gesunder Blutegel macht im Juli 1 bis 8 solcher Cocons und zwar von sechs zu sechs Tagen. Ist das Wetter warm, so kriechen die jungen Egel schon nach 25 Tagen aus, die im Oktober gelegten Cocons brauchen aber 5—6 Monate."

„Legen sie dieselben in die Erde, die vom Wasser bedeckt ist?"

„Nein, mein kleiner Freund. Wenn der Blutegel seine Cocons verfertigen will, so kriecht er etwa 3—4 Zoll über die Wasserfläche hinauf. Daraus schloß ich, daß die Eier nur einen gewissen Grad von Feuchtigkeit zu ihrer Entwicklung bedürfen. Wenn im Juni oder Juli längere Zeit Trockenheit herrscht und das Wasser im Teich abnimmt, so gehen die Eier zu Grunde. Ebenso, wenn das Wasser stark steigt, so daß die Cocons im Wasser sind. Allein wenn auch alle diese Bedingungen erfüllt und die jungen Egel ausgeschloffen sind, so sind sie noch mancherlei Gefahren ausgesetzt. Um namentlich die Feinde des Blutegels kennen zu lernen, brachte ich eine Anzahl in ein größeres Aquarium."

Dies sagend, öffnete Herr E. ein Zimmerchen, in welches wir eintraten. Da stand auf einem eisernen Dreifuß ein großes, weites Glasbecken; in der Mitte war ein kleines Felschen aus Tuffsteinen gebaut, mit allerlei Wasser- und Sumpfpflanzen. Am Boden, um den Tuffsteinfelsen herum, lagen Kieselsteine oder feiner Sand, auch Lehm, in welchem ebenfalls Pflanzen Wurzel geschlagen hatten.

„Diese Pflanzen," sagte Herr E., „erhalten das zum Leben der Thiere nöthige Verhältniß von Kohlenstoff und Sauerstoff im Wasser. Hier leben nun allerlei Wasserthiere, die sich theils ruhig in ihren Schlupfwinkeln halten, theils lustig sich herumtummeln. Auch Blutegel jeden Alters sind da und ich habe auch den Pferde- oder Roßegel (Anlacostoma nigrescens) hineingethan. Er gleicht, wie Du siehst, dem medizinischen Egel. Schon Mancher zog voll Freude mit einer großen Flasche voll dieser Roßegel in die Stadt zum Apotheker und berechnete wie jenes Milchmädchen zum Voraus, was er Alles mit dem erlösten Gelde kaufen wolle, mußte aber mit langer Nase abziehen. Der Apotheker sagte ihm, daß er diese Egel nicht brauchen könne, da ihr Biß Entzündung zur Folge habe. Nun! man sollte es nicht meinen; allein dieser Pferdeegel ist der ärgste Feind der ächten Blutegel. Er nährt sich gewöhnlich von Regenwürmern, die er aber nicht stückweise verzehrt, sondern ganz ver-

schlingt. Findet er diese seine gewöhnliche Nahrung nicht, so packt er den Blutegel und würgt ihn auf gleiche Weise hinunter."

„Der macht es ja wie die Boa."

„Ja wohl, nur mit dem Unterschiede, daß die Boa das zu verschlingende Thier beim Kopfe packt, der Pferdeegel aber seine Beute faßt, wo er kann und sie dann hinunterschlingt. Hat die Boa ein junges Zicklein, eine große Eidechse oder sonst ein Thier verschlungen so bleibt sie so lange ruhig liegen, bis Alles mit Haut und Haar verdaut ist. Der blutegelartige Würger aber ist ein entsetzlicher Vielfraß, der nur frißt, um herunterzuschlingen. Er gibt, sobald er bemerkt, daß Nahrung genug vorhanden, das Verschlungene unverdaut von sich, nur um das Vergnügen zu haben, auf's Neue ein Thier herabzuwürgen. Denke Dir, welche Verheerung einige hundert dieser Vielfraße unter der jungen Brut der Blutegel anrichten können.

Ein anderer arger Feind für diese letztern ist der gelbrandrige Käfer, Gelbrand genannt. (Dyticus marginalis. L.) Siehe, da schwimmt einer von den Dreien, die ich gestern in das Aquarium brachte."

„Er gleicht dem Wasserkäfer, den ich vorhin fing," sagte Oskar, „nur ist er mehr eirund und hat einen breiten gelben Rand um die Flügeldecken und um den Halsschild.

Sehen Sie, Herr E., sieh Onkel, er hat den Blutegel dort entdeckt. Oh, armer Wurm! mach, daß du fortkommst! siehst du nicht wie behend er auf dich zuschwimmt mit seinen bewimperten Füßen? Da hat er sich schon auf seinem Rücken festgeklammert. Der arme Egel! wie er sich windet und wendet, wie er in größter Angst davonschwimmt. Es nützt Alles nichts, der läßt dich nicht mehr los. Ich glaube gar, er beißt ihm Stücke aus dem Rücken. Ach können wir das arme Thierchen nicht von seinem grausamen Peiniger befreien?"

„Möglich wäre es wohl; allein ich glaube, es wäre schon zu spät. Sieh, seine Bewegungen werden schwächer und bald wird er todt sein. Uebrigens herrschen hier in meinem Aquarium die gleichen Gesetze, wie draußen in freier Natur. Da heißt es auch: „heute mir, morgen Dir!" Heute zerreißt der Adler ein junges Kaninchen, morgen wird er von der Kugel des Jägers durchbohrt. Vor wenig Tagen trug in dieser kleinen Welt ein Blutegel, vielleicht der Nemliche, der jetzt vom Gelbrand verzehrt wird, den Sieg davon über ein viel größeres und stärkeres Thier, als er."

„Das ist doch kaum möglich.“

„Und doch ist dem so. Ich brachte vor einigen Tagen einen Salamander in dieses Aquarium. Die Blutegel hatten schon geraume Zeit gefastet. Kaum ist er im Wasser, so entsteht eine Bewegung unter den Blutegeln. Es ist, als hätten sie die Gegenwart des Salamanders gerochen, denn sehen konnten sie ihn noch nicht, da sie auf der andern Seite hinter dem Tuffstein waren.

Schnell entschlossen war einer der Größeren. Er will die willkommene Beute auskundschaften und schwimmt erst auf jener Seite herum; allein durch seinen äußerst feinen Geruchsinn geleitet, befindet er sich bald auf richtiger Fährte; er hat den ungeheuren Salamander entdeckt, denn wohl mußte er dem kleinen Thiere so erscheinen. Nun schwimmt er mit unendlicher Behendigkeit in weitem Kreise um seine Beute herum, nähert sich ihr, schießt wieder zurück und treibt dies öfter. Es ist klar, er will seinen Feind kennen lernen, eine geeignete Stelle erspähen, die Achillesferse. Jetzt schlängelt er plötzlich herbei und wie der Blitz sitzt er an der Seite des Salamanders fest, schlingt sich um den Leib seiner Beute herum, wie ein Band und saugt sich auf der andern Seite fest. Und jetzt wiederholte sich die vorhin gesehene Scene. Kaum fühlt sich der sonst so träge dahin schleichende, so stumpfsinnig am Boden ruhende Salamander vom Blutegel umschlungen, kaum ist seine zarte Haut durchbohrt, so ist es, als hätte er sein Naturell geändert. Blitzschnell eilt er durch die Räume des Aquariums, ist bald oben, bald unten, und ich mußte unwillkürlich an den Löwen denken, der aus dem dunkeln Versteck mit einem kühnen Satze auf den Rücken der stolzen Giraffe sprang, sich dort mit seinen Tatzen festklammerte und dem harmlosen nun fürchterlich geängstigten Thiere den Nacken zerfleischte, sich am Herzblut seines Opfers labte. Wie die Giraffe, so eilte auch mein armer Salamander davon, wälzte sich mit dem Rücken an den Ecken des Tuffsteins. Alles vergebens! Der blutdürstige Egel hat sein Opfer fest umschlungen und saugt ruhig Blut und immer wieder Blut, bis der letzte Tropfen aus dem Herzen des armen Salamanders abgezapft ist und er auf dem Rücken liegend kein Lebenszeichen mehr gibt.“

„Das mag interessant sein; allein ich möchte die entsetzliche Angst des Salamanders nicht sehen.“

„Gewiß, lieber kleiner Freund, auch ich hatte herzliches Mitleiden mit dem Opfer und mehr als einmal streckte ich die Hand aus, ihn von seiner Qual zu befreien. Anderseits aber gewann das Interesse für die Kraft, die

Ausdauer, die List des Siegers die Oberhand. Zudem war damit wieder ein Frage, die ich mir gestellt hatte, gelöst. Ich wußte nun, daß die Molche, Salamander, Unken und Kröten, obschon für die Fischzucht schädlich, es hier nicht sind.

Durch solche Versuche und durch fortgesetzte Beobachtungen wurde es einzig möglich, Blutegelteiche anzulegen und die Zucht dieses Thieres im Großen zu betreiben. Man lernte die Feinde kennen, welche man fern zu halten habe, und die Thierchen, die man hingegen hineinbringen muß, um ihnen Nahrung zu verschaffen, endlich welche Vorsorge man zu treffen habe, damit die Brut in den Eiern nicht zu Grunde gehe. In Frankreich hat ein Blutegelzüchter in zwei Jahren 200,000 Stück gezogen und ein schön Stück Geld gewonnen."

„Ist denn der Verbrauch so groß, daß man sie besonders aufziehen muß?"

„In Frankreich allein wurden von 1827 bis 1844 über 500 Millionen dieser Thiere verkauft, und der größte Theil mußte aus fernen Landen eingeführt werden. Dabei gehen eine große Menge zu Grunde, besonders im Monat Juli und August. Um sie leichter zu transportiren und besonders, um sie von Zeit zu Zeit in's frische Wasser setzen zu können, ohne daß man für den Weitertransport neue einzufangen braucht, werden sie in Säcke gebracht und da sammelt sich sehr oft auf der Haut der Egel, während jener warmen Zeit, eine schlammig schleimige Haut, die das Wasser so verderbt, daß die Thiere zu Tausenden zu Grunde gehen. Man hat nun freilich gefunden, daß das nicht eine eigentliche Krankheit ist, sondern daher kommt, daß die Blutegel in diesen Monaten in den Säcken gehindert werden, ihre Cocons zu machen und der dazu zu verwendende Stoff das Wasser verdirbt. Es wird dadurch syrupartig und hindert die Egel am Athmen. Thut man sie in nassen Lehm, so gesunden sie bald."

Es entstand eine kleine Pause, während welcher Oskar aufmerksam dem Treiben im Wasser zusah. Mit einem Seufzer sagt er halblaut vor sich hin: „Ach! ich möchte auch solch ein Aquarium haben."

„Das ist nicht so schwer, als Du wähnst, mein lieber Oskar. In einer Materialienhandlung kaufst Du eine jener großen Flaschen, in denen man die Säuren transportirt. Nachdem sie sorgfältig ausgewässert wurde, läßt Du den Hals mit dem obern Theil der Flasche abnehmen. Hierauf ordnest Du die Tuffsteine nach Deinem Geschmacke, bringst Sand, Stein, Lehm an den Boden und bepflanzest die Steine mit Wasserpflanzen, die Du sammt der

Erde aus Gräben und Teichen ausheben und hieher versetzen kannst. Auf diese Weise brauchst Du nur alle 8—14 Tage das alte Wasser sorgfältig abzuschöpfen und neues nachzugießen, was ohne die Pflanzen alle Tage geschehen müßte, denn diese theilen dem Wasser die zum Leben der Thiere nöthigen Gase mit. Die einzige Schwierigkeit ist, die Thierchen auszuwählen, welche sich leicht an eine solche Gefangenschaft gewöhnen, und nicht in allzugroßer Feindschaft mit einander leben, oder einander gar auffressen."

„Ach ich bitte, Herr E., nennen Sie mir Einige. Ich werde mein Taschengeld zusammenhalten, bis ich mir eine große Vitriolflasche kaufen kann. Dann wird sich wohl Jemand finden, der den obern Theil derselben abnimmt. Unser Lehrer sagte uns, man mache das mit einem glühenden Eisen, mit dem man die Linie bestreiche, wo man den Schnitt haben möchte. Das Glas spalte sich dann an der bestrichenen Stelle durch die plötzliche Ausdehnung, welche das glühende Eisen verursache."

„Ganz recht! Indessen verlangt das doch Uebung und ich würde Dir nicht rathen, das Experiment selbst zu versuchen. Außer den Käfern, die Du schon besitzest, will ich Dir noch in meinem Aquarium einige Thiere zeigen, die Du leicht selbst fangen kannst und mit denen Du Dein künftiges Aquarium bevölkern magst. Es sind solche, die sich gut mit einander vertragen, d. h. so lange der Hunger sie nicht treibt, nach außergewöhnlicher Beute zu fahnden. In diesem Falle werden Deine Käfer sogar ihres Gleichen aufzehren, soferne Du ihre Fastenzeit allzusehr verlängerst."

„Was kann ich ihnen, außer Fliegen noch geben?"

„Regenwürmer, Larven und überhaupt Insekten und allerlei kleinere Thiere, die sich im Wasser aufhalten. Siehe da, diese Larve. Sie ist nicht eben schön in ihrem schwarzbraunen Kleide, auch bewegt sie sich langsam, schwerfällig. Allein sie ist höchst interessant und wird Dir Freude machen. Am Kopfe steht eine Art beweglicher Maske. Sie athmet aber durch eine Oeffnung am letzten Ringel und da die Luft, die sie braucht, im Wasser enthalten ist, so muß sie Wasser einathmen wie die Fische und dasselbe wieder ausstoßen, nachdem die Luft ausgesondert wurde. Du hast einen langen Halm, berühre die Larve. Sie ist gerade am Boden. Was thut sie?"

„Sie zieht rasch den Hinterleib zusammen und nun spritzt sie das Wasser aus. Sie muß eine kleine Spritze haben, denn sie hat mit solcher Gewalt das Wasser ausgespritzt, daß der Grund ganz getrübt ist. Wie Schade!"

„Du hast da wieder Gelegenheit, die Weisheit unsers Schöpfers zu bewundern. Das langsame, ungelenke Thier entgeht auf diese Weise seinen Verfolgern. Das Wasser ist trübe, der Feind verliert die Larve aus dem Gesichte, und diese benutzt diesen Umstand, um sich zu verbergen. Im Frühling aber, wenn die warmen Tage kommen, da klettert sie an einer Wasserpflanze hinauf, bis sie außer dem Wasser ist; bald ist sie von den warmen Sonnenstrahlen trocken, und nun springt die Haut am Kopfe auf, die glänzenden, großen Augen einer Libelle erscheinen. Sie freut sich der schönen Dinge, die sie mit einem Male sieht, macht einige Bewegungen, wodurch der Spalt immer größer und größer wird und sich über den ganzen Rücken ausdehnt. Nun zieht sie die sechs Beine nacheinander aus den Scheiben und endlich den langen schlanken Leib mit den Flügeln. Allein diese sind noch ganz klein. Denke Dir einen Rock vom feinsten Stoff, den man sorgfältig zusammengelegt in einen Koffer gepackt und der nun im warmen Sonnenschein entfaltet wird und sich glättet. Das ist mit den Flügeln der Wasserjungfer geschehen. Bald glänzen sie, schön ausgebreitet in ihrer ganzen Pracht mit ihren Regenbogenfarben auf dem fein geaderten Netz. Sie bewegt sie, wie zur Probe; es geht, sie läßt die Pflanze los und schwebt gewandt, leicht und zierlich durch die Luft."

„Was ist denn das für ein kurioser Bursche? Ich glaube, er liegt auf der Seite und schnellt sich auf dem Wasser fort wie ein Weberschifflein."

„Das ist der Flohkrebs. Er ist, wie Du siehst, etwa einen halben Zoll lang, hellbraun und hat lange Fühler, die er beim Fortschnellen zurücklegt. Am Hintertheil sind drei stielförmige Anhängsel, mit denen er sich fortschnellt. Du findest ihn in Gräben und Bächen."

„Von was nährt er sich?"

„Von faulenden Blättern und von Wurzeln der Wasserpflanzen. Im Sommer trägt er eine Zeitlang die Eier, die er gelegt, mit sich herum. Er hält sie mit den Anhängseln an den vorletzten Ringeln so lange fest, bis die Jungen ausgeschloffen sind."

„Was ist denn das für ein kleiner Fisch mit den schwarzen Querbinden? Er sieht aus wie ein Zebra."

„Ein junger Barsch. Er hat stachlichte Flossen. Schon seit zwei Monaten bewohnt er diesen zoologischen Wasserbehälter. Auch besitze ich eine Schleihe schon geraume Zeit. Sie ist aber immer scheu und will sich nicht an meinen Anblick gewöhnen. Blutegel, die ich vorgeworfen, hat sie verzehrt.

Vorhin sahen wir den Flohkrebs, der auf der Seite schwimmt, diese Wanze, die Wasserwanze hingegen schwimmt auf dem Rücken. Sie ist häufig auf stehendem Wasser anzutreffen; allein wenn Du sie fangen willst, so sei vorsichtig, denn sie sticht empfindlich. Sieh da, an der Seite und dort auf dem Sande siehst Du einige Wasserasseln."

„Ja, sie sind braun mit gelben Flecken. Sie gleichen der grauen Kellerassel, nur haben sie hinten Schwanzanhängsel, wahrscheinlich auch zum Schwimmen."

„Es sind meine Straßenkehrer. Die schaffen die todten Thiere weg, d. h. sie fressen sie auf. Du findest sie ziemlich häufig in den Wassergräben, oft im Schlamm."

„Da sind auch Muscheln und Schnecken in Ihrem Aquarium, Herr E. Diese sind aber alle sehr ruhig. Die kleinen flachen und jene hohen thurmartigen braunen sind wohl Wasserschnecken?"

„Ja, mein Freund. Die erstere, die Scheibenschnecke, sowie auch die Puppe oder Püppchen findest Du in Bächen nnd Teichen."

„Das ist doch sonderbar, sehen Sie Herr E., dort bewegt sich ein Bündel von Holzstückchen und Pflanzentheilchen. Ach, jetzt sehe ich es genau! Es ist ein Thier, eine Larve, welche in einer Röhre steckt, die aus Pflanzentheilen besteht und gleich daneben ist Eines mit einer Röhre aus Sandkörnchen. Das Thier streckt seinen schwarzen Kopf und drei Paar Beine aus der Röhre hervor."

„Das sind die Larven der Eintagsfliege. Längere Zeit sammelte ich sie fleißig und brachte sie in mein Aquarium; allein alle gingen zu Grunde, ohne daß ich die Ursache errathen konnte. Ich wußte wohl, daß diese merkwürdigen Thiere nur die Larven ebengenannter Fliege sind, konnte aber keine Verwandlung beobachten, weil sie vorher starben. Als ich aber die Larve der Wasserjungfer bei ihrer Verwandlung beobachtet hatte, wurde mir klar, daß die Röhrenlarven nur deßwegen umkommen, weil sie nicht aus dem Wasser kriechen konnten, und doch nur an der Luft auskriechen können. Sie brauchen eben auch Sonnenschein, um ihre Hülle zu sprengen und warme Luft, um ihre Flügel zu trocknen und ausspannen zu können. Sobald ich ihnen ein Hölzchen schief in's Wasser stellte, sah ich, wie die Larve mühsam ihr schweres Haus hinter sich hinaufschleppte und sich dann zur unscheinbaren Eintagsfliege umwandelte."

„Potz Tausend! Es ist schon vier Uhr. Um fünf Uhr habe ich Musikstunde. Ich muß leider nach Hause!" rief Oskar.

„Nur noch einen Augenblick mein junger Freund," sagte Herr E., der eine große Freude an dem lernbegierigen, offenen Knaben hatte. „Ich will noch eine kleine Scene von den Bewohnern des Glasbeckens aufführen lassen."

Er rückte sein Aquarium, dessen Dreifuß unten Rollen hatte, in die Abendsonne. Welche Veränderung ging da plötzlich vor sich. Alles belebte sich. Die Pflanzen schienen lebhafter, frischer, grüner, das Wasser klarer, durchsichtiger, die Bewohner alle zeigten neues Leben: sie kriechen, schwimmen, schießen munter an's Sonnenlicht, wie um sich da zu wärmen, sich in ihrem Glanze zu schmücken. Andere hingegen fliehen und suchen Schutz unter Pflanzen oder Steinen. Sogar die trägen Schnecken laden ihr Häuschen auf den Rücken und machen einen Spaziergang, indem sie mit ihren Fühlern bedächtig herumtasten. Die Wasser- und Schwimmkäfer eilen an die Oberfläche, um frischen Luftvorrath unter ihren Flügeldecken zu sammeln. Herr E. sagte nun: „Sieh einmal dieses kleine, kugelförmige Thierchen, von röthlicher Farbe, mit seinen kleinen, dünnen Schwimmfüßen, wie es sich dreht und längs der Glaswand gleichsam hinrollt. Das ist die Wassermilbe. Doch das darf nicht zu lange dauern. Einst hatte ich das Aquarium auch so in die Sonne gestellt. Da wurde ich abgerufen, und blieb etwa zwei Stunden weg. Als ich zurückkam, hatte die Sonne das Wasser in dem kleinen Gefäße so erwärmt, daß meine kleine Welt da aussah, wie ein Schlachtfeld. Neben den Blutegeln, die regungslos auf dem Grunde lagen, sah ich die Schnecken und Muscheln mit dem Mund nach oben gekehrt, die meisten Larven, Wasserasseln, Krebse u. s. w. regungslos auf dem Wasser, die Fische matt und schwach drehten sich und zeigten den Unterleib. Hier mußte schnell Hülfe geschaffen werden. Schatten, frisches Wasser riefen Manche unter ihnen wieder in's Leben zurück, doch hatte ich manchen Verlust zu bedauern.

Und nun entlasse ich Dich, lieber Oskar. Komme recht bald wieder zu mir. Ich erzähle Dir dann von ganz andern Aquarien, die ich neulich in Paris gesehen."

Ein deutscher Fürst und sein Minister im Feuer.

Von **Karl Zastrow.**

Es war an einem schwülen Sommertage des vorigen Jahrhunderts, als zwei Männer auf windschnellen Rossen die Chaussee entlang sprengten, welche von Weimar nach Nohra, dem ersten kurmainzer Dorfe führt. Der eine, augenscheinlich der jüngere, war ein schlanker Mann mit länglichem Gesicht, markirten Zügen und bräunlich blondem Haar, das er in zwei Locken an der Stirn trug. Letztere verrieth durch ihre Höhe einen nicht geringen Grad geistiger Befähigung. Auch die Knochen über den hellblauen Augen traten stark hervor. Sein Blick war ungemein lebhaft, geistvoll und forschend, während der Mund feste Entschiedenheit ausdrückte. Der Andere war von beinahe gleicher Statur, aber seine Stirne verrieth in noch höherem Grade die Macht des dahinter schlummernden Gedankens. Die schwellenden Lippen, die leuchtenden, großen, schwarzen Augen verliehen seinen Zügen einen schwermüthig schwärmerischen Ausdruck. Es schien etwas Wunderbares in diesen Augen zu liegen, die so übermüthig keck lachen konnten voll lauter Lust und Fröhlichkeit, und die doch wieder, wenn sie ernst blickten, so mächtig anzogen und fesselten.

Pfeilgeschwind flogen die Rosse dahin. Gräben, Zäune, Hecken, — nichts war im Stande, die kühnen Reiter aufzuhalten. Der Zweite war soeben mit einem gewaltigen Sprunge über einen mehrere Fuß breiten Graben gesetzt. Dabei hatte er sehr ruhig die Asche von seiner Cigarre abgeschlenkert und eine lange Rauchwolke vor sich hingestoßen. Am andern Ufer angelangt, sah er sich lachend nach seinem Begleiter um.

„Nun, Herzog?" tönte es von seinen frischen Lippen, als er bemerkte, wie das Pferd des Andern scheute, „Wer von Euch beiden will nicht? Sie oder der Gaul?"

Aber schon hatte der Herzog die Sporen eingesetzt und im Nu flog das prächtige Roß mit seinem Reiter hinüber. Unter Scherz und Lachen galoppirten die Männer querfeldein. Bald aber überzog sich der Horizont mit aschgrauen Wolken. Ein Wetter zog herauf. Immer finsterer ward der Himmel.

Bald durchzuckten feurige Blitze die dunkle Wolkennacht. Der Donner grollte und schwere Regentropfen klatschten nieder, während ein heftiger Wirbelwind plötzlich ein undurchdringliches Chaos von Staubwolken zusammenjagte.

„Wo sind wir eigentlich?“ fragte derjenige, welcher zuerst gesprochen, indem er plötzlich sein Pferd anhielt.

Auch der Andere zügelte sein Roß und sah um sich, soweit es das zweifelhafte Tageslicht zuließ. „Wir scheinen gänzlich von unserem Ziele abgekommen zu sein“, sagte er nach kurzer Pause. „Wald ringsum und ein Terrain dort drüben, das an die pontinischen Sümpfe erinnert.“

Der Regen goß in Strömen herab. Die Pferde schauderten. Blitz auf Blitz zuckte in grellen Zickzacklinien durch das Wolkenchaos. Der Donner rollte in mächtigen Schlägen und ein in geringer Entfernung vorüberfließender Bach schwoll zum reißenden Strom an, hier und dort die sumpfigen Ufer vollständig überschwemmend.

Bis auf die Haut durchnäßt, ritten sie längs des Grabens hin. Eine Viertelstunde verging, dann stieß man auf einen Wegweiser.

Der Herzog warf einen Blick darauf und sagte dann: „Hier geht die Straße durch den Wald. In weniger, als einer halben Stunde können wir unter Dach und Fach sein. Vorwärts!“

Sie setzten von Neuem die Sporen ein und kamen trotz des durchgeweichten Weges noch immer schnell genug vorwärts. Plötzlich blendete ein greller Blitz die Augen der Reiter. Der ganze Wald schien wie mit elektrischem Licht beleuchtet. Krachender Donner folgte unmittelbar. Er klang wie anhaltendes, prasselndes Gewehrfeuer noch lange nach.

„Dießmal hat es eingeschlagen, Herzog!“ rief der Begleiter des Fürsten. „Müßte mich wenigstens sehr irren, wenn 's nicht der Fall wär'. Dieses Krachen und Knattern im gleichen Moment mit dem Aufleuchten des Blitzes bedeutet nichts Gutes!“

Ein erneuter Blitz, von einem noch entsetzlicheren Schlage begleitet, unterbrach seine Worte, und ohne eine Silbe weiter zu verlieren, trabte man vorwärts. Allmählig ließ der Regen nach; aber die Wipfel der Bäume, unter denen sie hinritten, schütteten wahre Cascaden von Regentropfen auf sie aus.

Jetzt kamen sie aus dem Walde heraus und warfen einen Blick nach der Richtung, in welcher das Dorf J. liegt. „Das ist Feuer!“ riefen sie wie aus einem Munde, als sie die unheimliche Röthe des Horizonts wahrnahmen und

wie von einem Impulse getrieben, jagten sie mit verhängten Zügeln quer über das Feld dem Dorfe entgegen. In der That sahen sie bald die schweren, dicken Rauchwolken, zu phantastischen Gebilden geformt, sich ihnen entgegenwälzen. Zwischendurch leckten die Flammensäulen zum Himmel empor; rothglühende Schlangen, deren unheimlichen Rachen Tausende von Feuerfunken entsprühten, schienen sich im wilden Tanze zu verschlingen. Der scharfe Westwind fachte die Gluth zum brausenden Feuermeere an. Wie das krachte, prasselte, wirbelte und zischte! Dazu das Erdröhnen der Sturmglocke, das angstvolle Geschrei hülfloser Frauen und Kinder, die Zurufe der Löschenden, das Gebrüll der Heerden. Es war eine Scene, die das muthigste Herz erbeben machen mußte.

Kaum waren die Reiter auf dem Schauplatz des Schreckens angelangt, als sie sich von den Pferden herabwarfen und diese einem herbeispringenden Bauernburschen überließen. Ein Kreis von Zuschauern bildete sich sofort um die Beiden, aber mit dem Ausdruck edlen Zornes in Blick und Ton rief der Jüngere: „Nun? Ihr Gaffer, was soll's? Scheert Euch an die Spritzen und helft löschen. Wen ich nach 5 Minuten noch hier faullenzen sehe, den laß' ich ohne Gnade arretiren!"

„Platz für Seine Durchlaucht, unsern allergnädigsten Herzog!" tönte eine markige Stimme und die straffe, soldatische Figur eines herzoglich sächsischen Gensd'armen tauchte in der Menge auf. Augenblicklich zertheilte sich der Haufen. Alles wich ehrfurchtsvoll zurück. Der Fürst und sein Begleiter sprangen auf die Spritzen; sie nahmen die mächtigen Schläuche in die Hände und ließen die Wasserstrahlen in das Gluthenmeer hineinspielen. Bald stellte sich Wassermangel heraus. Der Begleiter des Herzogs war mit einem Satze von der Maschine herunter. Er drängte sich durch die Menge zu den beiden Pferden, nahm die Zügel dem Burschen aus der Hand und führte die Thiere an den ersten besten der großen Wagen mit leeren Wasserkübeln. In einem Nu sind die beiden edlen Renner vorgespannt. Widerspenstig bäumen sie sich in dem ungewohnten Joche und schütteln trotzig die Mähnen, aber im nächsten Augenblicke schon fühlen sie die Macht des kühnen Reiters, der sich auf das Thier zur Linken geschwungen und mit der Gerte unbarmherzig auf sie einschlägt. In rasender Carriere geht es zum nächsten Teich. Wenige Minuten reichen hin, den Kübel zu füllen. Wieder hinauf und zurück zur Brandstätte. Kaum eine Minute vergeht und die Riesenkraft des jungen Mannes hat die verblüfften Rosse bereits von Neuem angetrieben.

Und abermals sieht man ihn im gestreckten Galopp zum Teiche hinabjagen und mit dem gefüllten Gefäße zurück kommen. Seine Wangen glühen im Roth der Begeisterung und die schwarzen Augen sprühen Funken, um die Wette mit dem brennenden Gebälk. Der Herzog steht unterdeß ruhig auf der gefährlichsten Stelle und schaut mit innerlichem Wohlbehagen den blitzenden Wasserstrahlen nach, die wild aufzischend in die sengende Gluth hineinschießen. Plötzlich wendet er sich nach dem kühnen Fahrer um: „Göthe!" ruft er lachend, „Sie sind ein Blitzkerl! wie viel Fuhren kriegen wir noch?" — „Ich höre nicht auf, bevor nicht sämmtliche Kübel gefüllt sind!" tönt es zurück und — fort ist er mit dem dritten Kübel. In dieser Weise geht es weiter. Begeistert stehen die Bauersleute. Angefeuert durch das edle Beispiel zweier der größten Männer des Jahrhunderts schaffen sie rüstig fort und Niemand ist, der nicht Hand angelegt hätte. Jeder gehorcht unwillkürlich dem übermächtigen Geiste, der hier stillschweigend gebietet und anordnet. Es ist, als wenn ein geheimnißvolles Einverständniß alle Arbeitenden durchdringe. In kürzester Frist ist man des Feuers Herr.

Die beiden edelmüthigen Helfer verlassen die rauchenden Trümmer. „Wo ist der Orts-Vorsteher?" wendet der Herzog sich an die Umstehenden.

Ein alter, ehrwürdig aussehender Bauer mit schneeweißem Haar tritt vor. Er will in seiner einfachen Weise seinen Dank aussprechen für die edelmüthige Aufopferung der beiden edlen Herren. Er streckt seine schwielige Rechte aus und fühlt zwei gefüllte Börsen darin.

„Das ist vorläufig für die armen Abgebrannten!" sagte der Herzog freundlich und sein Begleiter nickt bestätigend mit dem Kopfe. „Später mehr davon!"

„Der liebe Herrgott gesegn's den Herren hundertfältig!" ruft der Alte mit einer Thräne im Auge.

So leise der Herzog gesprochen, war der Vorgang doch nicht unbemerkt geblieben. Begeistert schwenkt das Volk Hüte und Mützen: „Hoch lebe unser allergnädigster Herzog Karl August und Se. Excellenz der Geheimrath Göthe, sein braver Minister!" tönte es im jubelnden Chor.

Unter dem Hurrahgeschrei des Volkes bestiegen die Beiden ihre Rosse und sprengten nach Weimar zurück.

Die geistigen Schöpfungen des großen Dichters werden ewig fortleben im Herzen des Volkes, und manche köstliche Anekdote aus Weimars lustigen Tagen und dem

Jugendleben des Dichter-Heroen ist der Nachwelt aufbewahrt worden. Aber auch die Züge des Edelmuthes und der Hochherzigkeit, die uns den gewaltigen Geist menschlich näher bringen, verdienen Erwähnung und um so größere Anerkennung, als sie den Menschen zur Nacheiferung veranlassen und ihm das große Gebot der Nächstenliebe lehren.

Eine Lection des Glaubens.

Eine Parabel.

„Erlaube mir, Dich zur Wärterin meiner armen Kinder zu erwählen," sagte ein Schmetterling zu einer Raupe, welche ihren mühsamen Weg, einem Krautblatt entlang kroch. „Sieh diese kleinen Eier," fuhr der Schmetterling fort, „ich weiß nicht, in wie viel Zeit sie sich öffnen werden; aber ich fühle mich ganz ermüdet, ganz krank — und wenn ich sterbe — o wer wird sich meiner kleinen Schmetterlinge annehmen! Willst Du es thun, gute sanfte Raupe? Aber gib gut acht, was Du ihnen zu essen gibst, Raupe; sie werden nicht von Deiner groben Nahrung leben können, sondern Du mußt ihnen den Thau des Morgens und den Honig der Blumen geben. Auch darfst Du sie das erste Mal nur einen Augenblick fliegen lassen, denn man kann nicht erwarten, daß sie sich im Anfang ihrer Flügel so gut zu bedienen wissen. O meine Liebe, wie schade ist es, daß Du nicht selbst fliegen kannst! Aber ich habe keine Zeit eine andere Wärterin zu suchen, ich rechne auf Dich, Du wirst Dein Bestes thun, nicht wahr? O warum habe ich meine Eier auf ein Kohlblatt gelegt! Welche Wiege für Schmetterlinge! Du wirst gut sein gegen die armen Kleinen, nicht wahr? Komm näher, nimm für Deine Mühe diesen Goldstaub, der auf meinen Flügeln ist. O wie schwach ich mich fühle, gute Raupe! — Du wirst Dich erinnern — die Nahrung" . . der Schmetterling starb, und die Raupe, die nicht einmal Zeit gehabt hatte, ja oder nein zu sagen, war allein gelassen mit den Eiern.

„In Wahrheit, eine hübsche Wärterin hat sie sich gewählt, die arme Mutter", rief sie, „und eine hübsche Beschäftigung für mich! Sie mochte wohl ihrer Sinne nicht mehr mächtig sein, sonst hätte sie nicht eine so erbärmliche kriechende Kreatur wie mich gebeten, diese zarten kleinen Wesen zu erziehen. Die werden

sich wenig um mich kümmern, wenn sie ihre Flügel fühlen und nach Herzenslust fliegen können weit weg mir aus den Augen! Ach es gibt doch recht dumme Thiere, trotz ihrer goldenen Flügel!"

Aber der arme Schmetterling war todt und die Eier lagen auf dem Kohlblatt. Die grüne Raupe hatte ein gutes Herz, so entschloß sie sich, ihr Bestes zu thun. Sie konnte die nächste Nacht vor Beunruhigung nicht schlafen. Am folgenden Morgen that ihr der Rücken sehr weh, denn sie hatte die ganze Nacht ihre Promenade um ihre kleinen Schützlinge fortgesetzt, aus Furcht, daß ihnen etwas zustoßen könne. Dann sagte sie zu sich selbst: „Zwei Köpfe wissen besser zu rathen als einer; ich will eines der weisen Thiere da unten um Rath fragen; wie kann ein so armes Geschöpf wie ich wissen, was es thun soll, ohne diejenigen zu fragen, die besser sind als sie?"

Nun blieb noch eine Schwierigkeit. Wen sollte sie fragen? Da war wohl der kleine Pudel, der zuweilen in den Garten kam, aber er war so kurz angebunden! Wenn sie ihn rief, um mit ihr zu sprechen, würde er ohne Zweifel die Eier mit einem Schlag seines Schweifes vom Blatte kehren, und das würde sie sich nie vergeben können. Da war auch Tom, die Katze, welche sich zuweilen unter den Apfelbaum setzte, um sich zu wärmen in den Strahlen der Sonne; aber sie war so gleichgültig, so egoistisch, — keine Aussicht, daß sie sich die Mühe geben werde, sich einige Augenblicke um die Eier des Schmetterlings zu bekümmern. „Ich möchte wohl wissen, welches das klügste Thier ist von denen, die ich kenne," seufzte die Raupe in ihrer Betrübniß, und sie dachte und dachte, bis ihr die Lerche einfiel. Unsere Freundin setzte sich in den Kopf, weil die Lerche so hoch, so hoch flöge, daß Niemand wisse, wohin sie ginge, werde sie sehr klug sein und eine Menge von Dingen verstehen; denn, sich s o h o ch zu erheben, etwas, was die Raupe niemals thun konnte, das war ihrer Idee nach das höchste Glück.

Gerade in dem benachbarten Kornfeld wohnte eine Lerche. Die Raupe ließ sie bitten, zu ihr zu kommen. Als die Lerche kam, klagte ihr die Raupe ihre Noth, und fragte sie, was sie zu thun habe, um die kleinen Creaturen zu nähren und zu erziehen, welche doch so verschieden seien von ihr.

„Vielleicht kannst Du Dich da oben erkundigen und etwas darüber hören, wenn Du Dich wieder in die Lüfte erhebst," sagte schüchtern die Raupe. Die Lerche antwortete: „Vielleicht", aber mehr wollte sie nicht sagen, trotz der Begierde der Raupe, eine ausführlichere Antwort zu erhalten. Bald nachher je=

doch erhob sie sich singend in den blauen Himmel; nach und nach verlor sich ihre Stimme in der Entfernung, bis die Raupe sie nicht mehr hören und sehen konnte; doch die arme Creatur konnte niemals weit sehen, selbst wenn sie sich mit der größten Anstrengung in die Höhe richtete, wie es in dem Augenblick der Fall war. Verlorne Mühe! Sie ließ sich zurückfallen auf ihre Füße und begann wieder ihren Spaziergang um die Eier, hie und da das Blatt benagend, das sie nach allen Richtungen hin maß. „Wie lang es nun schon dauert, daß die Lerche fortgeflogen ist!" rief sie endlich aus. „Ich möchte wissen, wo sie sich in diesem Moment befindet! Ich gäbe alle meine Beine darum, um es zu erfahren. Sie muß höher geflogen sein als gewöhnlich, wenigstens scheint es mir so. O wenn ich den Ort wüßte, wo sie hingeflogen ist, und hörte, was sie hört in diesem wunderbaren blauen Himmel! Sie singt immer, indem sie empor steigt, und singt noch, wenn sie wieder herunter kommt, aber niemals läßt sie eines ihrer Geheimnisse durchblicken, sie ist sehr geheimnißvoll, sehr geheimnißvoll!" —

Und die grüne Raupe kroch von Neuem um die Eier. Endlich hörte man die Stimme der Lerche. Die Raupe hüpfte fast vor Freude, und bald sah sie ihre Freundin niederschweben auf das Kohlblatt zu, mit ihrem friedlichen Gesang.

„Gute Nachrichten, gute Nachrichten!" sang die Lerche, „aber das Schlimmste ist, daß Du mir nicht glauben wirst."

„Ich glaube Alles, was man mir sagt," antwortete rasch die Raupe.

„Das ist gut, so werde ich Dir zuerst sagen, was diese kleinen Geschöpfe essen müssen." Und indem sie dies sagte, zeigte die Lerche mit ihrem Schnabel auf die Eier. „Was denkst Du, daß es sein wird? Rathe!"

„Morgenthau und Blumenhonig, fürchte ich," sagte die Raupe.

„Nichts von dem, alte Dame, etwas viel Einfacheres, etwas, was Du, Du selbst sehr leicht finden kannst."

„Ich kann nichts leicht finden, ausgenommen die Kohlblätter", murmelte die arme Raupe.

„Ausgezeichnet, meine gute Freundin!" rief die Lerche, „ausgezeichnet! Du hast es gerathen, Du sollst sie nähren mit Kohlblättern."

„Niemals", sagte die Raupe mit abweisendem Ton. „Die letzte Bitte ihrer sterbenden Mutter war, daß ich nichts dergleichen thun sollte."

„Ihre sterbende Mutter wußte es nicht", antwortete die Lerche. „Warum

frägst Du mich um Rath, wenn Du nur zweifeln willst an dem, was ich sage? Du hast weder Glauben noch Vertrauen."

„O ich glaube Alles, was man mir sagt," wiederholte die Raupe.

„Aber Du glaubst mir doch nicht, nicht einmal, was ich Dir von der Nahrung gesagt habe, und es ist doch nur der Anfang von dem, was ich Dir zu sagen habe. Was denkst Du Raupe, was aus diesen kleinen Eiern werden wird?"

„Schmetterlinge natürlich," sagte die Raupe.

„Raupen, Raupen," sang die Lerche. „Du wirst es sehen mit der Zeit". Und damit flog die Lerche davon, weil sie nicht streiten wollte mit ihrer Freundin.

„Ich glaubte die Lerche sei weise und gut," dachte die arme Raupe, die Eier noch einmal umkreisend, „aber ich sehe, daß sie statt dessen närrisch und unverschämt ist. Vielleicht war sie diesmal zu hoch gestiegen. — Ach, es ist schade, wenn die Geschöpfe, welche so hoch fliegen, trotzdem einfältig und dumm sind. Ach, wenn ich nur wüßte, was sie sieht und was sie macht da oben."

„Ich will es Dir sagen, wenn Du mir glauben willst," sang die Lerche, herniederschwebend.

„Ich glaube Alles, was man mir sagt," wiederholte die Raupe mit Würde, als wenn es sich um eine unbestrittene Thatsache handle.

„Dann werde ich Dir etwas Neues sagen; denn das Beste meiner Neuigkeiten ist noch übrig. Du selbst wirst eines Tages sein . . . .

„Was?"

„Ein Schmetterling."

„Elender Vogel!" rief die Raupe, „Du machst Dich lustig über mein Unglück; Du bist nicht nur unvernünftig, Du bist auch grausam. Geh fort, ich will nicht mehr Deinem Gesang lauschen."

„Ich habe es Dir gesagt, daß Du mir nicht glauben würdest," rief die Lerche, nun auch beleidigt.

„Ich glaube Alles, was man mir sagt, das heißt" — und sie zögerte — „Alles was vernünftig ist zu glauben. Aber mir zu sagen, daß die Eier eines Schmetterlings Raupen würden, und daß die Raupen aufhören würden zu kriechen, und daß sie Flügel haben würden, und Schmetterlinge werden würden! Lerche, Du bist zu weise, als daß Du selbst solchen Unsinn glauben könntest; Du weißt sehr gut, daß das unmöglich ist."

„Unmöglich! Warum denn?" sagte die Lerche mit Wärme. „Sei es, daß ich über den Kornfeldern der Erde fliege, sei es, daß ich in die Tiefe des

blauen Himmels steige, überall sehe ich so erstaunenswerthe Dinge, daß ich keinen Grund finde, warum es nicht noch mehr geben könnte. O Raupe, weil Du kriechst, weil Du niemals von Deinem Kohlblatt weggegangen bist, deshalb kannst Du so von Unmöglichkeiten sprechen."

„Dummheiten!" sagte die Raupe, „ich weiß ebenso gut wie Du, was möglich und was unmöglich ist. Betrachte meinen langen grünen Körper und meine zahlreichen Beine, und so eben sprichst Du mir davon, daß ich Flügel haben würde, und ein herrliches Gewand. Närrin, die Du bist! Närrin!"

„Du bist selbst eine Närrin und glaubst Dich weise," rief die Lerche, „ja eine Närrin, die Du über etwas sprechen willst, was Du nicht verstehst. Hörst Du nicht meinen Gesang immer freudiger werden, jemehr ich mich erhebe zu der wunderbaren und geheimnißvollen Welt, welche über uns ist? O Raupe, was von da oben kommt, empfange es wie ich, mit Vertrauen."

„Und dieses Vertrauen, wie nennst Du es?"

„Glauben," unterbrach sie die Lerche.

„Wie kann ich glauben lernen?" fragte die Raupe. In dem Augenblick fühlte sie eine Bewegung an ihrer Seite. Sie sah hin . . . . Acht oder zehn kleine Raupen bewegten sich in ihrer Nähe und fingen schon an, das Kohlblatt zu durchlöchern; sie waren aus den Eiern des Schmetterlings hervorgegangen.

Erstaunen, Verwirrung erfüllten das Herz unserer grünen Freundin, aber die Freude folgte bald. Da das Erste möglich war, konnte es das Zweite auch sein. „Lehre mich Deine Lection, Lerche," sagte sie. Und die Lerche sang ihr vor von den Wundern, die sie unten auf der Erde und oben in den Himmeln sah.

Die Raupe sprach mit ihren Freunden während des Restes ihres Lebens von der Zeit, wo sie Schmetterling sein werde. Niemand glaubte ihr; sie behielt jedoch die Lehre der Lerche und als sie in das Grab ihrer Verpuppung einging, wiederholte sie: „Ich werde eines Tages Schmetterling sein!"

Ihre Freunde glaubten, daß sie verwirrt im Kopf sei und sagten: „Armes Geschöpf."

Und als sie Schmetterling geworden war, und fühlte, daß sie auf's Neue sterben werde, sagte sie: „Ich habe Wunder gesehen, ich habe Glauben. Nun kann ich ruhig sein über das, was mich weiter erwartet."

Die vergoldeten Holzschühlein.

Erzählung von **Elisabeth Grube**, geb. **Diez**.

(Mit Bild.)

Es waren einmal vor vielen Jahren, im Lande Spanien, zwei liebliche Mädchen geboren, Schwestern, so schön anzusehen wie zwei Röschen, die an einem Stengel blühen und die älteste hieß auch Rosalba, die zweite aber Dolores und sie wohnten in einem wunderschönen Garten zu Valencia. Weil aber auch in Spanien die allerschönsten Gärten nicht im Paradiese liegen, so trat das Unglück auch über die Schwelle des prächtigen Gartenhauses, in dem die beiden lieben Kinder spielten, und der unerbittliche Tod nahm den jungen Schwestern die Mutter. Das war für die freilich kein Unglück, denn die Mutter war eine so holdselige Frau, daß der Todesengel ihr sanft die lieben freundlichen Augen zudrückte und dann ihre Seele heimgeführt haben wird in den lichten Himmel, wo es noch viel schönere Rosen geben mag, als in den Gärten von Valencia und wo die verklärte Mutter Ines gewiß mit den Engeln zu den Füßen der allerseligsten Jungfrau Maria sitzen und zum Gottesthron empor blicken wird, in demüthiger Anbetung.

Aber die kleinen Mädchen hatten nun auf Erden keine Mutter mehr, doch einen lieben guten Vater hatten sie noch, der seine Kinder zärtlich liebte und dessen unermüdliche Treue besonders Rosalba und Dolores auf Händen trug weil sie gar so betrübt um den Verlust der guten Mutter weinten. Auch Geschwister hatten die Zwei, erwachsene Brüder und eine ältere Schwester, die nun wie eine zweite Mutter für die Kleinen sorgte.

Der Vater war ein deutscher Kaufmann und weil er nur seiner holdseligen Frau wegen in Valencia gewohnt und die wichtigsten Geschäfte in Deutschland hatte, so verließ er nun nach dem Tode der Hausmutter das schöne spanische Land und zog mit seiner Familie in eine nordische Handelsstadt, in der zugleich sein Vaterhaus stand und wo er am Seegestade ein stattliches Landhaus hatte, in dem er den Sommer über mit seinen Kindern so lang wohnte, als es immer nur seine vielen und bedeutenden Geschäfte erlaubten. Das weiß ja Jedermann, nicht blos die Erwerbung des Reichthums ist ein mühsames Geschäft, auch die Erhaltung macht viel Arbeit und Sorge.

Die kleinen Spanierinnen fühlten wohl, daß es im Norden Deutschlands nicht so lieblich wohnen ist, wie zu Valencia; weil aber der gute Vater alles

Mögliche that, um auch seinen Kindern die ihm so liebe Heimath wohnlich zu machen, so spielten Rosalba und Dolores bald wieder eben so fröhlich unter den stolzen, uralten Eichen und Buchen ihres deutschen Gartens, wie sie es unter den Oliven und Pinien zu Valencia gethan und wenn auch hie und da nur ein sorglich gepflegter Orangenbaum seine goldenen Früchte reifen ließ, so schmeckten ihnen die saftigen Birnen und rothwangigen Aepfel bald eben so gut wie Feigen und Muscatellertrauben, die sie, neben Lorbeer= und Myrthen=gebüschen in Spanien von Bäumen und Spalieren gepflückt hatten. Für gute Kinder ist aber die ganze Erde schön und es war auch nicht zu verwundern, daß Rosalba und Dolores zufrieden lebten in dem deutschen Garten des reichen Vaters; sie hatten es gar gut, die Kinder des edel gesinnten Kaufmanns. Aber die spanische Mutter vergaßen sie doch nicht über dem reichlich geschmückten Leben; oft standen die beiden Schwestern Hand in Hand vor dem Bilde der schönen Mutter, das ein spanischer Maler einige Jahre vor ihrem Sterben prächtig gemalt hatte. Es war ein herrliches Kunstwerk, lieblich wie die Mutter selbst und der ganzen Familie galt dieses Bild als der kostbarste Schatz des Hauses. Dem Ehrensitze des Vaters gegenüber hing das liebe Bild und die freundlichen Blicke aus dem gemalten Angesicht ruhten wie ein Segen über der Tafel, an welcher die guten Kinder mit dem Vater das Mittagsmahl genossen; sie hätten gar nicht gewagt, etwas Ungebührliches zu sprechen oder zu thun unter den Augen des Mutterbildes, das doch nur ein Schatten war von der Mutter selbst; der gegenwärtige lebendige Vater brauchte nur seinen Blick nach dem Bilde zu erheben, wenn irgend eine Unart hervorbrechen wollte, dann wurde gleich jede Unruhe gestillt, jeder ungeziemende Wunsch unterdrückt, dem Vater zu Liebe und aus Ehrfurcht gegen die selige Mutter. So lebte die Gestorbene als eine Schutzheilige fort, inmitten ihrer Familie.

Und wenn Abends am Himmelszelte die Sterne glänzten, oder wenn der Mond mit sanftem Silberscheine durch die Bäume blickte, so war es den Schwestern oft, als schaute die Mutter mit tausend Augen zu ihnen hernieder und sie legten sich dann still in ihre weißen, weichen Bettchen und beteten recht andächtig: Lieber Gott! mache mich fromm, daß ich zu Dir und der Mutter in den Himmel komm'! und dann kam der linde Schlaf und die lieben Mädchen träumten von der verklärten Mutter und von Gottes lichten Engeln.

Einmal machte der Vater eine Reise tief in das deutsche Land und nahm die beiden Kleinen mit, während die älteren Geschwister theils zu Hause die

Geschäfte besorgten, oder in den Schulen fortlernten, der Vater aber, seiner Gesundheit wegen, in einem Badeort von Mühen und Sorgen sich erfrischen und zu neuen Arbeiten stärken wollte. Wenn er nicht bei Rosalba und Dolores sein konnte, so führte die treue Wärterin Gertrude, der sie gerne gehorchten und ein alter Diener, der sie beschützte, die Kinder in der Gegend umher. Dem Vater war es lieb, wenn die zarten Mädchen hohe Berge erstiegen und die schattige Kühle des nahen Waldes athmeten, denn auch sie mußten frisch und gesund aufwachsen und stark werden für das Leben, das nicht immer leichte Stunden bringt. So kamen sie eines Tages immer tiefer in den stillen, friedlich rauschenden Wald, wo damals noch stolze Hirsche weideten und wo ein tausendstimmiges Vögelchor die herrlichste Musik machte. Das hatten die Mädchen noch niemals so in voller Pracht gesehen und gehört und sie sprangen immer weiter und weiter, den Eichkätzchen gleich, die wie der Wind so schnell, an den hohen Stämmen emporkletterten und oben, von Baum zu Baum lustig springend, in den Zweigen raschelten.

Als dann die fröhlichen Kinder müde geworden von all dem Springen über moosbewachsene Steine und knorrige Wurzeln, die seitab vom Wege lagen, da rief sie die sorgsame Gertrud zum Ruhen unter eine alte Eiche, deren mächtiges Gezweige ein großes schattiges Laubdach wölbte und zu deren Fuße der reichste Moosteppich wie grüner Sammt sich ausbreitete. Darüber legte die gute Gertrud ein feines, schneeweißes Damastlinnen und trug purpurne Kissen herzu, damit die erhitzten Kinder auf dem Moos sich nicht verkühlen möchten; auf das Tischtuch stellte sie süße Mandelmilch im Krystallkruge, mit goldenen Becherchen, daraus sollten die Kinder trinken; zierliche Körbchen mit köstlichen Früchten standen daneben und auf die Teller legte sie Kuchen und Zuckernäschereien. Die schönen Mädchen saßen wie Prinzessinen da und das Mahl unter der Eiche war so lieblich anzusehen, als hätte eine freundliche Fee aus ihrer Wunderküche für ihre Lieblinge Alles bereitet.

„Der Friedel muß auch kommen!" rief die kleine Dolores, die niemals allein das Gute genießen konnte, die Alles theilen mußte, wenn sie recht froh sein wollte und Rosalba lief hin zu dem alten Diener und schenkte ihm selbst aus der dicken grünen Flasche goldglänzenden Rheinwein, den der sorgsame Vater eigenhändig eingepackt hatte zur Stärkung für die Waldläufer. Der alte Friedel mußte mitsitzen an der lieblichen Tafelrunde, der that auch einen langen tiefen Zug aus dem großen Glase und strich sich wohlgefällig den

grauen Bart von den Lippen, weil ihm der kräftige kühle Wein so vortrefflich geschmeckt hatte.

Dann aber holte der Friedel auch das Wägelchen herbei, welches den beiden Fräulein immer folgte, von einem kleinen, allerliebsten Schimmel gezogen, den der Vater für die Kinder gekauft hatte und der wie ein Kleinod gehalten und gewöhnlich von dem Friedel an dem zierlichen Zaumwerk sorglich geführt wurde, besonders durch die ungebahnten Waldwege. Das Schimmelchen hatte silberne Glöckchen auf ein roth und schwarzes Tuchband gereiht, um den Hals hängen und klingelte lustig damit, als ihm der Friedel glänzenden Hafer reichte, dann einen frischen Trunk holte aus der nahen Quelle, hierauf das ausgespannte schöne Thier weiden ließ am Rande des Waldbächleins, das mit traulichem Plaudern über die blanken Kieselsteine dahin murmelte. Die lieben Mädchen fütterten auch ihr weißes Pferdchen mit feinem Brod und streichelten ihm liebkosend die glänzende Mähne; sie riefen: „komm Schneewittchen!" — so hatten sie das edle Thier genannt — und hopp! gallop! kam Schneewittchen capriolt und es war eine Lust, die anmuthigen, in hellblaue Farbe gekleideten Mädchen mit dem silberweißen Pferdchen, unter den grünen Bäumen, über die braunen Waldwege hinspringen zu sehen.

Doch Alles in der Welt hat ein Ende und das Spielen, sei's auch noch so freudenreich, besonders; die bedächtige Gertrud mahnte zur Rückkehr und wenn auch Rosalba und besonders die kleine Dolores noch gerne länger umhergesprungen wären, so ließen sie sich doch willig von Friedel in das leichte Wägelchen setzen, weil sie den guten Vater nicht warten lassen und ihm Sorge machen wollten. Auch Schneewittchen ließ sich geduldig anschirren, es war als dient es gern den holden Spielgesellen und als nun Gertrud all' das niedliche Tischgeräth wieder in den kleinen Wagenkasten gepackt hatte, ging sie, weil sie eine etwas korpulente Person war und sich gern Bewegung machte, neben dem alten Friedel, statt mit ihren Fräulein in dem kostbaren Wägelchen zu sitzen, was für alle drei Platz, und wo die gute Dolores schon das Kissen glatt gelegt hatte, auf welchem die treue, freundliche Wärterin sitzen sollte.

Es läßt sich denken, daß dies eine anmuthige Fahrerei war! Die schönen Kinder saßen in der zierlichen Muschel, welche den Sitz bildete, freundlich und fröhlich wie zwei Engel, wie sie wohl auf Wolken schwebend, abgebildet sind; sie hielten rothen Fingerhut und hohe Farrenkräuter in den zarten Händchen und sangen mit ihren sanften Stimmen ein spanisches Liedchen, das die selige

Mutter sie noch gelehrt hatte und was ihnen immer einfiel, wenn sie recht froh und fromm fühlten, wie schön Gottes Erdenall sei und wie gut sie's im Leben hatten. Der alte Friedel schritt so achtsam, Schneewittchen führend, durch den Wald und die redselige Gertrud plauderte so herzlich mit dem treuen Gesellen, daß man kein schöneres und friedlicheres Bild hätte sehen können.

Aber auf einmal wurde der Waldweg so eng und verwachsen, daß der kleine Wagen kaum durchkommen konnte, die Baumzweige streiften hie und da die Locken der Mädchen und Gertrude sah sich ängstlich um und sagte dem Friedel, sie hätten gewiß den rechten Weg verfehlt und seien nun verirrt in dem großen dunklen Wald. Allerdings war es so — der Friedel hatte wohl einen schönen breiten Weg gewählt, deren einige durch den Wald führten; aber dieser gerade Weg war nicht der richtige gewesen; er verlief sich endlich ganz unter den Bäumen und es blieb nur ein schmaler Fußpfad, den Gertrude wohl bequem gehen, auf dem aber das Muschelwägelchen kaum den nothdürftigsten Platz finden konnte. Dazu kam noch, daß die Sonne, welche bis jetzt glänzend bunte Lichter durch die Bäume gestrahlt hatte, sich verdunkelte, ein ferner Donner rollte über die stärker rauschenden Wipfeln daher und bald zuckte auch ein Blitzschein durch den dämmernden Wald.

Die Kinder saßen sorglos in ihrem Wägelchen; aber der alte Friedel schüttelte ernsthaft das ehrwürdige Haupt und Gertrude stand rathlos neben dem zweifelhaften Führer, der hin und her nach einem Ausweg spähte. Da hörten sie ein Hündchen bellen und vernahmen wieder das Murmeln des Bächleins, dessen glänzende Spur sie verlassen hatten; mit neuem Muthe schritt Friedel voran und zog das kluge Schneewittchen nach, das auch die feinen Oehrchen hängen ließ und dem es nicht wohl zu sein schien in dem unwegsamen Dickicht, unter dem heranrollenden Gewitter.

Und siehe da! — die Bäume lichteten sich, eine kleine Waldwiese lag vor ihnen und der schmale Pfad führte zu einer Hütte hin, deren epheuüberwuchertes Strohdach von Tauben umflattert war und worüber eine leichte Rauchwolke sich in der schwülen Gewitterluft kräuselte. Das Hündchen kam, lauter bellend, über den Wiesensteg gesprungen, die Hüttenthür öffnete sich, ein helles Heerdfeuer brannte drinnen im dunklen Hintergrunde, ein armes Kind trat in den Abendschein und sah mit ernsthaft zusammengelegten Händen dem seltsamen Zug entgegen, der eben am Waldsaume stille hielt.

Rosalba und Dolores sprangen leichtfüßig von dem Wägelchen und gingen,

während Friedel und Gertrud noch bei dem Gefährt standen und berathschlagten, auf die Hütte zu, grüßten freundlich das Kind, welches erstaunte Blicke auf die schön geputzten Mädchen richtete und gar nicht zu sprechen wagte, so überrascht war es von dem Besuch, der plötzlich, wie eine Erscheinung, in die stille Wildniß trat.

Wenn ein Maler doch die ganze Scene mit angesehen hätte! Vor der Hüttenthür das arme Mädchen in seiner schlichten Tracht, schwere Holzschuhe an den Füßen, eben so groß wie Rosalba und rothwangig wie Dolores, aber doch ganz anders wie die feinen Kinder des reichen Hauses. Seine bräunlichen Haare legten sich in kleinen Zöpfen um die gebräunten Schläfen, fielen schlicht gekämmt auf den Nacken, die dunkelfarbigen Arme sahen aus, als hätten Luft und Sonne ungehindert ihr Spiel mit ihnen getrieben, als hätte die strenge Arbeit schon die kleinen Hände schwielig gemacht. Die blonde Rosalba, die mit ihren hellen blauen Augen dem deutschen Vater ähnlich sah, trug einen Epheukranz in den seidenweichen Locken, während ein blumenverziertes Strohhütchen auf dem rabenschwarzen Haare von Dolores sich wiegte, die aus glänzend braunen Augen blickte wie die Mutter es gethan, als sie noch mit ihnen lebte in dem schönen Garten zu Valencia.

Das Hündchen hatte sich ruhig neben das Waldkind gesetzt, es mochte wohl denken, so freundliche Kinder wie Rosalba und Dolores brächten keine Gefahr für das Eigenthum und die kleine Herrin, die es so treulich bewachte, ja, es wedelte mit dem Schwanze den Mädchen entgegen und grüßte so die Fremden früher noch, als das erstaunte Kind vor der Hüttenthür Worte finden konnte.

Aber Rosalba nahm die Verstummte bei der Hand und Dolores streichelte das Hündchen und Rosalba fragte das Kind: „Wie heißest Du? dürfen wir in Dein Häuschen kommen und auch der Friedel mit dem Wägelchen und die Gertrud?; denn ich glaube, wir haben uns verirrt; es ist ein Gewitter im Anzuge und wir müßten naß werden auf den unbekannten Wegen.“

„Ach, du liebe Zeit! wie könnt Ihr fragen?“ entgegnete zutraulich geworden das Kind, „kommt nur Alle, so viel Euer sind — wir werden schon Platz finden; ich heiße Roswitha und ich will Euch Milch geben von unserer Ziege und dem Pferdchen frisches Gras von der Wiese holen. Aber geht sachte in die Hütte, drinnen schläft meine Mutter, die ist krank; der Vater ist nach der Stadt gegangen und will den Doktor fragen, wie wir der armen Mutter

helfen können, daß sie wieder gesund wird.“ — So sprach Roswitha, lief nach Friedel und Gertrude hin, zeigte den Rathlosen einen kleinen Holzschuppen, unter welchen das Wägelchen mit Schneewittchen gestellt werden konnte und dann gingen Alle zusammen in die Hütte, die nur eine Stube hatte und wo die kranke Frau auf einem Bette von Laub und Moos lag, aber reinlich zugedeckt und die nun auch mit einem stillen Lächeln die Eintretenden grüßte, als sie von dem Geräusch erwachte.

Und jetzt kam das Erstaunen über Rosalba und Dolores, die niemals noch in einer so niedrigen armseligen Hütte gewesen. Sie hatten keinen Begriff von dem Leben und Wesen der Armuth und ihnen kam es wie Zauberei vor, was sie sahen und hörten. Die kleine Roswitha trippelte in ihren Holzschuhen so geschäftig hin und her, rückte grob gezimmerte Schemel zurecht, als Ruhesitze für die vornehmen Gäste, trug Schwarzbrod und Ziegenmilch herbei und stellte ein irdenes Schüsselchen mit Erdbeeren auf den Eichentisch, lief dann wieder zu der Mutter, glättete ihr die Decke und das Mooskissen und konnte sich nicht satt sehen an den schönen fremden Mädchen, die seidene Kleider trugen, auch feine Atlasstiefelchen an den schlanken Füßchen und die ihr wie Engel vorkamen, von denen die Mutter in den langen Winterabenden ihr erzählt hatte. Schüchtern nur blickten die vermeintlichen Engel in der Hütte umher und fanden Nichts von Allem, was sie gewohnt waren, als nothwendig zum Leben; dennoch kam es ihnen traulich vor und heimisch in der armen Hütte, weil Ordnung und Reinlichkeit den Raum schmückten. Auch das einfache Mahl stand einladend auf der blank gescheuerten Tischplatte, im glänzend reinlichen Kruge schäumte die fette Milch, das Erdbeerschüsselchen war schön geformt und hatte blaue Blumen um den Rand, ein Kranz von wilden Rosen hing über dem Kruzifix von schwarzem Holz, vor dem einzigen Fenster der Hütte blühte ein Nelkenstrauch und duftete Rosmarin, den sie noch von Spanien her liebten, wo er wild und üppig wuchs, in den gesegneten Fluren von Valencia. Ein großer Haufen Holzschuhe lag, sorgsam geordnet, in der Ecke und Roswitha erzählte ihnen, daß der Vater sie alle gemacht habe und daß er oft die Vorräthe davon in der nahen Stadt zum Markt trüge.

Das Gewitter war unterdessen immer näher gekommen, die Blitze leuchteten greller durch den Wald und die Hütte, der Donner rollte feierlich daher. „Lege die geweihten Palmzweige in die Kohlen und lösche das Feuer,

Roswitha," sprach die kranke Mutter; „bete ein Vaterunser und ein Ave Maria." Roswitha gehorchte, die Kranke erhob sich zum Sitzen, aus dem Weihkesselchen, das über ihrem Lager hing, sprengte sie die geheiligten Tropfen gegen das Kind, Alle bekreuzten sich, die Gäste sanken mit der kleinen Roswitha auf die Kniee und beteten fromm zu dem Allgegenwärtigen, der sichtbar und hörbar in Blitzesflammen und Donnergewalten vorüberzog.

Dann öffnete sich wieder die Hüttenthür und der Vater, der Holzschuhmacher, trat herein, ganz durchnäßt von dem strömenden Regen; er grüßte herzlich seine kranke Frau und sein liebes Kind und sah verwundert auf die fremden Gäste, die sich in den schützenden Raum geflüchtet hatten. Für die Kranke brachte er stärkende Medizin und der kleinen Roswitha reichte er ein Honigkuchenherz, das er sorgfältig, in weißes Papier gewickelt, mit seinem Wams vor dem Regen geschützt hatte. Roswitha brach schnell das Geschenk in vier Theile, reichte zuerst der Mutter und dann den fremden Kindern die süße Gabe und genoß ihren Rest mit einem Wohlbehagen, daß den kleinen Feinschmeckern Rosalba und Dolores helle Freudenthränen in die lieben Augen traten und sie mit einem andächtigen Gefühl auch ihren Theil an dem Gastgeschenk, verzehrten.

Einige Stunden waren vergangen, gleich schnell den Gästen wie ihren guten Wirthsleuten, an einem Zeiger oder Glockenschlag konnte man das freilich nicht bemerken, denn eine Uhr gab es in der Wohnung des armen Holzschuhmachers nicht; doch bei ganz mildem Wetter, wenn der sanfte Hauch des Abendwindes wehte, vernahmen die Hüttenbewohner den leisen Ton der Mittag- oder Abendglocke von dem nächsten Kirchthurm und am Sonntage klang auch zuweilen in die tiefe Stille des Waldes das Glockengeläute, welches die Landleute zum Gottesdienste rief. Dann pflegte stets die kranke Mutter mit der kleinen Tochter ein Kapitel aus dem Gebetbuche zu lesen; früher, als sie noch gesund, war sie mit ihr und dem Vater auch zur Kirche gewandert und der treue Packan hatte dann ganz allein die einsame Hütte bewacht. Doch seit Jahr und Tag kränkelte schon die Mutter; der guten Roswitha war es nicht eingefallen, die Mutter zu verlassen, sie fand auch immer Allerlei zu thun und dem fleißigen Vater kam ihr anstelliges Wesen recht zu statten. Das Kind kehrte und säuberte den ganzen Tag in der Hütte und dem Gärtchen herum, wie's die Mutter hatte thun sehen; es fütterte und melkte die Ziege, schälte Kartoffeln und kochte Milch- und Wassersuppen, die der dankbaren

Mutter doppelt gut schmeckten, weil das Kind immer mit dem freundlichsten Lächeln sie darreichte. Sonntags half ihr der Vater auch wohl eine Taubensuppe kochen oder ein Kaninchen braten, denn im Holzstalle bummelte sich eine ganze Colonie von diesen possirlichen Thierchen herum. Roswitha's größter Schatz war aber ein Hahn und zwei Hühner und in diesem Sommer piepten ein halbes Dutzend kleiner Küchlein um das Kind und es zählte in Gedanken schon die vielen Eier, die es nun der Mutter kochen und die schönen Eierkuchen, die's dem Vater backen würde. Ja, Roswitha war sehr reich und die vornehmen Fräulein hörten mit Erstaunen dem Kinde zu, das nicht genug von allen Herrlichkeiten erzählen, die es sein nennen und als Besitzthümer seines Waldlebens preisen konnte. Es kam auch den reichen Kindern schön vor in der armen Hütte und sie machten große Augen, als Roswitha mitten unter dem fröhlichsten Geplauder auf einmal ernsthaft ein altes, kleines Kästchen herbei holte und ihnen sagte, dieses Kästchen verwahre einen Schatz, den eine Königstochter nicht schöner haben könnte. Mit andächtiger Geberde öffnete sie das Kästchen und darin standen in grünem Moose ein Paar ganz kleine goldene Holzschühchen, so niedlich und glänzend, als hätte ein Engelchen sie getragen, wenn auch Goldschaum über Holz die Stelle des edlen Metalls vertrat. „Die hat mir das Christkindchen geschenkt,“ betheuerte Roswitha, „wenn ich die in Ehren halte, und immer Gott vor Augen und im Herzen habe, wenn ich fleißig und Vater und Mutter gehorsam bin, so werde ich fromm und groß werden und einmal in den lieben Himmel kommen, wo ich dann auch so schöne Holzschühchen tragen darf, wie das Christkindchen selber. Es sind schon viele Jahre her,“ plauderte das Kind weiter in redseliger Freude „da erzählte mir einmal die Mutter, wie draußen in der Stadt das Christkindchen den Kindern große Tannenbäume anzünde und vielerlei schöne Sachen schenke, goldene Aepfel und Nüsse, überzuckerte Mandeln und Rosinen und als ich ganz betrübt fragte, warum gibt mir denn das Christkindchen niemals so gute Sachen? — und Du sagst doch, ich wäre ein braves Kind und die Mutter Gottes habe mich lieb; da lächelte der Vater und sprach: „Warte nur, heut ist der heilige Abend und die Mutter hat uns ja deshalb den prächtigen Kartoffelkuchen gebacken, der schmeckt Dir und uns ebenso gut, wie den Stadtbrüdern ihre Marzipankuchen — doch, wer weiß, Du bist das ganze Jahr so fleißig gewesen und so gehorsam, vielleicht bringt das Christkindchen Dir auch einmal ein ganz besonderes Geschenk!“ Und wahrhaftig! als ich am

Christmorgen die Augen aufschlug, und eben mein Gebet sprechen wollte, da sah ich auf einmal ein Körbchen auf dem Tisch stehen, das war schön mit Moos verziert, darin lagen Aepfel und Nüsse und Honigkuchen; aber mitten im Moose standen diese goldenen Schühchen! mein Lebtag hab ich nichts Schöneres gesehen! und da merkt' ich denn, daß das Christkindchen in der Nacht dagewesen war. — Ich hatte wohl etwas gehört, als rausche ein seidenes Kleidchen neben mir und es war mir vorgekommen, als säh ich am Fenster ein schönes weißes Pferdchen stehen, dem klingelten goldne Glöckchen um den Hals; aber ich dachte, das wäre nur ein Traum. Doch am Morgen sah ich nun leibhaftig die schöne Bescheerung! und wißt Ihr was? — als Ihr vorhin so daher gefahren kamt, mit Euerem prächtigen Wägelchen und dem Schimmelchen daran, da meint ich auch, das Christkindchen käme wieder; ich wußte nur nicht, welche von Euch der eigentliche Christengel sei. Nun bin ich doch froh, daß Ihr Kinder seid wie andere Leute und kann mir jetzt noch besser vorstellen, wie schön Gottes Engel sein müssen, und wie herrlich das Christkindchen sein mag, das doch gewiß der allerschönste Engel im Himmelgarten ist! —"

Rosalba und Dolores wurden gar nicht müde, Roswitha zuzuhören und es wäre ihnen leid gewesen wieder fortfahren zu müssen, wenn nicht Gertrud sie daran erinnert hätte, daß der Vater sich ängstigen würde, wenn sie gar zu lange ausblieben. Friedel hatte unterdessen mit dem Holzschuhmacher das Schimmelchen wieder eingespannt und der war bereit, ihm den rechten Weg zu zeigen, der gar nicht fern von der Hütte vorbei führe und sie bald nach der Straße bringen würde.

„Dürfen wir wiederkommen?" fragten die Mädchen noch die kranke Frau und als diese freundlich Ja nickte und Roswitha freudig die braunen Händchen zusammenschlug und herzlich bat: „Ach ja! kommt bald, recht bald wieder zu mir!" — da gingen die guten Kinder mit leisen Schritten zu der Hüttenthüre hinaus, Gertrude legte noch einen blanken Thaler als Dank für die freundliche Aufnahme auf die Bettdecke der kranken Frau, dann setzten sich alle drei in den Muschelwagen und der alte Friedel führte langsam wieder das Schimmelchen durch die Waldwege über welche die scheidende Sonne ihren Lichtglanz breitete, während die Regentropfen wie lauter Diamanten an den Zweigen der Bäume und im Moose blitzten. Als sie die Lichtung des Waldes erreichten, wölbte sich der siebenfarbige Friedensbogen über dem Badeort, in welchem der Vater sorgend seinen Lieblingen entgegen harrte. Besonders während

dem Gewitter wünschte er die Kinder zu sich, er wußte sie zwar, nächst Gottes allmächtigem Schutze, auch von Friedel und Gertrude wohl behütet.

Nachdenklich hatten die beiden Schwestern bis dahin den Weg zurückgelegt; aber nun sprangen sie jubelnd aus dem Wägelchen, fielen dem lieben Vater um den Hals und riefen, eine lauter als die andere: „Ach Vater! lieber Vater! was haben wir Freude gehabt! was haben wir Schönes gesehen! — Du mußt mit uns in den prächtigen Wald und in die Hütte, und Du mußt die gute Roswitha sehen in ihren Holzschuhen, die so fleißig ist und ihre kranke Mutter so lieb pflegt und dem armen Vater so treulich hilft — und Du mußt uns Geld geben und Kleider und Wein und Kuchen und Alles. Alles was wir haben, wollen wir den guten armen Leuten bringen und die Roswitha soll Klavierspielen lernen und Zeichnen — sie kann nicht einmal lesen und schreiben; aber sie ist doch das beste Kind von der ganzen Welt und das Christkindchen hat ihr goldne Schühchen geschenkt, weil sie so brav ist und so gut." — —

Der Vater lachte und ließ sich erzählen; er fragte die Gertrud und den Friedel und dann wurde auch sein Herz gerührt von der lieblichen Geschichte, die sie im Walde erlebt hatten. Als aber nun Rosalba ihre besten Kleider herbeiholte und Dolores ein Sonnenschirmchen und Atlasstiefelchen brachte, niedliches Spielzeug und einen Haufen Bilderbücher zusammentrug, was Alles der Roswitha geschenkt werden sollte: da nahm der Vater seine lieben Kinder bei den Händen und sprach freundlich: „Es freut mich, daß Ihr mittheilen wollt von Eurem Reichthum; aber damit könnt Ihr den armen Leuten nicht dienen, die bedürfen all Eurer glänzenden Gaben nicht, die sind zufrieden in ihrer Armuth, und das ist ein Glück, dessen die Reichen sich selten rühmen können. Ich will aber mit Euch gehen in den Wald sobald es wieder schönes Wetter ist und dann wollen wir den guten Menschen Manches mitnehmen, was ihnen nützlich ist und was der Mann allein, mit seinem Holzschuhmachen nicht verdienen kann."

Damit beruhigten sich die aufgeregten Kinder, die wohl wußten, daß der Vater Alles besser verstehe wie sie; aber in ihr Nachtgebet schlossen sie dankbar die Hüttenbewohner ein und baten den lieben Gott: „Laß doch die Mutter wieder gesund werden und laß uns so brav werden wie Roswitha." Die kleine Dolores setzte leise hinzu: „und mir, Du liebes Christkindchen, schenke auch einmal so schöne goldne Holzschühchen, wie der Roswitha!" —

Das war ein froher Tag, als nun der Vater seinen großen Reisewagen

vorfahren ließ, der bepackt war mit Linnenzeug und Kleidern, wie sie für die Familie des Holzschuhmachers taugten, mit warmen Decken und einer guten Matraze für die Kranke; auch Brod und Wein war eingepackt, und heimlich hatte noch Rosalba ihr schönstes Bilderbuch und Dolores ihre Lieblingspuppe zu den guten Sachen gelegt. Dann setzte sich der Friebel auf den Bock und die Gertrud neben ihn und so fuhren die guten reichen Leute in den Wald, nach der einsamen Hütte.

Wer könnte den Jubel der glücklichen Roswitha, den Dank der kranken Mutter und des braven Holzschuhmachers beschreiben und als nun Alles ausgepackt wurde und der freundliche Herr mit den herzlichsten Worten die armen Leute beschenkte, weil sie seine Kinder so gastfreundlich aufgenommen, als diese verirrt und vom Gewitter bedroht gewesen? —

Roswitha lief hin und her und wußte nicht, was sie als Gegengeschenk bringen sollte, denn zum Wiederschenken trieb sie ihr Herz; sie wollte auch gerne den vornehmen Kindern eine Freude machen und griff bald nach dem schönsten Kaninchen, dann wieder nach dem weißen Huhn, das ihr das liebste war, und als ihr das Alles nicht gut genug schien für die Engelskinder, da ritzte sie sich Arm und Hände blutig, um die schönsten wilden Rosenzweige abzureißen, weil sie gehört hatte, daß diese den Mädchen besonders wohlgefallen. Aber auf einmal ließ sie die Hände sinken — rannte, wie von einem schnellen Gedanken ergriffen zurück in die Hütte, zog das alte Kästchen hervor, küßte noch einmal ihre lieben goldnen Holzschühchen und reichte sie dann der kleinen Dolores und bat mit heißen Thränen in den ehrlichen Augen: „Da, — da nimm, Du liebes Mädchen, das Liebste was ich habe — verwahre sie gut, die Schühchen, die mir das Christkindchen geschenkt hat, werde fromm und groß — daß wir uns im Himmel wiedersehen!“ — der Rosalba reichte sie die Rosen. Die Schwestern küßten Roswitha, die vor Freude weinte, und der doch das Herzchen klopfte vor Rührung, weil sie das liebste Kleinod als Dankesopfer dahin gegeben hatte! —

„Dürfen wir das Geschenk annehmen?“ — fragte Dolores den Vater; der nickte still mit dem Haupt und dachte in seinem Herzen: „Gott wolle meinen Kindern diese Gabe gesegnen! —“

Und der liebe Gott hat den stillen Wunsch des guten Vaters erhört. Als er mit Rosalba und Dolores heimkehrte zu seinen erwachsenen Kindern in die Handelsstadt, da wurden die kleinen goldnen Holzschühchen in einem schönen

Kästchen unter das Bild der verklärten Mutter gestellt und jedesmal, wenn die Schwestern die Gabe der armen Roswitha betrachteten, dann fühlten sie lebhafter noch, wie Liebe, Herzensgüte, Fleiß und Gehorsam das wahre Lebensglück bereiten, wie Gutsein köstlicher sei, als aller Reichthum der Erde. —

Aus der lieblichen Rosalba und der kleinen Dolores wurden fromme und große Fräulein und später edle Frauen, die ihr Hauswesen führten zu Gottes Ehr und der Menschen Freude, die, mit kostbaren Gütern reich gesegnet, niemals vergaßen ihren Pflichten treulich nachzukommen, die besonders den Armen gerne mittheilten, reblichen Fleiß überall belohnten und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch ihren Lieben zum Segen. Die Holzschühchen, die „goldnen", sind wie ein heiliges Familienkleinod gehalten worden und wenn man heute noch ein gutes Kind aus der Familie von Rosalba und Dolores erfreuen will, so bestellt man ihnen bei dem Christkindchen goldne Holzschühchen.

Das große W.

Von Dr. J. Proschko.

Die Kugel traf das Vaterherz,
Die Mutter weint in stillem Schmerz,
Fern von des theuren Gatten Grabe,
An ihrer Seite spielt der Knabe.
Mit flinken Händen nimmt das Kind, —
Wie schon die lieben Kleinen sind —
Die Scheere von der Mutter Tisch
Und schneidet lächelnd, frei und frisch
Sich aus der Fibel A. B. C.
Geschwind heraus das große W.

Die Mutter voller stillem Gram
Nicht wahr des Kleinen Treiben nahm,
Sie schluchzt noch immer und ihr Schmerz
Rührt auch das warme Kinderherz.
„Lieb Mütterlein, was weinest Du?“
Spricht er und eilet auf sie zu.
„„Ach, liebes Kind, Du kennst noch nicht
Den Schmerz, der mir das Leben bricht,
Das namenlose große Weh,
Wenn ich Dich, arme Waise, seh!““ —

„Ach Mütterlein!“ — spricht darauf der Knab —
„Das große W — ach ja! das hab
Ich eben jetzt mir ausgeschnitten:
Sieh nun, es liegt am Tische mitten.
Doch kränkt es Dich, daß ich's gethan,
So nimm den nächsten Laut daran
Das X, — das Kreuz, und decke Du
Das große W ganz damit zu,
Dann wird das Kreuz das W verhüllen,
Und alle Deine Thränen stillen.“ —

Die Entdeckung der Magellanstraße.

Eine historische Erzählung.

Von **Rey.**

I.

„Nun, José, was ist Dir? Du zitterst ja wie das Laub der Birke!“

„„Um der Jungfrau vom Berge Carmel willen, laßt mich zu ihm, Maestro Ance!““

„Geht nicht, José, geht nicht. Du weißt es ja, Dom Magellan hat es

verboten, ihn zu stören, wenn er wegen der Meeresstraße, die in seinem Gehirne spuckt, Berathungen hält. Andres de S. Martin, der da oben unter den Sternen bessern Bescheid weiß, als unser Einer auf der lieben Gotteserde und der gelehrte Pigafetta — Du kennst ja den Italiener mit dem gelben Gesichte, wie eine Citrone — sind bei ihm im Globuszimmer. Warte bis morgen!"

„Dann ist's vielleicht zu spät. Noch heute, in diesem Augenblicke muß es geschehen!" Und mit der Gewandtheit einer Schlange suchte José neben Maestro Ance vorbeizuschlüpfen. Doch dieser griff mit seinem langen Arme in die dunkle Hausflur und zog den sich sträubenden José, welcher sich vergebens aus der Eichenfaust Ances zu befreien suchte, wieder nach der Straße, in das Dämmerlicht des hereinbrechenden Abends zurück. „Nur langsam, Bürschchen", sagte er lachend. „Du siehst's, der Hans, oder wie Ihr ihn in Eurem spanischen Kauderwelsch nennt, der Maestro Ance, versteht sich auf seinen Dienst. Niemand soll das Haus betreten, so lautet die Ordre und dabei bleibt es. Niemand und wenn es auch José, der verzogene Liebling des Dom Magellan wäre, der, wenn er sich hübsch fügt, noch einmal ein großer Herr werden kann. Ich sage, wenn er sich fügt und dankbar die etwas seemännische Erziehungsmethode unseres Dom nicht durch Widerspenstigkeit unterbricht. Verstehst Du mich, José? Wie Du dastehst und mich mit Deinen Augen anblitzest, als wolltest Du mich erdolchen. Ich meine es gut mit Dir, José."

„„Ich verlange Eure Güte nicht. Ihr seid ein deutscher Bär, grob und ungehobelt.""

„Oho! José, Bürschchen! Stell' Dich nur nicht so in Positur oder — der Bär hat auch Fäuste. Ist das der Dank, daß ich wünsche, Du möchtest das sichere und warme Nest, in das Dich die Menschenliebe unseres Herrn gebettet hat, nicht wieder verlieren und er Dich nicht wieder in die Bettlerherberge zurückjagen, wo er Dich gefunden hat. Verstehst Du mich nun, José?"

„„Ihr braucht es mir nicht vorzurechnen, daß meine Mutter im Hospital Sct. Clemens gestorben ist. Und bin ich etwa undankbar? Lerne ich nicht fleißig, um meinem Wohlthäter Ehre und Freude zu machen? Aber, Maestro Ance, um der heiligen Jungfrau willen, laßt mich zu ihm. Es dunkelt schon stark, und die Mörder — um des heiligen Jago willen, laßt mich zu ihm. Sein Leben ist in Gefahr. Laßt mich zu ihm!""

„Was — faselst Du im Fieber, oder hast Du einen Krug Sanlucar getrunken! Mörder — Gefahr!"

„„Ja, so ist es, sie wollen unsern Herrn ermorden, wenn er heute Abend, wie er es gewohnt ist, im Prado spazieren gehen wird.""

„Ermorden unsern Herrn, der bei König Karl in so hohen Ehren steht, und vor dem jeder Spanier respektvoll den Hut zieht?"

„„Keine Spanier — Portugiesen sind es, die ihm nach dem Leben trachten. Laßt mich daher zu ihm!""

„Erst erzählt, José! die Sache klingt mir zu unwahrscheinlich, als daß ich es glauben könnte."

„„So höret, Maestro Ance: Ihr wißt, daß ich das freie Leben in Wald und Feld, wie ich es früher bei meinen Eltern kennen gelernt hatte, nicht vergessen kann und daher jede Stunde benütze, aus den beengenden Steinwänden dieser Häuser hinauszukommen, die mir Luft und Licht und jede freie Bewegung stehlen. Wie will ich mich freuen, wenn wir erst auf dem Meere schwimmen werden.""

„Da geht es Dir wie mir, José. Aber glaube mir, so ein Schiff ist auch nicht viel besser, als diese hohen steinernen Häuser in Madrid hier. Da rennt man auch alle zehn Schritte schon an die Schiffsplanken. Aber das Meer — das Meer, José; über's Meer geht Nichts, José. In Sevilla, wo ich von Dom Magellan als Bombardier für sein Schiff Victoria geworben wurde, was mir sehr erwünscht war, da wir Deutsche und Flamländer, die mit König Karl aus den Niederlanden nach diesem Spanien gezogen sind, nirgends die versprochenen goldenen Berge gefunden haben — doch, da schwätze ich wieder in's Blaue hinein und vergesse ganz, daß Du mir Etwas zu erzählen hast. Nun?"

„„Weil Dom Magellan jetzt so viel mit dem Hofe wegen — nun wegen — Ihr wißt's ja!""

„Sag's nur, wegen der Mollukken, die man den Portugiesen nicht gönnt."

„„So viele Berathungen hat, so habe ich dadurch manche freie Stunde umherzustreifen und so suchte ich in dieser schattenlosen Stadt — o mein Sevilla, wie schön bist du doch an deinem rauschenden Guadalquivir gegen dieses Madrid an seinem ausgetrockneten Manzanares! etwas Grün und kühlen Schatten auf und eilte nach dem Garten der Cassa del Campo. Ach,

wie glücklich fühlte ich mich hier unter den dichten Baumgruppen, wo ich, im Grase gelagert, von meinem Sevilla träumen konnte. Da schlugen Stimmen an mein Ohr, fremdklingende Laute, und ich horchte aufmerksamer hin, als sich die Sprechenden dicht neben mir auf einer Bank niederließen. Der Eine war ein Spanier, der Andere schien ein Portugiese zu sein. Da war es mir, als wenn der Name Magellan genannt würde. Richtig, sie sprachen von unserm Herrn und — o Gott! das Blut erstarrte mir in den Adern — sie verabredeten sich, ihn heute Abend auf seinem Spaziergange im Prado zu erdolchen. Als sie sich gleich hierauf entfernten, schlüpfte ich aus meinem Verstecke hervor und —""

„Du willst den Don warnen? habe keine Sorge, José! So lange ich in seinen Diensten stehe, soll ihm kein Haar gekrümmt werden. Und glaubst Du, er werde sich warnen lassen? Gerade weil ihm Gefahr droht, wird er heute nach dem Prado gehen. Er kennt keine Furcht. Darum schweige, José, und laß mich dafür sorgen; — ich werde ihm wie sein Schatten folgen, wohin er auch geht, zum Könige oder zu den Ministern, zur Berathung oder zum Prado, und meine Hände werden den zerbrechen, wie eine Scherbe, der es wagen wird, ihn zu berühren."

In der zweiten Etage des Hauses waren nur wenige bewohnbare Piecen. Klein und dürftig ausmöblirt, boten sie nur wenige Bequemlichkeiten dar; der Bewohner derselben war aber auch kein Weichling, den das Leben nur auf Daunen gebettet hatte, sondern ein rauher Seemann, der an Entbehrungen aller Art gewöhnt, in den engen Räumen eines Schiffes seine Welt und in der schlichten Kajüte allen Comfort fand, den er vom Leben verlangte. Dazu kam noch, daß dieses Haus nur auf kurze Zeit gemiethet war. Wer war aber dieser Seemann? Wir kennen ihn bereits. Es war der erste Weltumsegler Fernando de Magalhaens, in unsrer Sprache gewöhnlich Magellan genannt und geschrieben. Da saß er in dem größten der Zimmer, an dem mit Land- und Seekarten und allerhand Scripturen bedeckten Tische, auf dem ein gewaltiger Globus prangte, mit der Hand in dem krausen Barte spielend, in dem matten Lichte einer Ampel, die von der Decke herabhing. Sein feuriges Auge ließ auf eine hohe, geistige Begabung schließen und seine zwar kleine aber stämmige und kernig gebaute Gestalt, zeigte den Mann, der den Gefahren der See Trotz zu bieten vermochte. Ihm gegenüber saßen der gelehrte Astronom Andres de S. Martin und der Italiener Pigafetta.

„Wie freue ich mich", sagte Martin mit leiser, feiner Stimme, „endlich den südlichen Sternenhimmel beobachten zu können."

„Und ich will Euch schon Arbeit machen", entgegnete Magellan lächelnd. „Ihr sollt manchen Grad und manche Positionen bestimmen müssen. Aber warum so schweigsam, Pigafetta? Gereut Euch der Entschluß, meine Entdeckungsreise als Geschichtsschreiber derselben, zu begleiten?"

„Von Reue kann bei mir keine Rede sein," erwiderte der Angeredete. „Ich kann mir aber immer noch nicht klar werden, ob unser Unternehmen nicht ein Eingriff in die Bestimmungen des Papstes ist, ein Ueberschreiten der von ihm festgestellten Welttheilungslinie, die von Pol zu Pol läuft und 370 spanische Meilen von den Capreedischen Inseln vorüber den Globus, wie einen Apfel, theilt, so daß alle neuen Länder im Osten den Portugiesen und die im Westen Spanien gehören sollen. Ist diese Welttheilungslinie nicht im Vertrage von Tordesillas von beiden Partheien genehmigt worden? Was ist nun der Zweck unserer Expedition? Etwa bloß eine Straße im Süden Amerika's zu suchen die nach dem portugiesischen Dominum führt, oder vielleicht durch dieselbe in dieses Dominum selbst einzubringen und die Mollukken, diese Perle aller bisherigen Entdeckungen, für die Krone Spaniens in Besitz zu nehmen? Wäre daher unser Unternehmen dadurch nicht vielleicht ein Ueberschreiten der Welttheilungslinie? denn noch weiß Niemand genau, ob die Mollukken rechts oder links von dieser Linie liegen und auf den spanischen oder portugiesischen Antheil fallen."

„Es ist bis jetzt, Don Pigafetta", entgegnete Magellan, „nicht möglich zu unterscheiden, ob wir durch die Besitzergreifung der Mollukken die Grenzen der spanischen Welt überschreiten. Diese Inseln sind es jedoch schon werth, zu versuchen, ob sie auf dem spanischen Wege, d. h. durch eine Fahrt nach Westen nicht eben so gut zu erreichen sind, als auf dem portugiesischen Wege, d. h. durch die Ostfahrt um Afrika's Südspitze. Ich sage, diese Inseln sind schon eines Versuches werth; denn durch die Entdeckungen des Portugiesen Serrano ist ja endlich das Land gefunden worden, welches uns die Gewürznelken und Muskatnüsse liefert, die bisher durch die Araber nach Genua und Venedig in den Handel gebracht worden sind."

„Es müssen diese Inseln ein Focus alles Glanzes sein", unterbrach der Astronom die Rede Magellan's. „Da gibt es ja, nach den Schilderungen der Portugiesen, Gold- und Silberminen, Goldsand, Perlen und Edelsteine; von

dort her kommen der Canell und Pfeffer, die Gewürznelken und Muskatnüsse, Ingwer, Rhabarber, Sandelholz, Kampfer —"

„Genug, genug!" erwiderte Magellan. „Was man auch über dieses Inselparadies fabelt, so viel glaube ich, daß wir diese Inseln, wenn wir eine Straße um die Südspitze Amerika's entdecken könnten, leicht erreichen würden. Herrscht doch am Hofe König Karls auch die Ansicht, daß sie dicht hinter Amerika liegen müssen. Wenn dieses nun der Fall sein sollte, seht hier den Purpurstreif auf meinem Globus, der die Welttheilungslinie des Papstes anzeigt, so gehören sie unbedingt in's spanische Dominium und die Portugiesen haben die Grenzen ihres Patrimoniums erreicht. Eine Straße muß sich auffinden lassen!"

„Ihr habt, Don Magellan", entgegnete Pigafetta zweifelnd, „ein kühnes Vertrauen. Zwar soll auch der berühmte deutsche Seefahrer, Ritter Behaim, an die Existenz einer solchen Straße geglaubt haben, und soll dieselbe sogar auf einer Karte, welche im Besitze des Königs von Portugal ist, bereits eingezeichnet sein, aber —"

„Nun, aber?" entgegnete Magellan. „Ihr schweigt?"

„Aber", fuhr der Angeredete fort, „es ist nicht gut anzunehmen, daß Martin Behaim, oder sonst ein Seefahrer diese Straße wirklich gesehen habe. Wer weiß, ob diese Karte nicht von einem Manne herrührt, der ebenso dachte wie Ihr, Don Magellan, und seine Vermuthungen schon als Gewißheit aufzeichnete?" —

„Diese Straße mag ein Produkt der Phantasie sein oder nicht", entgegnete Magellan erregt, „gleichviel, sie wird aufgesucht. Der König Karl ist für meine Ideen gewonnen, nachdem ich mit den Ministern verschiedene Berathungen in dieser Angelegenheit gehabt und sie durch Gründe überzeugt habe, daß eine Straße an der Südspitze Amerikas kein bloßes Phantom sei."

„Möchtet Ihr nicht das Schicksal des Solis theilen", sagte Pigafetta ernst, „der als Euer Vorgänger im Aufsuchen dieser Straße sich mit der Ehre begnügen mußte, die Mündung des Rio de Solis (la Platastrom) entdeckt zu haben und sein kühnes Vordringen in diese unbekannten Regionen mit dem Leben bezahlte."

„Ist auch dieser Strom wegen der Gefahren bis jetzt die Grenzscheide der spanischen Schifffahrt geblieben, ist auch der kühne Solis von den Wilden erschlagen worden, ich fürchte ein weiteres Vordringen nicht. Mag auch die Expedition, die dieses unwirthbare Südmeer durchforschen soll, zu Grunde gehen,

sie wird unternommen, und Gott wird mit uns sein, daß sie für die Krone Spaniens eine erfolgreiche werde. Bis jetzt hat mich der Schutz des Himmels vor den Dolchen der portugiesischen Meuchelmörder bewahrt, ja, Ihr sehet mich erstaunt an, vor den Dolchen der Meuchelmörder, die von dem Könige Don Manuel gedungen sind, meine kühnen Pläne zu zerstören, weßwegen ich auch auf Wunsch des spanischen Hofes nur des Nachts mit den Ministern conferire und so wird auch Gott und die heilige Jungfrau mich ferner beschützen draußen auf fremden Meeren. Der König Karl hat mich bereits zum Commandeur einer Flotte, sowie zum Gouverneur der Gewürzinseln ernannt und als ein besonderes Zeichen seiner Huld und Gnade, mir das Ehrengewand eines Ritters von Sct. Jago verliehen und so wird, so Gott will, von San Lucar aus in See gestochen."

Da füllte heller Lichtschein das Gemach und überstrahlte die Decke und die den Fenstern entgegengesetzten Wände mit röthlicher Gluth. Die Thüre wurde rasch geöffnet und José stürzte mit dem Rufe in's Zimmer: „Don Alvaro de Costa, Gesandter Sr. Majestät des Königs Don Manuel von Portugal!" Noch hatte er diese Meldung nicht vollendet, als auch schon der Genannte, eine hohe, imponirende Gestalt, auf der Schwelle erschien. Schweigend erhoben sich Andres de S. Martin und Pigafetta und verließen das Gemach, während sich der Gesandte auf den ihm von Magellan präsentirten Sessel niederließ.

„Ich komme im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Portugal", begann Don Alvaro langsam und jedes Wort scharf betonend, „um Euch, Don Magellan, an Eure Pflicht als Portugiese zu erinnern."

„An meine Pflicht!" erwiderte Magellan erstaunt. „Wie soll ich dieses verstehen?"

„Ihr seid", entgegnete der Gesandte, „in Oporto geboren? Ist es nicht so?"

„Ganz recht, mein Geschlecht ist in Oporto ansässig und ich habe in dieser Stadt das Licht der Welt erblickt."

„Nun, dann ist es auch Eure Pflicht, das Vaterland bei Euren Unternehmungen nicht zu vergessen. Ihr habt als Offizier an den Kriegszügen Eurer Landsleute in Indien Theil genommen und Seine Majestät hat mit hoher Genugthuung von Euren kühnen Thaten Kunde erhalten."

„Hat er das?" erwiderte Magellan sarkastisch, „wie kommt es dann, daß

mir von Seiner Majestät eine abschlägige Antwort wurde, als ich den König um Erhöhung meines Ranges und Gehaltes bat?"

„Warum dieses geschehen, ist mir nicht bekannt", antwortete der Gesandte. „Ihr habt darauf Euer Vaterland verlassen."

„Mein Charakter", erwiderte Magellan, „duldet keine Zurücksetzung."

„Ihr seid also ehrgeizig, Don Magellan?" lächelte Alvaro.

„Ja, das bin ich", antwortete Magellan. „Was soll ich es läugnen! Diese Zurücksetzung hat mich tief gekränkt. Das Vaterland hat an mir undankbar gehandelt und deßhalb verließ ich dasselbe, siedelte mich in Sevilla an und fand hier nicht nur in dem Kreise der gleichfalls ausgewanderten Portugiesen, welche, wie ich, mit dem Regimente in Portugal unzufrieden waren freundliche Aufnahme, sondern auch am spanischen Hofe ein mir sehr schmeichelhaftes Entgegenkommen und was mir das Liebste ist, ein verständnißvolles Eingehen auf meine Pläne."

„Die sehr hochfliegend sein sollen."

„Nennt Ihr, edler Don, Pläne hochfliegend, die sich auf meine langjährigen Erfahrungen als Seeman stützen?"

„Lassen wir es, diesen Begriff näher zu definiren. Nur so viel muß ich Euch sagen, daß Ihr durch Euere Projekte ein großes Unglück in der Christenheit anrichtet. Sie können leicht Ursache werden, daß die nächste Zeit schon die friedlichen Beziehungen zwischen dem spanischen und portugiesischen Hofe gestört sieht, sowie daß Ihr durch Euer Vorhaben Euern angestammten Fürsten auf's Tiefste beleidigt, und die jedem Menschen heilig sein sollenden Interessen des Vaterlandes verletzt."

„Euere Vorwürfe, edler Don, wiegen schwer, aber was ich gethan und noch thun werde, ist nicht die That einer Uebereilung ode einer leichtsinnigen Projectenmacherei, sondern das Werk reiflicher Ueberlegung, und da ich durch Portugal gedrängt worden bin —"

„Kehrt nach Portugal zurück und das Vaterland wird Euch mit offenen Armen empfangen. Das Commando einer Flotte zur Auffindung neuer Inselgruppen kann Euch dann nicht entgehen."

„Nein, diese Lockspeise kann mich nicht bestimmen, meine Ehre zu verletzen. Ich habe dem Könige von Spanien als Edelmann mein Ehrenwort verpfändet und dieses werde ich einlösen und wenn man auch Meuchelmörder dingt und mein Leben für vogelfrei erklärt!"

„Don Alvaro erbleichte, aber schnell gesammelt erwiderte er: „Sr. Maj. der König Karl von Spanien hat mir die Erklärung abgegeben, daß er nicht die Absicht habe, die Besitzungen Portugals auf irgend eine Weise zu schädigen, und die Gewürzinseln, dieser Streitpunkt in dieser Angelegenheit, sollen dem zufallen, dem sie nach der päpstlichen Welttheilungslinie gehören."

„Aber Seine Majestät wird Euch wohl auch gesagt haben, daß unsere Vorbereitungen zur Entdeckung einer Straße südlich von Amerika, um auf diesem Wege die Molluken zu erreichen, schon zu weit gediehen sind, um sie noch rückgängig machen zu können."

„Nun," entgegnete Alvaro gereizt und sich rasch von seinem Sitze erhebend, „wenn Spanien hartnäckig auf diesem Plane beharren sollte, so würden sich dadurch Schwierigkeiten einstellen, in Bezug auf die Bewerbung Sr. Majestät des Königs Don Manuel um die Hand der Schwester Sr. Majestät des Königs Karl, der Donna Leonor, und meine Aufgabe, diese Angelegenheit zu ordnen, könnte leicht fruchtlos sein und die nächste Zeit statt einer Hochzeit einen Krieg bringen."

„Ich habe das feste Vertrauen zum spanischen Hofe, daß diese Familien-Angelegenheit keinen Einfluß auf die Ausführung meines Planes haben wird, und so wenig ich mich durch irgend eine Drohung schrecken lasse, so wenig wird Sr. Majestät Karl von Spanien sich einschüchtern lassen."

„Ist dieses Euer letztes Wort?"

„Mein letztes!"

„Ihr werdet es bereuen."

„Ich kenne keine Furcht."

Mit zorngeröthetem Gesichte verließ der Gesandte Don Magellan und schritt, begleitet von Fackelträgern, seiner Wohnung zu. Letzterer aber öffnete ein Fenster und ließ von der blauen Abendluft sich die erhitzte Stirne kühlen. Eine zauberisch schöne Nacht hatte sich über Madrid herabgesenkt. Waren während der Gluth des Tages die Straßen wie erstorben gewesen, so entfaltete sich jetzt ein Leben, wie es nur die Städte des Südens kennen. In die Klänge der Mandolinen und Guitarren mischten sich die weichen Töne spanischer Romanzen, dazu nun eine laue, milde Luft, durchwürzt von den Düften der Pomeranzen, Bisamrosen und Nelken, und der Glanz eines prachtvollen Sternenhimmels. — Lange blickte Magellan schweigend in die dämmernde Ferne und hinauf zu den Lichtern des Himmels, die ihm bald auf seinem einsamen Pfade

auf dem Meere untergehen und einer andern Welt voll Glanz und Gefunkel weichen sollten. Wird er sein heiß ersehntes Ziel erreichen, oder erfolglos zurückkehren müssen? Werden die Fluthen des Meeres ihm das Todtenlied singen oder er, ruhmgekrönt als Entdecker neuer Welten, wieder die Heimatherde betreten? „In Gottes Namen!“ lispelte er leise. „Morgen reise ich nach San Lucar. Ich muß meinen Feinden zuvorkommen. Schwimme ich erst draußen auf dem Meere, dann mögen sie nach Herzenslust gegen meine Pläne wühlen. Also, — die Papiere geordnet und zur Abreise Alles fertig gemacht!“ — Das Fenster schloß sich, während Maestro Ance und José an der Thür des Hauses Wache hielten, um ihrem Herrn auf seinem abendlichen Spaziergange nach dem Prado zu folgen und ihn vor dem Dolche des Meuchelmörders zu schützen. Doch beide warteten vergebens, die bekannten Schritte auf der Treppe zu hören. „Don Magellan scheint heute seinen Spaziergang vergessen zu haben,“ flüsterte Hans leise. „Desto besser,“ entgegnete José, „so ist er vor dem Dolche des gedungenen Mörders sicher.“

II.

Der 20. September des Jahres 1519 war ein Tag von wunderlieblicher Milde. Die Hitze der letzten Augustwochen, in denen die Luft gleichsam ein flüssiges Feuer gewesen war, mußte ihre Herrschaft dem freundlichen Herbste überlassen; durch einige regenreiche Gewitter erhielten die unter der Sonnengluth schmachtenden Gewächse wieder neues Leben, Frische und Glanz und so prangte die Natur in einer Schönheit, die das Auge und Herz bezauberte. Eine leichte Brise kräuselte die Wellen des atlantischen Oceans, die in bläulichem Lichte auf- und niederstiegen und ließ die Flaggen der Schiffe im Hafen von San Lucar lustig flattern. Eine festlich gekleidete Menge umwogte den Hafendamm. War vielleicht ein kirchlicher oder ein Nationalfesttag? In letzterer Beziehung — ja; denn heute sollte die Flotte, die unter dem Befehle Magellans die Durchfahrt nach den Mollukken südlich von Amerika aufzusuchen bestimmt war, die Anker lichten. War doch diese Entdeckungsfahrt mit der Ehre Spaniens eng verwachsen, sollte doch durch Magellans Besitznahme unbekannter Länder dem bis jetzt durch seine Entdeckungen

und Eroberungen im ostindischen Archipel so mächtig gewordenen Nachbarlande Portugal die Alleinherrschaft zur See gebrochen und sein Uebermuth und Stolz gedemüthigt werden. Daher umdrängte die Menge in freudig erregter Stimmung die zu dieser Expedition bestimmte Mannschaft und besonders war es Magellan, der als Held dieses Tages, überall von dem freudigen Zuruf des Volkes begleitet wurde. In der Mitte des Hafenplatzes war ein Altar errichtet, prachtvoll mit Teppichen und Gold- und Seidenstoffen geschmückt. Noch fuhren Kahn um Kahn nach den im Hafen ankernden Schiffen, unter denen „la Victoria“, wenn auch schwerfällig gebaut, durch ihre kriegstüchtige Ausstattung die Aufmerksamkeit besonders erregte. Hier wurde Zwieback, Kohl und Linsen, dort Käse und getrocknete Fische, in einem andern Kahne Honig und Oel eingeladen und neben manchem Fäßchen mit feurigem Weine, zur Belebung der durch die Strapazen und Gefahren gesunkenen Kräfte der Schiffsmannschaft, sah man auch die verhängnißvollen Fässer mit den schwarzen Körnern des Berthold Schwarz in langen Seilen an der Schiffswand emporsteigen, denn noch war die Verproviantirung der fünf Schiffe nicht ganz vollendet und daher hieß es, sich sputen, das Fehlende noch nach den Schiffen zu schaffen, damit dieselben mit Lebensmittel für zwei Jahre ausgerüstet, ihre gefährliche Reise noch heute antreten könnten. Wenn es uns vergönnt gewesen wäre, einige der eingeladenen Ballen zu öffnen, so würden wir auch manches bunte Durcheinander erblickt haben: — Glasperlen, Messer und Nägel, glänzende Knöpfe, rothe Tücher &c. als Tauschmittel für die wilden Nationen, mit denen man vielleicht in Berührung kommen konnte. Da klangen plötzlich die Glocken in die fröhliche Stimmung der Menge hinein und von der Stadt her bewegte sich ein Zug von Geistlichen. Es war der Bischof von Sevilla, mit Begleitung, welcher die Flagge Magellans segnen und für die Expedition den Schutz des Himmels erflehen wollte. Kaum war dieser kirchliche Würdenträger am Altare angelangt, als sich die dienstfreie Mannschaft der Schiffe um denselben aufstellte. Welch' prächtige Gestalten, welche kühne, wettervertraute Physiognomien, unter denen die Bombardiere durch ihre meist blonden Kopf- und Barthaare und ihre hellere Gesichtsfarbe vortheilhaft gegen die gelben, schwarzhaarigen Gesichter der andern Matrosen abstachen, denn erstere bestanden größtentheils aus Deutschen und Flamländern. Unter ihnen ragte nun der uns bereits bekannte Maestro Ance durch seine Hünengestalt hervor. Um den Altar selbst hatte sich die Geistlichkeit und die Abgesandten des Königs gruppirt,

an diese schloß sich der kleine, krausbärtige Magellan mit seinen Offizieren und Reisebegleitern an. Den äußern Rahmen bildete die Volksmenge, die lautlos des Augenblicks harrte, an dem der Bischof den Segen über die Expeditionsmannschaft aussprechen würde. Die Ceremonie begann. Mit hoch erhobenen Händen weihte der Bischof die Flagge ein und rief den Segen des Himmels über die 240 knieenden Offiziere, Soldaten, Steuerleute und Matrosen herab. Ein tausendstimmiges Te deum laudamus schloß diese kirchliche Feier. Hierauf trat Magellan dicht vor den Altar und die Finger auf das Kruzifix in der Hand des Bischofs gelegt, leistete er dem Könige von Spanien den Vasalleneid als zukünftiger Gouverneur aller der Länder, welche er im Rücken von Amerika entdecken würde. Ihm folgten nun die Offiziere, die Magellan als dem Commandanten der zu entdeckenden Länder den Lehnseid schwuren. Kaum war auch dieser Akt der Ceremonie beendet und das stürmische Zurufen der Menge verhallt, als die Mannschaft Befehl erhielt, sich einzuschiffen. Da gab es ein Abschiednehmen, ein Händedrücken, ein Küssen und manchem alten Seemann stahl sich eine heimliche Thräne in's Auge, denn wer kannte die Zukunft? wer konnte ihnen als Prophet sagen: Ihr werdet Eure Lieben, Ihr werdet das schöne Spanien wiedersehen! — Schon hatten die ersten Boote den Hafendamm verlassen, als sich ein Mann zu Magellan drängte, der die Einschiffung seiner Mannschaft persönlich leitete, und ihm einen Zettel in die Hand drückte. Mit banger Erwartung blickte José seinen Herrn an, eine unglückliche Nachricht befürchtend; doch lächelnd wandte sich Magellan, als er den Zettel überblickt hatte, an einen seiner Offiziere. „Don Ramona," sagte er, „man meldet mir soeben, um mich zu warnen, daß der König von Portugal eine Kriegsflotte nach Brasilien und eine andere nach Afrika gesandt habe, um uns zu vernichten. Doch damit das Netz um uns nirgends noch ein Loch habe, wird uns, wenn wir diesem Geschreibsel hier Glauben schenken können, der Generalgouverneur noch mit sechs Kriegsschiffen bei den Mollukken seine Aufwartung machen. Man will mich abschrecken, diese Fahrt zu unternehmen. Doch ich will den Portugiesen meine Antwort nicht schuldig bleiben. Die Schiffe liegen zur Abfahrt bereit; wenn alle Mann an Bord sind, lasset die Anker lichten und unsere Kanonen sollen den portugiesischen Küsten zurufen: Don Fernando Magellan, Admiral Sr. Majestät des Königs Karl von Spanien, kennt keine Furcht! — Doch siehe, Don Pigafetta, und Don Andres, meine gelehrten Reisegefährten. Es wird Zeit, daß wir den ersten

Schritt auf unserer Entdeckungsreise machen und uns einschiffen. Kommt, das Boot liegt bereit. In Gottes Namen denn und unter dem Schutze der heil. Jungfrau und des hl. Jago!" — Als der Abend sich auf San Lucar niedersenkte, zog die Victoria bereits, umgeben von ihren vier Begleitern, unter geblähten Segeln, wie weiße Schwäne, langsam dem fernen Westen entgegen.

III.

Es war ein unheimliches Treiben auf den Schiffen. Mit finstern Mienen verrichteten die Matrosen am Deck die Arbeiten oder schauten mit Ingrimm hinaus in die See, die sich in grenzenloser Weite vor ihnen ausbreitete. Tausende von Meilen lagen schon zwischen ihnen und ihrer Heimath und noch sollte an keine Rückkehr gedacht werden. Sie hatten den Küsten von Afrika entlang, dann durch den atlantischen Ocean den Weg nach Brasilien gesucht und waren dann südwärts bis zum jetzigen „La Plata," dem Flusse des Solis, vorgedrungen, indem sie hofften, hier die ersehnte Straße zu finden. Doch vergebens. So tief sie auch in die breite Mündung dieses Gewässers eindrangen, so sorgfältig auch Magellan jede Bucht recognosciren und sondiren ließ, sie fanden nur einen Süßwasserstrom. Und wieder hieß es: Nach Süden, weiter nach Süden! in Gegenden, die noch kein Europäer besucht, in Gewässer, die noch kein Schiff befahren hatte. — Schon fingen die klimatischen Veränderungen an, der Schiffsmannschaft lästig zu werden. War auch die Luft trocken, so zeigte sie sich jedoch schon so rauh und oft schneidend kalt, daß den an Wärme gewohnten Südländer ein Grauen überkam, hier vom Winter überrascht zu werden und wie leicht konnte diese gefürchtete Jahreszeit sie hier festbannen, war es doch schon Mitte März und also der südliche Winter im Herannahen. Wie wald- und baumlos zeigte sich rings das Land, nur hie und da keimte ein dürftiger brauner Grasbüschel oder ein kümmerlicher Dornstrauch aus dem harten Gestein. Steil stiegen die schwärzlichen Küsten aus dem Meere empor, nirgends einem menschlichen Fuße eine Spanne breit Raum bietend und von den hochaufsteigenden Wogen beständig benagt. Gleich Coulissen schoben sich die zackigen Felswände in's Meer hinein, von denen die

höhern bereits den Hermelinmantel des Winters trugen. Nirgends die Spur eines Menschen, nur Albatrosse ließen sich schwerfällig auf den Wogenkämmen nieder und zahlreiche Schaaren von noch nie gesehenen Seevögelarten bedeckten die Ränder der Klippen oder schossen pfeilschnell, Beute suchend, über den Ocean dahin. So waren tage- und wochenlang dieselben monotonen Bilder an der Schiffsmannschaft vorübergezogen und immer noch lautete vom Admiralsschiff aus das Signal: „Vorwärts — der Küste entlang." Und wie langsam segelten sie weiter. Jeder Ufereinschnitt, jede Bucht wurde untersucht — immer noch keine Meeresstraße; jedes Cap wurde umsegelt, stets in der Hoffnung, Amerika's Südspitze erreicht zu haben — immer wieder Täuschung, immer wieder dasselbe traurige Landschaftsbild. Wohl hatte Magellan Gelegenheit, gar manchen Namen neu entdeckter Meerestheile in die Schiffskarte einzutragen, aber die Stelle für die gesuchte Straße war und blieb leer. Und welche Strapazen hatte die Schiffsmannschaft zu ertragen! Nicht ohne Grund gab daher auch Magellan einer Bai voll Untiefen und Klippen den Namen: Bahia delos Trabajos (Bai der Strapazen.) So war der Sommer — die Monate Januar, Februar und März — vorübergegangen, aber trotz der schneidenden Luft des Morgens und Abends, des Eisreifes, der dann nicht selten auf dem Tauwerke lag, der wüthenden Stürme, die aus den Regionen des Südmeeres hervorbrachen, untermischt mit Hagel- und Schneekörnern, oder der dichten Nebel, welche sich mit den tief herabhängenden Wolken vereinigten — noch keine Umkehr nach nördlicheren Gegenden, wo der Winter seine grausenerregende Gewalt verliert, immer noch nach Südwesten. — Alles dieses trug dazu bei, den Muth der Schiffsmannschaft zu lähmen, die Begeisterung für die Ideen ihres Admirals abzuschwächen und wenn nicht die eiserne Hand der Schiffsdisziplin gewesen wäre, Insubordinationsvergehen würden täglich vorgekommen sein. So erreichte man unter dieser Stimmung, so grau und lichtlos wie das Meer ringsumher, zu Anfang April wieder einen der vielen Meereinschnitte und wieder flog ein Lächeln der Hoffnung über die eisenharten Züge des Admirals, weil er glaubte, die gesuchte Straße gefunden zu haben, und wieder erwarteten die Matrosen das Commandowort: „Nach Norden!" Aber Beide sahen sich getäuscht: Es war keine Meerenge und statt des langersehnten Befehls durchlief die Schreckenskunde die Reihe der Seeleute: „Der Admiral will im Sct. Julians-Hafen (so hatte Magellan die bequeme Bucht genannt) überwintern, um dann im nächsten Frühjahre die Entdeckungsfahrt

fortzusetzen!" „Ueberwintern!!!" Entsetzlich, gräßlich! Ueberwintern in der Eiszone — unter den Schrecken eines antarktischen Winters, während in dieser Zeit in ihrer Heimath die Tage der Frühlingswonne bereits Blumen und Grün über die Erde ausgestreut hatten! Nur noch ein Funke und die Explosion ist unvermeidlich. Noch wagte kein Matrose die erste Widersetzlichkeit, aber wie lange noch und die Schranken der Disciplin wurden überschritten. Auch auf der Victoria herrschte unter der Schiffsmannschaft eine dumpfe Gährung, nur Maestro Ance und seine Landsleute zeigten den Muth, sich in das Unvermeidliche zu fügen und wurden daher von den Spaniern mit mißtrauischen Blicken beobachtet. Und José? Konnte er nicht den Admiral durch seine kindlichen Bitten zur Umkehr bewegen? ihm von dem Mißmuth der Besatzung erzählen und dadurch seinen Herrn auf das ihm drohende Ungewitter aufmerksam machen? Der arme José! Ach Gott, da lag er in der Kajüte, wie ein Scelett abgezehrt und doch wieder mit fieberisch gerötheteten Wangen, unfähig sich von seinem Lager zu erheben. Der Arzt nannte es ein Fieber, hervorgerufen durch den Wechsel der klimatischen Verhältnisse. Mit stiller Besorgniß sah der Admiral seinen Liebling von Tag zu Tag mehr dahinwelken und sein sonst so männlich starkes Herz zitterte vor dem Augenblicke, wo das nur noch schwach flackernde Licht verlöschen würde. Wohl war es ein Fieber, aber keines durch den Zonenwechsel entstandenes — es war — das Heimweh, ja, „das Heimweh hat's ihm angethan." Da lag er, oft umgaukelt von den süßesten Träumen. Er sah sich wieder an dem rauschenden Quadalquivir, im Schatten blühender Bäume, oder auf dem Thurme der Giralda und sein Blick flog in seliger Lust hin über die Maurenstadt, über das gesegnete Andalusien und wenn er erwachte — welch ein Contrast! — — —

Eines Tages stiegen Offiziere und Matrosen der übrigen Schiffe an Bord der Victoria. Ernst und feierlich verlangten sie eine Unterredung mit dem Admiral. Sie wurde gewährt und in der engen Kajüte begann sich nun der langverhaltene Unwille zu äußern. „Es ist Zeit," sagten die Einen, „daß wir wieder nach Spanien zurückkehren. Wir sind so weit vorgedrungen, wie vor uns kein Schiff. Mit diesem Ruhme können wir uns begnügen."

„Das Ende Amerikas," fuhren Andere fort, „oder die gesuchte Straße werden nie von einem Europäer gefunden werden, da das Land sich unermeßlich weit nach Süden hin ausdehnt. Und da der König uns nicht ausgesandt hat, das Unmögliche zu leisten, so bitten wir, umzukehren."

„Wenn wir auch," murrte ein Dritter, „durch St. Jago und die liebe Frau von Guadalupe aus den zahllosen Gefahren glücklich errettet sind, so hieße es doch, Gott versuchen, dem Süden noch weiter zuzusteuern. Aus diesem Loche wird uns dann kein Heiliger mehr herausführen." Ein Vierter wies auf den Lebensmittelvorrath hin, der bereits knapp zu werden beginne; ein Fünfter, daß schon Mancher der Ihrigen vor Mangel und Elend umgekommen sei, und wenn der Admiral ihren billigen Forderungen nicht Gehör gebe, gewiß von der Schiffsmannschaft Niemand Spanien wiedersehen würde. So sprachen sie, so baten sie und den alten Graubärten rollte gar manche Thräne über die gefurchten Wangen. Aber Eisen läßt sich nicht biegen und jeder Schlag des Hammers macht es nur noch härter. Auch Magellan war ein Mann von Eisen. Seine Augen sprühten Flammen, die Zornader schwoll auf der Stirne an und in leidenschaftlicher Erregung trat er nun der Deputation einige Schritte näher. „Ich bin erstaunt," sagte er mit vor Unwillen zitternder Stimme, „daß Männer, welche den Namen Castilianer führen, sich als Memmen zeigen können, und sich dabei nicht schämen, solche Verzagtheit ihrem Admiral gegenüber, auszusprechen. Die Durchfahrt nach Westen wird gefunden werden, das ist meine feste Ueberzeugung. Und hat Seine Majestät uns nicht befohlen, diese Straße aufzufinden? Wer wagt es also, diesem Befehle entgegenhandeln zu wollen? Wir segeln nach Süden und selbst, wenn wir bis dahin steuern müßten, wo die Nacht drei Monate währen soll. Ehe ich feig den Heimweg suche, eher will ich untergehen. Das ist mein unabänderlicher Entschluß. Wenn auch der Winter hier rauh auftritt, so ist er wahrscheinlich nur kurz und dann wird uns der Frühling nach den ersehnten warmen Ländern führen, in denen die Spezereien wachsen. Dann werden wir dort unsere Flagge aufhissen. Eure Furcht in Bezug auf die Lebensmittel ist eine voreilige. Haben wir nicht noch manches Faß Wein, ist nicht noch ein bedeutender Vorrath von Mehl an Bord? Doch damit jede Furcht ihren Grund verliere, bestimme ich hiermit, daß von heute ab, Offiziere sowohl als Matrosen, auf halbe Rationen gesetzt werden. Bieten uns diese Meere nicht reichliche Fische? Können wir nicht während des Winters uns schon allein durch die Jagdbeute von Vögeln und Wild ernähren? Und wenn Alles auch nicht so wäre, so vergesset das Eine nicht: Ihr habt Euch nur darum zu bekümmern, was ich Euch im Namen des Königs befehle. Ihr habt also hier den Winter abzuwarten und dann im Frühlinge nur nach der Laterne am Mastbaum meines Schiffes zu sehen und

ihr ohne Murren zu folgen. Sie wird Euch den rechten Weg führen! Adio!"

Die Deputation war hiermit entlassen. Mit wilden Geberden verließen die Matrosen die Victoria und kaum hatten sie den Bord ihrer Schiffe erreicht und den Kameraden die Antwort Magellans mitgetheilt, da brach die Meuterei in hellen Flammen aus. „Was scheert uns dieser Portugiese! Wir sind Spanier!" schrie es wild durcheinander. „Dieser tollkühne Fremdling, in dessen Klauen wir uns befinden," sagten die Offiziere, „hat keine Barmherzigkeit mit castilischen Leuten." „Ja," riefen die Soldaten, „so ist es. Er will uns hier umkommen lassen, um sich ein Verdienst bei seinem Könige Don Manuel zu erwerben!" Die Flagge des Aufruhrs wurde aufgehißt. Die Schiffe versagten Magellan den Gehorsam und nur zwei derselben blieben durch die Bemühungen einiger besonnenen Offiziere dem Admiral treu. Der Ausgang der Rebellion schien nicht unsicher zu sein. Die Meuterer hatten die Uebermacht, und auf diese trotzend, befahlen sie Magellan, an Bord eines ihrer Schiffe zu kommen, da würde man beschließen, was ferner im Dienste des Königs geschehen solle. Magellan, obgleich der Schwächere, erwiderte auf jene Aufforderung: „In diesen Regionen habe nur ich im Namen des Königs zu befehlen und jede Handlung gegen diese meine Befehle ist Meuterei. Daher verlange ich die rebellischen Offiziere an Bord der Victoria!" Mit Hohnlachen wurde diese Ordre des Admirals von den Offizieren entgegengenommen und schon begannen die rebellischen Schiffe die Anker zu lichten, um Magellan seinem Schicksale zu überlassen, da stießen unerwartet starkbemannte Boote von der Victoria ab und segelten auf eines der Schiffe zu, das die Winde und die Strömung von den übrigen getrennt hatte und ehe die Mannschaft desselben einen Angriff vermuthete, stand schon der Admiral, den Säbel hoch in seiner Rechten schwingend, auf dem Verdeck. In seiner Linken flatterte die Flagge Spaniens und mit donnernder Stimme rief er den von dieser Kühnheit überraschten Seeleuten entgegen: „Für wen seid Ihr!" Bestürzt über diese verhängnißvolle Frage, machte gleichzeitig die alte Gewohnheit der Subordination, ihrem Admirale gegenüber, sich geltend, und auf die Kniee stürzend, baten sie um Gnade. „Wir sind für den König und für Eure Gnaden!" war die Antwort der Mehrzahl. Magellan hatte gesiegt, die Rädelsführer wurden nun gebunden nach der Victoria gebracht. Die beiden andern Schiffe sahen nun ihre Ohnmacht ein und lieferten sich dem Admirale auf Gnade und Ungnade

aus. Magellan kannte keine Milde, kein Erbarmen mit den Armen, die durch die Verzweiflung zu diesem verwerflichen Schritte getrieben worden waren. Als der düstere Morgen sein graues Licht über die See ausgoß, da sah man schon an den Masten die Leichen der Anführer und in den engen Räumen des Schiffsgefängnisses die Offiziere Juan de Carthagena und Sanchez de la Reina in Ketten. Diese Unglücklichen, wie gern hätten sie mit ihren strangulirten Kameraden getauscht, denn ein furchtbares Urtheil hatte die Härte des Admirals über sie ausgesprochen — sie sollten an der wüsten Küste des Landes ausgesetzt werden und nur eine Milderung hatten die Bitten der treu gebliebenen Offiziere erlangt, daß dieses erst im nächsten Frühjahr geschehen solle. So war die Ueberwinterung der Flotte in der Sct. Juliansbai mit dem Tode der Rebellen erkauft worden.

Ueber die Leiden dieses Winteraufenthaltes laßt mich schweigen. Furchtbare Kälte, ewige Nacht, die traurigste Oede — das waren die drei Factoren, die sich hier vereinigten, um die früheren Tage trotz ihrer Gefahren und Strapazen, zu beneidenswerthen zu machen. Nur die Jagd und der Fischfang gewährten einige Abwechslung. Auf einer dieser Streifereien kam nun die Mannschaft zum ersten Male mit den Patagoniern in Berührung und die Sage von einem Volke von Riesen hatte ihre Entstehung durch dieses Zusammentreffen gefunden. Denn die Indianerstämme des südlichsten Amerika sind mit Ausnahme der Pescheräh und Feuerländer, meistens Menschen von hohem Wuchse. Da nun zufällig die Seeleute einige solcher Enakssöhne antrafen, so nahm man an, das ganze Volk bilde ein Geschlecht von Riesen. Wegen ihrer breiten Fußspuren, welche ihre mit dicken Fellen umwickelten Füße im Schnee zurückließen, nannte man sie Patagones, d. h. Großfüße und ihr Land Patagonien. Am Bord der Schiffe zeigten sie eine thierische Gefräßigkeit, indem sie in kurzer Zeit eine unglaubliche Menge Lebensmittel verschlangen. Ihre Sprache glich dem Gebrülle der Ochsen und ihre Kleidung bestand aus Thierfellen. Die gelben Ringe um die Augen, sowie der gelbe Ring um das ganze Gesicht, gab ihrer schon an und für sich nicht sehr einnehmenden Physiognomie noch ein abschreckenderes Aussehen. Der Versuch aber, einen solchen Riesen gefangen nach Spanien zu bringen, mißlang. Obgleich derselbe endlich nach schwerem Kampfe von acht Matrosen überwältigt wurde, starb er jedoch in der Gefangenschaft und die Spanier mußten sich nun damit begnügen, nur das Längenmaß seines colossalen Körpers mit nach Europa zu nehmen. Man streckte deßhalb die

Leiche auf dem Verdecke aus und fand angeblich eine Länge von 11 Fuß. Andere sollen jedoch nach den Erzählungen der heimgekehrten Gefährten Magellans, an 13 Fuß groß gewesen sein. Da aber in dieser Zeit die Europäer gern die Sagen Homers von Ullysses auf die neuentdeckten Länder übertrugen, so bildete sich nach und nach die Fabel, diese Patagonier hätten Schiffe, wie einst der Cyclope Polyphem die Fahrzeuge des Königs von Ithaka, mit centnerschweren Steinen bombardirt und sie dadurch in große Gefahr gebracht. Die spätern Forschungen an dieser Südküste Amerikas haben jedoch alle diese Fabeln auf das richtige Maaß zurückgeführt, so daß wir jetzt statt eines Riesenvolkes dort nur noch Menschen suchen, unter denen einzelne durch ihre Größe hervorragen.

IV.

Frühling! Frühling! Du Wort voll süßen Klanges für jeden Menschen, dem der Winter die Natur in die harten Banden des Eises und Schnee's geschlagen hat. Wie jubelt das Herz dem ersten Blättergrün entgegen, wie entzückt lauscht das Ohr dem ersten Frühlingssänger und wie freudetrunken athmet die Brust die laue, sonnendurchleuchtete Luft im Frühling! Frühling! so rief auch die Schiffsmannschaft in der Juliansbai. Wenn er ihnen auch noch kein Grün und keine Vogellieder sandte, sondern nur einen wärmeren Sonnenstrahl brachte, der die eisige Umarmung des Meeres sprengte, die hartgefrorne Schneekruste vom Tauwerke und den Holzplanken ableckte, so ließ er doch eine lichtere Zukunft hoffen, in der sie Erlösung aus diesem unwirthlichen Südmeere finden und ihnen wieder leuchtende Bilder voll Glanz und Schönheit aufgehen würden. Es war Ende August, als Magellan befahl, die Schiffe klar zu machen. Andres de Sct. Martin schloß nun seine in der langen Winternacht gefertigten Sternentafeln in einen Kasten sorgfältig ein, Pigafetta ließ seine Geschichte dieser Entdeckungsreise unvollendet in einer seiner Kisten liegen und die Schiffsmannschaft suchte mit dem regsten Eifer die Schiffe segelfertig zu machen. Das war ein Rennen und Laufen, ein Winden und Drehen, ein Putzen und Scheuern; war doch das Loosungswort: Fort aus der verhaßten Sct. Juliansbai! Da traf aber wie ein Donnerschlag der zweite Befehl des

Admirals die freudig erregte Stimmung: Cours nach Süden zur Auffindung der gesuchten Straße. Wieder wagte der Eine oder Andere vorstellig zu werden, um den Entschluß Magellans rückgängig zu machen, und wieder antwortete der Mann von Eisen: „Wir suchen die Straße und haben wir sie selbst am Südpole noch nicht gefunden, oder sind unsere Schiffe zweimal entmastet worden, dann erst kehren wir um. Dies bleibe ein für allemal zur Nachachtung gesagt." Die Ankerwinden rasselten, die eisernen Widerhaken stiegen aus dem Meere empor, eine frische Brise blähte die Segel und der Kiel des Schiffes durchfurchte wieder nach langer Zeit die Salzfluth des Oceans. Doch wieder stiegen Tage auf und nieder und reiheten sich zu Wochen und noch war keine Straße gefunden. Da — Anfangs November 1520 — gähnte ihnen zwischen hohen Felsenwänden ein langer, schmaler Wasserarm entgegen — die Verbindungsstraße zwischen dem Südmeere und dem großen Ocean. Noch zweifelte Magellan, sein Ziel erreicht zu haben, denn so oft getäuscht, konnte ihn ja auch hier wieder eine Täuschung erwarten. Deßhalb ließ er innerhalb des Straßenthores, wenn ich die beiden äußern Vorgebirge so nennen darf, Anker werfen und gab einem der Schiffe Befehl, mit Vorsicht in diesen Wasserarm einzudringen. Welch' bange Erwartung, als dieses Segel den Blicken entschwand, als beinahe eine Woche verging und das ausgesendete Schiff nicht wieder zurückkehrte! — Endlich kam es wieder in Sicht und kaum war es in der Nähe der Victoria angelangt, als Magellan, zitternd vor Erwartung, den commandirenden Offizier desselben in seine Kajüte bestellte. „Faßt Euch kurz!" rief ihm Ersterer entgegen. „Admiral," rapportirte dieser, „wir sind drei Tage westwärts gesegelt, ohne ein Ende der Wasserstraße gesehen zu haben. Bei unsern Sondirungen haben wir nirgends eine Abnahme der Tiefe gefunden, und da auch die Strömungen der Fluth hier bei der Oeffnung viel stärker sind, als die Ebbe, die daraus wieder zurückkehrt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß hier eine Verbindung mit einem andern Ocean existirt." Wie glücklich fühlte sich Magellan. So war das Langgesuchte und Langbezweifelte gefunden worden. Der Admiral berief nun an dem Cap, das später den Namen „Vorgebirge der 11,000 Jungfrauen" erhielt, sämmtliche Capitaine, Offiziere, Piloten und Astronomen zu einer Rathsversammlung. „Wie viel Lebensmittel haben wir noch an Bord?" war seine erste Frage. „Für drei Monate," lautete die Antwort. „Gut," sagte er, „das ist hinreichend, um durch diese Straße die Molukken zu erreichen." Doch Estevan Gomez, der später

durch seine Entdeckungen in Nordamerika, wo er nach einer zweiten Magellanstraße suchte, berühmt werden sollte, trat dem Admirale mit der Bitte entgegen, umzukehren. „Die Existenz und Lage der Straße ist bestimmt worden," sagte er, „so bin ich der Meinung, erst wieder nach Spanien zurückzukehren und dann das Werk mit frischen Kräften und besser verproviantirten Schiffen anzugreifen. Wer weiß, was wir jenseits Amerikas für weite Meere zu durchsegeln haben und solcher Seefahrt sind wir jetzt nicht gewachsen."

Ruhig, jedoch fest und bestimmt antwortete ihm Magellan: „Was mich betrifft, so muß erst, ehe ich dieses Unternehmen aufgebe, das Lederwerk an den Masten in die Küche gewandert sein. Ueberhaupt wünsche ich, daß Niemand in Zukunft bei Todesstrafe, versteht mich recht, bei Todesstrafe, von einem Mangel an Lebensmitteln spreche — und so nun vorwärts. Gott stehe uns bei! „Und wieder flatterte am Tage vom Maste der Victoria die Admiralsflagge und leuchtete des Nachts eine Laterne und so segelte die Flotille in die Wasserkluft hinein. Niemand wagte zurückzubleiben, Niemand andern Cours zu steuern, so groß war die Furcht vor diesem Admirale „Vorwärts," der stets zornig die Zähne zusammenbiß, wenn das Wort Umkehr genannt wurde. Rechts und links stiegen oft Felsen von 1000, 2000 und mehr Fuß senkrecht aus den Meeresfluthen empor. Hier dehnte und weitete sich der Wasserarm zu einem meilenbreiten Seebecken aus, dort traten die Felsenvorsprünge wieder zu so schmalen Passagen zusammen, daß die Schiffe nur mit großer Vorsicht diese Engen, deren man besonders drei fürchtete, passiren konnten. Dabei zweigten sich vom Hauptkörper zahllose Nebenarme ab, die sich zu beiden Seiten durch das in allen Richtungen zerklüftete Südende Amerikas labyrinthisch hindurch schlängelten. Zeigten sich im Anfange der Fahrt auf dem rechten Ufer auch noch die einförmigen Pampas, überwölbt von einem heitern Himmel, so wurde jedoch die Straße, je mehr man nach Westen vordrang, von undurchdringlichen Wäldern eingeschlossen, über denen hie und da gigantische Schneehäupter emporragten. Der heitere Himmel wich allmählich einer regenfeuchten Atmosphäre, die ihre Wasser in reichlicher Menge auf die Schiffe herabgoß. Wenn auch die Strömung die Schiffe von Osten nach Westen mit besonderer Heftigkeit vorwärts trieb, so daß man damals die Möglichkeit bezweifelte, die Straße in der entgegengesetzten Richtung zu befahren, so hatten diese doch fortwährend heftige Kämpfe mit den plötzlich von den Gipfeln senkrecht herabbrausenden Bergwinden, die gleich Luftlawinen auf die Straße herabstürzten

und das Meer zu gefährlichen Wogen und Wirbeln aufwühlten, oder mit mächtigen Eismassen zu bestehen, welche sich von den Ufergletschern gelöst, oft den Schiffen den Untergang drohten. So wechselten wilde Felsenbildungen mit herrlichen Landschaftsbildern ab, voll des saftigsten Grüns, das hier durch die stets feuchte Atmosphäre reichliche Nahrung erhält, und in den Sunden bauten sich Hochthäler auf, großartiger oft als diese Gebirgsformation in der Schweiz, und herrliche Naturparks lachten dem Seefahrer entgegen, wenn sich die stets träufelnde Nebelhülle einmal hob und die wilden Stürme eine Zeit lang ruhten. Auf dem rechten Ufer sah man auch oft grasende Heerden der Guanakos, eine Hirschart, oder am Rande der Felsenbrüstung zeigte sich der Strauß Patagoniens, ja zuweilen mahnte das Krächzen einer Schaar buntgefiederter Papageien, welche aus den wärmeren Regionen bis hierher gewandert waren, an die üppigen Gefilde der tropischen Zone und nicht selten flog sogar wie ein Feuerfunke ein goldglänzender Kolibri vorüber. Auch das Meer hatte bereits den Frühlingsschmuck angelegt. Da schwamm ja der Fucus Giganteus, diese Riesenpflanze der Magellansstraße, die zuweilen eine Länge von 400 Fuß erreicht und von dem Felsen, an dessen Fuße sie wurzelt, losgerissen, gleich einer Riesenschlange, sich über die Wogen dahinzieht, unter ihren Blättern und zwischen ihren vielfach verflochtenen Wurzeln eine Menge Fische, Muscheln, Sepien, Krabben aller Ordnungen, schöne Holothurien und kriechende Nereiden von der größten Formenmannigfaltigkeit beherbergend. Während der Fahrt durch diesen Sund verlor nun Magellan das Schiff Sct. Antonio, indem der Capitain desselben, der schon genannte Gomez, welchem der Auftrag geworden war, einen Seitenarm zu recognosciren, nicht wieder zur Flotille zurückkehrte, sondern, da Offiziere und Mannschaft rebellirten, und die Rückreise verlangten, den Cours nach Spanien einschlug, wo er dem zum Kaiser erwählten Karl V. die Kunde brachte, „der Tyrann Magellan habe sich in solche Wagnisse eingelassen und die Leute des Kaisers nach so wilden Erdenwinkeln verlockt, daß weder er, noch sonst Jemand auf den Schiffen jemals wieder nach Spanien zurückkehren könne. Deßhalb habe er ihn rechtzeitig verlassen, um dem Vaterlande wenigstens ein Schiff zu retten.“

So segelte nun Magellan mehrere Wochen in dem Irrgarten der Wasserwege umher, sondirend, Fluth und Strömung scharf beobachtend, nach rechts und links unermüdet in die Verzweigungen eindringend, so daß die Vermuthung, dieser Wasserarm werde einen westlichen Ausgang haben, mehr und mehr

ihm zur vollsten Ueberzeugung wurde. Doch unterschätzte er die Gefahren, die sich ihm bei einer Weiterfahrt auf dem westlich liegenden Oceane bieten würden, keineswegs und da er seine Untergebenen nicht allein nur durch die Furcht zu der unbekannten Fahrt zwingen wollte, sondern sich eines bessern Gelingens seines Unternehmens dadurch versprach, daß die Schiffe freiwillig die gefährliche Winterfahrt beschlössen, so suchte er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit, den Wünschen der Offiziere gegenüber, diese zuerst für sich zu gewinnen. Deßhalb erließ er am 21. November im Kanal aller Heiligen, wie er die Straße benannte, einen Flottenbefehl, in welchem er sämmtliche Kapitäne, Pilotos, Maestros und Contra-Maestros aufforderte, da er ein Mann sei, der vernünftige Rathschläge Anderer nicht verachte, doch ihre eigenthümliche Lage in diesem Weltende zu erwägen und dann ihre Meinungen, jeder für sich, niederzuschreiben, ob sie es für besser hielten, in den westlichen Ocean einzusegeln, oder vorläufig zurückzukehren. Er werde dann, nachdem er diese Gutachten alle gelesen habe, seine eigene Meinung und Entschließung ihnen kund geben. Die Offiziere, Anfangs erfreut, von ihrem Admirale in einer so wichtigen Angelegenheit zu Rathe gezogen zu werden, fanden jedoch, daß bei dem bekannten unbeugsamen Sinne Magellans, unter „seinen eigenen Meinungen und Entschlüssen" doch gar Manches zu verstehen sei und eine aufrichtige Kundgebung ihrer Ansichten doch gar leicht unangenehme Folgen nach sich ziehen könne; deßhalb suchten sie, um dem Flottenbefehle nachzukommen, ihre Meinungen unter verschiedenen Umschreibungen und rednerischen Wendungen zu verbergen. Der Admiral hatte dadurch erreicht, was er wollte. Da die Offiziere für eine Rückkehr nach Spanien nicht entschieden in die Schranken getreten waren, ließ Magellan durch die Kanonen der Victoria das Signal zum Weitervordringen geben und die ehernen Rohre donnerten nun ihren Gruß dem großen Oceane zu. Hatten dieses die Offiziere wirklich gewollt? Nun, Magellan sagte es, er habe mit Befriedigung aus den Briefen der Offiziere ersehen, daß sie für ein weiteres Vorgehen stimmen würden. Und er schwur bei dem Rittergewande des Sct. Jago, das seine Brust bedeckte, ihre Wünsche in Erfüllung zu bringen; wer wollte da es wagen, zu widersprechen! Also vorwärts! vorwärts! Nach einigen Tagen weiteten sich nun die Felsenwände, die Inselwelt des Kanals trat mehr und mehr nach den Küsten zurück, eine breite Fahrstraße offen lassend, und siehe, der Horizont, den bisher hohe Berghäupter eingeschränkt hatten, dehnte sich in seiner Unermeßlichkeit vor ihnen aus — der

westliche Ocean war erreicht und rollte ihnen seine gewaltigen Wogen entgegen. Magellan, der eiserne Admiral, zeigte beim Anblick des unbekannten Meeres menschliche Rührung, menschliche Thränen. Mit weinendem Auge breitete er seine Arme in stummem Entzücken nach dem fernen Westen aus, stürzte nieder auf seine Kniee und lobte und dankte Gott. „Ich bin der glücklichste und ruhmreichste der Menschen!“ rief er freudetrunken aus, „ich habe den Westen erschlossen, dem König ein neues Weltthor geöffnet, den Schlüssel zu der Erdhälfte gefunden, die der Papst den Spaniern verliehen hat.“ Und er nannte nun die Vorgebirge, zwischen denen seine Flotte ankerte, das eine Cabo Deseado (das ersehnte Cap), das andere Cabo de la Victoria, die auf vielen alten Karten der Magellanstraße oft noch die Worte tragen: Plus ultra! (Darüber hinaus.)

V.

Plus ultra! Die Mannschaft stand in Parade auf Deck, als ein kleines Boot, von einigen Matrosen gerudert, an der Leeseite der Victoria anlegte. Auf ein Zeichen Magellans wurde die große Lucke geöffnet und die gefangenen Offiziere, Juan de Carthagena und Sanchez de la Reina, standen wieder ihrem Admirale gegenüber. Wie bleich war ihre Gesichtsfarbe, wie eingesunken ihre Augen. Die monatelange Gefangenschaft in den untern Räumen des Schiffes hatte aus den einst so blühenden Männern gleichsam Greise gemacht. Nun sahen sie die Sonne und den heitern Himmel wieder, nun schweifte ihr Auge wieder über das weite, weite Meer, nun waren die Fesseln der Gefangenschaft gefallen, aber welch einer Freiheit sahen sie entgegen! Das strenge Urtel Magellans, sie an der Küste auszusetzen, sollte heute vollzogen werden. Schweigend blickten die Matrosen auf diese Unglücklichen, welche für ihr Vergehen gegen die harten Gesetze der Schiffsdisziplin nun büßen sollten. Aller Augen waren mit der innigsten Theilnahme auf sie gerichtet, und über gar manche graubärtige Wange rieselten Thränen, als sie dem Admirale die Hand zum Abschiede reichten, vielleicht zum ewigen Abschiede vom Vaterlande, vom Leben, denn wer kannte die Gefahren, die sie erwarteten, die Mühseligkeiten, denen sie

entgegengingen, und was dann die Strapazen und Hunger nicht vollendete, das würde vielleicht durch die Gewaltthätigkeiten der feindlichen Eingebornen erreicht — ein Grab in fremder Erde. Lautes Weinen folgte ihnen, als sie die Schiffsleiter hinabstiegen und man den Matrosen im Boote Waffen und Lebensmittel für die armen Verbannten zureichte; aber der Mann von Eisen zuckte keine Wimper, erhob keine Hand, um sie zurückzurufen, bewegte keine Lippe, um das Wort „Gnade!" auszusprechen. „Der Gerechtigkeit muß ihr Lauf gelassen werden!" Das waren seine Abschiedsworte. Fahrt wohl! Ist Euer Schicksal auch ein schweres zu nennen, verzagt nicht! Ihr steht in der Hand des allmächtigen Gottes und wenn es sein heiliger Wille ist, wird er Euch sicher durch alle Gefahren leiten. — — — Das Boot kehrte zurück, die Mannschaft knieete nieder zum Gebet, um auf Befehl Magellans Gott für die Entdeckung dieser Straße zu danken und die Flotille seinem fernern Schutze zu empfehlen — dann das Commando: „Nordwest!" und die Schiffe segelten in den unbekannten Ocean hinaus. Auch ihnen rufen wir ein „Farewell" zu.

Das Ziel der Fahrt bildeten die Mollukken, daher der nordwestliche Cours, durch den Magellan hoffte, in einigen Wochen die Gewürzinseln in Sicht zu bekommen. Aber die Wochen wurden zu Monden, und vergebens lugte die Mannschaft nach einer aufsteigenden Küste aus — kein Ruf aus dem Mastkorbe: Land! Land! wollte das Ende der Fahrt anzeigen. Statt der früheren eisigen, füllten nun milde Lüfte die Segel und trieben die Schiffe rastlos nach Westen. Noch nie hatte vor ihnen ein Schiff diese Wogen durchfurcht. Die Sonne ging auf, die Sonne ging unter — und immer spannte sich ein ewig blauer Himmel über die Schiffe aus. Keine Wolken trübten den Horizont, kein Sturm brauste über die endlose Wasserfläche dahin, die wie ein ungeheurer, nur leise gekräuselter Spiegel sich vor ihm ausbreitete. Daher nannte Magellan dieses Meer: „el Oceano Pacifico", ein Name, den es noch heute bei vielen Geographen trägt, obgleich gar manches Schiff von den furchtbaren Stürmen dieses „stillen Oceans" zu erzählen weiß. Magellan, der Unverzagte, verlor doch endlich seine eiserne Ruhe, als sich statt der Mollukken Tag für Tag nur die endlose Wasserwüste zeigte und jeden Morgen ein unbegrenzter Horizont vor ihnen lag. Er sah ein, daß seine Voraussetzung, die Mollukken bei Panama zu finden, eine irrige war. Wäre er bei der Ausfahrt aus seiner Straße mehr westlich gesegelt, so würde er eine ganze Welt paradiesischer Inseln entdeckt haben. Allein durch den mehr nördlich gehaltenen Cours verlor

er den Weg nach den bekannten Eilanden des stillen Oceans. Wohl noch nie hatten europäische Schiffe sich so weit von jeder Küste befunden, als Magellans kleine Flotille. Zwar war ihnen Aeolus beständig günstig, aber die Lebensmittel fingen an, auf die Neige zu gehen und das Wasser in den Fässern begann ungenießbar zu werden. Das furchtbare Schiffsgespenst, der Hunger und Durst, gewann täglich mehr Terrain. Längst schon war der Zwieback in Staub zerfallen, der gute spanische Wein verdampft, die Hand voll Reis, die den Matrosen noch übrig blieb, mußte in Seewasser gekocht werden. Dazu die tropische Sonne am Tage und die geringe Abkühlung, welche die Nächte brachten, so daß das Holzwerk eintrocknete und die Schiffsplanken in weiten Fugen auseinanderklafften. Da wurde wahr, was Magellan einst im Zorne gedroht hatte: das Lederwerk wanderte in die Küche. Viele sanken entkräftet auf das Krankenlager, von dem sie nicht wieder erstehen sollten; täglich senkte man Leichen hinab in den Ocean und je mehr die Mannschaft decimirt wurde, desto zahlreicher zeigten sich die Ratten, die letzten Reste vertilgend, welche der Schiffsmannschaft von Lebensmitteln noch geblieben waren, ja die hungrigen Thiere ließen sogar befürchten, daß die Mannschaft noch von ihnen angefallen werde. Da — da — endlich erscholl der Ruf: „Land! Land!“ Zauberwort! Die gesunkenen Kräfte schienen wie neubelebt, als eine Gruppe lieblicher, frisch begrünter Inseln aus dem Meere emporstieg. „Land! Land!“ Zauberwort! Aber Magellan begrüßte mit Thränen den Hafen der Erlösung, denn José, sein Liebling, war hinübergegangen zu jenem seligen Lande, wo keine Thräne mehr fließt, keine Sorge und kein Kummer mehr herrscht. Maestro Ance schmückte die Leiche mit dem Todtenkleide und hing ihm eine Medaille der Mutter Gottes um den Hals; dann wurde José unter den Gebeten des Schiffscaplans hinabgesenkt in das tiefe, nasse Grab, das im Lichte der untergehenden Sonne gleich tausend goldenen Lichtern schimmerte. Als der Morgen in wunderbarer Schönheit über dem weiten Meere aufging, lag die Insel nahe vor den entzückten Blicken der Seeleute. Der Ostwind hatte sich gelegt und ein vom Lande wehendes Lüftchen führte ihnen die herrlichsten Wohlgerüche zu Hohe, waldumgürtete Berge stiegen in die blaue Luft empor und am Ufer schaukelten sich die Wipfel der Palmen und Brodfruchtbäume im Morgenwinde, unter denen sich eine Menge Hütten zeigten. Das Schiff warf endlich Anker; Magellan und dessen Gefährten ruderten in den Boten dem rettenden Ufer zu, erwartet von einer Menge mahagonibraunen Wilden, welche als ein=

zige Kleidung ein Stück Zeug um die Hüften geschlungen hatten. Wenig furchtsam, umringten sie die fremden Gestalten und riefen ihnen unverständliche Worte zu, indem sie große, grüne Blätter über ihre Häupter schwangen — ein Willkomm, wie diese Europäer ihn nicht erwartet hatten. Jetzt konnte Magellan von seinen mitgenommenen Tauschwaaren die erste Anwendung machen. Bald sah man in den Händen der vor Freude tanzenden Wilden Glaskorallen, Nägel und Medaillen und in denen der hungerbleichen Seeleute Kokosnüsse und Pisangs, Brodfrüchte und andere eßbare Gewächse. Wie wurden diese Früchte mit Heißhunger verschlungen, mit welchem Behagen das frische Quellwasser geschlürft und unter diesem friedlichen Völkchen die langersehnte Erholung und Ruhe am Lande genossen. — — Unsere Erzählung der Entdeckung der Magellansstraße möge hier unter diesem glücklichen Himmelsstriche, im Schatten der Palmen enden, da ja die ferneren Schicksale des berühmten Seefahrers mit der obenerwähnten Entdeckung in keiner direkten Verbindung mehr stehen. Doch für den Leser dieser Blätter, der dem Helden unserer Schilderung so treu durch den rauhen Südocean nach dem stillen Weltmeere gefolgt ist, möge in Kürze die Erzählung der ferneren Schicksale der kleinen Flottille hier angereiht sein.

Nachdem die Spanier die Insel, wo sie für die großen Entbehrungen und Gefahren reiche Entschädigung gefunden, verlassen hatten, pflanzten sie auf den Philippinen, Ladronen und andern Inseln das Kreuz auf und nahmen dieselben unter dem Donner der Kanonen für die Krone Spaniens in Besitz. Aus dem eisernen Admirale wurde nun ein glaubenseifriger Missionär, durch dessen Hand Hunderte die heilige Taufe empfingen. Aber mitten in diesen glänzenden Triumphen ereilte ihn der Tod. Der König von Zebu, sein Freund, überzog den noch heidnischen König der Insel Mactan, eine der Philippinen, mit Krieg. Magellan nahm an den Kämpfen Theil und tollkühn, wie er war, verachtete er alle Gefahr und wagte sich in das dichteste Schlachtgetümmel, als er sich plötzlich von den Seinen getrennt und von einer großen feindlichen Uebermacht umringt sah. Unter einem Hagel von Pfeilen und Steinen versuchte er sich todesmuthig Bahn zu brechen; aber ein Speer verwundete ihn lebensgefährlich an der Schläfe. Er sank in die Kniee, die Feinde drangen auf ihn ein und er fand seinen Tod auf einer Insel des Oceans, den er der Welt erschlossen hatte. Seine Gefährten erreichten später die ersehnten Mollukken. Hier durch fortwährende Kämpfe mit den überlegenen

Portugiesen und den Landeseingebornen geschwächt, gelang es endlich dem Sebastian del Cano mit dem noch einzig übrig gebliebenen Schiff der Expedition, der Victoria, nach einer an Gefahren reichen Fahrt auf dem Wege um die Südspitze Afrikas Spanien wieder zu erreichen. In demselben Hafen, aus dem einst „la Victoria“ als stolzes Admiralsschiff ausgesegelt war, kehrte es jetzt, von Würmern zerfressen, mit den elenden Resten seiner Masten und Segel und bemannt mit 13 Castilianern, den letzten, die von der ganzen Flottenbemannung noch am Leben waren, zurück. Die erste Weltumsegelung war nun zur Thatsache geworden. „Groß“, sagt ein alter spanischer Historiker, „war die Schifffahrt der Flotte des Königs Salomon nach Ophir; aber viel größer war die Reise der Schiffe des Kaisers Karl. Die Gefahren und Abenteuer, welche Ulysses erduldete, waren Kinderspiel im Vergleich mit dem, was Magellan und Sebastian del Cano bestanden. Die Fahrten der Argo des Jason, die man unter die Sterne versetzte, waren nichts im Vergleich mit denen der Victoria, die man zum ewigen Gedächtnisse wenigstens in den Arsenalen von Sevilla hätte aufbewahren sollen; denn wie die Sonne bewegte sich das Schiffchen um die Erde und bewies zum ersten Male der ganzen Menschheit, die noch daran zweifeln konnte, auf ganz handgreifliche und sinnliche Weise, daß sie eine Kugel bewohne.“

Del Cano erntete reichliche kaiserliche Gunst, die allgemeine Bewunderung seiner Mitmenschen, erhielt 500 Dukaten lebenslängliche Pension und ein Wappen verliehen, in dem sich das Bild des ganzen Erdglobus mit der Umschrift: „Primus circumdedisti me“ (Du warst der erste, der mich umfing) als Devise zeigte. Zwar hat man dem Magellan kein Denkmal gesetzt; aber er bedarf auch keines Monumentes von Erz oder Stein, denn seine Ehrensäule steht dort an der Südspitze Amerikas, es ist die Magellansstraße.

Schwäbische Sage.

Von **G. Seuffer.**

War einst ein Herzog in Schwaben,
Der hatt' eine junge Frau;

Die kannte die schweren Nöthen
Des Lebens nicht so genau.

Da kam den Beiden die Kunde:
Es herrsche gar große Noth
Im ganzen schwäbischen Lande,
Und Ernte halte der Tod.

Sie saßen just beim Mahle,
Bei Rauchspeck und Sauerkraut,
Und hatten sich Beide sattsam
Der lieblichen Speise erbaut.

Drum sprach auch behaglich die Herrin:
„Dieß Grämen hat keinen Zweck!
Sie sollen den Hunger stillen
Mit Sauerkraut und mit Speck!“ —

Kein Wort hat gesprochen der Herzog,
Doch andern Tags in der Früh
Erschallte im Hofe des Schlosses
Zu Stuttigart ein frisch „Hallali!“ —

Des Weidwerks will heute pflegen
Der Herzog und sein Gemahl;
Sie fehlte an seiner Seite
Dabei nicht ein einziges Mal.

Es ist die Jagd schon im Gange,
Entfesselt die Meute schon;
Es stürmen nach allen Seiten
Die fröhlichen Jäger davon.

Der Herzog und seine Gemahlin
Sind bald gelassen allein,

Dem Sechzehnender jagen
Sie nach über Stock und Stein.

Vergeblich ist ihr Bemühen,
Das Wild ihrem Blicke entschwand,
Die Wege rings und Stege
Sind ihnen unbekannt.

Die Pferde beide ermatten,
Sie keuchen müde und schwach —
Wo ist ein Plätzchen zum Rasten?
Sieh da! ein rieselnder Bach. —

Sie steigen ab und stillen
Den Durst aus der klaren Fluth;
Der Herzogin schmeckte im Leben
Noch niemals der Wein so gut.

D'rauf sieht sie verlangend dem Gatten
In's ruhige Angesicht
Und sagt: „Mein Herr, wie mich hungert
Kann ich beschreiben nicht!“

Doch der entgegnet ihr lächelnd:
„Das Jammern hat keinen Zweck!
Ich rathe Dir, liebe Fraue
Iß Sauerkraut doch mit Speck.“ —

Die Fürstin bei diesen Worten
Beschämt das Antlitz neigt;
Sie hat gefühlt ihren Stachel,
Wie eine Thräne zeigt. —

Dann tritt sie hin zum Gatten
Und küßt gerührt seine Hand:

„Ich will eine Mutter werden
Den Armen im Schwabenland.“

Der Herzog hält sie umfangen
Und spricht: „So mög' es sein!“
Und horch: „Hallo, hallali!“
Schallt es frohlockend drein.

Es sind des Herzogs Begleiter
Den Herrn zu suchen gewillt;
Bald haben sie ihn gefunden,
Bald ist der Hunger gestillt.

Doch was in jener Stunde
Die Herzogin Schwabens versprach,
Das hat in des Landes Nöthen
Sie treulich gehalten hernach.

Und ob auch der Beiden Namen
Die Sage uns nicht nennt: —
Der Heiland im Himmel oben
Gar sicher sie weiß und kennt. —

Das Frühlingskind.

Von **F. W. Sommerlad.**

Der Frühling hatte ein Kind, das schlummerte sanft und träumte süß im Schooße der Erde. Der Schnee war geschmolzen und der Storch von seiner Reise zurückgekehrt, die Kinder spielten schon auf der besonnten Straße, aber

das Frühlingskind wollte noch immer nicht erwachen: es ruhete zu sanft und träumte zu süß. Der Frühling gönnte dem Kind den sanften Schlummer und die süßen Träume, aber es wäre ihm doch lieb gewesen, wenn das Kind erwacht wäre, damit es sich an all dem Schönen, womit er die Erde geschmückt hatte, hätte erfreuen können. Und er rief den Lüftchen und sprach zu ihnen: „Wecket doch mein Kind auf, das im Garten, dicht an der knospenden Hecke schläft!“ Und die Lüftchen eilten in den Garten und suchten die Stelle auf, wo das Frühlingskind schlief, und wehten das welke Laub weg und klopften an die kühle Erde und riefen das Kind beim Namen. Aber es wollte nicht erwachen, es schlummerte zu sanft und träumte zu süß.

Da rief der Frühling der Sonne und sprach zu ihr: „Liebe Sonne, wecke doch mein Kind auf, das im Garten, dicht an der knospenden Hecke schläft!“ Und die Sonne sandte ihre Strahlen aus, die fielen in den Garten und zitterten über der Stelle, wo das Frühlingskind schlief, und erwärmten die Erde, daß sie weich und locker wurde, und riefen das Kind beim Namen. Aber es wollte nicht erwachen, es schlummerte zu sanft und träumte zu süß.

Da rief der Frühling den Vöglein und sprach zu ihnen: „Liebe Vöglein, wecket doch mein Kind auf, das im Garten, dicht an der knospenden Hecke schläft!“ Und die Vöglein sandten die Amsel in den Garten und trugen ihr auf, ihre schönsten Lieder zu singen, damit das Frühlingskind erwache. Und die Amsel flog in den Garten und setzte sich auf die Spitze eines Baumes und sang so frisch und froh, so hell und rein, daß das Frühlingskind erwachte und aus der Erde hervorkam. Es hatte ein dunkelblaues Kleidchen an, und sein Athem war süßer Duft, sein Köpfchen neigte sich zur Erde und seine Aeuglein glänzten vor Freude.

Als der Frühling sein Kind sah, wurde er froh und er nannte es „Blau-Veilchen.“ Und er bat die Wolken, sein Kind zu tränken, und die Sonne, es mit ihren Strahlen zu wärmen, und den Wind, es mit seinem kalten Athem zu verschonen. Und die Wolken und die Sonne und der Wind erfüllten gern die Bitte des Frühlings, und das Frühlingskind wuchs und wurde zusehends stärker, und sein Kleidchen färbte sich immer dunkler und sein Athem wurde immer süßer und seine Aeuglein immer mehr voll Glanz. Aber es war ein zartes Kind und konnte nicht viel vertragen. Einmal war eine kalte Nacht, der hatte der Frühling vorher nicht gesagt, sein Kind zu schonen, und als die Morgenröthe aufging und die Nacht entwich, da lag das Frühlingskind todt im

Grase; sein Kleidchen war blaß und sein süßer Athem dahin, der kalte Nachtfrost hatte das Kind getödtet. Und der Frühling trauerte über das „Blau-Veilchen“ und die Sonne verbarg sich hinter den Wolken, denn sie trauerten auch, und die Wolken weinten dicke Thränen. Und es wurde jetzt ein paar Tage recht trübe und traurig auf der Erde.

Die sieben Brüder.

Parabel.

Von **Louise von Ploennies.**

Es waren einmal sieben Brüder, die wurden von ihrem Vater in die Welt geschickt, um darin nach Kräften ihren Platz auszufüllen. Sechs derselben hatte er zu Handwerkern bestimmt, die sollten sich durch fleißige Arbeit ihr Brod verdienen und nützlich machen. Sie waren kräftig und stark und es war eine Lust, sie anzusehen, wenn sie in ihren groben Handwerkskitteln arbeiteten, daß ihnen der Schweiß von der Stirne floß, denn sie waren fröhlich bei ihrer Mühe. Also arbeiteten sechs der Brüder unermüdlich und freuten sich auf den Feiertag, denn an diesem durften sie bei dem jüngsten Bruder rasten und sich für die neue Arbeit stärken. Mit diesem jüngsten Bruder aber hatte es eine eigene Bewandtniß. Er war schön und zart und sah aus wie der Knabe Samuel, als der Herr mit ihm geredet hatte; seine Stimme war lauter und silberklar wie Glockenschall, auch war er der geliebteste Sohn seines Vaters, und trug als Pfand seiner Liebe wie einst der Knabe Joseph ein festliches Kleid. Es war aber kein Purpurkleid, sondern ein schneeweißes priesterliches Gewand, und der Vater hatte ihn geheißen, keine Arbeit zu thun, sondern ein beschauliches Leben zu führen.

Gehorsam dem Gebot seines Vaters hielt sich der Jüngste dem lauten Markt des Lebens fern und beschäftigte sich mehr mit dem Himmel als mit der Erde. Wenn dann am Schluß der Arbeitswoche die fleißigen Brüder heimkamen, so ruhten sie ihm zu Füßen, und er legte ihnen die heiligen Schriften aus, erklärte ihnen Gottes Gebote und erquickte ihr Herz mit schönen geistlichen Liedern. Dann gingen die sechs Brüder mit neuer Kraft und neuer Lust an

ihre Arbeit, Jeder nahm sich einen Spruch oder einen Liedervers mit hinaus, und dann gelang das Werk noch einmal so gut.

Ungestört in Liebe und Einigkeit ging es also fort eine lange lange Zeit. Da kehrte einstmals ein fremder Gast bei den Brüdern ein, der war ein Störenfried, dem der schlichte fromme Sinn des Jüngsten zuwider war. Er ließ darum nicht ab, den sechs Brüdern immer wieder Spottreden über ihren priesterlichen Bruder in's Ohr zu flüstern. Denn, sagte er, es sei ungerecht, daß gerade der Jüngste sich gar nicht an der Arbeit betheilige, sondern ein träges bequemes Leben führe. Sie sollten ihn darum zwingen, sein scheinheiliges Verhalten aufzugeben, und Theil an ihrer Arbeit zu nehmen, sie würden dann bald erfahren, wie viel rascher sie an's Ziel kämen, mehr Gold verdienten, und was dergleichen Redensarten mehr waren.

Nach und nach geschah es, daß die gottlosen Reden des Fremdlings Eingang fanden in die Ohren und Herzen der Brüder.

Wie die Söhne Jakobs einst ihren frommen Bruder beneideten, ihn seines schönen Kleides beraubten, und zum Sklavendienst verurtheilten, also thaten die sechs Brüder mit ihrem jüngsten Bruder, welcher, wie Joseph, der Liebling ihres Vaters war. Sie zogen ihm sein schönes Gewand aus, kleideten ihn in rauhes Knechtsgewand und zwangen ihn, an ihrer Arbeit Theil zu nehmen.

Nun gab es für die Brüder keine Rast und Ruhe mehr; unaufhörlich arbeiteten sie und ließen sich durch keine sanfte Bitte ihres Jüngsten bewegen, einmal ihr Herz im Gebet zu sammeln und ihre schaffenden Hände zu falten. Es war über sie das Fieber des Erwerbs gekommen, und weil sie ihre Kräfte über die Maßen anstrengten, und sich oft erschöpft und elend fühlten, so wurden sie mißmuthig und ärgerlich. Dann folgten sie dem Rath des Fremdlings und begaben sich in Wein- und Bierhäuser; statt der priesterlichen Lieder, die ihr frommer Bruder sie gelehrt hatte, floß ihr Mund über von Flüchen und Schelmenliedern; so verwilderten sie immer mehr, wurden elend an Leib und Seele, bis sie endlich alle sechs auf's Krankenlager sanken und ihrem Ende nahe waren.

Als ihr jüngster Bruder, der sich in der letzten Zeit von ihnen zurückgezogen hatte, dies erfuhr, legte er sein priesterliches Gewand an, trat vor seine Brüder hin und ermahnte sie mit liebreichen Worten, ihr wildes Leben aufzugeben und wie früher, dem Gebot des Vaters zu folgen. Nachdem es ihm gelungen war, sie durch eindringliche Sprüche von ihrem Unrecht zu überzeugen,

erbot er sich, sie mit ihrem und seinem Vater zu versöhnen. Da fielen die Brüder, von der heiligen Liebe ihres Jüngsten gerührt, ihm zu Füßen, wie einst Josephs Brüder ihrem wiedergefundenen Bruder zu Füßen fielen, und er hob sie auf, wie Joseph es gethan hatte, drückte einen nach dem andern an sein Herz und führte sie wieder ihrem Vater zu. Seitdem wurde die alte heilige Ordnung wieder hergestellt, und Friede und Freude gießen den Segen aus über ihre Arbeit und über ihre Ruhe.

Ein Buch mir leih'!

Von **Friedrich Zieglwallner.**

Ein Buch mir leih!
Es ist dabei
Mir eher ein Gewinn;
Denn mir ist da
Zum Lesen ja
Gegeben ein Termin. —

Wenn's Buch ist mein,
Da mag es sein,
Daß ich es leg' bei Seit';
Ich denke da:
„Zum Lesen ja,
Noch immer hast Du Zeit.“ —

Neckräthsel.

Ausgewählt von **Friedrich Güll.**

1. Ich bin am dunkelsten, wenn es am hellsten ist, und am wärmsten, wenn es am kältesten ist.
2. Welches ist das stärkste Thier?
3. Was bricht durch die Hecke und rauscht nicht?
4. Was geht über's Stroh und raschelt nicht?
5. Was steigt die Stiege hinauf und trabt nicht?
6. Was fällt in's Wasser und plumpt nicht?

Die Waisen.

Aus dem Englischen der Miß Edward

übersetzt von **Alexandra,** k. Prinzessin von Bayern.

(Mit Bild.)

Eine arme Wittwe lebte mit ihren vier Kindern in einer engen Hütte Irlands unfern der Ruinen des Schlosses Roßmore. Die Wittwe hatte ein thätiges, emsiges Leben geführt, und sie galt für die beste Spinnerin der Pfarrei. Aber die angestrengte Arbeit erschöpfte dermaßen ihre Kräfte, daß sie erkrankte und sich nicht mehr wie gewöhnlich an ihr Spinnrad setzen konnte und dasselbe ihrer Tochter überlassen mußte.

Marie zählte damals ungefähr zwölf Jahre. Eines Abends spann sie (neben dem Bette ihrer Mutter sitzend), während ihr Bruder und ihre Schwestern den Herd umlagerten, und ihr Nachtmahl verzehrten, das aus Milch und Kartoffeln bestand.

„Gott segne die armen Geschöpfe!“ sprach die gute Mutter, welche traurig in ihrem Bette lag, das sie als ihr Sterbebette erkannte und ernst überlegte, was wohl aus ihren Kindern nach ihrem Tode werden würde. Marie ließ nun ihr Spinnrädchen stille stehen, denn sie befürchtete, das Geräusch habe ihre Mutter erweckt, und könne sie hindern, wieder einzuschlafen.

„Laß Dein Spinnrädchen nicht ruhen, meine liebe Marie;“ sprach ihre Mutter, „ich schlief nicht, und dies Geräusch hindert mich auch nicht daran. Doch übermüde Dich nicht, liebe Tochter!“ —

„O habe keine Sorge um mich, Mutter; ich bin kräftig, und es fehlt mir nicht an Muth.“

„So war auch ich einstens,“ sprach die Kranke.

„Hoffentlich wirst Du bald wieder so werden, wenn die schöne Jahreszeit wieder kömmt“, sagte tröstend die Tochter.

„Die schöne Jahreszeit wird für mich nicht wiederkehren;“ entgegnete die Mutter, „es wäre unvernünftig, dies noch zu erwarten; aber ich hoffe wenigstens, Du werdest einen Freund, eine Stütze finden. Es tröstet mich der Gedanke, daß ich kein Wesen auf Erden zurücklasse, welches sich über mich zu beklagen habe. Obgleich arm, lebte ich stets ehrlich, und auch Dich habe ich so

erzogen, damit Du gewiß mein Beispiel nachahmen wirst. Ich verlasse mich darauf Marie, daß Dein Bruder und Deine Schwestern Dir folgen werden; denn Du wirst gut gegen sie sein, — ja so gut, als nur immer möglich." —

Die Kinder, welche ihr Abendessen vollendet hatten, lagerten sich um das Bett und lauschten der Rede ihrer Mutter. Dieselbe war aber zu müde und schwach, um noch mehr zu sprechen; sie nahm die kleinen Hände ihrer Kinder und schloß sie fest in die ihrigen. „Gott segne Euch! Liebet einander, und Eines helfe dem Andern, so viel Ihr nur immer vermöget. — Gute Nacht! schlafet wohl!" —

Marie brachte dann die Kinder zur Ruhe, denn sie bemerkte, daß ihre Mutter zu schwach sei, um weiter zu reden. Aber sie wußte doch nicht, daß es mit der Kranken so übel stehe, als es wirklich der Fall war. Ihre Mutter sprach nur mehr unzusammenhängend, sie erwähnte in verwirrter Weise einiger Schulden und besonders jener des Schulgeldes für Mariens Leseunterricht. Die gewissenhafte Mutter beauftragte ihre Tochter, diese Schuld zu berichten. Am Ende derselben Woche war die arme Frau todt und begraben, und die Waisenkinder blieben allein in der verlassenen Hütte zurück. Von den zwei jüngern Mädchen, Ottilia und Nanny, zählte die eine erst sechs und die andere sieben Jahre; Edmund, noch nicht neun Jahre alt, war ein kleiner, arbeitsamer, außergewöhnlich muthiger Knabe, welcher in den nachbarlichen Moorgegenden Torf holte, die Pferde der ihm bekannten Pächter führte, und Aufträge von reichen Familien besorgte, welche ihm je nach der zurückgelegten Entfernung kleine Trinkgelder spendeten. So vermochte Edmund sein tägliches Brod durch den einen oder den andern seiner verschiedenartigen Erwerbszweige selbst zu verdienen, wie er zu sagen pflegte. — Er ermahnte auch Marie, Muth zu fassen, weil er mit zunehmenden Jahren nach und nach immer fähiger werden würde, mehr zu arbeiten; er gelobte, niemals der letzten Worte seiner Mutter zu vergessen, die sie segnend an sie gerichtet, während sie die kleinen Hände in die ihrigen geschlossen hatte. — Was Ottilie und Nanny betrifft, so vermochten diese nur sehr wenig zu leisten; sie waren gute, kleine Mädchen, und Marie war entschlossen, sie mit den größten Opfern zu unterstützen. Ihre erste Sorge ging dahin, jene Schulden zu berichtigen, von welchen ihre Mutter auf dem Sterbebette gesprochen, und für deren Bezahlung sie einige Geldmünzen, sorgfältig in Papier eingewickelt, hinterlegt hatte. Nach Erfüllung dieser Pflichten blieb ihr nicht hinlängliches Geld übrig, um gleichzeitig den Zins der Hütte und

das ganze schuldige Jahrgeld an die Schullehrerin für sie und ihre Schwestern zu bezahlen.

Marie hoffte, der Hauszins würde nicht augenblicklich gefordert werden; doch in diesem Punkte irrte sie sich. Herr Harwey, der Besitzer jenes Grundes, auf welchem ihre Hütte lag, befand sich in England, und während seiner Abwesenheit besorgte ein gewisser Herr Kopkings, ein geiziger, unbarmherziger Verwalter, die Geschäfte. Schon eine Woche nach dem Tode der Mutter drang dieser darauf, ihm gleich am folgenden Tage das rückständige Miethgeld zu bezahlen. Er fügte bei, daß die Hütte augenblicklich geräumt werden müsse, da neue Miethsleute sie unmittelbar beziehen wollten, daß die Waisen noch zu jung seien, um ein eigenes Haus zu bewohnen, und nichts Besseres thun könnten, als die Barmherzigkeit irgend eines Nachbarn anzuflehen, und daselbst Unterkunft zu finden. Der Verwalter gab ihr noch am Schlusse zu verstehen, daß er nicht so hart gegen sie verfahren würde, wenn sie sich nicht das Mißfallen von Fräulein Anna, seiner eigenen Tochter, zugezogen hätte. Marie hatte nämlich verweigert, derselben ihre Ziege zu geben, obgleich das Fräulein eine heftige Begierde darnach zeigte. Dieß war aber auch die einzige Beleidigung, die man ihr vorzuwerfen wußte. Und damals bedurfte die Mutter der Ziegenmilch, die einzige Nahrung, welche die Kranke liebte und vertrug.

Schon am folgenden Morgen suchte sie die ganze übrige Baarschaft zusammen, bezahlte den Miethzins und bat den Verwalter innig, noch ein Jahr länger in der Hütte verweilen zu dürfen; aber der harte Mann verweigerte es ihr.

Die Wohnung mußte augenblicklich verlassen und für den neuen Miethsherrn eingerichtet werden; doch die zartfühlende Marie wollte sich nicht entschließen, die Nachbarn, welche so arm, wie sie selbst waren, um Barmherzigkeit für sich und ihre kleinen Geschwister anzuflehen.

Da kam ihr plötzlich der Gedanke, ihre Zuflucht in den Ruinen des alten Schlosses von Roßmore zu suchen, wo sie einstens, in besseren Zeiten, mit ihrem kleinen Bruder oftmals Verstecken gespielt hatte. Eine Küche und zwei Zimmer des halbzerfallenen Schlosses waren noch ziemlich gut erhalten; wenn das schadhafte Dach mit etwas Stroh ausgebessert würde, so konnten sie in den alten Mauern die nöthige Unterkunft finden. Der Verwalter verweigerte nicht die Erfüllung ihres bescheidenen Wunsches, und so ward denn die

neue ärmliche Wohnstätte bezogen. Ihr ganzes Hausgeräthe bestand in zwei hölzernen Bettladen, zwei Stühlen, einem Schemel, einem Schranke, der ihre wenigen abgetragenen Kleidungsstücke enthielt, und einer Kiste mit einem kleinen Rest von Mehl. Das Tragen der Kiste besorgten einige wohlthätige Nachbarn, welche dem ärmlichen Vorrath noch Kartoffeln und Torf für den Winter beifügten. Die Kinder waren allgemein beliebt, und erregten warmes Mitleid; auch bewahrte man ihrer rechtschaffenen arbeitsamen Mutter ein gutes Andenken. „Wahrlich," sprach einer der Nachbaren, „wir fühlen uns gedrungen, die armen Waisen zu unterstützen, die sich selbst so sehr bemühen, sich gegenseitig beizustehen." Ein Nachbar brachte Stroh herbei, um das Schlafgemach der Kinder vor eindringendem Regen zu schirmen; ein Anderer ließ ihre Ziege auf seiner kleinen Wiese weiden. Alle aber kamen überein, daß die Waisen ihnen herzlich willkommen wären, um mit ihnen Kartoffeln und Milch zu theilen, wenn die Vorräthe der armen Kinder je zu Ende gehen sollten. Da Marie ihre halbe Guinee dem Verwalter gegeben hatte, begab sie sich zu der Lehrerin mit ihrer Ziege, welche sie derselben an Geldesstatt anbot. Doch die Schullehrerin nahm dies Pfand nicht an, und sagte, daß sie gerne warten wolle, bis Marie im Stande sein würde, das schuldige Geld zu bezahlen. Sie kenne sie als ein ehrliches, arbeitsames, kleines Mädchen, dem sie auch im Betreffe einer größern Summe trauen würde. Marie dankte ihr aus vollem Herzen und war sehr froh, ihre Ziege wieder mitnehmen zu können. Nach der Uebersiedlung in ihre neue Zufluchtsstätte gingen die Waisenkinder an ihr geordnetes, arbeitsames Tagwerk. Marie spann täglich fleißig, und verrichtete außerdem noch alle die kleinen Haushaltungsgeschäfte. Auch Edmund erwarb seinerseits täglich vier Pence*) für seine verschiedenen kleinen Dienstleistungen; endlich verdiente auch Ottilie sowohl, als ihre Schwester täglich zwei Pence in der benachbarten Papierfabrik, wo sie dazu verwendet wurden, Lumpen auszusuchen, und in kleine Stücke zu zerschneiden. Eines Abends bat Nanny den Fabrikherrn, ihr zwei große Bögen Papier zu geben, und bot ihm zwei Pence als Ersatz an. Ihr Vorgesetzter, der mit ihr zufrieden war, wollte nichts annehmen, sondern gab ihr unentgeltlich das verlangte Papier, da er wußte, daß

---

*) Penny, in der Mehrheit Pence, ist eine englische Kupfermünze im Werthe von beiläufig einem Groschen.

sie hievon Blumenkränze fertigen wolle, um das Grab ihrer Mutter zu zieren. Nanny und Ottilie bildeten daraus verschiedene Blumen. Sobald die kleine Arbeit vollendet war, suchten die vier Geschwister den Friedhof ihrer Pfarrei auf. Erst vor einem Monate war ihre Mutter gestorben. Während die armen Waisenkinder ihrer süßen Pflicht oblagen, blieben zwei jugendliche, von ihrem Abendspaziergange heimkehrende Damen vor dem Thore des Kirchhofes stehen, um die Strahlen der untergehenden Sonne zu bewundern, welche die Fensterscheiben der kleinen, gothischen Kirche vergoldeten. In diesem Augenblicke hörten die Fremden eine Stimme, welche weinend rief: „O, meine Mutter, meine Mutter, hast Du uns auf immer verlassen?" Da die Damen Niemand zu unterscheiden vermochten, gingen sie langsam um die Kirche, und entdeckten bald Marie vor einem Grabe knieend, welches Edmund und seine Schwestern mit den bescheidenen Blumenkränzen schmückten. Die kleinen Schwestern standen rasch auf, als sie sahen, daß sich die Damen näherten; aber Marie nahm von all' dem nichts wahr, denn sie hatte ihr Gesicht in beide Hände verborgen.

Isabella und Karoline, so hießen die jungen Fräulein, wollten die armen Kinder nicht stören, aber sie gingen in's Dorf, um sich nach denselben zu erkundigen. In dieser Absicht traten sie in das Haus, wo die Schullehrerin wohnte. Dieselbe gab ihnen gute Auskunft über die Waisen. Besonders hob sie die Ehrlichkeit der armen Marie hervor, welche kürzlich alle Schulden ihrer Mutter zurückbezahlt hatte. Dann erzählte sie, wie Marie aus ihrer Hütte vertrieben ward, und wie sie sogar ihre geliebte Ziege angeboten, um das noch rückständige Schulgeld zu berichten. Mit einem Worte, diese gute Lehrerinn, welche die Kinder seit Jahren kannte, sprach so eindringlich zu deren Gunsten, daß die jungen Damen beschlossen, schon am folgenden Abende das alte Schloß von Roßmore aufzusuchen. Isabella und ihre Schwester fanden das Zimmer in der Ruine so geordnet und reinlich gehalten, als es nur immer möglich war, in einer durch die Zeit arg verwüsteten Zufluchtsstätte.

Marie spann, und ihre zwei kleinen Schwestern maßen die Erdbeeren, von denen sie einen Korb voll zum Verkauf im Walde gesammelt hatten. Isabella fragte Marie, was sie am Meisten bedürfe. Diese entgegnete ihr, daß ein Vorrath von Flachs ihr am wünschenswerthesten sei, da sie bereits ihren ganzen Vorrath versponnen habe. Das wohlthätige Fräulein versprach ihr gerne die Erfüllung dieses bescheidenen Wunsches. Karoline kaufte die Walderdbeeren

den kleinen Mädchen ab, und gab ihnen dafür hinlänglich Geld, um einen Bund ungebleichte Baumwolle zu erwerben. Nun konnte Marie ihren kleinen Schwestern stricken lehren. Der Flachsvorrath, welchen Isabella den folgenden Tag sandte, war für Marie von großem Nutzen, denn hiedurch hatte sie Arbeit für einen ganzen Monat. Vom Ertrag des gesponnenen Flachses schaffte sie einige Ellen Flanell an, um sich im Winter vor der Kälte zu schützen. Marie hatte außerdem Flicken und Nähen gelernt, und ihre zwei Beschützerinnen benützten ihre Talente für ihren persönlichen Dienst, wodurch sie mehr als mit dem Spinnrad verdiente. — Die fleißige Marie fand in ihren Musestunden noch Zeit, ihre kleinen Schwestern im Lesen und Schreiben zu unterrichten, und Edmund benutzte einen Theil seines Erwerbes, um einige Rechnungsstunden beim Schullehrer zu bezahlen. Während der langen Winterabende zündete er von seinen Nachtlichtchen an, damit seine Schwestern länger fortarbeiten konnten. Er hatte im Monat August einen großen Vorrath von Binsen gesammelt und zubereitet, und der Nachbar schenkte ihm das nöthige Oel.

Eines Abends, als er eben sein Nachtlicht angezündet hatte, trat Isabellens Bedienter herein, um Marien eine Handarbeit zu bringen. Edmunds Nachtlicht erregte sogleich die Aufmerksamkeit des Bedienten, denn er hatte nie ein ähnliches gesehen. Der Knabe, stets bereit, andern einen Gefallen zu erweisen, zugleich erfreut über den Beifall, welchen seine Nachtlichtchen erregten, erklärte dem Diener, wie dieselben verfertigt würden, und gab ihm sogar ein Schächtelchen voll. Dieser Beweis von Gutmüthigkeit gefiel dem Manne und derselbe erinnerte sich dessen noch lange, nachdem Edmund es bereits selbst vergessen hatte. Gilbert, so hieß der Bediente, benützte seinen kleinen Freund Edmund, so oft seine Herrschaft einen Boten zu versenden hatte. Er bemerkte, daß Edmund seine Aufträge rasch und pünktlich besorgte. Eines Tages, als der Knabe lange umsonst auf eine Antwort gewartet hatte, ergriff ihn die Ungeduld, und er kehrte ohne eine solche heim. Als Gilbert ihn fragte, warum er keine Antwort zurückbringe, suchte er sich nicht zu entschuldigen mit der Ausrede: „Man hieß mich nicht warten!“ sondern gestand ehrlich die Wahrheit. Obgleich Gilbert dem Kinde seine Ungeduld ernst verwies, so brachte dessen Wahrheitsliebe ihm mehr Vortheil, als alle lügenhaften Ausflüchte, die er hätte ersinnen können. In der Folge glaubte man immer Edmunds Worten.

Die Waisen fuhren fort, sich gegenseitig in ihren Arbeiten zu unterstützen,

nach Maßgabe ihrer Kraft und Geschicklichkeit. So lebten sie während drei Jahren. Was Marie durch ihre Nadel und ihr Spinnrad, Edmund durch seine verschiedenen Dienstleistungen, Ottilie und ihre Schwester endlich in der Fabrik verdienten, reichte zum Unterhalt der Familie hin, ohne daß sie der Beihülfe ihrer Nachbarn bedurften.

Isabella und Karolina besuchten oft die Ruine, und brachten den Kindern bald Kleidungsstücke, bald Material zum Spinnen und Stricken. Diese ehrlichen kleinen Geschöpfe verließen sich nicht auf die Wohlthaten ihrer Beschützerinnen, nahmen die Gaben dankbar hin, wurden aber weder träge noch verschwenderisch.

Als Edmund das zwölfte Jahr erreicht hatte, ließ ihn eines Tages sein Freund Gilbert zu sich rufen und kündete ihm an, daß sein Herr ihm erlaubt habe, einen Knaben aus der Nachbarschaft zu seiner Beihülfe in's Haus zu nehmen. Ein solch guter Platz war sehr gesucht; aber Gilbert erklärte, daß er Edmund allen Andern vorziehe, weil er ein arbeitsamer, ehrlicher, sanfter Knabe sei, der immer die Wahrheit sage. So trat Edmund in Herrn Nelsons Dienste, Isabellens und Karolinens Vater. Der Knabe fand seinen neuen Beruf sehr angenehm, denn er ward gut genährt, gut gekleidet, und gut behandelt. Jeden Tag erlernte er besser seinen Dienst, bei welchem er sich Anfangs so ungeschickt gezeigt hatte. Er bemühte sich, Alles willig zu vollbringen, was Gilbert von ihm verlangte und bewies sich so gefällig gegen seine Mitdienenden, daß er von Allen geliebt war. Aber es kostete dem armen Knaben Ueberwindung, Strümpfe und Schuhe zu tragen, da er sich ihrer bisher nur an Festtagen bedient hatte. Auch ging er so geräuschvoll, während er bei Tisch aufwartete, daß seine Kameraden ihn darüber spöttelten. Er erzählte diese kleinen Verdrießlichkeiten seiner Schwester Marie, und dieser guten Schwester gelang es nach mehrfachen Bemühungen, ihm Schuhe von Tuch, mit geflochtenen Hanfsohlen zu fertigen. Mit dieser Fußbekleidung vermochte er völlig geräuschlos auf dem Parquet seines Herrn zu gehen. Bald bemerkte auch die Dienerschaft, daß Edmund nicht mehr so geräuschvoll auftrete. Als man ihn darüber belobte, erwiderte er, das Lob gebühre seiner Schwester Marie, und dann zeigte er die praktischen Schuhe, welche die Schwester für ihn erfunden hatte. Isabellens Kammerjungfer bestellte sogleich solche Schuhe. Zum Futter sandte sie Marien ein Stück hübsch gedruckten indischen Pers. Das geschickte Mädchen hatte bald die bestellte Arbeit geliefert und Edmund rieth

ihr, künftig statt des Hanfes sich geflochtenen Bindfadens zu bedienen. Marie fand, daß die Sohlen, auf diese Weise gearbeitet, hübscher und dauerhafter seien. Sie flocht die Fäden fest ineinander, und fertigte hievon vier bis fünf Linien hohe Sohlen.

Als die Schuhe vollendet waren, paßten sie der Kammerjungfer trefflich, und diese beeilte sich, dieselben ihrer Dame zu zeigen. Die beiden Schwestern bestellten sogleich zwei Dutzend ähnliche Schuhe, und gaben ihr drei Ellen bunten Wollenstoff nebst Borten, um sie hübsch zu verzieren. Die Töchter des Herrn Nelson verkauften hierauf die gelieferten Schuhe an ihre Bekannten, welche drei Schillinge für das Paar bezahlten. Mit dieser Summe begaben sie sich zum alten Schlosse, wo sie Alles wie gewöhnlich reinlich und geordnet antrafen. Sie waren glücklich, den armen Waisen die wohlverdiente Belohnung ihres erfinderischen Fleißes einzuhändigen, ermunterten die Geschwister, eine Anzahl solcher Schuhe, welche allgemeinen Beifall ernteten, zu fertigen, und fügten die Hoffnung bei, alle im großen Bazar in Dublin zu verkaufen. Durch diese liebevollen Beschützerinnen ermuthigt, widmete sich Marie unermüdlich ihrem neuen Erwerbszweige. Nanny und Ottilie flochten die Bindfäden und schnitten das Futter für die Schuhe zu. Edmund erhielt die Erlaubniß, jeden Morgen eine Stunde bei seinen Schwestern zuzubringen, jedoch mit der Bedingniß, um 8 Uhr zurückgekehrt zu sein. Es war zur Sommerzeit; er stand früh auf, um seine Schwestern zu sehen, und Theil an deren Arbeiten zu nehmen, indem er die Sohlen mittels des Hammers glättete. Jeden Morgen unterzog er sich mit so guter Laune dieser Arbeit, und sang so lustig, während er die Sohlen auf einem großen, in der Ruine des alten Schlosses gefundenen Stein klopfte, daß der Augenblick seines Eintretens stets das Signal zur Freude für die kleine Familie ward. Marie hatte damals hinlänglich Arbeit und jeder Augenblick war ausgefüllt. Sie erhielt von allen reichen Familien der Nachbarschaft Bestellungen für derartige Schuhe, und vermochte kaum, dieselben rasch genug zu liefern. Dennoch fand sie in Mitte all' dieser Arbeiten noch Zeit, ein Paar elegante Schuhe für ihre Lehrerin zu verfertigen, mit welchem Geschenke sie die Bezahlung ihrer alten Schuld begleitete, da sie sich nun auf dem Wege zum Wohlstande befand. Mehrere der Schulkinder äußerten laut ihre Bewunderung über Mariens Arbeit und besuchten die Ruine von Roßmore, um zu sehen, wie diese hübschen Schuhe gefertigt würden. Einige kamen dahin aus Neugierde, und andere zum Zeitvertreib; aber als sie wahrnahmen, wie glück-

lich sich die kleinen Fabrikanten bei ihrer Arbeit fühlten, wünschten sie, daran Theil zu nehmen. Dies wurde Allen gestattet, doch den kleinen Müßiggängern wies man die Thüre. Eines Morgens, als Edmund mit seinen fröhlichen Arbeitern emsig beschäftigt um den Mehlkasten, der ihnen als Tisch diente, saß, vernahmen sie plötzlich ein donnerartiges Geräusch. Sie befanden sich damals im kleinen Hofe im Innern des Schlosses, neben dem Zimmer, wo die Mädchen arbeiteten, und stürmten in dasselbe mit dem Rufe: „Habt Ihr das Geräusch gehört? Ist ein Gewitter im Anzuge?"

„Aber warum sich darüber entsetzen?" erwiderte Marie. Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so erscholl ein noch fürchterlicheres Getöse, und die Mauern erzitterten rings um sie. Da erblaßten die Kinder und standen wie versteinert; nur Edmund warf seinen Hammer bei Seite, und eilte hinaus. Marie folgte ihm; bald entdeckten sie, daß ein großer Kamin am andern Ende der Ruine eingestürzt sei, wodurch dieses außergewöhnliche Getöse veranlaßt war.

Den Theil des Schlosses, wo die Waisen wohnten, hatte Edmund stets für eine sichere Zufluchtsstätte gehalten; aber die kleinen Dorfkinder waren dermaßen erschreckt, daß sie sich einbildeten, auch dieser Theil des alten Schlosses werde augenblicklich zusammenstürzen; daher liefen sie so rasch als möglich nach Hause. Doch Edmund, ein muthiger Knabe, stolz, eine Probe seiner Verwegenheit geben zu können, spottete ihres panischen Schreckens. Marie, welche vorsichtiger war, überredete ihren Bruder, den erfahrenen Maurermeister, welcher damals bei Herrn Nelson arbeitete, die Ruine von Roßmore untersuchen zu lassen. Der Maurermeister kam, und erklärte, daß im Verlaufe eines Jahres jedenfalls die ganze Ruine eingestürzt sein werde.

Marie war betrübt, eine Zufluchtsstätte verlassen zu müssen, welche sie trotz ihrer Armseligkeit liebte, weil sie darin mit ihren Geschwistern friedlich gelebt hatte. Sie besaß nun hinlänglich Geld, um die Miethe einer bequemen, für sie geeigneten Hütte bezahlen zu können, und begab sich also ohne Zeitverlust in das nächste Dorf. Dieses lag am Ende der Allee, welche zum Schlosse des Herrn Nelson führte. Marie wünschte hier eine Unterkunft zu finden, um in der Nähe ihres Bruders und der für sie so gütigen jungen Damen zu sein. Sie fand nur ein neues, noch unbewohntes Häuschen; es gehörte Herrn Harwey, dem Besitzer von Roßmore, der sich dermalen noch in England aufhielt. Das kleine mit Schiefer gedeckte Haus erwies sich im

Innern zweckmäßig eingerichtet, aber der Miethzins betrug jährlich über sechs Guineen, während sie höchstens drei dafür festgesetzt hatte. Ueberdieß war der Verwalter Hopkings nicht ihr Freund und so bezweifelte sie, die gewünschte Wohnung zu erhalten. Ihrem Bruder fiel es noch schwerer, als ihr selbst, diesen Lieblingsgedanken scheitern zu sehen, weßwegen er sich erbot, eine Guinee von seinem Gehalte daraufzulegen. Gilbert übernahm es, mit dem Verwalter zu unterhandeln, und sich zu erkundigen, ob sich kein Mitbewohner gemeldet habe, um dann gemeinsam den Hauszins zu bezahlen. Hiezu verstand sich nur eine alte böse, geschwätzige Frau, und ein als streit- und prozeßsüchtig bekannter Mann. Marie wollte weder mit solchen Leuten verkehren, noch über diese Verlegenheit mit den Schloßfräuleins sprechen, aus Furcht, zudringlich und unbescheiden zu erscheinen, da ihre Beschützerinnen schon so viel für sie gethan. So kehrte sie ganz traurig zu ihren kleinen Schwestern zurück. „Traurige Nachrichten!" rief sie im Eintreten.

„Auch wir haben Dir Trauriges mitzutheilen!" erwiderten die kleinen Mädchen mit bestürzten Mienen.

„Was ist denn geschehen?"

„Unsere Ziege ist todt!" antwortete Ottilie. „Da unten liegt das arme Thierchen; wir konnten den Stein nicht aufheben, der auf dasselbe gefallen ist. Als Elise diesen Morgen kam, um mit uns zu arbeiten, sah sie unsere Ziege auf die Ruine klettern, und mit ihren Hörnern an dem schwankenden Kamin scharren. Dann stürzte das Thier und das Gestein gleichzeitig herab." — „Mehr als einmal," sprach Marie, „hatte ich bereits das arme Thier von diesem Platze weggeführt, aus Furcht, ein Stein könne auf dasselbe herabfallen."

Als Edmund kam, half er seinen Schwestern den großen Stein wegwälzen, welcher das arme Thier zermalmt hatte. Während dieser beschwerlichen Arbeit entdeckte Nanny eine ihr ganz unbekannte Geldmünze.

„Hier sind noch andere, viele andere!" rief Ottilie aus; und während sie ihre Nachforschungen in der Ruine fortsetzten, entdeckten sie einen kleinen eisernen Topf, theilweise noch mit den Geldmünzen angefüllt; eine große Anzahl lag auf der verschütteten Stelle und waren augenscheinlich herabgefallen. Als Edmund die Münzen näher betrachtete, erschienen sie ihm als Goldstücke und die kleinen Mädchen riefen hocherfreut aus: „O Marie, welch' ein glücklicher Fund in dieser traurigen Stunde; nun kannst Du den Miethzins für die schöne Wohnung bezahlen!"

Aber Marie erklärte troß ihres sehnlichen Wunsches jenes Häuschen zu bewohnen, daß der Schatz dem Schloßeigenthümer gehöre, und sie folglich das Geld nicht benützen dürfte. Edmund kam mit ihr überein, den Fund augenblicklich dem Verwalter Hopkins zu übergeben; Nanny und ihre Schwester, durch Mariens weise und ehrliche Worte überzeugt, baten, sie begleiten zu dürfen. Unterwegs hielt die kleine Familie am Hause des Herrn Nelson inne, um ihren Schatz dem Freunde Gilbert zu zeigen. Dieser brachte ihn alsbald seinen beiden jungen Herrinnen und erzählte ihnen, wie derselbe aufgefunden wurde.

Nicht nur durch die Ueberlegenheit an Reichthümern, sondern auch jene an Kenntnissen vermögen Höhergestellte ihren Mitmenschen minderen Ranges zu Hilfe zu kommen.

Isabella, welche einige Kenntnisse von Chemie besaß, entdeckte, durch das Bestreichen mit Goldscheidewasser, daß die Münzen wirklich von Gold und von hohem Werth seien. Karoline bemerkte gleichzeitig ihre Merkwürdigkeit. Sie erinnerte sich, daß der Vater ihr verschiedene Denkmünzen, Monarchen Englands darstellend, gezeigt hatte, und während sie deren Abbildungen mit den aufgefundenen Münzen verglich, entdeckte sie, daß diese unter der Regierung Heinrich VII. geprägt sein müßten, also werthvoll für Münzen- und Medaillen-Sammler.

Isabella und Karoline, die den Charakter des Verwalters Hopkins genau kannten, wandten die Vorsicht an, nicht nur die Münzen zu zählen, sondern auch jegliche mit einem so kleinen Kreuze zu bezeichnen, daß man dasselbe mit unbewaffnetem Auge kaum zu sehen, aber mit Hilfe der Loupe deutlich zu unterscheiden vermochte. Sie baten auch ihren Vater, der mit Herrn Harwey, Besitzer des Schlosses von Roßmore befreundet war, demselben zu schreiben, um ihn von dem ehrlichen Betragen der Waisen zu unterrichten, die einen Schatz in seiner Ruine gefunden hatten.

Einige Tage nach dem Einsturze des großen Kamines von Roßmore waren Marie und ihre Schwestern in ihre Arbeit sehr vertieft, als sie eine alte Frau auf einem Stabe gestützt, hereinwanken sahen. Sie hatte in ihrem Munde eine zerbrochene Pfeife; ihr Kopf war in ein roth und blaugestreiftes Sacktuch gehüllt, dessen Enden rückwärts auf ihren Nacken herabfielen. Weder Schuhe noch Strümpfe bedeckten ihre magern, garstigen Füße, ihr Rock war auf der Vorderseite zerrissen, und rückwärts, auf ihre Schultern emporgehoben,

anstatt des Mäntelchens, welches sie für Branntwein verkauft hatte. Dies garstige Weib war im ganzen Lande unter dem Namen der alten Ausgraberin Meg bekannt, weil sie seit vielen Jahren die Gewohnheit hatte, die Schloßruinen zu durchstöbern (die Hügel hielt man für die Gräber der alten dänischen Eroberer) und die Erde innerhalb des alterthümlichen Thurmes in der Nachbarschaft aufzuscharren, um einen Schatz aufzufinden. In ihrer Jugend hatte sie durch ihre Großmutter von einer vermeintlichen, in einem alten Kloster der Umgebung aufgefundenen Prophezeiung gehört, welche die Auffindung dieses Schatzes verhieß, bevor das Fest des hl. Patriz oft gefeiert werden würde. Diese Prophezeiung brachte auf den Geist der alten Meg einen tiefen Eindruck hervor; sie hatte hievon dreimal nach einander geträumt, und da diese wiederholten Träume ein unbestreitbarer Beweis waren, daß die Prophezeiung in Erfüllung ginge, verließ sie Spinnrad und Strickzeug, um dem Schatze nachzuspüren, der von Jemand aufgefunden werden müsse.

Das Fest des hl. Patriz wiederholte sich alljährlich, ohne daß die beharrliche Meg je einen Heller gefunden hatte. Da sie nun nicht mehr arbeitete, verfiel sie von einem Elende in's andere. Endlich begann sie zu trinken, um sich über die erlebten Täuschungen zu trösten und sich Muth zu verschaffen, in ihren neuen Forschungen fortzufahren. Nach und nach verkaufte sie Alles, was sie besaß, denn noch glaubte sie, daß früh oder spät der glückliche Tag anbräche, der alle ihre Bemühungen belohnen werde. So erreichte die scharrende Meg das 60. Jahr, ohne je diesen glücklichen Tag gesehen zu haben, und in ihrem Alter ward sie eine alte Bettlerin, ohne Dach, um sich zu schützen, ohne Bett, um sich zu erwärmen, ohne ein Stücklein Brod, um sich zu nähren, außer demjenigen, welches sie von barmherzigen Nebenmenschen erhielt, die ihr Vertrauen auf ihrer Hände Arbeit, und nicht auf einen sogenannten glücklichen Zufall setzten.

„O Marie, gib mir um Gottes Willen eine Kartoffel und ein wenig Suppe!" sprach die Alte im Hereintreten. „Ich arme Unglückliche, habe heute noch nichts genossen, als ein Glas Branntwein und Tabak."

Die gute Marie beeilte sich, ihr eine Tasse voll Milch zu geben, und noch einige frischgesottene Kartoffeln beizufügen, denn sie fühlte herzliches Bedauern mit dem alten, verlassenen Weibe.

Meg sprach jedoch mürrisch: „Ich würde ein wenig Branntwein Deiner Milch vorziehen."

Die Alte setzte sich alsdann neben den Herd, und, nachdem sie geseufzt, gemurmelt, und eine Weile aus ihrer Pfeife geraucht hatte, frug sie: „Nun, was hast Du denn mit dem Schatze, den Du gefunden, angefangen?"

Marie erwiderte, daß sie denselben dem Verwalter, Herrn Hopkins eingehändigt habe.

„Dies hätte ich an Deiner Stelle nicht gethan!" entgegnete spöttelnd die Alte. „Wenn uns ein Glück begegnet, warum ihm den Rücken wenden? Doch was geschehen, ist geschehen. Ich will hoffen, daß ich in diesem Schlosse vor dem Feste des hl. Patriz noch ein Glück finde! O, warum bin ich nicht rechtzeitig gekommen! aber lieber will ich mein Glück spät, als gar nicht erreichen!" Marie war sehr bestürzt über dieses Gespräch und zwar nicht ohne Grund; denn sie kannte den rastlosen Eifer der alten Ausgraberin und befürchtete, daß sodann die Ruinen bald gänzlich zusammenstürzen würden.

Es war unnütz, der alten Meg die Gefahr vorzustellen, sich lebendig unter dem Schutthaufen zu begraben, und ihr zu bemerken, wie wenig Aussicht ihr bliebe, noch einen neuen Topf voll Gold zu entdecken. Sie stützte die Ellbogen auf die Kniee, und hielt sich mit den Händen die Ohren zu, indem sie den Waisen rieth, Zeit und Worte zu sparen. Sie erklärte auf's Bestimmteste, am folgenden Morgen die Arbeit beginnen zu wollen, wenn sie ihr nicht eine Entschädigung geben würden.

„Und wie viel verlangst Du?" erwiderte Marie, der kein anderer Ausweg blieb, als die Bedingnisse der Greisin zu erfüllen, oder ihre Zufluchtstätte zu verlassen. Meg begehrte als geringste Entschädigung eine Krone, und Marie händigte ihr sogleich eine halbe Krone ein, in der süßen Hoffnung, sich damit von den Verfolgungen der bösen Alten zu befreien. Aber sie irrte sich. Kaum war die Woche verflossen, als die Greisin wieder erschien, und ihre Drohungen wiederholte, am folgenden Morgen die Ausgrabung zu beginnen, wenn man ihr nicht etwas Geld für Tabak geben würde. Die folgenden Tage kam die zudringliche Meg abermals unter demselben Vorwande, und die arme Marie, welche nicht wagte, ihr einen halben Penny anzubieten, rief endlich aus: „Die Entdeckung dieses Schatzes hat uns kein Glück gebracht! wollte Gott, daß wir denselben nie aufgefunden hätten!" Marie theilte Niemanden die Verfolgungen mit, welche sie wegen des eisernen Topfes erduldete, und da sich der Verwalter Hopkins einbildete, daß nur er und die armen Kinder von dem Funde wüßten, beschloß er, den ganzen Schatz für sich zu behalten. —

Doch einige Wochen nachher wurde der Verwalter durch einen Brief des Eigenthümers, Herrn Harwey, unangenehm überrascht, der von ihm die in der Ruine gefundenen Münzen forderte.

Hopkings hatte die Gold- und andern Münzen bereits verkauft. Aber er hoffte, daß die jungen Damen, denen der Fund gezeigt worden, keine genauere Kenntniß des Metalls besäßen, und daß die Denkmünzen von Heinrich VII. ihrer Beachtung entgangen sein möchten. So sandte er seinem Herrn die Silbermünzen, und einige andere von wenig Werth, indem er sich entschuldigte, nicht früher hievon gesprochen zu haben, weil er diese Gegenstände fast für werthlos gehalten habe. Doch Herr Harwey antwortete, daß er bereits von dem Funde der Goldmünzen unterrichtet sei, und daß er zu wissen verlange, warum weder jene unter Heinrich VII. geprägten, noch die übrigen ihm zugesendet wurden? Herr Hopkings leugnete mit der Versicherung, nie eine einzige erhalten zu haben; aber er war wie vom Donner gerührt, als Herr Harwey ihm als Erwiderung seiner Lüge die Liste der von den Waisen aufgefundenen Goldmünzen und die genaue Zeichnung derjenigen, die er nicht erhalten hatte, sandte. Nun wußte der Verwalter keinen andern Ausweg, als fest auf seiner Lüge zu bestehen, und — den Verdacht auf die armen Waisenkinder zu schieben. Dieselben fühlten sich tief verletzt und überrascht, als Isabella und Karoline ihnen die, auf sie gerichtete Beschuldigung mittheilte. Während einiger Augenblicke sahen sie sich gegenseitig stillschweigend an, dann rief Ottilie aus: „Ist's möglich, daß Herr Hopkings vergaß, wie Edmund in unserer Gegenwart ihm die Münzen auf den großen Tisch seines Saales gezählt hat?! Ich erinnere mich dessen, als ob es in diesem Augenblick geschehen sei.“ „Auch ich!“ sprach die kleine Nanny. „Entsinnest Du Dich nicht, daß Du die Goldstücke mit dem Bemerken bei Seite gelegt hast, sie seien von Gold? Er entgegnete, wir verständen das nicht! und schon war ich im Begriffe zu sagen, daß Fräulein Isabella ihren Werth entdeckt habe, als einige Pächter eintraten, um ihr Pachtgeld zu erlegen. Da stieß er uns zur Thüre hinaus, und riß ein Goldstück aus meiner Hand, auf dessen glänzende Stelle, welche Fräulein Isabella durch Reiben mit der gewissen Flüssigkeit hervorgebracht hat, ich ihn eben aufmerksam machen wollte. Ich glaube, daß er fürchtete, ich wolle ihm die Goldmünze stehlen. Komm, Edmund! komm, Marie! wir wollen zu ihm eilen und ihm alle diese Umstände in das Gedächtniß zurückrufen!“

„Ich kehre nicht mehr zu ihm zurück!“ sprach Edmund mit Bestimmtheit;

„er ist ein böser Mann, den ich nicht wiedersehen will. Sei nicht so traurig, meine gute Schwester, wir haben keinen Grund zur Betrübniß, da wir ehrlich sind!" —

„Das ist wahr", sprach Marie, „aber es ist schwer, nachdem wir gleich unserer Mutter, ehrlich, und mit Jedermann im Frieden gelebt, unseren tadellosen Namen doch befleckt zu sehen." . . . Hier ward Mariens Stimme durch lautes Schluchzen erstickt; Edmund aber suchte sie zu beruhigen: „Das ist ein Gut, welches man uns nicht nehmen kann, obgleich wir nur arme Waisen sind, und er ein reicher, mächtiger Verwalter ist. Er mag sagen und thun, was er will, es ist ihm doch unmöglich, unsern guten Ruf zu beflecken."

Aber leider irrte sich Edmund, und Marie hatte einen triftigen Grund, zu fürchten.

Man besprach diese Angelegenheit vielfach, und der Verwalter sparte weder Worte noch Gänge, um seine Verläumdung zu verbreiten. Doch diejenigen, welche die Waisen kannten, zweifelten nicht an ihrer Ehrlichkeit, die Uebrigen glaubten der falschen Aussage des Verwalters. Der Scandal hatte sich schon einige Zeit verbreitet, ohne ihnen zu Ohren gekommen zu sein, weil sie sehr zurückgezogen lebten. Als Marie jedoch eines Tages auf den Jahrmarkt in die Nachbarschaft ging, um Strümpfe zu verkaufen, schrieb der Käufer ihren Namen auf ein Täfelchen, und sprach sodann: „Oh! junges Mädchen! Ich würde mich mit Dir in keinen Handel eingelassen haben, wenn ich Deinen Namen früher gewußt hätte! Wo ist das Gold, welches Du in der Ruine von Roßmore aufgefunden hast?"

Vergeblich theilte ihm Marie den richtigen Sachverhalt mit. Sie sah wohl ein, daß der Kaufmann ihren Worten gar keinen Glauben schenkte, weil ihr guter Ruf nicht bis zu ihm gedrungen war. Sie verließ den Jahrmarkt sobald als möglich und kehrte traurig und gedankenschwer nach Hause zurück. Hierauf versuchte sie, sich durch Arbeit zu zerstreuen, und sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß in dieser Welt doch noch zwei Freundinnen lebten, die nicht aufhörten, an ihre Ehrlichkeit zu glauben, und weder sie, noch ihre Schwestern verlassen würden.

Isabella und Karoline gaben, so viel sie vermochten, allenthalben ihr völliges Vertrauen in die Ehrlichkeit der Waisen kund. Der Verwalter und seine Freunde dagegen wiederholten stets, daß die Goldstücke von den Waisenkindern entwendet worden, und die beiden jungen Damen wurden vielseitig ge-

tadelt, diesen, des Diebstahls verdächtigen Kindern, ihren Schutz ferner angedeihen zu lassen. So befanden sich die armen Waisen in einer traurigen Lage, als der Winter herankam, und ihre Wohlthäterinnen das Land verließen, um die strenge Jahreszeit in der Stadt zuzubringen.

Das alte Schloß mochte zwar wahrscheinlich noch einen Winter überdauern; aber ungeachtet der Aussicht, bald keine geeignete Wohnung mehr zu haben, waren doch Marien's Gedanken von einer ganz andern Unruhe erfüllt.

Eines Nachts, als sie eben im Begriffe war, sich niederzulegen, hörte sie heftig an der Thüre klopfen.

„Marie, bist Du noch auf? Oeffne mir!“ rief die Stimme Lisbeth Greens, der Tochter des Postbeamten.

Marie öffnete ihrer Freundin, und fragte dieselbe, was sie in dieser nächtlichen Stunde von ihr wolle.

„Gib mir sechs Pence, und Du wirst es erfahren,“ sprach Lisbeth, „aber wecke Nanny und Ottilie! Hier ist ein an Dich gerichteter Brief, der mit der letzten Post ankam; ich bin so rasch wie möglich zu Dir geeilt, um ihn Dir einzuhändigen, da ich wohl wußte, daß er Dir herzlich willkommen wäre, denn ich erkannte auf dem Umschlage die Schrift Deines Bruders.“

Beim matten Scheine eines jener Binsenlichtlein las nun Marie laut folgende Worte:

Meine lieben Schwestern!

Erfreuet Euch! Ich habe immer gesagt, daß endlich noch die Wahrheit entdeckt, und daß unser Name noch rein und fleckenlos hervorgehen würde! — aber ich will Euch bis zu unserer Wiedervereinigung nichts Näheres mittheilen.

Wir, das heißt meine Herrschaft, (Gott wolle sie immerdar segnen) Herr Gilbert und ich kehren auf das Land zurück, um daselbst das Weihnachtsfest zu feiern; welch' glückliches Fest für ehrliche Leute! Aber die Bösen dürfen sich nicht erwarten, glücklich zu leben, und werden kein Fest mit reiner Freude genießen. Ihr sollt Alles erfahren, wenn wir wieder vereint sein werden. Einstweilen lebet wohl, meine guten kleinen Schwestern.

Euer

froher und zärtlicher Bruder

Edmund.

Um Edmunds Freude zu verstehen, müssen unsere Leser erst von gewissen Ereignissen unterrichtet werden, welche nach der Ankunft der Familie Nelson in Dublin erfolgt waren.

Eines Tages besuchten die jungen Damen mit ihrem Vater die prachtvolle Bibliothek eites vornehmen Herrn, der gerne an den Vortheilen, welche ihm Geburt und Reichthum verschafften, Alle, die sich mit der Wissenschaft beschäftigten, Antheil nehmen ließ.

Da Lord Kinaird Herrn Nelsons tiefe Kenntnisse bekannt waren, öffnete er ein Schränkchen, um sich mit demselben über einige Münzen, die er kürzlich um sehr hohen Preis angekauft hatte, wissenschaftlich zu unterhalten: — es waren dieselben, welche die Waisen in der Ruine von Roßmore aufgefunden hatten. Isabella und ihre Schwester erkannten die Goldstücke augenblicklich, und da das kleine Kreuz, welches Isabella selbst auf jede Münze eingegraben hatte, sich ebenfalls vorfand, so war jeder Zweifel verschwunden.

Lord Kinaird, welcher lebhaften Antheil an der Geschichte der Waisen nahm, ließ unverzüglich den jüdischen Antiquar, den Verkäufer der Münzen, rufen. Anfangs verweigerte dieser die Angabe, von wem er die Münzen empfangen, da er den Handel mit dem Versprechen des Stillschweigens abgeschlossen hatte. Aber von Fragen gedrängt, gestand er endlich, daß eine der Verkaufsbedingnisse gewesen, sie nicht in Irland zu verwerthen, daß er aber durch das hohe Angebot sich verleiten ließ.

Als der Jude erfuhr, daß alle Münzen gestohlen seien, und er als Mitschuldiger verfolgt würde, wenn er nicht augenblicklich die ganze Wahrheit gestünde, so erklärte er, die Münzen von einem damals unbekannten Herrn gekauft zu haben. Der Jude fügte bei, daß er ihn wieder erkennen, und ohne Zögern zu bezeichnen vermöchte, wenn er ihn ein zweites Mal sehen würde. Der Verwalter Hopkings befand sich damals in Dublin, und Herr Nelson bestellte den Juden in das Geschäftszimmer des Banquiers, bei welchem Herr Hopkings Rechnungen zu berichtigen hatte. Der Jude erkannte ihn, und erklärte mit einem Eide, daß dieser der Verkäufer der Goldmünzen sei, und so ward gleichzeitig die Schuld des Verwalters und die Unschuld der Waisen vollständig enthüllt.

Eine ausführliche Erzählung von all' diesen Ereignissen wurde Herrn Harwey nach England geschickt.

Einige Tage nachher kam ein Brief an, welcher die Entlassung des ungetreuen Verwalters, und die Belohnung der ehrlichen Waisen enthielt. — Herr Harwey erlaubte den Waisen, das hübsche, mit Schiefer gedeckte kleine Haus zu bewohnen. Der Hauszins war ihnen erlassen, so lange sie ein arbeitsames, rechtschaffenes Leben führen würden. So lautete die frohe Kunde, welche Edmund seinen Schwestern zu bringen hatte.

Alle Nachbarn nahmen Antheil am Glücke der Waisen. Der Tag, wo sie die Ruine von Roßmore verließen, um in das neue Haus überzusiedeln, war für die Kinder ein wahres Freudenfest. Niemand beneidete ihr Wohlergehen, weil es als gerechte Belohnung für ihr gutes Betragen angesehen wurde, — Niemand, als die alte Meg, welche in Verzweiflung, händeringend ausrief: „Ich Unglückliche, ich Unglückliche! warum habe ich nicht früher in diesen Ruinen gegraben! Wie glücklich sind nun diese Kinder, welche einen Topf voll Gold gefunden; sie haben nun mächtige und reiche Freunde, und bewohnen ein schiefergedecktes Haus, indeß ich arme Alte mich ohne Kleider, um mich im Winter zu bedecken, ohne Kartoffeln, wenn es mich hungert, ohne einen Penny in der Tasche für Tabak mich befinde; während ich mein ganzes Leben in der Erde scharrte, um einen Schatz zu entdecken."

„Ich werde Dir den wahren Grund sagen, warum Du keinen Penny besitzest," sprach Lisbeth: „Marie hat mit ihren Geschwistern während voller fünf Jahre muthig gearbeitet, und gewann durch ihren Fleiß Freunde und Geld. Zur Belohnung ihrer Ehrlichkeit dürfen die Waisen jetzt dieses schöne Haus unentgeltlich bewohnen. Das sind die eigenen Worte des Herrn Harway, wie er sie an Edmund geschrieben. Dieser hat mir den Brief mitgetheilt, und wird ihn Allen zeigen, die es verlangen werden."

Der Landspatz in der Stadt.

(Eine Erzählung in Makamen.*)

Von **Augusta von Gäßler.**

I.

Sprach Spatz, der junge, mit geläufiger Zunge: „Hört, Frauen Mutter, euer elendes Futter in diesen Märzentagen will nicht mehr behagen meinem Spatzenmagen; immer die gleichen harten und weichen winzigen Stücklein, diese elenden Mücklein, wovon in acht Tagen kaum eins zu erjagen! Auch Spinnlein und Fliegen sind selten zu kriegen, und erst am Düngerhaufen, wie muß man sich raufen um jegliches Korn, es könnte einem vor Zorn und Aerger, ich muß es gestehen, der Hunger gleich wieder vergehen. Und wollt' ich das nicht rügen, und mich zuletzt noch begnügen, bei Schnee und Winterfrost mit dieser magern Kost, so bleib' ich doch nicht länger solch simpler Bauernsänger; mit meinen Talenten und Gaben kann man's schon schöner haben.

Ich gehe in die Stadt, wo man doch eine Zukunft hat, wo man Talent und Fleiß und den Künstler zu schätzen weiß, wo man noch Sinn hat für das Schöne; dort wo der Macht der Töne, dem sangeskundigen Meister sich beugen alle Geister, dorthin, o Mutter, will ich flieh'n mit meinen Liedern, laßt mich zieh'n!"

Frau Spätzin aber, die alte, zog eine ernste Falte vom Scheitel bis zum Schnabel und sprach: „Welch' eitel Gefabel muß ich da hören von dir, mein Sohn? du sprichst ja meiner Erziehung Hohn! Hab' ich nicht immer früh und spat treu dich gelehret in Wort und That, daß des Herzens Genügsamkeit, benebst des Willens Fügsamkeit, die wahre Lebensweisheit sei! Wozu erhebst du nun solch Geschrei? der Mücklein wegen, die nun so hager, der Stücklein wegen, die dir zu mager? — Wie magst du nur solches dich unterfangen, bist du schon hungrig in's Nest gegangen? Und dann mein

*) Makame bedeutet eine Unterhaltung und weiterhin dann eine Erzählung. Die Form dieser arabischen Dichtkunst ist die sogenannte Reimprosa. (Jugendbl. Jahrg. 1860. Seite 168. Abu Seid, der Schulmeister von Hims.)

Schätzchen, mein pfiffiges Spätzchen, woher dieser kühne Gedankenflug? Da kann ich mir wahrlich nicht zanken genug! woher denn plötzlich solch' Ueberheben, solch stolzes Streben, solch sündig' Begehren nach Würden und Ehren? Ein „Bauernsänger" kann er nicht länger mehr bleiben, nicht treiben, was Vater und Mutter ihr Lebtag getrieben, die doch auch noch ehrliche Spatzen geblieben! Doch höre, mein Junge, sage mir jetzt, wer hat solchen Quark in den Kopf dir gesetzt?"

Da aber streckte sich Spätzlein und reckte sich, spreizte die Beine fein, dehnte die Flügelein, räusperte sich und sprach: „Frau Mutter, nur etwas gemach! Wollt mich nicht stören, sollt Alles hören! Frau Dohle, ihr kennt sie, die Schwätzerin nennt sie der Vater zwar immer, doch macht er sie schlimmer, fürwahr, als sie ist, denn Mutter, ihr wißt, wie gebildet sie aus der Stadt, wo sie ihre Wohnung hat, im Vorübereilen hieher kömmt zuweilen. Ich spreche sie alljährlich und es ist ganz gefährlich, sich in Conversation und Disputation mit ihr einzulassen, so über die Maßen ist sie gelehrt in allen Dingen, in wichtigen und geringen. Nun also, Frau Dohle, und daß ich's wiederhole, die feine gelehrte, sehr rühmenswerthe Städterin sprach zu mir, als neulich wir uns trafen eben im Garten neben des Müllers Linden, wo unter den Linden doch noch zu finden manch' Spinnlein und Mücklein und sonstiges Stücklein, „mon cher ami," so sagte sie, „mich wundert's sehr, wie du, mon cher, so ganz versauern magst unter den Bauern, auf dieser Flur, die ganz obscur und unbekannt und ungenannt in der Weltgeschichte, die unzugänglich dem Bildungslichte der neuen Zeit, voll Düsterheit, gleich unempfänglich für Ligroin und Petroleum und jegliches andere Oleum, nichts weiß von jetzigen Geistern und Lichtern, von Professoren, Gelehrten und Dichtern, und deren ganzes Licht allein, der alte, liebe Sonnenschein. Wär' ich wie du, nicht Rast noch Ruh' hätt' ich länger; ich zöge als Sänger hinaus in die Ferne; es lauschen so gerne holdlieblichen Liedern die Menschen, die biedern, die dort in der Residenz, fast ohne Grün und Lenz, in staubigen Mauern ihr Leben vertrauern. Hab's selbst gesehen, wie sie verstehen mit Künstlern höflich umzugehen, absonderlich und vor allen Dingen, mit solchen die da lieblich singen; wie leicht erringen die Ruhm und Ehr'! D'rum wundert's mich sehr, daß du, mon cher, nicht lange schon auf und davon geflogen und fortgezogen in jene Regionen, wo Lorbeerkronen den Sänger lohnen. Bedenk' einmal, von uns Vögeln all' ist der Nachtigall keiner wie du so ähnlich, dazu deine reine

Stimme, die feine, ich meine, du sollst es probiren und dich produziren. Solch' Nachtigallengeschrei ist doch auch keine Hexerei, und wie gefallen die Nachtigallen den Leuten allen mit ihrem Schlagen, Schmachten und Klagen! Wie hört' ich sie preisen von meinen Vettern, den Raben, die auf ihren Reisen gar viel gesehen haben, und von meinen Freunden, den Staaren, die schon in Afrika waren. Man rühmt sie ohne Gleichen, in allen Reichen, am Nil und Don und Belt. D'rum hinaus in die Welt, ohne Zaudern, mein Junge! Dir fehlt's nicht an Zunge, nicht an Kehle und Lunge, und nicht an Figur; dies Bischen Schule und Coloratur ist eben nur für kleine Meister; geniale Geister singen und pfeifen nach eigner Façon. Du aber merke von diesem Sermon, die Hauptsache ist die Erscheinung, das ist meine Meinung!"

„So hat sie gesprochen, Frau Mutter! drei Wochen hab' ich Tag' und Nacht über die Sache nachgedacht. Hab' Selbstberathung gepflogen, und bin, Alles reiflich erwogen, entschlossen eben, der Kunst zu leben."

Kopfschüttelnd und flügelrüttelnd mit schweigender und steigender Verwunderung vernahm Frau Spatz die Rede; es überkam sie fast wie Groll, doch würdevoll sprach sie: „Jedwede Sache hat zwei Seiten, darüber ist nicht zu streiten; so war's zu allen Zeiten, vor tausend und hundert Jahren, und so ist's noch heut', du wirst's erfahren! Nun sag' ich nicht, daß solch' dummer Wicht wie du, mein Sohn, nicht auch davon soll gehen und sehen, ob in anderer Leute Topf für seinen Kropf ein besser Futter als bei seiner Mutter. Geh' du nur zu, vielleicht findest du auf deinen Reisen den Stein der Weisen, der dir so sehr von Nöthen wär'! Ich sage nur: diese stille Flur, so ganz obscur, so ungenannt und unbekannt, hat des Glücks genug für jenen der klug, genügsam und fügsam in bescheidener Stille sein Leben lebt, deß frommer Wille sich nicht erhebt, nach Gütern und Dingen zu streben und ringen, die der Schöpfer eben dem Nachbar gegeben. Geh' nur, mein Sohn, und wandre! eine andre ist deine Mission als die der Nachtigall. Sie mag entzücken mit süßem Schall die Lauscher all' vom Nil bis zum Belt; du sollst beglücken! dein Thun sei Segen auf verborgenen Wegen, deine Welt ist das Gärtlein des Armen, darin mild' Erbarmen mit stillem Walten du magst entfalten!" „„Damit er zum Lohn, unter Schimpf und Hohn mit dankbarer Hand mir Steine und Sand an den Schädel schmeißt und mich gehen heißt mit Schelten und Zischen, sobald ich mich zeige im grü=

nen Gezweige!"" rief Spätzlein dazwischen voll Bitterkeit; „„o, ich kenne den Armen und weiß mein Erbarmen, meinen Fleiß und meine Zeit besser zu verwenden, als Segen zu spenden solch einer elenden undankbaren Creatur auf dieser langweiligen Flur!""

„Wenn Unverstand dir widerstrebt und thöricht die Hand wider dich erhebt, dann wisse, mein Sohn," sprach mit ernstem Ton Frau Spätzin, „deiner Thaten Lohn sei ein gutes Gewissen! Doch missen wirst du nicht den Dank des Weisen auf deiner Bahn, wenn deine Pflicht du treu gethan. Denk' nur des greisen, ehrlichen Schäfers am Walde, der dort in der Halde sein Hüttlein hat. Seit Jahren schon zeigt er sich freundlich geneigt uns in Worten und That; den schönsten Salat überläßt er uns immer, und wehret uns nimmer die Kirschen sogar, die wir Jahr um Jahr von seinen Bäumen herunterräumen."

„„Das glaub' ich gern,"" rief Spätzlein schmollend und heimlich grollend, „„weil er lauter Haut und Kern nicht selbst mag essen. Ich hab' unterdessen, das muß ich gestehen, schon andere Kirschen gesehen; die waren aus der Stadt, und die Frau Wirthin hat sie dem Herrn Lehrer verehrt, wegen ihrer Rikerl und dem bösen Wikerl. Die waren es werth, daß man davon spricht. Frau Mutter, nicht könnt ihr euch einen nur schwachen Begriff machen von solch' einem feinen saftigen Bissen! Ein dickes Kirschlein, roth und weich war ihnen entfallen, ich schnappt' es gleich. Eins möcht' ich doch wissen! Vielleicht genießen die Künstler und Nachtigallen nur von solchen Dingen, weil sie so gar leicht sich singen?""

„Du bist verrückt," sprach, nicht sehr entzückt über den Herrn Sohn und seine Kirschenexaltation, Frau Spätzin entgegen, „und mit dir ist nichts mehr zu machen in vernünftigen Sachen. Fühlst du vielleicht auch kein schmerzlich Regen, Bedauern und Trauern der Resel wegen? Wie freundlich reicht dir das gute Kind die besten Bröcklein! Im Nelkenstöcklein an ihrem Fenster sind fast jeden Morgen die feinsten Bröslein für dich versteckt, und unter den Röslein daneben verborgen; wie oft schon hast du jubelnd entdeckt, ein noch zappelndes Mücklein, und zwischen den Dörnlein hangend ein Stücklein Zucker und Körnlein, viele und allerhand gestreut in den Sand! Hast du's vergessen, nachdem du's gefressen? Und wie lustig sang oft stundenlang die Resel mit dir unter den Bäumen hier, und du willst gehen? Wirst schon sehen, noch kommt ein Tag, wo dich's reuen mag!"

„„Der Resel ihre Singerei ist auch mehr ein Geschrei als ein Gesang,““ sprach Spätzlein verdrossen, „„mir ist gar nicht bang um Sanges-Genossen, bin ich nur einmal in der Stadt, wo man doch eine Auswahl hat, und““ . . . . . .

„Laß ihn laufen den einfältigen Pinsel mit seinem Gewinsel, laß ihn nur laufen und sich durch's Leben raufen!“ rief plötzlich von einer Dachtraufen der Vater, gut und bieder, sehr zornig auf die Beiden nieder. „Hab' Alles vernommen und will dem Bürschlein kommen! Wer die Heimath nicht ehrt, ist der Heimath nicht werth! Will ihn nimmer länger im Neste sehen den großen Meistersänger, gleich morgen kann er gehen!“ — . . . Und so ist's auch geschehen. —

II.

Beim nächsten Morgengrauen war schon unser Spatzensohn auf Reisen zu schauen, und nach drei Stunden hatt' er unversehrt und glücklich gefunden, wonach sein Herz begehrt. Da lag sie ungemein prächtig im Morgenschein, die Stadt, mit ihren flimmernden, schimmernden, blinkenden, winkenden, sonnenglanztrinkenden Giebeln und Fensterscheiben und mit ihrem Treiben bunt von tausend und Tausenden hin und her sausenden, krabbelnden, zappelnden, ächzenden, krächzenden, laufenden, schnaufenden, ver- und einkaufenden Menschenkindern, mit ihrem Treiben und Reiben von Pferden und Rindern, Wagen und Karren, Kisten und Barren, und was sonst noch zu schauen in Straßen und Gassen an Klugen und Narren, Chignons und Frauen, Kindern und Affen und bummelnden Laffen.

Von Platz zu Platz flog unser Spatz, bis er sich sah dem Markte nah. „Da,“ sprach er fein, „ist das Eben mein, hier will ich ruh'n und mir gütlich thun.“ Sprach's, und munter flog er herunter und setzte sich schlau zwischen eine Gärtnersfrau und eine Obstlerin auf einen Eckstein hin. Hier kann's nicht fehlen, dacht' er vergnüglich, und unverzüglich fing er zu stehlen an und zu naschen, und heimlich zu haschen, bald von Salat und von Kreß' und Spinat, bald auf Pfeffernüssen und andern herumzuwandern, und zu picken

und zu zwicken an Rosinen und Feigen, und, ich kann's nicht verschweigen, sogar Nürnberger Lebkuchen thät' er auch noch versuchen. Aber plötzlich schrie, „elendes Spatzenvieh!" die Obstlerin voll Groll und Aerger, „soll ich dich gleich erschlagen, oder dir den Kragen umdreh'n, willst du geh'n oder nicht, Dieb?" und einen faulen Apfel in Stücken warf sie ihm auf den Rücken scharf. Dem Spatzen war's freilich nicht lieb, daß er schon wieder sollt' gehen, aber den Hals umdrehen wollt' er sich auch nicht lassen, da war nicht zu spaßen, und so flog er in seinem Schrecken, um sich zu verstecken, schleunigst über die Straßen, und gerieth unter die Menge und immermehr in die Enge, und flog ohne Unterlaß bis er auf etwas saß, das lustig dahinrutschte und hin- und wieder hutschte, sich breit in den Weg legte, alle Lachen ausfegte, und rings umher in Wolken schwer den Staub aufregte, daß Alles, was hinter ihm ging, zu niesen und husten anfing; doch Spätzlein erkannte das Ding, nicht ohne Grauen, als einen langen, breiten, ungeheuer weiten, himmelblauen Rockzipfel einer Frauen, und die Besitzerin, die ihm sehr nobel schien, hielt er für eine „gnädige Frau;" ich aber weiß es genau, nur eine Köchin war's, eine schmucke Blondine; duftenden Lockenhaar's und mit schmachtender Miene schritt sie einher und trug Körbchen und Essigkrug, und „Fräulein Katharine" nannten die Händler sie. die Eier und Federvieh zu Markt getragen. Mit Unbehagen aber sah Spatz sich so nah von Leuten umgeben, und sein Bestreben war eben, eilig sich fort zu begeben. Doch was geschah urplötzlich da? — Ein Schusterjunge, froh, fromm, frisch, frei, ging just vorbei, und mit raschem Sprunge und listigen Mienen, und schlauen, auf einmal stand er auf der himmelblauen Schleppe von Fräulein Katherinen, und Spätzlein verschwand im Nu in seiner Hand. Aber zornesbleich, einer Rachegöttin gleich, hatte Fräulein Katherine, die schmachtende Blondine, drohend sich gewendet, und wie vom Blitz gesendet, flog ihre Linke, die flinke, gar wunderbar dem Buben in's Haar, und rüttelte ihn und schüttelte ihn mit solcher Kraft und Meisterschaft, daß er loszuringen vor allen Dingen sich eifrig bestrebte, und flugs entschlüpfte, da er die Finger lüpfte, Freund Spatz und entschwebte, nun wieder frei, mit lautem Schrei auf's nächste Dach; ein schmerzlich Ach jedoch entrang sich schwer und bang seiner jungen Brust, als er mußt' zu seinem Schrecken alsbald entdecken, daß ihm seine Wonne und Lust, sein Schweiflein fein, bis auf ein Streiflein klein, war schmählich entrissen von dem bösen Jungen, und schmerzdurchdrungen ob solchem Wissen und solcher Schmach

ließ er hangen hernieder sein übrig Gefieder und dachte nach ob es wohl bieder wäre, und höflich und fein, einem so ganz ungeheißen gleich den Schweif auszureißen, und dann fiel ihm obendrein auch noch ein, und heiß und kalt überlief es ihn gleich, daß es mit der Nachtigallengestalt auch nun vorbei und vorüber sei, und sein Herz ward weich, und in seiner Trauer kroch er endlich in ein Mauerloch, und blieb voll Sorgen drinnen verborgen bis zum nächsten Morgen. Doch beim ersten Frührothschein, als rings viel hundert Vögelein auf Dächern, hohen und niedern begannen mit ihren Liedern, und hin und wieder schwirrten und lustig pfiffen und girrten, da litt es unsern Sänger auch nicht mehr länger in seinem Versteck, und kühn und keck kroch er hervor und schwang sich empor in den jubelnden Chor, und pfiff und sang zwei Stunden lang, daß es weithin klang, und getröstet und heiter flog er immer weiter über Häuser und Gassen, Plätze und Straßen, bis er endlich von ferne viele Leute beisammen sah stehen, und da er gar zu gerne gewußt, was da zu sehen, ließ er sich kühnlich wieder auf einen Eckstein nieder, und siehe da, was er sah, war an epheuumrankter Mauer ein zierlich Vogelbauer, und drinnen ein klein', unscheinbar' Vögelein, das ungemein lieblich und fein jubilirte und sang, und mit so süßem Klang Triller schlug und künstliche Weisen, daß Alle, die vorübergingen, sein liebliches Singen nicht genug konnten rühmen und preisen.

„Das ist auf jeden Fall so eine Nachtigall," dachte Spatz und besann sich ein wenig, und dann, voll Bewußtsein, erhob er die Brust sein, und begann: „Jetzt gilt es zu zeigen, was ein Künstler kann! O Nachtigall klein, du Sängerin fein, bald wirst du schweigen und besiegt dich neigen! ein großer Meister wird nun die Geister mit Klängen berauschen, und selig lauschen wird ihm zur Stunde die Menge in der Runde. Des Glückes flüchtige Sekunde, ein Thor, der sie verlor; ich nütze sie. Jetzt oder nie, günstig ist die Gelegenheit!" Sprach's, und voll Verwegenheit flog er im Nu dem Bauer zu und setzte sich breit auf ein vergoldet Erkerlein an der Nachtigall Kerkerlein, und erhob einen Gesang so gewaltig, ergiebig und nachhaltig, daß die arme Nachtigall verstummen mußt' vor solchem Schall. Aber auch die Gasse entlang erhob sogleich sich vergnüglich ein heiter Gelächter, das ganz untrüglich dem Sänger galt und seiner verkürzten Gestalt. Doch ein stolzer Verächter solch' dummer Verlachung, ward unser Meister nur um so dreister, und des Käfigs Bedachung alsbald besteigend und fein sich verneigend, sang er immer heller

lauter und greller, als ein alt' Männlein im Fenster sich zeigte, seine Gießkanne neigte, und husch, eine ganze Springfluth dem Spatzen vertrieb die Singwuth.

Spatz war in seinem Schrecken in einen Garten geflogen und unter stillen Hecken barg er den nassen Flaum. Vom bösen Glück betrogen um seinen schönsten Traum, saß er sehr gedankenschwer und sah und hörte kaum. Das Höchste erstreben, und nun preisgegeben der Schmach und Verachtung; nein, ganz unerträglich, und traurig unsäglich, erschien ihm sein kläglich Geschick bei dieser Betrachtung. Doch eine Spatzentrauer ist nicht von langer Dauer, denn als plötzlich gar ergötzlich Musik und Gesang ganz nahe erklang und den Garten entlang die Klänge zogen und ihn schmeichelnd umflogen, wurde er wieder ganz heiter und wollte nichts weiter als schnell entdecken, woher das klinge und wer so schön singe, und seinen Hecken entschlüpfte er leise und listiger Weise, und durch ein geöffnetes Fenster schlich er und hinter den Vorhängen barg er sich sicher, und hörte hier in großer Ruh' als Kenner der schönen Musika zu.

„Ach, gnädiges Fräulein, ich bitte, des! Schon wieder singen sie B statt Es!" so sprach ein Männlein klein und hager zum jungen Dämlein fein und mager, das ihm zur Seite saß, „As, liebes Fräulein, As! ma foi, es ist kein Spaß, singen Dur und spielen Moll, Pardon, sie machen mich noch toll! weh'! meine armen Ohren, hélas, ich bin verloren!" So jammerte das Männlein dort, das Fräulein aber spielte fort und sang dazu ganz munter hinauf und auch hinunter, wie ihr's just in die Kehle kam, und hatte weder Leid noch Gram, ob ihres Meisters Beschwerden und trostlosen Geberden. Und als zu Ende der Gesang, da seufzte das Männlein bang, verneigte sich alsdann gar tief, und „J'ai l'honneur", so sprach's und lief zur Thür' hinaus und aus dem Haus, und eilig durch den Garten, als könnt' es nicht erwarten, die Heimath seiner Leiden auch mit dem Blick zu meiden. Spatz sah sich nun das Fräulein an, das noch einmal zu singen begann. Ei, ei, wie war das Fräulein fein, mit seiner Resel nicht zu vergleichen; der Resel braunes Bild, erbleichen mußt' es vor diesem Jungfräulein. So rosenroth die Wängelein, das Mündlein, eine Rose; die Augen gaben lichten Schein, und golden schimmerte ihr Haar in reicher Fülle wunderbar; in Locken lang und lose, so hing es wirr im Nacken ihr, und Spätzlein dachte schmerzbewußt, gewahrend diese Lockenzier, gleich an den eigenen Verlust. Spatz sprach:

„Hier möcht' ich gerne bleiben!" und pickte an die Fensterscheiben; das Fräulein aber sang und sang und hörte nicht den leisen Klang, doch als er anhub mitzusingen, so gut es eben thät' gelingen, da wandte sie das Köpfchen schnell und sprach: „Welch' lustiger Gesell singt da mit mir so frisch und hell?" und augenblicklich mit Geschrei rief sie die Kammerfrau herbei und jubelte: „Sieh' nur, wie fein singt dieses liebe Vögelein! scheint eine Nachtigall zu sein, die locken wir zu uns herein!" Als unser Spatz das Wort vernahm, ein Wonneschauer ihn überkam, frohlockend jauchzte er für sich, „nun endlich, endlich erkennt man mich!"

Hiegegen sprach die Kammerfrau, und schielte nach dem Spatzen schlau: „Um Vergebung, Ihro Gnaden, meine Meinung kann nicht schaden, denn sie ist nur unmaßgeblich, aber ich zweifle ganz erheblich, ob dieser verrupfte Vogel hier auch sei ein Nachtigallenthier? Seh' ich recht und hör' ich recht, ist er nur vom Spatzengeschlecht." „„Hast Du denn nie bei Onkel Eugène die Nachtigallen gehört und geseh'n? Gewiß, Du irrest sehr, ma bonne!"" rief das Fräulein, „„an jedem Ton erkennt man hier den gewiegten Sänger! Geh', ma bonne und säume nicht länger, bring' schnell ein Bauer, ich merke schon, Deine alten Ohren und Augen wollen auch nicht recht mehr taugen."" – Wenn Ihro Gnaden es so befehlen, wird es wohl eine Nachtigall sein," sprach die Alte und lächelte fein, „ist auch ein recht nettes Vögelein, kann's nicht verhehlen, voll nasser Federn und ohne Schweif," schmollte sie weiter und trippelte steif in's nächste Gemach und kam bald darnach mit dem gewünschten Bauer wieder, und leise und sachte ließ sie es nieder vor unserm Sänger, der heimlich lachte und Sprünge machte, und lustig sich schon als Nachtigall dachte. „Erlaubt ma bonne, daß ich's näher betrachte!" kicherte er, und sonder Besinnen umflog er den Käfig und streckte neugierig das Hälslein, und als er drinnen so manches Zuckerbröslein entdeckte, und feine Körnlein, die schwere Menge, da nahm er sich rasch einen kühnen Schwung, und mit einem Sprung saß die Nachtigall in der Enge. Das Fräulein aber freute sich sehr und dachte an Singen und Spielen nicht mehr. Jubelnd schloß sie das kleine Thor, die Alte schob schmunzelnd das Riegelchen vor, und in Fräuleins Boudoir gingen sie, und in den Erker hingen sie an Kettlein, zierlichen, schwanken, unter Blumen und Blätterranken das niedliche Bauer, und Spatz war entzückt, daß ihm dieser Handel so herrlich geglückt.

Mancherlei Schmeichelei sagte das Fräulein dem Spatzen vor, der sich

gemüthlich dabei bald ein Zuckerbröslein erkor, bald ein ölig Körnlein fraß und in seinem Käfig saß unter Singen, Pfeifen und Fressen als ob er niemals wo anders gesessen. Aber von dieser Stunde an für ihn auch ein herrliches Leben begann; von allen guten und süßen Dingen mußte die Alte der „Nachtigall“ bringen, und Fräulein gab ihm mit eigner Hand, was sie ganz Auserlesenes fand, und täglich durfte er mit ihr singen.

So waren der Tage mehrere schon dem Spatzen in hoher Wonne entfloh'n, als eines Tages zu seinem Gram das Fräulein ein wenig Kopfweh bekam. Da mußte die Nachtigall gleich aus dem Zimmer, das leidende Fräulein konnte nimmer länger ertragen ihr ewig' Geschrei, es trug ja so sehr zur Migräne bei, und täglich ging es nun schlimmer und schlimmer, und Spatz erlebte böse Zeit in eines Winkels Einsamkeit. Da saß er nun in seinem Bauer und konnte zuletzt nicht mehr singen vor Trauer, denn Niemand frug nach der Nachtigall mehr, das Futtertröglein stund immer leer, und nur die Kammerfrau allein warf manchmal ihm ein Paar Brocken hinein, und diese kamen selten genug; draußen aber war Sonnenschein, draußen schwangen im raschen Flug jubelnd empor sich der Haide Sänger, draußen rauschte mit schrillem Schrei hoch in den Lüften der Kraniche Zug über den Thürmen, den Wolken frei, draußen war Frühling und Freiheit und Glück, und unserm Spatzen ward immer bänger, trüber um's Herz, und er dachte zurück an seine Heimath, an Dörflein und Flur; ach, nur ein einzig', ein einzig' Mal nur sie wieder schauen die stillen Räume, die lieben Bäume, unter dem blauen Himmel, dem klaren, das kleine Nest, das so sicher und fest Alle geborgen, die lieb ihm waren; ach, nur noch einmal durch's Fensterlein gucken zur braunen Resel hinein! Aber da war keine Hand ihm zur Rettung gesandt, und Tag um Tag ging immer trüber an ihm vorüber. Wie flügellahm an dem Gitter saß er, und Zucker nur fraß er drei Tage schon, denn in seinem Börnlein lag nicht ein Körnlein, und ungemein mager und klein schrumpfte er ein.

Das Fräulein aber sang eben wieder vergnügt und heiter seine Lieder; Spatz hört' es nicht, ein anderer Klang hatte mächtig sein Herz getroffen, ein Klang voll Freiheit und Frühlingshoffen. Das Fenster stund offen und eine Lerche schwang sich über den Garten mit lautem Singen. Nun konnte Spatz sich nicht mehr bezwingen, wie viel auch der Federn verloren ihm gingen, die Flügel hob er und durch's Gitter schob er mit aller Gewalt seine

dürre Gestalt, und mit jauchzendem Schrei entflog er frei zum Garten wieder und auf knospendem Flieder ließ er frohlockend sich nieder. Aber nachher bedächtiglich sprach er: „Spatz, merk' dir's fein, und laß dir's zur Witzigung sein! Nachtigall bleibst du auf keinen Fall, auch nicht Künstler und Sänger! Mag nimmer länger hier weilen, will heimwärts eilen, denn diese Stadt hab' ich jetzt herzlich satt. Gesteh's unverhohlen, nicht hundert Dohlen schwätzen mich mehr, in die Gegend her; will fürder auf meinem Platz leben und sterben als ehrlicher Spatz. Ich war ein Esel, aber zur Resel, zu Vater und Mutter will ich wieder gehen!" Und so ist's auch geschehen.

Joseph Haydn.

Eine Skizze von **Franz Binder.**

II.

Aus Haydn's Kapellmeister-Zeit.

1.

In einer weingesegneten Gegend am Eingange von Ungarn, nicht sehr weit von der niederösterreichischen Grenze, anderthalb Stunden von Oedenburg entfernt, liegt das Städtchen, das Haydn's neue Heimath wurde: Eisenstadt, der Hauptsitz der an Schlössern und Herrschaften so reichen Fürsten Esterhazy. Das Städtchen ist nur klein, von kaum zweitausend Einwohnern bevölkert; um so großartiger breitet sich das Schloß des Fürsten aus, der ein Gebiet beherrschte wie ein kleiner König, mit dem herlichen Park, der sich terassenförmig an dem Leithagebirge hinaufwindet, und andern stattlichen Gebäulichkeiten und Anlagen. Ein großer Saal des Schlosses diente als Theater.

In der fürstlichen Residenz zu Eisenstadt begann nun ein sehr regsames, arbeit- und tonreiches Leben für den jungen Kapellmeister. Denn der Fürst Esterhazy war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Tonkunst, der seine Kapelle

viel beschäftigte, der Mannigfaltigkeit und Wechsel liebte und zum guten Alten immer wieder Neues verlangte. Da gab es denn für Haydn genug zu thun in Oper-, Kirchen- und Kammermusik. In allen Gebieten mußte Haydn componiren, mußte Alles selbst einstudieren und leiten, mußte nebenbei Unterricht geben und sogar sein Klavier im Orchester selber stimmen; vormals dirigirte nämlich der Kapellmeister nach italienischer Weise am Klavier.

Fast jeden Tag war irgend eine musikalische oder theatralische Unterhaltung im Schlosse. Kamen vollends die großen Jagden oder hohe Besuche aus Wien, dann löste eine Festlichkeit die andere ab. Da der Fürst selbst ein kunstbeflissener Dilettant war, der sein Instrument, das Bariton, mit Eifer und Geschick regierte, so mußte Haydn auch darauf Bedacht nehmen und als Componist dem Lieblingsinstrument seines Gebieters eine besondere Sorgfalt schenken. Und in der That, daran ließ er es nicht fehlen. Bezeigte er sich doch so unerschöpflich fruchtbar an eigenen Compositionen für das Bariton, daß im Verlauf der Jahre die Zahl dieser seiner Baritonstücke auf 163 sich belief. Mitunter gab es auch besondere feierliche Familienereignisse an dem kleinen Hofe, welche neue Compositionen hervorriefen. So hatte der junge Kapellmeister gleich in den ersten Jahren seines Amtes eine Hochzeitsoper zu schreiben: Acide e Galatea betitelt, eine vierstimmige Oper, welche zu Ehren der Vermählung des Grafen Anton Esterhazy mit Gräfin Therese Erdödy am 11. Januar 1763 zum erstenmal in Eisenstadt aufgeführt wurde.

Aus alledem ist leicht zu ermessen, daß Haydn's Tagesordnung mit Arbeit wohl ausgefüllt war. Aber die Arbeit lohnte sich! Was konnte einem frisch aufstrebenden Componisten erwünschter sein, als seine junge Kraft an schönen und großen Aufgaben zu messen, und seine musikalischen Versuche dann sogleich von einem Orchester ausgeführt zu sehen, das nach seinem Winke sich bewegte! Wie viele Tonsetzer harren jahrelang und oft vergeblich auf den Glückstag, wo ein gebietender Dirigent sich ihrer Geisteskinder erbarmt und ein Tonstück von ihnen zur Aufführung annimmt!

Auch ein Zweites fehlte Haydn nicht, was für das Gedeihen seiner Produktionen wichtig war: die ermuthigende Anerkennung seines Fürsten, der mit jedem Jahre sein Talent mehr zu schätzen wußte und zugleich sein lebensfröhliches Wesen liebgewann. Anfänglich nur Vicekapellmeister, durfte Haydn schon nach kurzer Frist in die Stelle des ersten Kapellmeisters vorrücken. Auch in andern Dingen gab ihm der Fürst von Zeit zu Zeit Beweise seines Wohl-

wollens und verstand seine kleinen Aufmerksamkeiten in so freundlicher Weise zu spenden, daß er das Herz des gutherzigen Musikers vollends an sich kettete. Durch die Güte des Fürsten besaß Haydn in Eisenstadt ein eigenes Haus und erfreute sich nun mit seiner jungen Frau — denn er hatte bald nach seiner Anstellung eine Wiener Bürgerstochter geheirathet — einer äußern Behaglichkeit, die er in seinem Dachstübchen zu Wien nicht gekannt hatte.

Haydn war seinem fürstlichen Mäcenas mit unbegrenzter Liebe und Hingebung zugethan, und da ihn dieser, als verständiger Musikfreund, auf dem musikalischen Gebiete ohne Zwang schalten und walten ließ, so konnte sich sein herrliches schöpferisches Talent in dieser abgeschiedenen Stille in voller Ungezwungenheit und ursprünglicher Frische entfalten. Dabei stand ihm ein Orchester zur Seite, das ihn in seinen Plänen und Ideen willig und freudig unterstützte, eine Genossenschaft von Künstlern, mit denen er in gemüthlich heiterer Gemeinsamkeit wie unter einem Dache lebte. Da war es denn für einen jungen hochbegabten Kapellmeister, in dessen Kopfe es von Melodien sprudelte, eine Lust zu erfinden und zu componiren, und es konnte nicht fehlen, daß bei seiner feurigen Beharrlichkeit zuletzt etwas Rechtes daraus wurde.

Haydn selber schildert dieses sein Verhältniß später gegen einen Freund mit folgenden bescheidenen, aber dennoch für den Kenner bezeichnenden Worten: „Mein Fürst war mit allen meinen Arbeiten zufrieden, ich erhielt Beifall, ich konnte als Chef eines Orchesters Versuche machen, beobachten, was den Eindruck hervorbringt und was ihn schwächt, also verbessern, zusetzen, wegschneiden, wagen. Ich war von der Welt abgesondert, Niemand in meiner Nähe konnte mich an mir selbst irre machen und quälen: und so mußte ich original werden."

Original, ja das ist er geworden! Und noch mehr als das: bahnbrechend in seinen Schöpfungen, so daß von ihm eine neue Zeit in der Geschichte der Musik beginnt — die schöne, liebliche, wie aus hellen Kinderaugen lachende, heiter naive Jugendzeit der neuen deutschen Kunst.

Daß er dieser Reigenführer, dieser Frühlingsverkünder werden sollte, daran dachte freilich Haydn damals in Eisenstadt selber noch nicht. Er folgte schlicht und recht dem Drange seines Genius und reihte in froher freudiger Schaffenslust Studie an Studie, Tonstück an Tonstück, wie es Amt und Muse gebot. Seine ersten Sonaten und Quartette sproßten hervor wie die Blumen des Feldes. Harmlos gab er sie in die Welt hinaus. Aber sie er=

quickten durch die unmittelbare Naturfrische der Empfindung, sie zündeten durch die kraftvolle Keckheit der Jugendlust, und die nachfolgenden wirkten epochemachend.

Seine erste Symphonie war es gewesen, welche dem Fürsten Esterhazy so wohl gefiel, daß er ihn in seine Dienste nahm. Und wahrlich, hier hatte er an der Klaue den Löwen erkannt. Als Kraft und Zuversicht erstarkte, welche köstlichen Werke hat da Haydn gerade in der symphonischen Gattung geliefert! Namentlich vom Jahre 1770 an, wo Haydn's schönste Blüthezeit, seine herrlichste Symphonienperiode anhebt, um dann mit jedem Jahre zuzunehmen und zuletzt in einer verschwenderischen Fülle sich zu entfalten, die geradezu Staunen erregt. Man schätzt heute die Zahl der Haydn'schen Symphonien, von denen leider mehrere verschollen sind, auf nicht weniger als 150. Und das sind keine schablonenmäßigen Werke, von welchen ein Dutzend genügt, um alle zu kennen, sondern es sind, wie ein kunstverständiger Beurtheiler (Riehl) sagt, „höchst lebensfrische, populäre, geist- und gemüthvolle Schöpfungen, in Stil und Inhalt äußerst vielfarbig nach großen Gruppen gegliedert, und gerade durch den unerschöpflichen Wechsel ihrer Charaktere bewundernswerth.“

Hier hat sich Haydn als den eigentlichen Großmeister der Instrumentalmusik erwiesen, die von ihm eine neue Aera datirt. Man sagt nicht zu viel, wenn man Haydn als den zweiten Schöpfer des Streich-Quartetts und der Symphonie bezeichnet.

* * *

2.

Auch in andern Gattungen hat Haydn seine Kraft erprobt. Denn seine Thätigkeit war die vielseitigste, die man sich denken kann, und manchmal nöthigte ihn sein Dienst zu Versuchen, die seiner Naturanlage weniger zusagend waren. Nicht Alles ist daher gelungen, manches ist veraltet, Anderes nur Gelegenheitswerk, wie es der Dienst am Hofe des Fürsten gerade verlangte — aber das Eine wie das Andere waren für den Tonkünstler Sprossen, auf denen er zur Höhe der Kunst emporstieg.

Von seinen Opern redet man heute wenig mehr. Sie waren eben Kinder ihrer Zeit und Geschmacksrichtung; für diese Zeit aber und für die kleinen Theaterverhältnisse im fürstlichen Schlosse waren sie nicht ohne Wirkung, und sie sagten dem dort herrschenden Geschmacke ungemein wohl zu. Denn bei der Anwesenheit hoher Personen kamen in der Regel neue Opern von Haydn zur Aufführung und erwarben sich Beifall. Man liebte damals vorzugsweise die komische und burleske Gattung, sogar die Marionetten-Oper, und von solcher Gattung waren auch die meisten Haydn'schen Opern, theils mit deutschem, theils mit italienischem Text.

Die scherzhafte Operette L'infedeltà delusa wurde zum erstenmal im September 1773 zu Esterhaz, in Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia, gegeben. Im gleichen Jahre entstand die kleine Operette „Philemon und Baucis," welche ein Lieblingsstück Maria Theresia's wurde. Bei der damaligen Anwesenheit der Monarchin im Schlosse zu Esterhaz war es ohne Zweifel, daß Haydn der in Huld und Anmuth strahlenden Kaiserin seine lustige Geschichte von dem „kaiserlichen Schilling" aus seiner Singknabenzeit erzählte, welche die leutselige Fürstin und die versammelte Gesellschaft in so heitere Stimmung versetzte.

Bald nachher wurde Haydn auf den Wunsch des kaiserlichen Hofes mit der Composition einer Oper für das Hoftheater in Wien beauftragt. Er willfahrte dem Verlangen mit Freuden und componirte „La vera costanza" (die wahre Beständigkeit). Aber als er mit der Musik fertig war und sie dem Hoftheater einreichte, begann der Neid und die Eifersucht der Kunstgenossen in Wien dagegen alle möglichen Ränke zu schmieden, um ihm das Spiel zu verderben. Die Kabalen waren in der That so groß, daß Haydn endlich aus Unmuth die Partitur wieder zurückzog und mit der Erklärung aus Wien abreiste: er wolle lieber die Oper nicht aufführen lassen, als noch länger gegen die Kabale kämpfen. Zu Hause erzählte er den ganzen Verlauf der Sache seinem Fürsten, der sein Verfahren billigte und die Oper nun im Schlosse zu Esterhaz aufführen ließ. Haydn hatte aber die Genugthuung, daß Kaiser Joseph, ein eifriger Musikfreund wie alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, hier unter den Zuhörern sich befand (1779). Unter den ernsten Opern war besonders noch seine „Armida," welche in Esterhaz viel Beifall erhielt und für seine beste erklärt wurde.

Weit entschiedener, als im Opernstil, trat Haydn's Beruf im Oratorien-

stil an's Licht, wie er denn mit Recht der Epiker und Lyriker des Instrumentalsatzes genannt wird, während Gluck und Mozart die beiden großen Dramatiker jener Zeit waren.

Haydn's erstes Oratorium hieß: Il Ritorno di Tobia (die Rückkehr des Tobias). Er schrieb es um das Jahr 1774 und sandte die Arbeit im Jahre 1778 zur Aufführung nach Wien, um auf Grund derselben die Aufnahme in die Wittwen- und Waisengesellschaft für Musiker zu erlangen. Haydn hatte keine Kinder, aber aus Fürsorge für seine Frau wünschte er die Aufnahme in den Verein. Diese wurde ihm gegen die vorschriftsmäßige Geldeinlage verwilligt, allein die Kabale schien auch jetzt noch nicht zu ruhen.

Das eingesandte Oratorium gewährte der genannten Gesellschaft eine Einnahme von tausend Gulden, und Haydn gab Hoffnung, auch später wieder, wenn es Zeit und Umstände ihm erlauben würden, das eine oder andere Tonstück zum Vortheil der Gesellschaft zu verfassen. Trotz dieses schönen freiwilligen Erbietens stellte der Vorstand dieser Gesellschaft hinterher die ungebührliche Forderung an Haydn, er müsse sich durch einen förmlichen, schriftlichen Revers verbindlich machen, auf jedesmaliges Verlangen Cantaten, Oratorien oder Symphonien für die Gesellschaft zu schreiben. Haydn's Befremden über eine so drückende Zumuthung war groß. Aus freien Stücken war er bereit, dem wohlthätigen Zwecke des Vereins zu dienen, aber sich einen Zwang auferlegen zu lassen, dünkte ihm unwürdig; wie sehr konnte eine solche Bedingung zur ungelegenen Zeit gegen ihn mißbraucht werden! „Die freien Künste," schrieb er zurück, „und die so schöne Wissenschaft der Composition dulden keine Handwerksfesseln. Frei muß das Gemüth und die Seele sein, wenn man den Wittwen dienen und sich Verdienst sammeln will." Der Fürst Esterhazy war so aufgebracht über die unziemliche Behandlung seines braven Kapellmeisters, daß er diesen bestimmte, seine Einlage von dem Wiener Verein wieder zurückzufordern. Haydn wandte sich in einem ausführlichen Schreiben an den Vorstand des Vereins, und da seine Vorstellungen dort kein Gehör fanden, so schied er aus der Gesellschaft wieder aus.

Damals war eben Haydn noch nicht der berühmte Haydn! Als er aber später von seiner Reise nach England als gefeierter Meister zurückkehrte, da wurde er, ohne es verlangt zu haben, von demselben Wiener Verein unentgeltlich zum Mitglied der Gesellschaft gewählt und in feierlicher Sitzung eingeführt.

Man hatte erkannt und sprach es aus, daß man ein früheres Unrecht gut machen müsse. So ändern sich die Zeiten und die Menschen mit ihnen!

Das erwähnte Oratorium hatte überhaupt eigenthümliche Schicksale. Nach Haydn's Tod hielt man die Composition lange für verloren, da sie seit dem Brand des Schlosses in Eisenstadt verschwunden war. Durch die Bemühungen des Generalmusikdirektors Franz Lachner wurde aber das Oratorium wieder aufgefunden und der Vergessenheit entrissen; in den Münchner Advent-Conzerten des Jahres 1861 gelangte „die Rückkehr des Tobias“ zum erstenmal nach der langen Ruhe wieder zur Aufführung.

Während Haydn in seiner österreichischen Heimath noch nicht überall die volle Anerkennung fand, war der Ruf des Kapellmeisters von Eisenstadt bereits über die deutschen Grenzen hinausgedrungen und hatte die Aufmerksamkeit vieler ehrlichen Musikfreunde im Auslande auf sich gezogen. Kurz nach jener Kränkung, die er in Wien erlebt, im Jahre 1780 ernannte ihn die Akademie der Philharmoniker in Modena zu ihrem Ehrenmitglied. Haydn sandte dann dieser Akademie dafür eine vierstimmige Cantate, welche er auf einen italienischen Text, ein Gedicht seines ehemaligen Gönners und Wohlthäters Metastasio, componirt hatte. Die Cantate heißt: „L'isola disabitata“ (die verödete Insel) und wurde von der genannten Akademie zu Modena 1785 aufgeführt.

Um dieselbe Zeit erhielt er von der Südspitze Spaniens eine Zuschrift, die ebenso ehrenvoll war, als sie für seine musikalische Produktion bedeutungsvoll wurde. Ein spanischer Domherr in Cadix wandte sich an Haydn mit der Aufforderung, eine Instrumentalmusik zu den sieben Worten des Erlösers am Kreuze zu componiren. Diese Composition sollte in Stimmung und Zeitdauer einer kirchlichen Feierlichkeit angemessen sein, welche alljährlich am Charfreitag in der Domkirche zu Cadix üblich war. Dem Ernst des Tages entsprechend, war die ganze Kathedrale in das Gewand der Trauer gehüllt; Wände, Fenster und Pfeiler waren mit schwarzem Tuch überzogen, und nur eine einzige große Lampe in der Mitte erleuchtete das heilige Dunkel. Zur bestimmten Stunde wurden alle Thüren geschlossen, und die Musik begann, welche in einer zweckmäßigen Introduktion die Feierlichkeit einleiten sollte. Darauf bestieg ein Domherr die Kanzel, sprach das erste der sieben Worte aus und stellte darüber eine kurze Betrachtung an. Nach derselben stieg er von der Kanzel herunter, um vor dem Bilde des Gekreuzigten sich auf die Kniee zu werfen

und sich in Gebet zu versenken. Die Pause, die dadurch eintrat, hatte nun die Musik auszufüllen. Der Domher betrat dann zum zweiten- und dritten-male die Kanzel und fuhr so fort, bis alle sieben Worte des Heilandes in ähnlicher Weise behandelt waren. Und jedesmal hatte die Musik mit dem Vortrag abzuwechseln, und die religiösen Empfindungen in der Sprache der Harmonien wiederzugeben.

Das war die Aufgabe, welche dem deutschen Componisten aus Andalusien zukam — ohne Frage ein höchst anziehendes, aber auch höchst schwieriges Problem. „Es war gewiß eine der schwersten Aufgaben" — sagt ein urtheilsfähiger Zeitgenosse Haydn's, Griesinger — „ohne untergelegten Text, aus freier Phantasie, sieben Adagio's auf einander folgen zu lassen, die den Zuhörer nicht ermüden, und in ihm alle Empfindungen wecken sollten, welche im Sinne eines jeden vom sterbenden Erlöser ausgesprochenen Wortes lagen." Haydn wagte sich an die Aufgabe, und so entstand das schöne Oratorium: „Die sieben Worte des Erlösers am Kreuze" (Passione instrumentale), welches Haydn selber noch im hohen Alter für eine seiner gelungensten Arbeiten hielt. Das Oratorium wanderte nach Cadix und ward in der dortigen Kathedrale am Charfreitag mit der eben geschilderten Feierlichkeit aufgeführt. Später verfaßte ein Domherr in Passau zu der Musik einen deutschen Text, mit welchem das Werk dann im Jahre 1801 gedruckt erschien. In Cadix selber war man so zufrieden mit seinem Werk, daß gleich darauf auch Klaviersonaten von Haydn dahin verlangt wurden. Ein spanischer Dichter aber, Namens Yriarte, feierte den deutschen Tonkünstler in seinem Lehrgedicht über die Tonkunst mit Versen voll bewundernder Anerkennung, in welchen nachfolgende Strophen vorkommen, die hinlänglich zeigen, wie sehr Haydn in Spanien schon um 1780 geehrt war. Sie lauten nach der Uebersetzung von Constantin v. Wurzbach:

Dir, wunderbarer Haydn, Dir allein
Verlieh die reizende Camöne
Die Kunst stets neu und immer reich zu sein.
Dir lieh sie jene Zaubertöne,
Die in das Ohr voll Ueberraschung schallen,
So oft erwidert immer noch gefallen.

Hier in Madrid, o Hoher! herrschet Deine
Musik im still sich übenden Vereine,
Und Deine Kunst ist uns'rer Liebe Lohn.

Mit heil'gem Laube krönt Dich täglich schon
Der Beifall, der Dir laut entgegenschallt,
Vom Strand' des Manzanares wiederhallt.

* *
*

3.

In dieser reichen Thätigkeit, bei bescheidenen, aber friedlichen Verhältnissen, verfloß dem wackern Kapellmeister Jahr um Jahr. Die Zufriedenheit und Gewogenheit seines fürstlichen Gönners blieb ihm unveränderlich und verbreitete über sein Leben einen milden heitern Schimmer. Schon war sein musikalischer Ruf bedeutend genug, daß auch sein Porträt, welches der Wiener Musikverleger Artaria durch Stich hatte vervielfältigen lassen, überallhin Absatz und Verbreitung fand. Seine trefflich geschulte Kapelle war ihm voll Eifer zugethan und folgte mit Bewunderung den kühnen Neuschöpfungen ihres Meisters, dessen geniales Talent sie täglich mehr würdigen, dessen gemüthliches Wesen sie täglich mehr lieben lernte. Unter den dreißig Mitgliedern derselben zählte er recht brave Künstler und geachtete Virtuosen, mit deutschen und italienischen Namen.

Den ersten Rang unter ihnen nahm der Violinvirtuose Luigi Tomasini ein, der vom Fürsten besonders gern gehört wurde und später den Titel eines Conzertmeisters erhielt. Ein jüngerer Bruder Haydn's, Johann Haydn, war als tüchtiger Sänger (Tenorist) in der fürstlichen Kapelle angestellt. Auch ein Bruder des berühmten Tonkünstlers Carl Maria von Weber, Fridolin von Weber, der seit 1784 Haydn's Schüler war, fand auf seine Verwendung eine Anstellung als Hof- und Kammermusikus in der Kapelle des Fürsten Esterhazy. Zu Haydn's Schülern zählen ferner: Johann Fuchs und Antonio Pulcelli, die bei der zweiten Violine mitwirkten. Der geschickte erste Violoncellist, Weigl, wurde der Vater eines noch geschickteren Sohnes, des nachmals sehr geschätzten Componisten Joseph Weigl, und Joseph Haydn war es, der dieses ächte Musikerkind im Jahre 1766 zu Eisenstadt aus der Taufe hob. Als dieses Haydn'sche Pathenkind in der Folge mit seiner ersten gelungenen Oper hervortrat, sandte ihm Haydn in heller

Freude seinen herzlichen Glückwunsch zu, welcher mit den schönen Worten beginnt: „Lieber Pathe! Da ich Sie nach Ihrer Geburt auf meinem Arme trug und das Vergnügen hatte, Ihr Taufpathe zu sein, flehte ich die Vorsehung an, Ihnen ein großes musikalisches Talent zu verleihen. Mein heißer Wunsch wurde erfüllt. Ich nehme den wärmsten Antheil an dem Beifall, den man Ihnen gab. Fahren Sie fort, liebster Pathe, diesen ächten Stil stets zu beobachten, damit Sie die Ausländer neuerdings überzeugen, was der Deutsche vermag." Joseph Weigl machte seinem Pathen alle Ehre; er wurde später Hofkapellmeister in Wien und ist am meisten berühmt geworden durch seine beliebte Oper: „die Schweizer-Familie," die heute noch gerne gehört wird. Seine Opern zeichnen sich aus durch Wärme und Zartheit des Gefühls, oder (mit Karl Maria v. Weber zu reden) durch eine „weiche Sammtmalerei," aber mit der kenntnißreichen, in allen Theilen sorgfältigen Gediegenheit der Haydn'schen Schule.

Trotz der vielfältigen Beschäftigung und der bienengleichen Arbeitsamkeit gebrach es dem Kapellmeister Haydn doch nicht an Erholung. Die beliebteste Unterhaltung bestand in Jagd und Fischerei, worin es der lebenslustige Musikus zu großer Geschicklichkeit brachte. Er wußte von manchem kleinen, komischen Jagdabenteuer zu erzählen, sprach in fröhlicher Gesellschaft wohl auch ein bischen Jägerlatein, und that sich auf manchen guten Schuß ein wenig zu gut. Insbesondere erfreute er sich an der Erinnerung, daß er einst mit einem Schusse drei Haselhühner erlegt habe, welche hernach auf die Tafel seiner geliebten Kaiserin Maria Theresia gelangten.

In den Sommermonaten wechselte der Aufenthalt des fürstlichen Hofes zwischen Eisenstadt und dem neu erbauten Schlosse zu Esterhaz, wo ebenfalls ein Theater eingerichtet war. Esterhaz (oder Estoras) liegt in der Nähe des Neusiedler See's, in einer sehr flachen öden Landschaft, welche dem annehmlichen Charakter der Gegend von Eisenstadt bedeutend nachstand, weßhalb die Mitglieder der Kapelle diesen Aufenthalt weniger liebten. Die Einförmigkeit desselben wurde jedoch vielfach durch glänzende Feste unterbrochen, welche der Fürst Esterhazy auf seinem Stammschlosse veranstaltete.

Während der Winterszeit kam der Fürst mit seinem Gefolge fast alljährlich auf mehrere Monate nach Wien, und das war für Haydn, der ebenfalls mitreiste, die liebste Erholungszeit. Das große musikalische Leben der Kaiserstadt übte eine erfrischende und belebende Wirkung auf seine eigene Produktion, und

bewahrte ihn vor den beirrenden Einflüssen der Vereinsamung. In den dortigen Künstlerkreisen hatte sein Name nun bereits einen guten Klang, und jüngere Talente, welche sich der Tonkunst widmen wollten, suchten seinen Rath und bemühten sich um die Ehre, seine Schüler zu heißen. Einer seiner bedeutendsten Schüler, der in jenen Jahren zu Wien weilte, war der Componist Pleyel; ihm folgten Romberg und Neukomm, die ebenfalls ganz tüchtige Tonsetzer wurden.*) Später kam selbst Beethoven nach Wien, um sich unter Haydn's Leitung in der Tonsetzkunst zu vervollkommnen.

Es war ein reichbelebter künstlerischer Verkehr, in dem er sich jedesmal zu Wien bewegte. In den wöchentlichen Gesellschaftskonzerten, welche der kunstfreundliche Geheimrath Ritter von Kees in seinem Hause veranstaltete, fand man die ersten Componisten der Kaiserstadt versammelt; Haydn fand sich häufig ein. Ebenso stand das Haus des Hofraths von Greiner, Vaters der Dichterin Karoline Pichler, bei allen Künstlern im freundlichsten Rufe. Haydn componirte Lieder von Greiner.

Unter der Zahl seiner Verehrer zu Wien nahm aber der Doktor Leopold von Genzinger, ein allgemein geachteter und sehr gesuchter Arzt, eine ganz bevorzugte Stelle ein. Haydn war mit ihm schon länger befreundet, da derselbe als Leibarzt des Fürsten Esterhazy öfters auch nach Eisenstadt kam; in Wien aber lernte er ihn als edlen Pfleger der Tonkunst schätzen. Ebenso kunstsinnig war des Doktors Gemahlin Maria Anna, geborne Edle von Kayser, eine geistreiche Frau von bedeutender musikalischer Bildung, in Gesang

---

*) Ignaz Pleyel, geb. 1757 zu Ruppersthal in Niederösterreich, kam um 1772 zu Haydn, bei dem er fünf Jahre wohnte und studirte, und wurde später Kapellmeister am Münster zu Straßburg.

Andreas Romberg, aus einer Musikerfamilie des Münsterlandes stammend, erfreute sich bei seinem Aufenthalt in Wien der wohlwollendsten Aufnahme und künstlerischen Förderung durch Haydn. Er componirte Schillers „Glocke."

Sigismund Neukomm, geb. 1778 zu Salzburg, genoß zuerst den Unterricht von Michael Haydn, dann von diesem an seinen Bruder empfohlen, bei Joseph Haydn. Im Jahre 1804 wurde er Kapellmeister der deutschen Oper in Petersburg und schrieb Opern, Cantaten und Oratorien. Er ist der dankbarste Schüler Haydn's, als dessen „Sohn" er sich stets in seinen Briefen nennt und unterzeichnet.

und Klavierspiel gleich ausgezeichnet. Sie brachte dem berühmten Componisten eine aufrichtige Bewunderung entgegen und hielt sich in musikalischen Dingen am liebsten an seinen Rath, wie hinwiederum auch Haydn ihrem schönen Talente und anmuthig edlen Wesen die wärmste Achtung schenkte. Schon wuchs auch eine musikalisch begabte Tochter heran, Josepha von Genzinger, deren liebliche Sopranstimme sich an Haydn'schen Gesängen übte; selbst ein jüngerer Knabe versuchte bereits in gleicher Weise seinen ersten jubilirenden Flügelschlag, und der gute Kapellmeister verschmähte es nicht, seiner kindlichen Stimme eigene Liedchen mundgerecht zu machen. Wenn Haydn in Wien weilte, war er jeden Sonntag Mittags in Genzingers Hause Gast, und nirgends fühlte er sich wohler als in diesem gemüthlichen Familienkreise.

Das gastfreundliche Haus dieses ebenso kunstliebenden als glücklichen Ehepaars im Schottenhof war überhaupt ein Sammelpunkt gefeierter musikalischer Namen. „Hier war es (sagt Th. v. Karajan), wo an Sonntagen ab und zu Männer wie Mozart, Dittersdorf, Albrechtsberger, Joseph und Michael Haydn stets willkommen waren, wo sie am Klaviere ihre neuesten Schöpfungen wohlwollenden Kennern vortrugen, bald Quartette veranstalteten, bald Symphonien selbst vorführten, kurz dem gemüthlichen Kreise gebildeter Bürger Genüsse bereiteten, die damals, wenn nicht an öffentlichen Orten, doch vorwiegend nur in den Palästen des Adels zu finden waren."

* * *

4.

Haydn war durch sein gutes Herz, seine joviale Laune und seine muntere Schalkhaftigkeit in der Gesellschaft überall und besonders unter seinen Kunstgenossen zu Eisenstadt beliebt, und zu manchem lustigen Scherze mußte er die Hand bieten, wozu ein Schalk gar leicht zu finden ist. Einem solchen launig lustigen Einfall verdankt die „Abschieds-Symphonie" ihre Entstehung. Die Veranlassung dazu ist folgende:

Fürst Esterhazy war wieder einmal beim Beginn des Sommers von Eisenstadt nach seinem Stammschloß Esterhaz übergesiedelt, und die vornehmsten

Mitglieder der Kapelle mußten ihm dahin folgen, indessen deren Familien in Eisenstadt zurückblieben. Sechs volle Monate dauerte der Aufenthalt in dem abgelegenen Herrschaftssitze, und die Musiker, die ohnehin die öde Gegend mit ihren endlosen Auen nicht besonders liebten, fingen an, sich nach ihren Familien zurückzusehnen. Als nun aber gar der Fürst sich wider alles Erwarten entschloß, bei der noch anhaltenden schönen Jahreszeit den Aufenthalt um einen weitern Monat zu verlängern, da waren die sehnsüchtigen Musiker, die sich schon auf die Heimkehr gefreut, auf's bitterste enttäuscht. Sie klagten ihre Noth dem Kapellmeister und fragten, ob auch er keinen Rath zu schaffen wisse, um den Fürsten zu baldiger Heimkehr zu bestimmen. Der gute Maestro, dem es ebenso um das Herz war, sann nach, wie man dem Fürsten das Verlangen auf eine zugleich schickliche und muntere Weise beibringen könne, und da er die offene Art seines kunstliebenden Gebieters kannte, auch wohl wußte, daß er auf musikalischem Gebiete sich schon etwas herausnehmen dürfe, so gerieth er auf den Einfall, den allgemeinen Wunsch seiner Genossen durch eine neue Symphonie kundzugeben.

Er warf in raschem Uebermuth eine kleine Symphonie auf das Papier, eigentlich ein Sextett in Fis moll, deren vier Sätze Wunsch und Sehnsucht, Unmuth und Bitte ausdrücken. Die Sache war aber so angelegt, daß ein Instrument nach dem andern verstummt, und daß jeder Mitspieler, sobald er mit seiner Partie zu Ende gekommen, schweigend sich zu entfernen hatte. — Die Mitspielenden waren von dem ergötzlichen Plane leicht verständigt und die neue Symphonie kam sofort eines Abends in Gegenwart des Fürsten zum Vortrag. Als nun aber im letzten Satz ein Musiker nach dem andern sein Licht vor dem Notenpult auslöschte und mit seinem Instrument unter dem Arme stracks von dannen ging, bis zuletzt nur noch ein einziger Violinspieler übrig war, nämlich Tomasini, den Haydn absichtlich zum Beschluß gewählt hatte, weil dessen Solospiel dem Fürsten besonders wohl gefiel — da war die Ueberraschung der Anwesenden nicht gering. Als jetzt auch Tomasini sich entfernte, stand der Fürst auf und sagte: „wenn sie alle weg gehen, so müssen wir auch gehen." Die Virtuosen aber hatten sich inzwischen im Vorzimmer versammelt und standen hier in gespannter Erwartung, welche Aufnahme die Sache bei ihrem Herrn finden möge. Der geistvolle Fürst hatte den pantomimischen, durch den Charakter des Tonstücks gehobenen Scherz gar wohl verstanden; er lächelte über den musikalischen Staatsstreich seines schelmischen Ka-

pellmeisters und sagte: „Haydn, ich habe es verstanden, morgen können die Herren alle reisen." Und in der That, am andern Morgen ward der Befehl zur Abreise von Esterhaz nach Eisenstadt gegeben! Die Symphonie hatte vollkommen ihre Wirkung gethan! Das ist die Entstehung der in der Musikwelt weiter bekannten „Abschieds-Symphonie."

Einen andern Scherz, zu dem er sich durch ein hingeworfenes Wort der Kaiserin Maria Theresia verleiten ließ, erzählt der Landschaftsmaler Dies, ein Hausfreund Haydn's, der es aus seinem eigenen Munde gehört. Als nämlich Maria Theresia einst während des ungarischen Landtags zu Preßburg weilte, ließ der Fürst Esterhazy sein ganzes Orchester dahin kommen und musikalische Unterhaltungen veranstalten. Eines Abends dirigirte Haydn ein Conzert, bei dem aus Liebhaberei auch mehrere Herren aus dem hohen Adel mitwirkten. Da ließ die fröhlich gestimmte Kaiserin den scherzhaften Wunsch verlauten: „sie möchte den Spaß sehen, was aus der Musik werden würde, wenn die Virtuosen plötzlich die Dilettanten im Stiche ließen." Haydn, der ein feines Gehör hatte, fing wie im Flug die Worte der wohlgelaunten Kaiserin auf, und ein muthwilliger Gedanke durchzuckte seinen Kopf. Er verabredete sich mit Tomasini: er solle, sobald er sähe, daß Haydn sich entferne, die Quinte (obere Saite) auf seiner Violine sprengen und um den weitern Verlauf der Musik sich nicht kümmern. Die Symphonie beginnt. Bei einer schwierigen Stelle reißt Haydn unbemerkt seine Quinte ab und will sich entfernen; in dem Augenblick jedoch bietet ihm der neben ihm spielende Dilettant seine eigene Violine an. Schnell besonnen zieht Haydn sein Sacktuch aus der Tasche, hält es sich vor die Nase, wie Jemand, der Nasenbluten hat, und drückt sich beiseite. Nun läßt auch Tomasini seine Saite springen und pausirt. Die Symphonie fängt an, in die Brüche zu gehen; das Zusammenspiel wankt und schwankt und löst sich nach wenig Takten in ein munteres Durcheinander auf. So war der Wunsch der Kaiserin durch einen raschen Schwank aus dem Stegreif verwirklicht, der, weil er arglos gemeint war, die vornehme Gesellschaft in ein fröhliches Gelächter versetzte. Auf die kurze Disharmonie aber folgten schnell ausgleichend die lieblichsten Harmonien, und der Abend schloß unter lebenslustigen Menschen froh, wie er begonnen.

Zu den Anekdoten, welche aus dieser schwankreichen Kapellmeisterzeit Haydns erzählt werden, gehört auch die sagenhafte Geschichte von der „Ochsen-Menuette." Nicht wahr? Der Titel klingt ein wenig kurios, für eine feine

Hochzeitsmelodie fast etwas zu grob. Allein so lautet nun einmal dieser Titel, und er mag sich selber rechtfertigen. Hören wir!

Ein aus Rohrau (Haydn's Heimathort) gebürtiger wohlhabender Fleischer hatte seinen berühmten Landsmann mit der Bitte angegangen, ihm für den bevorstehenden Hochzeitstag seiner Tochter eine Tanzmelodie zu componiren. Haydn, der in seiner Gutmüthigkeit sich immer gern bereit finden ließ, sagte zu und hielt Wort: die Tochter des Fleischers hielt ihren Hochzeitsgang unter den Klängen einer Haydn'schen Menuette. Der wackere Fleischer war aber nicht undankbar, und gedachte, als ehrlicher Biedermann, seinen gefälligen Landsmann mit einer würdigen Gegengabe auf seine Art zu belohnen. Und siehe da, was geschieht? Eines Abends spät wird Haydn durch Musikklänge aus der Ruhe geweckt, die ihm gar wohl bekannt lauten: es war nichts anderes als die jüngst componirte Hochzeitsmenuette. Er steht auf, eilt an's Fenster und sieht unten eine Truppe blasender Spielleute und in ihrer Mitte einen bekränzten Ochsen stehen. Alsbald tritt auch der Meister Fleischer aus Rohrau hervor, um dem verwunderten Kapellmeister die erläuternde Mittheilung zu machen, daß er ihm für sein hochzeitliches Tonstück den schönsten Ochsen zum Geschenk ausersehen habe und unter den Klängen seiner Menuette ihm nun zuführe. Ohne Zweifel ist Haydn für seine Compositionen nicht immer so kräftig und nahrhaft belohnt worden. Ein solches Geschenk ließ sich hören und noch besser essen. Ob der bekränzte Ochse seine festliche Stimme etwa auch in jene Abendmusik gemischt habe, ist nicht bekannt. Die Menuette aber erhielt von daher den Namen: „die Ochsenmenuette."

Hier mag auch noch, des ebenso seltsamen Titels wegen, das „Rasirmesser-Quartett" erwähnt werden, dessen Entstehung übrigens in eine spätere Periode fällt. Haydn, der sich selbst zu rasiren pflegte, klagte über die schlimmen Uebel eines stumpfen Rasirmessers, als er, eben in der sauren Arbeit des Rasirens begriffen, den Besuch des Musikverlegers Bland aus London bei sich hatte. „Ach, Herr Bland," rief er unter den Martern seines kratzenden Instrumentes aus, „ich wollte eine meiner besten Compositionen dafür geben, wenn ich nur ein englisches Rasirmesser hätte." Da kann geholfen werden, meinte der kluge Herr Bland, eilte in seine nahgelegene Wohnung, holte sein bestes Paar und überreichte es dem Kapellmeister. Haydn sah sich beim Wort genommen und so reichte er denn dem Musikverleger eines seiner ungedruckten Quartette als Gegengabe. Ein recht artiger Tausch! Bland ver-

legte es und nannte die so erworbene Composition das „Rasirmesser-Quartett.“ Und sicher hat er damit keinen üblen Schnitt gemacht!

Aus all’ diesen kleinen Zügen leuchtet nicht bloß ein jovialer Humor, sondern auch eine gutmüthige Menschenfreundlichkeit, welche Haydn in allen Lebenslagen nie verließ. Wie sehr diese dienstwillige Gutmüthigkeit bereits auch in weiteren Kreisen bekannt war, davon geben die oft komischen Anlässe, durch welche sein Talent in Anspruch genommen wurde, eine Ahnung. So erhielt Haydn einmal (um 1780) von einem ihm unbekannten jungen Fräulein, der Tochter eines Offiziers, aus Coburg einen Brief, worin er gebeten wurde, ein Lied zu componiren, dessen Text dem Briefe beigelegt war, und der nichts geringeres behandelte als — die Geschichte vom klugen Pudel. Diese Geschichte ist nun ganz artig und lautet, wie folgt:

Ein Hauptmann, mit dem das Fräulein in Coburg verlobt war, hatte einen sehr klugen und vortrefflich abgerichteten Pudel, auf den er große Stücke hielt. Eines Tages machte dieser Hauptmann mit einem Freunde einen Spaziergang, wobei er so viel Rühmliches von den Talenten seines getreuen Pudels zu sagen hatte, daß der begleitende Freund ungläubig den Kopf schüttelte. Es kam zu einer Wette. Der Hauptmann legte einen Thaler unter ein Gebüsch in’s dunkle Gras, mit der Versicherung, auch nach meilenweiter Entfernung müßte der Hund das Versteckte wieder finden. Man wanderte darauf in Begleitung des Hundes nach Hause. Dort rief der Hauptmann seinem Pudel das gewohnte: Such verloren! Und der gehorsame Pudel lief den langen Weg zurück, nach dem Eigenthum seines Herrn spürend, kam aber zu dessen großer Ueberraschung dieselbe Nacht nicht mehr nach Hause. Mittlerweile war nämlich ein reisender Handwerksbursche, ein Schneidergeselle, des gleichen Weges gekommen, und hatte sich ermüdet in den Schatten jenes Gebüsches niedergelegt. Mit den Grashalmen spielend, erblickte er den Thaler und steckte ihn vergnügt in seine Tasche. Bald darauf kam der Pudel, witterte das Versteck des Thalers und bewegte sich nun mit schmeichelnden Sprüngen um den Handwerksburschen und folgte ihm auch, als er weiter ging. Das Schneiderlein, hoch erfreut, in einer Stunde einen Thaler und einen Pudel gefunden zu haben, nahm ihn mit sich nach der Herberge in der Stadt, und Abends in seine Schlafkammer. Der Pudel bewachte während der Nacht die Kleider des schlafenden Schneiders; als aber am frühen Morgen die Kammerthür geöffnet wurde, schlich er mit den Beinkleidern des schlaftrunkenen Schneiders hinaus

und brachte den Bündel mitsammt dem Thaler seinem Herrn. Die Wette war gewonnen.

Dieses kleine Abenteuer war in Verse gebracht unter dem Titel: „Der schlaue und dienstfertige Pudel," und nun wünschte das Fräulein, das auch sang, eine Composition dazu, um damit ihrem Bräutigam eine Ueberraschung zu bereiten. Sie schrieb dem Kapellmeister, sie wäre arm, sie habe aber sein gutes Herz rühmen hören, und hoffe, er werde sich mit dem beigelegten Dukaten als Honorar begnügen. So naiv die Zumuthung war und so seltsam die Aufgabe für eine Composition — Haydn war gutherzig genug, das Lied zu componiren. Aber auch hier verläugnete er seinen harmlosen Humor nicht: mit dem fertigen Liede schickte er dem Mädchen den beigelegten Dukaten zurück, und erbat sich als Zeichen des Dankes nur ein Paar von ihrer Hand gearbeitete Strumpfbänder. Diese kamen denn auch richtig an, zwei Bänder aus rother und weißer Seide mit einer gemalten Guirlande von Vergißmeinnicht! Haydn bewahrte sie auf und zeigte sie in vergnügten Stunden lächelnd seinen Freunden. Das Lied aber wurde später gedruckt und kam im Musikverlag von Breitkopf und Härtel zu Leipzig heraus (1806).

* * *

5.

Dreißig volle Jahre verbrachte Haydn im Dienste des Fürsten Esterhazy, und keine Verlockung von auswärts war im Stande, ihn seinem fürstlichen Gönner abtrünnig zu machen. Es läßt sich denken, daß der lange Aufenthalt an einem kleinen abgelegenen Orte in Ungarn einer so beweglichen Künstlernatur wie Haydn manchmal durch seine Gleichförmigkeit schwer fiel, und die Sehnsucht in ihm weckte nach einem erweiterten Wirkungskreis. Es sind Briefe von ihm vorhanden, worin diese Sehnsucht gar lebendig sich vernehmen läßt und die Klage über seine Vereinsamung gegen vertraute Freunde mehr als einmal hervorbricht. Namentlich war dieß der Fall, wenn er von dem gewöhnlichen Winteraufenthalt in Wien, wo ihn jedesmal das bewegte Kunstleben der

fröhlichen Kaiserstadt mit neuen großen Eindrücken erfüllte, wieder nach der endlos flachen und sumpfigen Einöde des Schlosses Esterhaz zurückkehren mußte, wo sein Fürst in den letzten Jahren fast beständig residirte. Da überschlich ihn dann wohl für eine Weile die Wehmuth, und seine vertraulichen Briefe an die befreundete Familie Genzinger gaben davon Widerhall.

Aber weder eine solche Stimmung, die sein von Natur frohsinniges Gemüth bald wieder überwand, noch Anerbietungen von auswärts vermochten ihm den Dienst bei seinem theuren Fürsten zu verleiden. An Anträgen solcher Art fehlte es nicht, zumal als sein musikalischer Ruf immer heller in die Fernen drang. Namentlich aus England waren wiederholte Einladungen zu einer längeren Kunstreise an ihn gekommen, die gar lockend und vielverheißend klangen. Denn Haydn's Quartette und Symphonien waren längst auch über den Aermel-Kanal hinübergedrungen und in London bereits so beliebt, daß sein Name jedem Conzert-Programm die beste Empfehlung war. Allein die Rücksicht auf seinen Fürsten vermochte zuletzt jedesmal den Reiz der großen Verlockung zu überwinden. Im März 1790 lud ihn der Fürst von Oettingen-Wallerstein durch ein schmeichelhaftes Handschreiben zu sich an seinen Herrschaftssitz ein, und um dieser Aufforderung mehr Gewicht zu geben, legte er dem Schreiben eine niedliche, vierunddreißig Dukaten schwere, goldene Tabatiere als Geschenk für den Kapellmeister bei. Dieses fürstliche Geschenk machte Haydn viele Freude. Aber da in jenen Tagen der alte Fürst Esterhazy durch den Tod seiner geliebten Gemahlin in tiefe Trauer versetzt worden war, so konnte es der brave Kapellmeister nicht über das Herz bringen, seinen betrübten Herrn zu verlassen und dem Rufe eines Andern zu folgen.

All' diese Versuche und Versuchungen scheiterten an der treuen Anhänglichkeit des Meisters an seinen guten Fürsten, dem er sich zu immerwährendem Dank verpflichtet glaubte. Er vergaß es dem Fürsten Esterhazy nicht, daß er ihn in jungen Jahren und in bedrängter Zeit in seinen Dienst gezogen; daß er dann die ehrenvolle Stellung, die er ihm geschaffen, durch wiederholt erhöhte Besoldung auch äußerlich angenehm zu machen suchte; daß er ihm überhaupt in mancher schwierigen Lebenslage durch freundliche Gnadenerweise thatkräftig zur Seite gestanden war. Zweimal hatte Haydn der Unfall betroffen, daß ihm sein Häuschen in Eisenstadt abbrannte, wobei leider auch mehrere größere Compositionen ein Raub der Flammen wurden, und jedesmal hatte ihm der

Fürst Esterhazy das Häuschen wieder aufbauen und mit neuem Hausrath einrichten lassen. Solche und andere Akte der Großmuth hatten um Haydn's dankbares Herz eine Kette geschlungen, die ihn untrennbar an seinen guten Mäcen und Beschützer gefesselt hielt. Seine Ergebenheit gegen diesen war so herzlich und treu, daß er in einem bewegten Moment gelobte, seinen alten Herrn nie zu verlassen, bis der Tod sie trennen würde. Und in der That, nur der Tod konnte dieses schöne Band zwischen Gönner und Schützling lösen.

Am 28. September 1790, ein halbes Jahr nach dem Hingang seiner tiefbetrauerten fürstlichen Gemahlin Maria Elisabeth, starb der Fürst Nikolaus Esterhazy von Galantha, im Alter von 76 Jahren. Er hatte seinen treuen Kapellmeister auch in seinem Testamente nicht vergessen, sondern ihn mit einer lebenslänglichen Jahrespension von tausend Gulden bedacht. Diesem Ruhegehalte fügte der Sohn und Nachfolger, Fürst Paul Anton Esterhazy, aus freiem Antrieb noch weitere vierhundert Gulden hinzu, ohne ihm eine fernere Verpflichtung in seinem Dienste aufzuerlegen. Da dieser Fürst nämlich kein besonderer Freund der Musik war, so wurde die Kapelle aufgelöst; Haydn jedoch behielt den Titel eines fürstlichen Kapellmeisters.

Nun sah sich Haydn mit einemmal in eine unabhängige Lage versetzt, und nichts hinderte ihn mehr, nach Wien überzusiedeln, wohin ihn längst seine Neigung zog und wo er nun ganz seinen Entwürfen leben konnte. Er verkaufte daher sein Häuschen in Eisenstadt, und zog mit seiner kleinen Habe nach der Kaiserstadt an der Donau, wo seine Ankunft in allen Kreisen der Kunstfreunde mit Freude und Verehrung begrüßt ward. Namentlich in dem gastlichen Hause der uns bereits bekannten kunstliebenden Familie von Genzinger begann nun wieder ein frohes musikalisches Leben und ein von den vorzüglichsten Künstlern gesuchter gemüthlicher Verkehr, dessen Mittelpunkt Meister Haydn war.

Hier fand sich besonders Mozart in diesen Tagen oft mit Haydn zusammen, und die beiden größten und berühmtesten Tonkünstler ihrer Zeit, der Dramatiker und der Epiker des Instrumentalsatzes, verkehrten mit einander in der herzlichsten, neidlosesten Weise, wie sie beider Männer gleich würdig war. Sie gaben der ganzen musikalischen Welt ein nachahmungswerthes Beispiel eines edlen, eifersuchtlosen, nur auf die Sache, auf das höchste Ziel gerichteten

Wettstreits. Haydn sprach mit liebender Anerkennung und rückhaltloser Bewunderung von den „Meisterwerken des großen Mozart," den er freimüthig für den größten Componisten der Welt erklärte; und der um mehr als zwanzig Jahre jüngere Mozart nannte Haydn gern seinen „Papa", wie denn dieser ihm eine wahrhaft väterliche Zuneigung erwies. Mozart hatte aber auch seinen väterlichen Meister tüchtig studirt und bekannte es, daß er diesem Studium viel verdanke. „Ich habe von Haydn erst gelernt, wie man Quartetten schreiben müsse," äußerte er einst. Aus diesem Grunde hat er denn auch eine Sammlung von sechs Streichquartetten Haydn gewidmet.

Als einmal ein Musiker über Haydn'sche Compositionen sich eine übelwillige Kritik erlaubte, klopfte ihm Mozart lächelnd auf die Schulter und rief: „Wenn man uns beide zusammenschmilzt, wird noch lange kein Haydn d'raus." Ein Anderer richtete, als eben ein neues Quartett von Haydn gespielt wurde, bei einem kühnen Uebergang naserümpfend an Mozart die Frage: „Das klingt fremd; hätten wohl Sie so geschrieben?" Darauf erwiderte der bescheidene Mozart: „Schwerlich, so wenig wie Sie. Wissen Sie aber auch, warum? Weil weder Sie noch ich auf diesen Einfall gekommen wären." Und wieder einmal äußerte Mozart das schöne Wort, das aus seinem Munde doppelt schön klingt: „Keiner aber kann so Alles: schäckern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung, und Alles gleich gut, als Joseph Haydn!"

So urtheilte der geniale liebenswürdige Componist der Zauberflöte und des Don Juan von Vater Haydn.

Und damals stand Haydn noch keineswegs am Ende seiner Laufbahn. Sein Gestirn hatte den Höhebogen noch nicht überschritten. Er ging seinen glänzendsten Tagen erst entgegen; diese aber gingen ihm jenseits des Kanals, in England auf.

Friedrich Wilhelm III. von Preußen und die Bäuerin.

Von **Karl Zastrow.**

(Mit Bild).

An einem schönen heiteren Tage im Monat September des Jahres 1825 sah man einen kleinen Handwagen, mit mehreren blechernen Milchkannen beladen und von einem Esel gezogen, zum Brandenburger-Thor der Stadt Berlin hereinkommen. Neben dem Wagen schritt eine Frau in mittleren Jahren einher. Der kurze rothwollene Rock, die blaucarrirte Schürze und das rothe um den Kopf geschlungene Tuch ließen sofort eine jener Bäuerinnen erkennen, welche aus den umliegenden Dörfern kamen, um die Hausfrauen der Residenz mit frischer Milch zu versorgen. Die trübselige Miene der Frau ließ jedoch auf irgend einen Kummer schließen, der ihr Herz belasten mochte, auch war sie heute im hohen Grade einsilbig und hatte nicht wie sonst ein Scherzwort oder einen freundlichen Gruß für die jungen Frauen und Mädchen, welche an ihren Wagen kamen, auf den Lippen.

Als sie endlich die prächtige Lindenallee zu Ende gekommen war und ihren Vorrath abgesetzt hatte, lenkte sie über die Schloßbrücke weg dem großen, freien Platze zu, welchen das alte, imposante Königsschloß beherrscht. Hier hielt sie den Wagen an, stellte sich neben den Esel und blickte unverwandt nach den Fenstern des ersten Stockwerks des mächtigen Gebäudes empor.

Der König Friedrich Wilhelm III. war soeben aufgestanden. In seiner bis an den Hals zugeknöpften Morgen-Uniform am Fenster stehend, die Hände seiner Gewohnheit gemäß auf dem Rücken zusammengelegt, hörte er ruhig auf den Vortrag seines General-Adjutanten, des Generals der Kavallerie von Holleben, als sein Blick plötzlich auf die vor dem Schlosse haltende Milchhändlerin fiel, von der er jedoch, da er fast gänzlich durch die weißen, faltigen Vorhänge verborgen war, nicht gesehen werden konnte.

„Was mag die Frau da unten wollen?“ fragte der König, nachdem er sie eine Zeitlang aufmerksam beobachtet hatte.

Der Adjutant warf nun auch einen Blick auf die Straße hinab und erwiderte:

„Majestät! die Frau hat jedenfalls ein Anliegen an Ew. Majestät. Sie

trägt ein Papier in der rechten Hand. Das mag eine Bittschrift sein, und wenn sie Ew. Majestät am Fenster bemerkt, dann wird sie wohl das Schreiben in die Höhe halten, um auf diese Weise Gelegenheit zu gewinnen, ihr Anliegen persönlich in Hochdero Hände legen zu können."

„So, so," meinte der König lächelnd und einen Blick auf die Uhr werfend, setzte er hinzu: „wir wollen der guten Alten die Sache bequemer machen. Kommen Sie, Holleben! begleiten Sie mich auf meinem Morgenspaziergange. Ich werde die Frau fragen, was sie auf dem Herzen hat. Aber — strenges Inkognito, Holleben! Sie verstehen mich?"

„Zu Befehlen, Ew. Majestät!"

Hierauf klingelte der König und gebot dem eintretenden Kammerdiener, einen einfachen Civil-Anzug herbeizubringen. Mit diesem vertauschte er sodann seine Uniform und verließ, von dem Adjutanten begleitet, das Schloß.

Auf der Straße angelangt, befahl er dem General, die Linden-Allee hinunter zu gehen. Er selbst schritt quer über den Straßendamm auf die Frau zu und redete sie mit den Worten an:

„Guten Morgen, Mütterchen! Ihr wollt gewiß den König sprechen?"

„Ach ja, lieber Herr!" erwiderte die Frau treuherzig, „hab' eine dringende Bitte an unsern allergnädigsten Landesvater. Muß ihn heut' noch sprechen und denk', er wird mir's von seinem Fenster aus wohl vom Gesicht lesen, daß ich große Trauer im Herzen hab' und daß es mir schlecht geht. Meinen's nicht auch, lieber Herr?"

„Was habt Ihr denn eigentlich?" fragte Friedrich Wilhelm.

„Ja, sehen Sie, lieber Herr! da ist mein Sohn, der Niklas. Der ist die einzige Stütze in unserer Wirthschaft, denn mein Mann ist schon seit Jahr und Tag krank. Nun soll der arme Junge aber Soldat werden. Da muß unsere Wirthschaft zu Grunde gehen, und nun will ich den König bitten, damit er's macht, daß unser Niklas freikommt."

„Den Gefallen wird Euch der König schon thun," meinte Friedrich Wilhelm III. lächelnd.

„Nicht wahr? das sag' ich auch!" rief die Frau mit aufleuchtendem Blicke. „Unser König ist gar ein so braver Herr und weiß Alles so vortrefflich einzurichten. Warum sollt' er's nicht thun?"

„Wenn ich ihn nur zu sehen kriegte," fuhr sie fort, indem sie mit sehnsüchtigem Blicke die Fensterreihe im ersten Stock musterte, „man sagte mir

doch, er käm' allmorgendlich an's Fenster; aber er mag wohl heut' gerade die Zeit verschlafen haben. Wenn ich Jemand bei meinem Fuhrwerk hätte, da thät' ich schon hineingehen in's Schloß, und würd' mir den König aufsuchen."

Der Monarch befand sich in jener leutseligen Stimmung, die es so oft selbst den geringsten seiner Unterthanen möglich machte, sich ihm zu nahen und eine Bitte persönlich vorzutragen. Heute aber war er noch überdies ganz besonders guter Laune und zum Scherzen aufgelegt, und so beschloß er, auf den Wunsch der Bäuerin einzugehen. In der heitersten Stimmung sagte er:

„Wenn es weiter nichts ist, Mütterchen! bei Eurem Fuhrwerk will ich schon bleiben und redlich aufpassen, daß Euch nichts gestohlen wird. Geht nur dreist hinein in's Schloß und gebt Eure Bittschrift an den König selbst ab."

„Ihr seid ein grundgütiger Herr," sagte die Milchhändlerin freundlich, „nun! ich verlang's nicht umsonst!"

Rasch wandte sie sich nach diesen Worten und begab sich durch das hohe Portal in den Schloßhof, worauf sie das Innere des Schlosses aufsuchte. Nach ungefähr zehn Minuten erschien sie jedoch wieder bei ihrem Wagen. Ihr Antlitz hatte einen Ausdruck von Zerstreutheit und Bedenklichkeit angenommen.

„Nun? Habt Ihr den König gefunden?" redete der Monarch sie an.

„Ach nein!" erwiderte sie kleinlaut, „ich war zu spät gekommen. Der Herr König war nicht mehr daheim."

„Und an wen habt Ihr denn nun die Bittschrift abgegeben?" fragte Friedrich Wilhelm, den das treuherzige und dabei so überaus unbeholfene Wesen der Alten mehr und mehr belustigte.

„Ja, da war so ein militärischer Herr in Uniform und hatte auf der Brust mehrere Orden. Der nahm mir das Ding aus der Hand und sagte, es wäre gut. Die Sache würde besorgt werden. Und als ich dann noch fragte, ob der Herr König auch ja die Schrift bekäme, meinte er, das verstände sich ganz von selbst und es wär' so gut, als ob ich sie an die Majestät selbst abgegeben hätte."

„Hm, hm!" meinte der König lächelnd.

„Meint Ihr, daß ich nicht recht gethan hätte?" fragte die Bäuerin ängstlich.

„Seid außer Sorgen, Mütterchen!" tröstete sie der Monarch. „Ihr werdet Bescheid bekommen und hoffentlich einen guten. Etwas kann ich auch dazu beitragen und will es von Herzen gern thun."

„Ach! ich habe es ja gleich gesagt, Ihr seid ein vortrefflicher Mann!" rief die Frau erfreut. „Nun dank' ich Euch vielmals und da habt Ihr auch Etwas für Eure Gefälligkeit."

Mit diesen Worten überreichte sie dem Könige ein Zweigroschenstück, welches dieser lachend in Empfang nahm und sich dann sogleich von der wohlwollenden Gönnerin verabschiedete; denn der seltsame Handel hatte bereits einige Zuschauer herbeigelockt und wenn, was nicht ausbleiben konnte, der Haufen sich vergrößerte, so mußte der König unfehlbar erkannt werden, was ihm jedoch keineswegs erwünscht gekommen wäre.

Mit raschem Schritte ging er die Linden hinunter und hatte bald den Adjutanten eingeholt. „Sehen Sie hier, Holleben!" rief er lachend, indem er das Geldstück dem General zeigte, „da habe ich mir heute als König schon Etwas verdient. Morgenstunde hat Gold im Munde."

Er erzählte heiter den Vorfall und ließ sich, als er in das Schloß zurückgekehrt war, sogleich die Bittschrift übergeben. Noch an demselben Tage wurde die Untersuchung eingeleitet, welche die Wahrheit der in dem Bittgesuch enthaltenen Angaben herausstellte. Wenige Tage später erhielt die Bäuerin ein mit dem Staatssiegel verschlossenes Schreiben, welches die Benachrichtigung enthielt, daß ihr Sohn vom Militärdienst für immer befreit sein sollte.

Kaum vier Wochen waren seit jenem Vorfall vergangen, als man dem König meldete, es sei eine Bauersfrau vor dem Portal, die schon den ganzen Vormittag warte, und sich nicht abweisen lassen wolle. Auf alle an sie gerichteten Fragen erwidere sie nur, sie müsse Seine Majestät persönlich sprechen. Es sei eine Sache von großer Wichtigkeit.

„So laßt sie hereinkommen," bestimmte der Monarch.

Einige Minuten darauf trat die Frau ein, in welcher der König sogleich die Milchverkäuferin wieder erkannte, deren Sohn er vom Militärdienst befreit hatte. Kaum aber hatte sie einen Blick auf das Antlitz des Herrschers geworfen, der, ruhig ihre Anrede erwartend, mit verschränkten Armen vor ihr stand, als ein heftiger Schreck sie zusammenfahren ließ.

„Mein Gott, Herr König!" rief sie bestürzt, „Sie sind ja der Herr, der damals" —

„Auf Ihren Esel aufpaßte, damit er nicht durchging, Mütterchen!" unterbrach sie der König lachend.

„Ach! Du meine himmlische Güte! was werden Sie nun von mir denken,

Herr König? Ich wußte es ja gar nicht, daß Sie es selbst waren," klagte die Bäuerin, indem sie das Körbchen, welches sie in der rechten Hand trug, zur Erde gleiten ließ.

„Laßt es gut sein," beruhigte sie der Monarch. „Sagt mir vielmehr, was Euch jetzt zu mir führt!"

„Ja, ich wollt' dem Herrn König so gerne meine Erkenntlichkeit beweisen;" fuhr die Bäuerin fort, „da habe ich schöne, frische Butter und mehrere vortreffliche Sahnenkäse bereitet; so schön, wie sie Niemand in der Umgegend fertig kriegt. Nicht wahr, Majestät? oder wie man den Herrn König sonst titulirt, Sie nehmen's doch an, was aus treuem Herzen kommt und gern gegeben wird?"

Sie nahm nach diesen Worten das blendend weiße Linnentuch, welches über den Korb gebreitet war, ab, und der Blick des Königs fiel auf mehrere sauber in Weinblätter eingeschlagene Käse und Butterstücke.

In hohem Grade ergötzt von der Herzensgüte der Frau sagte Friedrich Wilhelm III. freundlich:

„Ihr seid eine brave vortreffliche Hausfrau. Euer Fabrikat soll mir vortrefflich munden und ich verspreche Euch, daß Eure Freundlichkeit bei mir in gutem Andenken bleiben wird."

Hocherfreut, ihre Gabe so gut aufgenommen zu sehen, entfernte sich die Bäuerin und konnte hinfort nicht genug die Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit des Landesvaters preisen.

Tanne und Birke.

Von **Kolb.**

Tief d'rinn im Wald an kühlem Bach
Ein Büblein lag im Grase,
Da fiel ein Tannenwispel, ach,
Herab auf seine Nase.

„Au!“ — schrie der Knab’, „das war nicht fein,
Der Zapfen traf mein Nasenbein,
Die Birke muß ich loben,
Da hängt kein Wispel droben!“

„Ei!“ rief die Tanne, „Kind Du hast
Nicht immer so gesprochen,
Weißt Du, daß von der Birke Ast
Die Ruthe man gebrochen?
Die Ruthe gab Dir manchen Schlag,
Ich aber hab’ am Weihnachtstag,
Gemacht Dir manche Freude,
In meinem Festtagskleide.“

„Wohl,“ sprach die Birke, „hast Du Recht,
Doch darfst Du mich nicht zanken,
Noch von der Ruthe sprechen schlecht,
Man hat ihr viel zu danken.
Wenn sie nicht wär’ mit ihrem Schreck,
So ging die Arbeit nicht vom Fleck,
Statt frohen Weihnachtstagen,
Gäb’s Thränen nur und Klagen.“

Joseph Haydn.

Eine Skizze von **Franz Binder.**

III.

Haydn in London.

I.

Meister Haydn war in Wien noch kaum recht warm und seßhaft geworden, als er einen Besuch empfing, der für ihn entscheidende Folgen hatte.

Eines Abends, im Spätherbst des Jahres 1790, trat der Violinspieler und Orchester-Direktor Salomon, der als Agent des Londoner Theaterunternehmers Gallini eben Italien bereist hatte, bei Haydn ein und stellte sich dem schlichten Meister kurzangebunden mit den Worten vor: „Ich bin Salomon aus London, und komme, Sie nach England abzuholen!" Ein großes Wort, gelassen ausgesprochen! — mochte Haydn denken. Der Name des Mannes klang ihm allerdings nicht ganz unbekannt. Es war derselbe Mann, der ihn schon einmal, etliche Jahre früher, zu Conzerten nach London zu kommen aufgefordert hatte, und dem dann Haydn mit der Erklärung geantwortet, daß er seinen alten Fürsten nicht verlasse. Nun, da Haydn frei war, hoffte jener, ihn zu dem Plane zu gewinnen. Aber der schüchterne Meister sträubte sich auch jetzt anfänglich gegen das Ansinnen, denn die Sache schien bei seinem vorgerückten Alter und der Entlegenheit des Landes doch ein wenig gewagt. Haydn stand bereits in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahre, und die Verkehrsverhältnisse des vorigen Jahrhunderts waren ganz dazu angethan, von einer so großen Reise abzuschrecken.

Indeß, der redefertige Salomon schlug alle Einwendungen siegreich aus dem Feld, und zugleich bot er ihm, der bisher doch immerhin in beschränkten Verhältnissen gelebt hatte, so glänzende Bedingungen, daß sein Widerstand wankend wurde. Für sechs neue Symphonien, die Haydn in London componiren und in zwölf Conzerten persönlich dirigiren sollte, wurden ihm 500 Pfd. Sterling (6000 fl.) geboten, und außerdem war ihm ein eigenes Benefice-Conzert zu 200 Pfd. Sterling zum Voraus garantirt. Es stand ihm also eine feste, ganz stattliche Einnahme zum Vorhinein gesichert. Als nun auch der junge Fürst Esterhazy, ohne dessen Einwilligung der gewissenhafte Mann aus dankbarer Anhänglichkeit keinen Entschluß fassen wollte, seine Zustimmung gab, da wurde die Reise beschlossen und der Vertrag unterzeichnet.

Ungern sah Mozart seinen lieben Vater Haydn scheiden. Anfangs hatte er ihm sogar abgeredet, da er die Beschwerlichkeiten solcher Kunstfahrten aus eigener Erfahrung kannte. In wohlmeinender Treuherzigkeit warf er einmal das Wort hin: „Papa, Sie werden sich schwer in die große Welt finden, und reden zu wenig Sprachen." Haydn gab hierauf die schöne Antwort, die gewiß Keinem rascher einleuchtete als Mozart: „O, meine Sprache versteht man durch die ganze Welt!" Ja, die Sprache der Musik ist eine Weltsprache, eine Welt erfreuende, Welt beglückende Sprache, die über alle Oceane

reicht. Haydn sprach übrigens leidlich gut französisch und ausgezeichnet gut italienisch, welch letztere Sprache er ungemein liebte.

Großen Antheil an dem Unternehmen bezeigte auch die gesammte Familie Genzinger, die für Haydns Ehre und Wohlergehen eine wahrhaft herzliche Sorge trug und ihm mit Rath und That treulich zur Seite stand. Er mußte der Frau von Genzinger briefliche Berichte aus London versprechen, und dieser Zusage verdankt die Nachwelt so manche werthvolle Mittheilung, die sonst vergessen geblieben wäre.

Als der Abschiedstag kam, vermochte Mozart sich der Wehmuth nicht ganz zu erwehren. An diesem Tage verließ er seinen verehrten „Papa" Haydn nicht; er speiste noch mit ihm zusammen, und als ob ihn eine Ahnung seines eigenen frühen Todes beschlichen hätte, sagte er beim herzlichen Abschiede zu Haydn: „Wir werden uns wohl heute das letzte Lebewohl in diesem Leben sagen!" Beider Augen füllten sich in diesem Augenblick mit Thränen, und so schieden sie mit brüderlicher Umarmung — für immer. Ach, er hatte nur zu richtig geahnt! Noch war kein volles Jahr verflossen, so ruhte der Fürst der Melodien, der 35jährige Mozart, im Grabe. Als die Kunde von seinem Tode zu Haydn nach London drang, wollte dieser die Nachricht kaum glauben. Er brach in bittere Thränen aus, und schrieb in schmerzlicher Wehklage an Frau von Genzinger: „Die Nachwelt bekommt nicht in hundert Jahren ein solch' Talent!" Und noch viel später sagte er zu einem Musikfreunde, der ihn um Rath fragte, ob ein Ankauf der von der Wittwe Mozarts angekündigten Manuscripte rathsam sei, voll uneigennützigem Eifer: „Kaufen Sie dieselben unbedingt. Er war in Wahrheit ein großer Musiker. Ich werde oft von meinen Freunden damit geschmeichelt, einiges Genie zu haben — doch er stand weit über mir!"

* * *

2.

Am 15. Dezember 1790 trat Haydn seine große Reise mit Salomon von Wien aus nach England an. Sie fuhren über München an den Rhein,

und verbrachten in Bonn, der Vaterstadt Salomons, die Weihnachtstage. Bonn war damals die Residenz des Kurfürsten von Köln, und der Erzbischof Maximilian Franz, der diesen geistlichen Fürstenstuhl einnahm, war ein Sohn der Kaiserin Maria Theresia, von dem Haydn wohl wußte, daß er, wie die ganze kaiserliche Familie, ein großer Musikfreund sei. Als sie am Sonntag dem Hochamte in der Kirche beiwohnten, hörten sie vom Musikchor eine Haydn'sche Messe vortragen — ein gar lieber Willkomm für den überraschten Meister. Aber die Ueberraschung wurde noch größer, als am Schlusse des Gottesdienstes ein Mann sich näherte, welcher Haydn einlud ihm in das Oratorium zu folgen. Hier fand er zu seinem Erstaunen den Kurfürsten, der ihn erwartete und ihm zum Gruße freundlich die Hand reichte, worauf er ihn den Mitgliedern seiner Kapelle vorstellte. „Da mache ich Sie", sagte er zu diesen, „mit Ihrem von Ihnen so hochgeschätzten Haydn bekannt." Zum Schlusse lud er den berühmten Reisenden an seine Tafel. Allein Haydn hatte bereits mit einigen Persönlichkeiten der Stadt sich zu einem kleinen Mahle in seinem Gasthofe verabredet, und da er Wort halten wollte, so entschuldigte er sich in bester Form bei dem Fürsten, der ihn auch huldreich entließ. Haydn begab sich mit Salomon nach Hause, aber wie erstaunte er auf's neue, als er Mittags die auf wenige Gedecke berechnete Gasttafel zu einem Dutzend von Gedecken erweitert und die tüchtigsten Musiker um sich versammelt fand, welche alle auf Veranstaltung und auf Kosten des aufmerksamen Kurfürsten geladen waren, um dem österreichischen Tonmeister ihre Huldigung darzubringen! Das war ein freundliches und glückverheißendes Intermezzo der Reise.

Am 1. Januar 1791 bestieg Haydn in Calais, nachdem er das neue Jahr früh Morgens mit frommem Gebet in der Kirche begonnen, das Schiff zur Ueberfahrt nach Dover, blieb während der ganzen Fahrt auf dem Verdeck, um, wie er sich ausdrückt, „das ungeheure Thier, das Meer, sattsam zu betrachten", und traf nicht ohne Beschwerde, aber glücklich in London ein, das ihn in den ersten Tagen durch seine riesenhafte Größe, seine Merkwürdigkeiten und Wunderdinge in Erstaunen setzte.

Aber auch seine Ankunft rief in der Weltstadt Aufsehen hervor. Kaum war der Name Haydn durch die englischen Zeitungen gelaufen, da sah sich der schlichte Mann von Besuchen und Einladungen fast erdrückt. Die angesehensten Künstler, einheimische und fremde, beeilten sich dem deutschen Meister ihre Hochachtung zu bezeigen.

Wettstreits. Haydn sprach mit liebender Anerkennung und rückhaltloser Bewunderung von den „Meisterwerken des großen Mozart," den er freimüthig für den größten Componisten der Welt erklärte; und der um mehr als zwanzig Jahre jüngere Mozart nannte Haydn gern seinen „Papa", wie denn dieser ihm eine wahrhaft väterliche Zuneigung erwies. Mozart hatte aber auch seinen väterlichen Meister tüchtig studirt und bekannte es, daß er diesem Studium viel verdanke. „Ich habe von Haydn erst gelernt, wie man Quartetten schreiben müsse," äußerte er einst. Aus diesem Grunde hat er denn auch eine Sammlung von sechs Streichquartetten Haydn gewidmet.

Als einmal ein Musiker über Haydn'sche Compositionen sich eine übelwillige Kritik erlaubte, klopfte ihm Mozart lächelnd auf die Schulter und rief: „Wenn man uns beide zusammenschmilzt, wird noch lange kein Haydn d'raus." Ein Anderer richtete, als eben ein neues Quartett von Haydn gespielt wurde, bei einem kühnen Uebergang naserümpfend an Mozart die Frage: „Das klingt fremd; hätten wohl Sie so geschrieben?" Darauf erwiderte der bescheidene Mozart: „Schwerlich, so wenig wie Sie. Wissen Sie aber auch, warum? Weil weder Sie noch ich auf diesen Einfall gekommen wären." Und wieder einmal äußerte Mozart das schöne Wort, das aus seinem Munde doppelt schön klingt: „Keiner aber kann so Alles: schäckern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung, und Alles gleich gut, als Joseph Haydn!"

So urtheilte der geniale liebenswürdige Componist der Zauberflöte und des Don Juan von Vater Haydn.

Und damals stand Haydn noch keineswegs am Ende seiner Laufbahn. Sein Gestirn hatte den Höhebogen noch nicht überschritten. Er ging seinen glänzendsten Tagen erst entgegen; diese aber gingen ihm jenseits des Kanals, in England auf.

Friedrich Wilhelm III. von Preußen und die Bäuerin.

Von **Karl Zastrow.**

(Mit Bild).

An einem schönen heiteren Tage im Monat September des Jahres 1825 sah man einen kleinen Handwagen, mit mehreren blechernen Milchkannen beladen und von einem Esel gezogen, zum Brandenburger-Thor der Stadt Berlin hereinkommen. Neben dem Wagen schritt eine Frau in mittleren Jahren einher. Der kurze rothwollene Rock, die blaucarrirte Schürze und das rothe um den Kopf geschlungene Tuch ließen sofort eine jener Bäuerinnen erkennen, welche aus den umliegenden Dörfern kamen, um die Hausfrauen der Residenz mit frischer Milch zu versorgen. Die trübselige Miene der Frau ließ jedoch auf irgend einen Kummer schließen, der ihr Herz belasten mochte, auch war sie heute im hohen Grade einsilbig und hatte nicht wie sonst ein Scherzwort oder einen freundlichen Gruß für die jungen Frauen und Mädchen, welche an ihren Wagen kamen, auf den Lippen.

Als sie endlich die prächtige Lindenallee zu Ende gekommen war und ihren Vorrath abgesetzt hatte, lenkte sie über die Schloßbrücke weg dem großen, freien Platze zu, welchen das alte, imposante Königsschloß beherrscht. Hier hielt sie den Wagen an, stellte sich neben den Esel und blickte unverwandt nach den Fenstern des ersten Stockwerks des mächtigen Gebäudes empor.

Der König Friedrich Wilhelm III. war soeben aufgestanden. In seiner bis an den Hals zugeknöpften Morgen-Uniform am Fenster stehend, die Hände seiner Gewohnheit gemäß auf dem Rücken zusammengelegt, hörte er ruhig auf den Vortrag seines General-Adjutanten, des Generals der Kavallerie von Holleben, als sein Blick plötzlich auf die vor dem Schlosse haltende Milchhändlerin fiel, von der er jedoch, da er fast gänzlich durch die weißen, faltigen Vorhänge verborgen war, nicht gesehen werden konnte.

„Was mag die Frau da unten wollen?“ fragte der König, nachdem er sie eine Zeitlang aufmerksam beobachtet hatte.

Der Adjutant warf nun auch einen Blick auf die Straße hinab und erwiderte:

„Majestät! die Frau hat jedenfalls ein Anliegen an Ew. Majestät. Sie

trägt ein Papier in der rechten Hand. Das mag eine Bittschrift sein, und wenn sie Ew. Majestät am Fenster bemerkt, dann wird sie wohl das Schreiben in die Höhe halten, um auf diese Weise Gelegenheit zu gewinnen, ihr Anliegen persönlich in Hochdero Hände legen zu können."

„So, so," meinte der König lächelnd und einen Blick auf die Uhr werfend, setzte er hinzu: „wir wollen der guten Alten die Sache bequemer machen. Kommen Sie, Holleben! begleiten Sie mich auf meinem Morgenspaziergange. Ich werde die Frau fragen, was sie auf dem Herzen hat. Aber — strenges Inkognito, Holleben! Sie verstehen mich?"

„Zu Befehlen, Ew. Majestät!"

Hierauf klingelte der König und gebot dem eintretenden Kammerdiener, einen einfachen Civil-Anzug herbeizubringen. Mit diesem vertauschte er sodann seine Uniform und verließ, von dem Adjutanten begleitet, das Schloß.

Auf der Straße angelangt, befahl er dem General, die Linden-Allee hinunter zu gehen. Er selbst schritt quer über den Straßendamm auf die Frau zu und redete sie mit den Worten an:

„Guten Morgen, Mütterchen! Ihr wollt gewiß den König sprechen?"

„Ach ja, lieber Herr!" erwiderte die Frau treuherzig, „hab' eine dringende Bitte an unsern allergnädigsten Landesvater. Muß ihn heut' noch sprechen und denk', er wird mir's von seinem Fenster aus wohl vom Gesicht lesen, daß ich große Trauer im Herzen hab' und daß es mir schlecht geht. Meinen's nicht auch, lieber Herr?"

„Was habt Ihr denn eigentlich?" fragte Friedrich Wilhelm.

„Ja, sehen Sie, lieber Herr! da ist mein Sohn, der Niklas. Der ist die einzige Stütze in unserer Wirthschaft, denn mein Mann ist schon seit Jahr und Tag krank. Nun soll der arme Junge aber Soldat werden. Da muß unsere Wirthschaft zu Grunde gehen, und nun will ich den König bitten, damit er's macht, daß unser Niklas freikommt."

„Den Gefallen wird Euch der König schon thun," meinte Friedrich Wilhelm III. lächelnd.

„Nicht wahr? das sag' ich auch!" rief die Frau mit aufleuchtendem Blicke. „Unser König ist gar ein so braver Herr und weiß Alles so vortrefflich einzurichten. Warum sollt' er's nicht thun?"

„Wenn ich ihn nur zu sehen kriegte," fuhr sie fort, indem sie mit sehnsüchtigem Blicke die Fensterreihe im ersten Stock musterte, „man sagte mir

doch, er käm' allmorgendlich an's Fenster; aber er mag wohl heut' gerade die Zeit verschlafen haben. Wenn ich Jemand bei meinem Fuhrwerk hätte, da thät' ich schon hineingehen in's Schloß, und würd' mir den König aufsuchen."

Der Monarch befand sich in jener leutseligen Stimmung, die es so oft selbst den geringsten seiner Unterthanen möglich machte, sich ihm zu nahen und eine Bitte persönlich vorzutragen. Heute aber war er noch überdies ganz besonders guter Laune und zum Scherzen aufgelegt, und so beschloß er, auf den Wunsch der Bäuerin einzugehen. In der heitersten Stimmung sagte er:

„Wenn es weiter nichts ist, Mütterchen! bei Eurem Fuhrwerk will ich schon bleiben und redlich aufpassen, daß Euch nichts gestohlen wird. Geht nur dreist hinein in's Schloß und gebt Eure Bittschrift an den König selbst ab."

„Ihr seid ein grundgütiger Herr," sagte die Milchhändlerin freundlich, „nun! ich verlang's nicht umsonst!"

Rasch wandte sie sich nach diesen Worten und begab sich durch das hohe Portal in den Schloßhof, worauf sie das Innere des Schlosses aufsuchte. Nach ungefähr zehn Minuten erschien sie jedoch wieder bei ihrem Wagen. Ihr Antlitz hatte einen Ausdruck von Zerstreutheit und Bedenklichkeit angenommen.

„Nun? Habt Ihr den König gefunden?" redete der Monarch sie an.

„Ach nein!" erwiderte sie kleinlaut, „ich war zu spät gekommen. Der Herr König war nicht mehr daheim."

„Und an wen habt Ihr denn nun die Bittschrift abgegeben?" fragte Friedrich Wilhelm, den das treuherzige und dabei so überaus unbeholfene Wesen der Alten mehr und mehr belustigte.

„Ja, da war so ein militärischer Herr in Uniform und hatte auf der Brust mehrere Orden. Der nahm mir das Ding aus der Hand und sagte, es wäre gut. Die Sache würde besorgt werden. Und als ich dann noch fragte, ob der Herr König auch ja die Schrift bekäme, meinte er, das verstände sich ganz von selbst und es wär' so gut, als ob ich sie an die Majestät selbst abgegeben hätte."

„Hm, hm!" meinte der König lächelnd.

„Meint Ihr, daß ich nicht recht gethan hätte?" fragte die Bäuerin ängstlich.

„Seid außer Sorgen, Mütterchen!" tröstete sie der Monarch. „Ihr werdet Bescheid bekommen und hoffentlich einen guten. Etwas kann ich auch dazu beitragen und will es von Herzen gern thun."

„Ach! ich habe es ja gleich gesagt, Ihr seid ein vortrefflicher Mann!" rief die Frau erfreut. „Nun dank' ich Euch vielmals und da habt Ihr auch Etwas für Eure Gefälligkeit."

Mit diesen Worten überreichte sie dem Könige ein Zweigroschenstück, welches dieser lachend in Empfang nahm und sich dann sogleich von der wohlwollenden Gönnerin verabschiedete; denn der seltsame Handel hatte bereits einige Zuschauer herbeigelockt und wenn, was nicht ausbleiben konnte, der Haufen sich vergrößerte, so mußte der König unfehlbar erkannt werden, was ihm jedoch keineswegs erwünscht gekommen wäre.

Mit raschem Schritte ging er die Linden hinunter und hatte bald den Adjutanten eingeholt. „Sehen Sie hier, Holleben!" rief er lachend, indem er das Geldstück dem General zeigte, „da habe ich mir heute als König schon Etwas verdient. Morgenstunde hat Gold im Munde."

Er erzählte heiter den Vorfall und ließ sich, als er in das Schloß zurückgekehrt war, sogleich die Bittschrift übergeben. Noch an demselben Tage wurde die Untersuchung eingeleitet, welche die Wahrheit der in dem Bittgesuch enthaltenen Angaben herausstellte. Wenige Tage später erhielt die Bäuerin ein mit dem Staatssiegel verschlossenes Schreiben, welches die Benachrichtigung enthielt, daß ihr Sohn vom Militärdienst für immer befreit sein sollte.

Kaum vier Wochen waren seit jenem Vorfall vergangen, als man dem König meldete, es sei eine Bauersfrau vor dem Portal, die schon den ganzen Vormittag warte, und sich nicht abweisen lassen wolle. Auf alle an sie gerichteten Fragen erwidere sie nur, sie müsse Seine Majestät persönlich sprechen. Es sei eine Sache von großer Wichtigkeit.

„So laßt sie hereinkommen," bestimmte der Monarch.

Einige Minuten darauf trat die Frau ein, in welcher der König sogleich die Milchverkäuferin wieder erkannte, deren Sohn er vom Militärdienst befreit hatte. Kaum aber hatte sie einen Blick auf das Antlitz des Herrschers geworfen, der, ruhig ihre Anrede erwartend, mit verschränkten Armen vor ihr stand, als ein heftiger Schreck sie zusammenfahren ließ.

„Mein Gott, Herr König!" rief sie bestürzt, „Sie sind ja der Herr, der damals" —

„Auf Ihren Esel aufpaßte, damit er nicht durchging, Mütterchen!" unterbrach sie der König lachend.

„Ach! Du meine himmlische Güte! was werden Sie nun von mir denken,

Herr König? Ich wußte es ja gar nicht, daß Sie es selbst waren," klagte die Bäuerin, indem sie das Körbchen, welches sie in der rechten Hand trug, zur Erde gleiten ließ.

„Laßt es gut sein," beruhigte sie der Monarch. „Sagt mir vielmehr, was Euch jetzt zu mir führt!"

„Ja, ich wollt' dem Herrn König so gerne meine Erkenntlichkeit beweisen;" fuhr die Bäuerin fort, „da habe ich schöne, frische Butter und mehrere vortreffliche Sahnenkäse bereitet; so schön, wie sie Niemand in der Umgegend fertig kriegt. Nicht wahr, Majestät? oder wie man den Herrn König sonst titulirt, Sie nehmen's doch an, was aus treuem Herzen kommt und gern gegeben wird?"

Sie nahm nach diesen Worten das blendend weiße Linnentuch, welches über den Korb gebreitet war, ab, und der Blick des Königs fiel auf mehrere sauber in Weinblätter eingeschlagene Käse und Butterstücke.

In hohem Grade ergötzt von der Herzensgüte der Frau sagte Friedrich Wilhelm III. freundlich:

„Ihr seid eine brave vortreffliche Hausfrau. Euer Fabrikat soll mir vortrefflich munden und ich verspreche Euch, daß Eure Freundlichkeit bei mir in gutem Andenken bleiben wird."

Hocherfreut, ihre Gabe so gut aufgenommen zu sehen, entfernte sich die Bäuerin und konnte hinfort nicht genug die Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit des Landesvaters preisen.

Tanne und Birke.

Von **Kolb.**

Tief d'rinn im Wald an kühlem Bach
Ein Büblein lag im Grase,
Da fiel ein Tannenwispel, ach,
Herab auf seine Nase.

„Au!“ — schrie der Knab', „das war nicht fein,
Der Zapfen traf mein Nasenbein,
Die Birke muß ich loben,
Da hängt kein Wispel droben!“

„Ei!“ rief die Tanne, „Kind Du hast
Nicht immer so gesprochen,
Weißt Du, daß von der Birke Ast
Die Ruthe man gebrochen?
Die Ruthe gab Dir manchen Schlag,
Ich aber hab' am Weihnachtstag,
Gemacht Dir manche Freude,
In meinem Festtagskleide.“

„Wohl,“ sprach die Birke, „hast Du Recht,
Doch darfst Du mich nicht zanken,
Noch von der Ruthe sprechen schlecht,
Man hat ihr viel zu danken.
Wenn sie nicht wär' mit ihrem Schreck,
So ging die Arbeit nicht vom Fleck,
Statt frohen Weihnachtstagen,
Gäb's Thränen nur und Klagen.“

Joseph Haydn.

Eine Skizze von **Franz Binder.**

III.

Haydn in London.

I.

Meister Haydn war in Wien noch kaum recht warm und seßhaft geworden, als er einen Besuch empfing, der für ihn entscheidende Folgen hatte.

Eines Abends, im Spätherbst des Jahres 1790, trat der Violinspieler und Orchester-Direktor Salomon, der als Agent des Londoner Theaterunternehmers Gallini eben Italien bereist hatte, bei Haydn ein und stellte sich dem schlichten Meister kurzangebunden mit den Worten vor: „Ich bin Salomon aus London, und komme, Sie nach England abzuholen!" Ein großes Wort, gelassen ausgesprochen! — mochte Haydn denken. Der Name des Mannes klang ihm allerdings nicht ganz unbekannt. Es war derselbe Mann, der ihn schon einmal, etliche Jahre früher, zu Conzerten nach London zu kommen aufgefordert hatte, und dem dann Haydn mit der Erklärung geantwortet, daß er seinen alten Fürsten nicht verlasse. Nun, da Haydn frei war, hoffte jener, ihn zu dem Plane zu gewinnen. Aber der schüchterne Meister sträubte sich auch jetzt anfänglich gegen das Ansinnen, denn die Sache schien bei seinem vorgerückten Alter und der Entlegenheit des Landes doch ein wenig gewagt. Haydn stand bereits in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahre, und die Verkehrsverhältnisse des vorigen Jahrhunderts waren ganz dazu angethan, von einer so großen Reise abzuschrecken.

Indeß, der redefertige Salomon schlug alle Einwendungen siegreich aus dem Feld, und zugleich bot er ihm, der bisher doch immerhin in beschränkten Verhältnissen gelebt hatte, so glänzende Bedingungen, daß sein Widerstand wankend wurde. Für sechs neue Symphonien, die Haydn in London componiren und in zwölf Conzerten persönlich dirigiren sollte, wurden ihm 500 Pfd. Sterling (6000 fl.) geboten, und außerdem war ihm ein eigenes Benefice-Conzert zu 200 Pfd. Sterling zum Voraus garantirt. Es stand ihm also eine feste, ganz stattliche Einnahme zum Vorhinein gesichert. Als nun auch der junge Fürst Esterhazy, ohne dessen Einwilligung der gewissenhafte Mann aus dankbarer Anhänglichkeit keinen Entschluß fassen wollte, seine Zustimmung gab, da wurde die Reise beschlossen und der Vertrag unterzeichnet.

Ungern sah Mozart seinen lieben Vater Haydn scheiden. Anfangs hatte er ihm sogar abgeredet, da er die Beschwerlichkeiten solcher Kunstfahrten aus eigener Erfahrung kannte. In wohlmeinender Treuherzigkeit warf er einmal das Wort hin: „Papa, Sie werden sich schwer in die große Welt finden, und reden zu wenig Sprachen." Haydn gab hierauf die schöne Antwort, die gewiß Keinem rascher einleuchtete als Mozart: „O, meine Sprache versteht man durch die ganze Welt!" Ja, die Sprache der Musik ist eine Weltsprache, eine Welt erfreuende, Welt beglückende Sprache, die über alle Oceane

reicht. Haydn sprach übrigens leidlich gut französisch und ausgezeichnet gut italienisch, welch letztere Sprache er ungemein liebte.

Großen Antheil an dem Unternehmen bezeigte auch die gesammte Familie Genzinger, die für Haydns Ehre und Wohlergehen eine wahrhaft herzliche Sorge trug und ihm mit Rath und That treulich zur Seite stand. Er mußte der Frau von Genzinger briefliche Berichte aus London versprechen, und dieser Zusage verdankt die Nachwelt so manche werthvolle Mittheilung, die sonst vergessen geblieben wäre.

Als der Abschiedstag kam, vermochte Mozart sich der Wehmuth nicht ganz zu erwehren. An diesem Tage verließ er seinen verehrten „Papa" Haydn nicht; er speiste noch mit ihm zusammen, und als ob ihn eine Ahnung seines eigenen frühen Todes beschlichen hätte, sagte er beim herzlichen Abschiede zu Haydn: „Wir werden uns wohl heute das letzte Lebewohl in diesem Leben sagen!" Beider Augen füllten sich in diesem Augenblick mit Thränen, und so schieden sie mit brüderlicher Umarmung — für immer. Ach, er hatte nur zu richtig geahnt! Noch war kein volles Jahr verflossen, so ruhte der Fürst der Melodien, der 35jährige Mozart, im Grabe. Als die Kunde von seinem Tode zu Haydn nach London drang, wollte dieser die Nachricht kaum glauben. Er brach in bittere Thränen aus, und schrieb in schmerzlicher Wehklage an Frau von Genzinger: „Die Nachwelt bekommt nicht in hundert Jahren ein solch' Talent!" Und noch viel später sagte er zu einem Musikfreunde, der ihn um Rath fragte, ob ein Ankauf der von der Wittwe Mozarts angekündigten Manuscripte rathsam sei, voll uneigennützigem Eifer: „Kaufen Sie dieselben unbedingt. Er war in Wahrheit ein großer Musiker. Ich werde oft von meinen Freunden damit geschmeichelt, einiges Genie zu haben — doch er stand weit über mir!"

* * *

2.

Am 15. Dezember 1790 trat Haydn seine große Reise mit Salomon von Wien aus nach England an. Sie fuhren über München an den Rhein,

und verbrachten in **Bonn**, der Vaterstadt Salomons, die Weihnachtstage. Bonn war damals die Residenz des Kurfürsten von Köln, und der Erzbischof Maximilian Franz, der diesen geistlichen Fürstenstuhl einnahm, war ein Sohn der Kaiserin Maria Theresia, von dem Haydn wohl wußte, daß er, wie die ganze kaiserliche Familie, ein großer Musikfreund sei. Als sie am Sonntag dem Hochamte in der Kirche beiwohnten, hörten sie vom Musikchor eine Haydn'sche Messe vortragen — ein gar lieber Willkomm für den überraschten Meister. Aber die Ueberraschung wurde noch größer, als am Schlusse des Gottesdienstes ein Mann sich näherte, welcher Haydn einlud ihm in das Oratorium zu folgen. Hier fand er zu seinem Erstaunen den Kurfürsten, der ihn erwartete und ihm zum Gruße freundlich die Hand reichte, worauf er ihn den Mitgliedern seiner Kapelle vorstellte. „Da mache ich Sie", sagte er zu diesen, „mit Ihrem von Ihnen so hochgeschätzten Haydn bekannt." Zum Schlusse lud er den berühmten Reisenden an seine Tafel. Allein Haydn hatte bereits mit einigen Persönlichkeiten der Stadt sich zu einem kleinen Mahle in seinem Gasthofe verabredet, und da er Wort halten wollte, so entschuldigte er sich in bester Form bei dem Fürsten, der ihn auch huldreich entließ. Haydn begab sich mit Salomon nach Hause, aber wie erstaunte er auf's neue, als er Mittags die auf wenige Gedecke berechnete Gasttafel zu einem Dutzend von Gedecken erweitert und die tüchtigsten Musiker um sich versammelt fand, welche alle auf Veranstaltung und auf Kosten des aufmerksamen Kurfürsten geladen waren, um dem österreichischen Tonmeister ihre Huldigung darzubringen! Das war ein freundliches und glückverheißendes Intermezzo der Reise.

Am 1. Januar 1791 bestieg Haydn in Calais, nachdem er das neue Jahr früh Morgens mit frommem Gebet in der Kirche begonnen, das Schiff zur Ueberfahrt nach Dover, blieb während der ganzen Fahrt auf dem Verdeck, um, wie er sich ausdrückt, „das ungeheure Thier, das Meer, sattsam zu betrachten", und traf nicht ohne Beschwerde, aber glücklich in **London** ein, das ihn in den ersten Tagen durch seine riesenhafte Größe, seine Merkwürdigkeiten und Wunderdinge in Erstaunen setzte.

Aber auch **seine** Ankunft rief in der Weltstadt Aufsehen hervor. Kaum war der Name Haydn durch die englischen Zeitungen gelaufen, da sah sich der schlichte Mann von Besuchen und Einladungen fast erdrückt. Die angesehensten Künstler, einheimische und fremde, beeilten sich dem deutschen Meister ihre Hochachtung zu bezeigen.

Willkommen war ihm besonders der Besuch von seinem Landsmann Gyrowetz, einem angesehenen Virtuosen und Componisten aus Haydn's Schule, den dieser schon von Wien her bestens kannte, und der ihm nun auf dem fremden Boden freundschaftlich mit Rath und That an die Hand ging.

Der freie Eintritt in die Londoner Haupttheater war ihm durch eine eigens für ihn gemachte Freimarke eröffnet. Als Haydn am 7. Januar ein großes Conzert besuchte, zu dem er eingeladen war, kam ihm der Conzertunternehmer entgegen, um den erwarteten Gast persönlich an seinen Ehrenplatz zu geleiten. Haydn hatte sich zufällig etwas verspätet, und als ihn nun jener am Arme durch die Mitte des angefüllten Saales bis in die Nähe des Orchesters führte, brach ein rauschendes allgemeines Händeklatschen los, und Aller Augen waren auf den gefeierten Deutschen gerichtet. Nach dem Conzerte ward Haydn in einen anstoßenden Saal geführt, wo für die Musikfreunde eine Tafel von zweihundert Gedecken bereitet und dem deutschen Componisten der erste Platz eingeräumt war. Haydn wünschte aus Rücksicht auf seine Gesundheit sich dem Gelage zu entziehen und entschuldigte sich durch Unwohlsein; aber so leichten Kaufes kam er nicht los. Er mußte wenigstens, wie er seinen Wiener Freunden schreibt, „die harmonische Gesundheit in Burgunderwein allen Anwesenden zutrinken, welche es erwiederten.“ Dann, nachdem er diesem Verlangen mit englischer Herzhaftigkeit Genüge gethan, ließ man ihn nach Hause bringen.

So ging es in froher Unruhe manche Woche fort, bis seine eigenen Conzerte begannen. Inzwischen lernte er fleißig englisch, um in dem fremden Lande wenigstens der allernothwendigsten Conversation Herr zu werden, und der fast sechzigjährige Meister saß manche freie Stunde, wie ein junger Schüler, über seiner englischen Grammatik, und rang in geduldigem Humor mit den hundert kleinen Launen und boshaften Hindernissen der englischen Aussprache. Zum guten Spaß für seine Wiener Freunde im Genzinger'schen Hause fügt er dann wohl auch in seinen Briefen einen englischen Satz hinzu, damit sie doch sehen möchten, was er in der Zwischenzeit für ein gewaltiger Engländer geworden. So schließt er einmal sein Geplauder mit den Worten: „Adieu. Good night, it is time to go to bed — auf deutsch: gute Nacht, es ist Zeit zu Bette zu gehen. Es ist halb zwölf Uhr.“ — Nun sollten sie in Wien noch länger an seinem perfekten Englisch zweifeln!

Haydns erstes Conzert begann am 11. März in „Hanover-Square-Rooms“, das man dazumal den Sitz des Musikreiches nannte, und hatte einen glänzen=

den Erfolg. Nun folgte jede Woche an den Montag-Abenden ein neues Conzert. Haydns Symphonien rissen die Engländer zur stürmischen Bewunderung fort. Man verglich ihn mit Shakespeare, der die Gefühle und Leidenschaften nach seinem Willen bewege und regiere.

Haydn's Glück wäre zu schön gewesen, wenn nicht auch Neid und Mißgunst in den Weg getreten wären. Der Erfolg der Salomon-Haydn-Conzerte regte die Eifersucht anderer musikalischer Gesellschaften auf, namentlich des Vereins der sogenannten „Professionalisten" (Fachmusiker), welche ihre musikalischen Produktionen ebenfalls in Hanover-Square gaben. Die eigentlichen Schürer des Neidfeuers waren aber die italienischen Künstler, wie er wohl wußte, die alten Gegner der deutschen Musik, die auch in England ihre Partei hatten; und am tollsten geberdete sich der Violinvirtuose Giardini, der selbst einen Besuch des höflichen Haydn in ungezogener Weise abwies. Die Gesellschaft der „Professionalisten" versuchte anfänglich durch lockende Anerbietungen Haydn selbst für sich zu gewinnen und ihn dem Salomon'schen Unternehmen abtrünnig zu machen. Allein der deutsche Meister war zu ehrlich, um eine vertragsmäßige Zusage zu brechen, und lehnte alle Versuche mit den Worten ab: er wolle um schmutziger Gewinnsucht willen nicht wortbrüchig werden. Nun machte die erboste Gesellschaft alle möglichen Anstrengungen, um Haydns Popularität durch falsche Gerüchte zu schwächen und durch eigene Conzert-Aufführungen außerordentlicher Art ihn zu verdunkeln. Sie beriefen dazu den sehr geschätzten Violinvirtuosen Cramer, den tüchtigen Componisten Clementi den man den „Meister der Sonate" nennt, und zuletzt sogar als Hauptschachzug — den berühmten Landsmann und Schüler Haydns, Pleyel.

Aber all diese bösen Anschläge hatten nicht den beabsichtigten Erfolg. Sie verursachten wohl dem harmlosen Meister Haydn manche bittere Stunde, und regten ihn zur angestrengtesten Arbeit an, um im Wettkampfe mit so bedeutenden Nebenbuhlern zu bestehen. Auch hatte es etwas Kränkendes, daß sein eigener Schüler mit ihm in die Schranke treten sollte. In seinen Briefen an Frau von Genzinger läßt er sich manchmal, aber immer in seiner milden versöhnlichen Art, darüber aus. „Es wird also einen blutigen harmonischen Krieg absetzen zwischen dem Meister und Schüler," schreibt er einmal. „Meine Arbeiten erschweren sich dadurch. Ich bin bemüßigt, mir alle erdenkliche Mühe zu geben. Ich schrieb Zeit Lebens nie in einem Jahr so viel als im gegenwärtigen, bin aber auch ganz erschöpft. Meine Augen leiden am meisten, und

hab viele schlaflose Nächte. Mit der Hilfe Gottes werde ich Alles überwinden.“ So und ähnlich heißt es an verschiedenen Stellen seiner Briefe. Und dann wieder: „Die Herren Professionalisten suchten mir eine Brille auf die Nase zu setzen, weil ich nicht zu ihrem Conzert überging. Allein das Publikum ist gerecht. Man kritisirt sehr Pleyels Kühnheit. Unterdessen lieb ich ihn dennoch. Ich bin jederzeit in seinem Conzert, und bin der erste, so ihm applaudirt.“

Haydn's Vertrauen wurde belohnt. Sein Ansehen in London konnte nicht erschüttert werden. Er blieb der Liebling des englischen Volkes, und trug über alle diese Anfechtungen, Kabalen und heimlichen Verschwörungen den Sieg davon. Nachdem die erste Conzertreihe am 3. Juni vollendet war, mußte er einen zweiten Cyklus von abermals zwölf Conzerten für die künftige Winter-Saison ankündigen.

Während des Sommers zog sich Haydn, zur Erholung von den anstrengenden Arbeiten in die Stille des Landlebens zurück, die ihm geistig und körperlich sehr wohlthuend war. Im Hause eines Bankiers Brassy, dessen Tochter eine große Musikliebhaberin war, genoß er hier, zwölf Meilen von London, in vollem Maß die von den Engländern so freigebig geübte Gastfreundschaft. Hören wir ihn selber, wie er seiner frohen behaglichen Stimmung freien Lauf läßt. In einem Briefe an seine Wiener Freundin schreibt er, nachdem er von seinen Compositionen gesprochen: „Nun, meine gute gnädige Frau, was macht Ihr Fortepiano? Wird doch zu Zeit ein Haydnischer Gedanke durch Ihre schöne Hand erneuert? Singt meine gute Fräulein Pepi (Josepha von Genzinger) bisweilen die arme Ariadne (eine Haydn'sche Cantate)? O ja, ich höre es bis hieher, besonders seit zwei Monaten, indem ich auf dem Land in einer der schönsten Gegenden wohne, bei einem Bankier, dessen Herz sammt der Familie dem v. Genzingerischen Haus gleichet, und allwo ich wie in einer Clausur lebe. Ich bin dabei, Gott sei ewig gedankt, bis auf die gewöhnlichen rheumatischen Zustände gesund, arbeite fleißig und gedenke jeden Frühmorgen, wenn ich allein mit meiner englischen Grammar in den Wald spaziere, an meinen Schöpfer, an meine Familie und an all meine hinterlassenen Freunde, worunter ich die Ihrige am höchsten schätze.“

Dieser Bankier Brassy konnte übrigens dem guten Meister, der sich sein Lebenlang hatte plagen müssen, zum lebendigen Beispiel dienen, daß Ueberfluß und Wohlleben allein, ohne ernste Arbeit, das Glück nicht ausmachen. Eines Tages, da sie in traulichem Gespräch beisammen saßen, erzählte Haydn seine

Jugendgeschichte. Er schilderte die mancherlei Noth und Entbehrungen, die er hatte durchkosten müssen, die unausgesetzten Anstrengungen, die er hatte daran wenden müssen, bis er sich zu einer ehrenvollen Stellung heraufgearbeitet hatte.

Der Bankier war aufmerksam dagesessen und hörte mit steigender Unruhe die heitern und wehmüthigen Scenen und Abenteuer eines mühseligen aber braven Jünglingslebens, und war zuletzt so ergriffen über diesen Contrast mit seinem eigenen Leben, daß er plötzlich aufsprang und rief: „Ich könnte mich erschießen: ich bin nie unglücklich gewesen; Kummer, Elend und Noth kenne ich nicht und kann davon nicht aus Erfahrung sprechen. Jetzt erst sehe ich, daß ich nicht glücklich bin; ich kann nichts als essen und trinken, kenne nur den Ueberfluß, und davor ekelt mir!"

Im Spätherbst gönnte sich Haydn eine zweite ähnliche Erholung, indem er London nochmals verließ, um nacheinander den Einladungen zweier musikliebenden Landedelleute, eines Lords, dessen Namen er nicht aufgezeichnet hat, und des Sir Patrik Blak, Folge zu leisten. Auf den Edelsitzen dieser gastfreundlichen Männer, hundert englische Meilen nordwärts von der Hauptstadt entfernt, genoß er in andern Formen auf's neue die Reize des englischen Landlebens und lernte dabei ein schönes Stück von Altengland kennen. In dem Frieden solchen ländlichen Stilllebens reiften die Ideen zu einigen seiner besten Symphonien.

Nach seiner Rückkunft erwartete ihn eine andere Auszeichnung. Am 24. November 1791 sah er sich zu dem Herzog von York, dem Bruder des Prinzen von Wales, auf das zwanzig Meilen von London entlegene Schloß Oatlands eingeladen. Der junge Herzog hatte sich zwei Monate zuvor mit einer deutschen Prinzessin, einer Tochter des Königs von Preußen, vermählt, und ihr zu Ehren war der deutsche Meister beschieden worden. Die jugendliche Herzogin — sie war damals erst siebzehn Jahre alt — verhehlte auch ihre Freude an dem berühmten deutschen Landsmanne nicht, und empfing ihn gar huldreich mit vielen wohlwollenden Worten. Haydn berichtet über die kleine aufgeweckte Prinzessin, die noch halb Kind war, ganz vergnügt an seine Freundin in Wien: „Sie ist die liebenswürdigste Dame von der Welt, besitzt sehr viel Verstand, spielt das Klavier und singt sehr artig. Ich mußte zwei Tage da bleiben, weil sie den ersten Tag wegen einer kleinen Unpäßlichkeit

zur Musik nicht kommen konnte. Sie blieb aber am zweiten Tag von zehn Uhr Abends, allwo die Musik anfing, bis zwei Uhr nach Mitternacht beständig neben mir. Es wurde nichts als Haydnische Musik gespielt. Ich dirigirte die Symphonien am Klavier. Die liebe Kleine saß neben mir an der linken Hand und humste alle Stücke auswendig mit, weil sie solche so oft in Berlin hörte."

Der Prinz von Wales (nachmals König Georg IV.), der auch anwesend war, wirkte als eifriger Violoncellspieler bei dieser Musik im Schlosse persönlich mit, und saß an Haydns rechter Seite. Er spielte das Violoncello so ziemlich gut mit, sagt dieser; der Prinz, ein schöner Mann, liebe überhaupt die Musik außerordentlich, habe sehr viel Gefühl, aber wenig Geld. „Notabene unter uns!" fügt der Meister fast erschrocken über dieses Wort hinzu. „Mich vergnügt aber mehr seine Güte als das Interesse. Ich mußte auch singen. Der Prinz von Wallys (Wales) läßt mich nun abmalen, und das Porträt wird in seinem Kabinet aufgemacht." — Am dritten Tage, Sonnabend den 28. November, verabschiedete sich Haydn von Schloß Oatlands und sauste mit herzoglichem Gespann wieder London zu. Der Maler, der ihn für den Prinzen porträtirte, war der berühmte Reynolds.

Auch in London selbst nahmen die Einladungen kein Ende; in allen Salons, wo die Musik eine freundliche Pflege fand, war der berühmte deutsche Meister gesucht. Eine ganz besondere Ehrenbezeugung, die ihm in dem Hause eines Kunstenthusiasten, Namens Shaw, widerfuhr, hat Haydn selbst in seinem Tagebuche unter dem 14. December aufgezeichnet. Hier heißt es: „Herr Shaw empfing mich unten am Thore und führte mich zu seiner Gattin, die mit ihren zwei Töchtern und mehreren Damen umgeben war. Da ich ringsum mein Compliment machte, wurde ich gewahr, daß alle Damen um den Kopf ein perlenfarbenes Band trugen, worauf der Name Haydn sehr niedlich in Gold gestickt war. Herr Shaw hatte diesen Namen an den beiden Enden des Rockkragens von den feinsten Stahlperlen gestickt. Mrs. Shaw ist das schönste Weib, so ich jemals gesehen. Ihr Gemahl verlangte ein Andenken von mir. Ich gab ihm eine Dose, die ich kurz zuvor um eine Guinee gekauft hatte. Er gab mir dafür die seinige. Als ich ihn einige Tage nachher besuchte, hatte er über meine Dose ein Futteral von Silber machen lassen, worauf oben eine Leyer sehr schön eingegraben war, und ringsum standen die Worte: Ex dono celeberrimi Josephi Haydn (Geschenk des hochberühmten J. Haydn). Die

Gattin Shaws überreichte ihm beim Abschied das Band mit dem goldgestickten Namen, das sie an diesem seinem Ehrentage getragen, und Haydn bewahrte es zum Andenken an diesen Tag unter seinen Kostbarkeiten.

* * *

3.

Haydn blieb anderthalb Jahre in England, und schrieb während dieses Aufenthalts außer vielen kleineren Stücken zwölf neue Symphonien, welche in Salomons Conzerten aufgeführt wurden. Darunter befindet sich auch jene Symphonie in G dur, welche das berühmte Andante mit dem Paukenschlag enthält, das auf die englischen Zuhörer eine so elektrische und erheiternde Wirkung übte, daß es rauschend da capo verlangt, und fortan ein Lieblingsstück des Insellandes wurde. Als es Haydn componirte, war ihm zunächst nur daran gelegen, in seinem Wettkampf mit den Rivalen das Publikum durch etwas Neues zu überraschen. Und das ist ihm auch gelungen, wie er zu seiner Freude bei der ersten Aufführung erfuhr, von welcher er sagt: „Das erste Allegro meiner Symphonie wurde schon mit unzähligen Bravo's aufgenommen; aber der Enthusiasmus erreichte bei dem Andante mit dem Paukenschlag den höchsten Grad. Ancora! ancora! schallte es aus allen Kehlen, und Pleyel selbst machte mir über meinen Einfall sein Compliment."

Ein wenig Schelmerei war bei dem Componisten schon auch mit im Spiel; er müßte sonst nicht der Schalk gewesen sein, als den wir ihn kennen. Noch bevor die Symphonie aufgeführt wurde, spielte er das Andante, an dem er wegen des guten Einfalls selber seine Freude hatte, seinem Freunde Gyrowetz auf dem Klaviere vor, wobei er schelmisch lächelnd sagte: „da werden die zarten Weiblein aufschreien!" Nämlich bei dem unerwarteten Paukenschlage. Und so kam es auch. Die Engländer gaben darum der Symphonie den Namen: The surprise, die Ueberraschung; und lange noch hieß sie bei ihnen auch die große Favorit-Symphonie.

Da gedachte er wohl im Stillen seiner eigenen kindlichen Versuche auf der Pauke, jener harmlosen Zeit, da er, ein Knabe von sechs Jahren, beim

Chormeister Frank zu Haimburg seine musikalische Laufbahn als Paukenschläger begonnen! Nun hatte er darin sein Meisterstück geliefert!

Aber auch als wirklicher Paukenschläger mußte Haydn sich später einmal, durch einen Zufall, vor den Engländern produziren, wie Pohl erzählt. Bei der Probe nämlich zu einem seiner Conzerte fehlte eines Tages der Paukenschläger. Haydn, am Klavier dirigirend, frägt: „Ist Niemand da, der die Pauke schlagen kann?“ — „Ich kann es“, erwiderte rasch der junge Smart, der als Violinist im Orchester mitspielte. Er hatte übrigens nie einen Paukenschlägel in der Hand gehabt und glaubte, es genüge ein bloßes Dreinschlagen im richtigen Takte. Haydn merkte das gleich, und nach dem ersten Satz der Symphonie ging er auf Smart zu, lobte lächelnd seinen Muth, gab aber höflich zu verstehen, man müsse die Sache anders angreifen. „Wir in Deutschland“, sagte er, „gebrauchen die Schlägel in der Art, daß sie nicht die Vibration hemmen.“ Zugleich nahm er den Schlägel und zeigte dem erstaunten Orchester ein neues ungeahntes Talent ihres Führers. Der junge Smart begriff und meinte, von einem solchen Paukenschläger könne man sich schon eine Lektion geben lassen. — Dieser Smart wurde später Organist und Componist der königlichen Kapelle von St. James, erhielt die Ritterwürde, und ist erst am 23. Februar 1867, einundneunzig Jahre alt, gestorben. Im hohen Alter noch erinnerte sich Sir George Smart der kleinen heitern improvisirten Paukenscene.

Neben der Ueberraschungs-Symphonie erfreute sich in England besonders noch die Militär-Symphonie (The Military), in der Reihe der zwölf Londoner Symphonien die letzte, ganz ungemeiner Beliebtheit. Sie mußte in den Conzerten wieder und wieder auf das Programm gesetzt werden, und schon Haydn selbst dirigirte sie in London wohl ein halbes Dutzendmal. — Haydns eigener Liebling unter dieser Zwölfzahl war die Es-dur-Symphonie, in der gewöhnlichen Reihenfolge die zehnte.

Während der gute Meister noch mit der Vollendung dieser Compositionen zu London beschäftigt war, erhielt er einmal von einem unbekannten englischen Offizier Besuch, einem höflichen, aber einsilbigen Kriegsmann, der ihm in kurzen bündigen Worten den Wunsch zu erkennen gab: er möchte von dem deutschen Meister Josephus Haydn zwei militärische Märsche componirt haben. Haydn entschuldigte sich, daß ihm die Compositionen zu seinen Conzerten wenig Zeit übrig ließen; da er nur schriebe, wenn er bei guter Stimmung sei, so

würde es auch zu ungewiß, ob er die gewünschten Märsche spät oder bald liefern könnte. Er schlug ihm daher vor, dieselben von einem andern geschickten Tondichter unter seiner eigenen Leitung setzen zu lassen. Davon wollte aber der Offizier ganz und gar nichts wissen. „Die Märsche müssen von Ihnen sein!" sagte er rund und bestimmt; „wenn ich das, was Sie vorschlagen, gewollt hätte, so wär' ich nicht zu Ihnen gekommen." Haydn gewann Interesse an dem wunderlichen Mann und seiner trockenen militärischen Kürze, und willigte endlich ein, indem er sich vierzehn Tage Zeit ausbedang. „Hier ist meine Hand!" versetzte der Offizier, „ich komme auf den bestimmten Tag." Das Honorar sollte fünfzig Guineen sein.

Haydn fand wirklich eine glückliche Stunde und vollendete rasch die beiden Märsche. Pünktlich am festgesetzten Tag erschien der Offizier, und der Meister setzte sich an's Klavier, um ihm die Compositionen vorzuspielen. Der erste Marsch war aus Es-dur und bewegte sich in feurigen Akkorden. Der Offizier aber saß da wie eine Statue und gab kein Zeichen von sich. „Der gefällt ihm nicht", dachte Haydn während des Spiels. Als der Marsch zu Ende war, sagte der Offizier kurz und einfach: „Noch einmal!" Unser guter Meister wußte nicht, woran er war, denn in den unbeweglichen Mienen des Fremden war weder Beifall noch Tadel zu lesen; aber er that ihm den Willen und spielte den Marsch ausdrucksvoll zum zweitenmal. Beim letzten Akkord desselben erhob sich der Engländer, zog, ohne ein Wort zu sagen, eine Rolle von fünfzig Guineen aus der Tasche, übergab sie dem verwunderten Componisten und steckte den einen Marsch zu sich. „Wollen Sie denn nicht auch den zweiten Marsch hören?" fragte Haydn. „Nein!" versetzte der Offizier. „Unmöglich kann er besser sein, als der erste. Leben Sie wohl! Morgen segle ich nach Amerika." Und mit diesen Worten entfernte sich der originelle Kauz, ganz stolz und zufrieden mit seinem einzigen Haydn-Marsch.

Außer den Salomon-Haydn-Conzerten gab es in London noch manche Privatconzerte von andern Künstlern, denen Haydn beiwohnen mußte, oder in denen er auf Bitten der Conzertgeber sogar die Direktion übernahm. Denn sein Name war nun die Stütze jedes musikalischen Unternehmens. Als er am 26. März 1792 einem Conzert der Miß Corri beiwohnte, erlebte er ein eigenthümliches Begegniß. Es kam dabei unter anderem eine Symphonie (aus D, Grave) von ihm zur Aufführung, mit einem Andante, dessen Anfangstakte er in seinem Tagebuche bezeichnet hat, weil ihm das Vorkommniß selber

merkenswerth erschien. Bei diesem Concert war nämlich auch ein englischer Prediger anwesend, der, als er das Andante hörte, in die tiefste Melancholie versank, indem er sagte, es habe ihm Nachts zuvor von so einem Andante geträumt, daß es ihm seinen Tod ankündige. Der Mann verließ in seiner Schwermuth augenblicklich die Gesellschaft und begab sich nach Hause, um sich zu Bett zu legen. Vier Wochen später notirt Haydn in sein Tagebuch: „Heute den 25. April erfuhr ich durch Herrn Barthelemon (einen befreundeten Violinspieler), daß dieser anglikanische Geistliche gestorben sei."

Ein anderer merkwürdiger Vorfall ernster Natur, aber mit glücklichem Ausgang, verdient hier noch erwähnt zu werden, weil er ebenfalls mit solchen Concert-Abenden zusammenhängt und einiges Aufsehen erregte. Haydn war zu einem Concert erwartet, in welchem er die Symphonie dirigiren sollte, und mit Spannung sah die versammelte Zuhörerschaar der Produktion entgegen. Als der Meister im Orchester erschien und sich wie gewöhnlich an seinen Dirigentenplatz, an das Klavier setzte, da verließ eine Anzahl Neugieriger im Parterre ihre Sitze und drängte sich zum Orchester vor, um den berühmten Mann in der Nähe besser betrachten zu können. Dadurch fügte es sich, daß gerade die Sitze in der Mitte des Parterres leer wurden — und wahrlich zum Glücke der Menschen, die dort gesessen! Denn kaum war dieß geschehen, so stürzte der große Kronleuchter herab und zertrümmerte in dem eben leer gewordenen Raum. So kam es, daß Niemand verunglückte und nur einige in der Nachbarschaft sitzende Zuhörer leichte Quetschungen erhielten. Als die Versammlung von dem ersten Schrecken sich erholt hatte, brachen die wie durch ein Wunder Geretteten unwillkürlich in die Rufe aus: „Mirakel! Mirakel!" Haydn aber war innigst gerührt und dankte im Stillen der gütigen Vorsehung, daß sie ihn habe die Veranlassung werden lassen, daß wenigstens dreißig Menschen das Leben gerettet ward.

So schlug in der Hauptsache zuletzt Alles zu seinem Besten aus, und der sanftmüthige Haydn war der musikalische Löwe des Tages in London. Vier Malern mußte er zum Porträt sitzen. Ein Bildner bossirte seine Büste in Wachs. Der uns schon bekannte Musikverleger Bland kündigte einen neuen Kupferstich von Haydn's Bild an, nach einem Gemälde von Hardy, das bereits in der königlichen Akademie aufgestellt war. Einem andern Musikhändler half Haydn's Name aus großer Noth und Bedrängniß. Der Mann — Napier hieß er — war Vater von zwölf Kindern und sollte Schulden halber

in's Gefängniß gesetzt werden. Nun richtete Haydn für ihn ein rundes Hundert schottischer Lieder auf moderne Art mit Vor- und Nachspiel ein, mit Begleitung von Klavier, Violin und Cello. Diese schottischen Gesänge fanden in dem neuen Gewande so raschen und guten Absatz, daß Napier damit sein Glück machte und nicht nur aus seinen Schulden und Verlegenheiten gerissen wurde, sondern schließlich auch noch dem edlen Meister ein kleines Honorar bieten konnte, das er später bei einer zweiten Sammlung sogar zu verdoppeln im Stande war.

Haydn's zweite Conzertreihe war mit demselben glänzenden Erfolge von Statten gegangen, wie die erste. Sie hatte im Februar 1792 begonnen, und schloß mit dem zwölften Conzert im Mai desselben Jahres. Nun war seine Aufgabe in England erfüllt, ehrenvoll und über alle Erwartungen glücklich vollbracht — und nun durfte er endlich an die Heimreise denken.

Haydn kehrte von England mit einer neuen, für einen Musiker ungewohnten Würde zurück, nämlich mit der Doktorwürde. Er war zu Oxford zum Doktor der Tonkunst ernannt worden. Diese seltene Auszeichnung hat zur Befestigung seines Ansehens in der englischen Gesellschaft viel beigetragen. Der erste Anreger der Sache war Dr. Charles Burney, der bedeutendste Kenner und Schriftsteller Albions im Fache der Musik, Haydn's treuer Verehrer, der schon die Ankunft des deutschen Meisters auf brittischem Boden mit einem Gedicht gefeiert, und gesagt hatte: die wahren Freunde der Musik müßten Haydn's Erscheinen als ein segenbringendes Ereigniß begrüßen. Er war es, der Haydn bestimmte, mit ihm an die Universität nach Oxford zu reisen, wo bereits das Nöthige vorbereitet war. Man stand eben am Schlusse des akademischen Jahrescurses, der in der altberühmten Universitätsstadt durch dreitägige Feste, Vertheilung von Preisen und Auszeichnungen gefeiert zu werden pflegte. Für diese akademischen Festtage war nun auch dem berühmten Componisten die ungewöhnliche Ehre zugedacht.

Die Doktor-Promotion ging unter dem Kanzler, Grafen von Guilford, mit viel Feierlichkeit nach vorausgegangenem Gottesdienst im Universitätssaale vor sich. Unter dem allgemeinen Zuruf der versammelten Professoren ward Haydn der Doktorhut verliehen und aufgesetzt. Der Hut, eigentlich eine viereckige Mütze mit Quasten, war von schwarzem Seidenstoff, und von gleichem Stoffe auch der Mantel mit den weiten Aermeln, womit der neue Doktor bekleidet ward. Also angethan wurde er zum Doktorstuhl geführt, auf dem

er sich niederließ. Als Inaugural-Tonstück hatte Haydn für diesen Ehrentag seine prächtige G-dur-Symphonie componirt, die nun hier zur Aufführung kam. Abends waren nämlich drei Tage nacheinander Conzerte, bei welchen die hervorragendsten Künstler und Sänger, wie die Violinvirtuosen Cramer und Clement, die weltberühmte Sängerin Mara (aus Kassel gebürtig) mitwirkten. Haydn dirigirte seine Symphonie selber und begleitete auch eine eigene Cantate, welche die damals sehr beliebte Sängerin Storace vortrug. Ein eigenthümlich bewegter Moment trat ein, als der neuerwählte Doktor seinen Dirigentenplatz bestieg. Bevor sich Haydn nämlich setzte, faßte er den Saum seines Doktor-Mantels mit der Rechten vor der Brust, und rief, ihn emporhebend, so kräftig als er konnte hinab: „I thank you!" Diese einfache aber beredte Geberde ward von der ganzen zahlreichen Versammlung augenblicklich verstanden, sie brach in Jubel aus, in den nun der gerührte Meister mit den Klängen seines folgsamen Orchesters einfiel.

Als besondern musikalischen Dankesgruß für die neue Würde schickte Haydn nachher noch der Universität einen originellen, vor- und rückwärts zu singenden Canon über den Text: Thy voice o Harmonie is divine (deine Stimme, o Harmonie, ist göttlich).

Nach altem Herkommen mußte der neue Doktor drei Tage hindurch in seiner Ehrentracht öffentlich erscheinen. Der Aufzug lockte dem guten schlichten Meister manches Lächeln ab, wie er später, in vergnügter Erinnerung an die Tage von Oxford, gegen einen Wiener Freund gestand: „Ich kam mir in diesem Mantel recht possirlich vor, und was das Schlimmste war, ich mußte mich drei Tage lang auf den Gassen so maskirt sehen lassen. Ich hätte wohl gewünscht, daß mich meine Wiener Bekannten in dem Aufzug gesehen hätten." Dann aber setzt er auch hinzu: „Jedoch habe ich dieser Doktorwürde in England viel, ja ich möchte sagen Alles zu verdanken. Durch sie trat ich in die Bekanntschaft der ersten Männer und hatte Zutritt in den größten Häusern." In jenen Oxforder Tagen begegnete es ihm einigemal, daß Engländer auf der Straße neugierig zu ihm herantraten, ihn stumm von Kopf bis zu Fuß betrachteten und dann grüßend mit den Worten weitergingen: You are a great man! (Sie sind ein großer Mann.)

Die englische Reise hatte sich über Erwarten schön gelohnt.

* * *

4.

Mit Ehren beladen und mit goldner Ernte kehrte der Doktor der Tonkunst nach anderthalbjähriger Abwesenheit wieder nach Deutschland und in sein geliebtes Wien zurück, wo er am 24. Juli 1792 frisch und munter eintraf. Die Kunstreise hatte den wohlthätigsten Einfluß auf sein übriges Leben und auf seine Stellung in der Welt. Die Anerkennung, die er schon bisher gefunden, wurde nun eine allgemeine und wahrhaft herzliche, und sein Ruf war seitdem festbegründet. Seine engere Heimath blickte mit Stolz auf das berühmte Landeskind, und wie zuvor in London, so war er nun in Wien der Gefeierte des Tages.

Eine besondere Ehre sann der in Rohrau begüterte Graf von Harrach für den trefflichen Tonkünstler in seinem Geburtsorte aus. Er ließ ihm in dem neu angelegten gräflichen Park zu Rohrau, auf einer anmuthig gelegenen, von den Wellen der Leitha gebildeten Insel, ein Denkmal errichten — ein Denkmal dem Lebenden! An dem etwa zehn Fuß hohen Postamente waren musikalische Trophäen angebracht, und unter denselben zwei Notentafeln mit Motiven aus Haydn'schen Compositionen, denen zwei entsprechende Verse angepaßt waren. Der eine davon mag hier stehen; er lautet:

„Ihr holden Philomelen,
Belebet diesen Hain
Und laßt durch tausend Kehlen
Dieß Lied verewigt sein."

Zwei Seiten des Monuments enthalten die Widmungs-Inschrift. Auf der einen Seite steht: „Dem Andenken Josephs Haydn, des unsterblichen Meisters der Tonkunst, dem Ohr und Herz wetteifernd huldigen, gewidmet von Karl Leonhard Graf von Harrach. Im Jahr 1793." Auf der andern Seite: „Rohrau gab ihm das Leben, Europa ungetheilten Beifall." — Haydn erhielt von diesem Monument ein Abbild, ein kleines Modell in Gyps, das er in seinem Zimmer aufstellte.

Nach solchen Erlebnissen war es nicht zu verwundern, wenn Haydn mit dankbarem Vergnügen sein Auge nach dem brittischen Eiland zurückwandte und — trotz seiner 62 Jahre — sich zum zweitenmal bereden ließ, nach London zu gehen.

Noch war in der That nicht viel über ein Jahr verflossen, als der rüstige geistesfrische Meister sich zu einer neuen Fahrt nach der Weltstadt vorbereitete. Baron van Swieten, einer seiner vielen Verehrer in Wien, hatte ihm einen bequemen Reisewagen dazu geschenkt. Am 19. Januar 1794 trat er die Reise an, traf am 4. Februar in London ein und verblieb dort bis zum 15. August 1795, also abermals anderthalb Jahre, so daß er im Ganzen drei volle Jahre in England verbrachte. Auch dieser zweite Aufenthalt war von Erfolgen begleitet, welche denen des ersten Aufenthalts in nichts nachstanden. Der deutsche „Doktor der Tonkunst" stand überall noch in freundlichster Erinnerung und erfreute sich wieder derselben ehrenvollen Auszeichnungen, wie zwei Jahre zuvor. Er selber war aber auch noch ganz der Alte; seine musikalische Kraft hatte noch nichts von ihrer Frische und Anmuth eingebüßt; er schien ewig jung zu bleiben. Wandte man doch in englischen Blättern das Virgil'sche Wort auf ihn an: Vires acquirit eundo, ihm wächst die Kraft im Weitergehn!

Die Vorliebe und Begeisterung in den höheren Gesellschaftskreisen für ihn war so lebendig wie je, der Andrang zu seinen Conzerten wo möglich noch größer. Wiederum zog ihn der Herzog von York und dessen deutsche Gemahlin in ihre musikalischen Abendzirkel. Bei dem Prinzen von Wales dirigirte er 26 Conzerte; auch mit seiner musikliebenden Gemahlin, Prinzessin Karoline von Braunschweig, sang und spielte er am Klavier. Am königlichen Hofe selbst machte er sich so beliebt, daß sowohl der König wie die Königin sich bemühten, ihn für immer in England festzuhalten; was aber Haydn mit der Erklärung ablehnte: er wolle und könne seinem Fürsten und Vaterland nicht untreu werden.

Haydn schloß seinen englischen Aufenthalt mit einem sehr ehrenvollen Benefice-Conzert, in dem auch wieder die beliebte Militär-Symphonie nicht fehlen durfte, und ganz zufrieden schreibt er am Abend in sein Tagebuch:

„Der Saal war voll auserlesener Gesellschaft. . . Die ganze Gesellschaft war äußerst vergnügt und auch ich. Ich nahm an diesem Abend viertausend Gulden ein. So etwas kann man nur in England machen."

Da irrte er aber doch, und er sollte bald durch die Erfahrung auf's angenehmste enttäuscht werden. Bei der Aufführung der „Schöpfung" in Wien, etliche Jahre später, betrug seine Einnahme neuntausend Gulden.

So verließ er den englischen Boden in zweifacher Weise bereichert: einmal mit einer großen künstlerischen Ausbeute, denn in der glücklichen Stimmung,

welche die gute Aufnahme in ihm erweckt, hatte er eine Reihe trefflicher Tonwerke geschaffen; sodann aber auch mit einer ansehnlichen materiellen Belohnung, denn der Doppelaufenthalt in England hatte ihm zu den Ehren und Auszeichnungen aller Art auch eine klingende Baarsumme von mehr als 24,000 Gulden eingetragen. Des Künstlers Erdenwallen ist sonst nicht immer gerade von irdischen Glücksgütern überschüttet.

Haydn rechnete die Tage, die er in England verbracht, unter die glücklichsten seines Lebens.

Frühling.

Von Elise Ris.

I.

Versteckens-Spielen.

Ich habe dich, lieber Frühling geseh'n,
Ich sah dich hinter'm Berge steh'n,
Mit den lieben Augen, den großen blauen,
Heimlich herum und nieder schauen.
Unser Aller Mutter, die Erde, die große,
Hält neckend dich auf ihrem Schooße
Und meint, sie hätte dich gut versteckt,
Mit weißen Tüchern dicht verdeckt!
Ach Frühling, Frühling, du lieber Thor
Schau'st Doch ja unter Mutters Schürze hervor,
Rührst ungeduldig mit Füßen und Händen;
Da schauen hervor an allen Enden —
Deines Kleides grüne zierliche Spitzen;
Nun bleibe nicht länger müßig du sitzen;
Laß das Versteckens-Spielen nur sein
Es seh'n doch Alle dich, Groß und Klein!

II.

April.

Erst ist der Frühling wie ein Kind,
Ein liebes Kind zu schauen,
Er wirft die Sonne als gold'nen Ball
Ueber den weiten Himmel, den blauen.

Er zaust den Winter voll Uebermuth
In die weißen wallenden Locken,
Zerbricht in tausend Stücke das Eis
Ist selber fast d'rüber erschrocken.

Doch stutzt er nicht lange und stürzt herab
Vom Berg mit den wilden Gesellen,
Es schwellen die Wasser, es tanzet der Bach,
Wild toben die schäumenden Wellen.

Wie wächst es nun so mächtig groß,
Welch' Singen, Treiben und Sprossen,
Bald hält der große Frühling die Welt
In den mächtigen Armen umschlossen.

Ach Frühling, wirst so mächtig groß,
Daß wir an's Herz dir fliegen
Und alle an deiner weiten Brust
Wie fromme Kinder liegen.

III.

Warnung für die unartigen Kinder.

Und ob zu dieser Zeit der Wald
Ruft immerfort: Komm bald, komm bald!

Und ob auch mild die Lüfte weh'n
Ihr bösen Kinder dürft nicht geh'n.
Warum? Frau Sonne schlürfet Eis
Und Schnee von jedem Baum und Reis,
Ganz nackt und kahl die Reiser steh'n,
Wollt noch, Ihr bösen Kinder, geh'n?
Das Birkenreis, wißt Ihr's, wie's thut?
Die Dornen meinen's auch nicht gut:
D'rum, böse Kinder, nehmt Euch in Acht,
Der Wald ist aus lauter Ruthen gemacht!

IV.

Waldsträußchen.

Sieh! Was du Alles schon geschafft!
Im Fliederbusch aus dunkler Haft
Die Knospen springen licht und groß!
Der Quell rinnt über's weiche Moos
Und in den Bach blickt klar herein
Der liebe goldne Sonnenschein.
Doch was im Moose du versteckt,
Du Schelm! ich hab' es wohl entdeckt,
Schon Anemonen weiß und fein,
Auch blaue Leberblümelein!
Schau! selbst ein Veilchen groß und lieb!
Die pflück' ich all', steck' manchen Trieb
Von frischem jungem Gras dabei,
Daß fertig ganz mein Sträußchen sei;
Und nehm' in diesem frischen Strauß
Die ganze Waldeslust nach Haus,
Geb' all' die Wonne, die ich fand
Daheim in eine liebe Hand!

V.

Mai.

Nun quillt aus aller Vöglein Brust
Ein gold'ner Liederbronnen,
Da wird der Mensch so still vor Lust,
Gar stumm vor Glück und Wonnen.

Und wenn das Herz zu weich, zu voll,
Da weiß man Nichts zu sagen.
Man sag' mir, was ich singen soll
In diesen Maientagen!

Frühlingsleben.

Von **Ludwig von Gombart.**

Was heißt denn Frühlingsleben?
Woran wird es erkannt?
Das Wahre ist's, das Streben,
Das zieht durch's ganze Land.

Das Keimen und Entfalten
In der erschloss'nen Flur,
Das bräutliche Gestalten
Der sehnenden Natur.

Es ist das frische Ringen
Von innen tief heraus,
Bis alle Knospen springen
Im grünen Gotteshaus.

Dies Kämpfen, Ringen, Streben,
Die süße Wanderlust
Bringt auch im Menschenleben
Den Frühling in die Brust.

Doch nimmer jenes Ringen
Nach Tand und äußerm Schein
Kann uns den Frühling bringen
Beglückt in's Herz hinein.

Das Sehnen nur und Streben
Zu gleichen jenem Bild,
Das uns der Herr gegeben
In seinem Sohn einst mild,

Sich d'ran empor zu ranken
Durch Meiden, wie durch Thun,
In Werken, wie Gedanken
Nie selbstzufrieden ruh'n:

Das ist's, was im Gemüthe
Den Frühling neu belebt
Und wahrt die Jugendblüthe
Bis man den Leib begräbt.

Dann erst schlüpft, was begonnen
Zur vollen Blüthe aus,
Am Strahl der reinen Sonnen,
Im ew'gen Heimathhaus.

Sohn! Gib' mir Dein Herz!

Von **C. Salesius.**

1.

Es war am schönen, heiligen Christabend, als in einer, zur Zeit halbverwaisten Familie, — fehlte ja das wichtigste und theuerste Glied: das Haupt, — die Beleuchtung des hl. Christbaumes halb ausgebrannt war, und eine Kinderschaar, die den Baum freudig umjubelte, mit einer Art Dämmerlicht übergoß. Ungeachtet dieses schwachen Lichtes konnte aber der Beobachter doch wahrnehmen, daß der jüngere Theil dieser Gruppe bereits mit dem unbarmherzigen „Sandmännchen" rang, während das allerjüngste Brüderchen, das freilich erst vor drei Wochen das Tageslicht erblickt hatte, ruhig in seinen Kissen schlief. Nebenan schlummerte ein Mädchen mit einem allerliebsten Lockenköpfchen, schön und unschuldig wie ein Engel. An ihrem Busen lag ein holzgeschnitztes Kätzchen, eine Gabe des lieben Christkindleins, welches bekanntlich so viele Wünsche nicht nur erräth, sondern dieselben auch erfüllt. Die beiden ältesten Geschwister, Willie und Ellen, besahen gemeinsam ein schönes Bilderbuch. An einem Seitentischchen aber saß Mrs. Read, sinnend und, wie erschöpft, das Haupt auf die Hand gestützt, in einer Stimmung, welche von dem munteren Gelächter der Kleinen, die bald den einen, bald den andern Gegenstand der Mutter jubelnd zeigten, sehr abstach.

Nachdem Willie schon einigemal fragende Seitenblicke nach der geliebten Mama geworfen, ließ er endlich das Bilderbuch in der Hand der Schwester, holte ein Schemelchen herbei, und setzte sich theilnahmsvoll der Mutter zu Füßen. Er war ein schöner Junge, und obgleich erst 15 Jahre alt, spiegelte sich in seinen Zügen doch schon eine Art männlicher Entschlossenheit und Energie.

„Du weißt, liebe Mama," begann er, sich sanft an die Mutter schmiegend, „seitdem Papa fort ist, vertrete ich seine Stelle; ich bitte Dich deßhalb, sage mir doch, was Dich so sehr betrübt; könnte ich Dir nicht helfen?"

Ohne sogleich eine Antwort zu geben, strich Mrs. Read dem lieben Sohne die schwarzen Locken aus der Stirne und küßte ihn mit herzlichem Mutterkuß. Hierauf entgegnete sie: „Mein Kind! Ich bin nicht so gar betrübt, wie Du etwa meinst; ich bin nur beunruhigt, indem ich seit sechs Wochen keine Nachricht mehr von Papa erhielt!"

„Die Ueberlandspost, Mama," entgegnete Willie, „ist noch nicht angekommen; ich habe mich heute im Vorbeigehen bei dem Posthalter erkundigt; vielleicht werden wir doch morgen Briefe bekommen!"

„Ich hoffe es! Doch Ellen! rufe das Kindsmädchen, daß sie die Kleinen zu Bette bringe!"

„Ich nicht schläfrig, Mama!" rief ein dünnes Stimmchen aus der Menge. „Aber warte! kleiner Schelm! Deine Aeuglein strafen Dich Lügen! nur hinauf auf's Bettchen, zu den andern Siebenschläfern."

„Bitte, Mama! Darf ich nicht mit Willie und Ellen in die Christmette gehen?"

„Mein Kind," entgegnete die Mutter, „Du darfst morgen mit mir in die Kirche gehen, und nächstes Jahr begleitest Du Deine Geschwister in die Mette. Jetzt aber danke dem lieben Christkindlein für die Freuden, die es Dir bescheerte."

„Ach, Mama," antwortete Joseph, ein Knabe zwischen 8 und 9 Jahren, „ich wünsche, wir könnten dem Kindlein von Bethlehem, das uns heute so viel Freude gebracht, auch eine Gegenfreude machen!"

Dann legte er, nach Denkerart, den Finger an die Stirne und, triumphirend über das gefundene Resultat, rief er aus:

„Ich weiß schon, was ich thun will: ich bringe dem Jesukindlein mein Steckenpferd, und stelle es ihm vor die Krippe hin!"

Mrs. Read konnte sich kaum des Lächelns erwehren; doch, mit jener Mutterliebe, die auch in die verworrensten Gedanken der Kleinen eingeht, und mit Zärtlichkeit den unklaren Begriffen als sichere Führerin dient, antwortete sie:

„Josephchen, wozu sollte denn dem Christkindlein Dein Pferdchen dienen?"

„Oh Mama! Es ist ja doch viel schöner, als ein Esel. Ich habe heute, als ich in der Kirche war, gesehen, daß die Leute einen Esel und eine Kuh zur Krippe hingestellt haben!"

„Weißt Du denn nicht, Josie," unterbrach Annie, ein gesetztes Mädchen von ungefähr zehn Jahren, „der Esel war wirklich da bei der Krippe; er durfte die heilige Jungfrau von Nazareth nach Bethlehem tragen; von Pferden ist gar keine Rede."

„Aber die Pferde," antwortete Joseph, „sind doch schönere und edlere Thiere. Sage mir doch, Mama, warum hatte denn die heilige Familie nicht lieber Pferde, statt der Esel?"

„Einmal, weil in jener Gegend die Esel keine so verachteten Thiere waren, wie bei uns; dann auch, weil der Esel viele gute Eigenschaften hat, die man bei einem Pferde nicht findet. Sieh! der liebe Heiland war so sanft, so mild, so demüthig! Und weil dieses Thier auch so sanfter Natur ist, mochte es ihm lieber sein, als die feurigen, muthwilligen Pferde, die nur dann gehorchen, wenn man Gewalt und Ernst anwendet. Uebrigens, Bübchen! ich dächte, Du könntest ein besseres und passenderes Geschenk für den lieben, kleinen Jesus finden! Denke nur ein wenig nach!"

„Oh liebe Mama! Du weißt, ich kann noch nicht gut denken; denke doch Du für mich, und sage, was ich ihm geben könnte!"

„Auch ich möchte Etwas geben!" riefen gleichzeitig mehrere Stimmen.

„Gut, meine Kinder! Gebt dem lieben Jesus Euer Herz! Nichts wird ihm so gut gefallen, denn es sind nur die Herzen, die er verlangt. Merket aber wohl, ihr Kleinen! Es ist nicht genug, daß Ihr nur mit den Lippen saget: Liebes Jesulein! ich schenke Dir mein Herz! Wir müssen auch bereit sein, unsere Neigungen, ja selbst unsere Wünsche zu opfern, wenn sie dem Willen Gottes entgegen sind!"

„Das verstehe ich nicht, Mama!" sagte Annie.

„Wie kann ich denn ein Opfer bringen, wenn ich nichts habe?"

„Selbst die kleinsten Kinder," antwortete die gute Mutter, „könnten nicht selten Opfer bringen, z. B. wenn Annie, statt fleißig ihre Lectionen zu lernen,

dem Willie beim Zeichnen zusehen möchte, sieh! da hat sie gleich ihren Eigenwillen zu opfern. Geht sie nun dem Jesukindlein zu lieb an ihre Aufgabe, und lernt recht eifrig und treu, o! wie wohlgefällig ist ihm dieses Opfer! Oder, Mama wünscht, Annie sollte jetzt Dieses oder Jenes thun; aber das kleine Fräulein möchte lieber nach ihrem eigenen Willen handeln. Die Stimme der Mama ist für das Kind die Stimme Gottes! Wenn nun meine Annie gleich auf den ersten Wink gehorcht, nicht etwa widerspricht oder gar ein Trotzköpfchen macht, so ist das liebe Jesukindlein zufrieden, und nimmt dieses als ein Opfer wohlgefällig an."

Die Kleine mußte sich etwas betroffen gefühlt haben; denn sie erröthete und sprach etwas halblaut mit gesenkten Augen:

„Mama! Ich will versuchen, recht gut zu sein!"

„Und wenn mein Josephchen," fuhr die Mutter fort, „in Zukunft bei dem Kämmen und Ankleiden sich hübsch ruhig und still verhält, und es macht, wie der kleine Jesus mit seinem Lockenköpfchen, der sich auch von Mama Maria recht lieb und artig ankleiden ließ, — sieh! das wäre ein schönes Opfer, und dem Kindlein in der Krippe wohlgefälliger, als Dein Steckenpferdchen!"

„Und was könnten Willie und ich thun?" fragte Ellen in bescheidenem Tone. „Solche Dinge sind doch nicht mehr für uns!"

„Ihr seid älter, und darum schon zu Größerem fähig. Für Dich, Ellen, dächte ich, wäre es gut, wenn Du mit den jüngeren Geschwistern etwas freundlicher und geduldiger wärest! Und Willie vergißt zuweilen Alles über seinen Zeichnungen. — Nun aber ist es höchste Zeit, daß die Kleinen zu Bette gebracht werden. Ihr Größeren aber, räumt Euere Christgeschenke auf, und bereitet Euch zum Kirchgange."

„Und Du, Mama?" fragte Willie, „willst Du denn nicht mit uns gehen?"

„Nein, Kinder! Es ist mir nicht möglich! Ich fühle mich etwas unwohl, und da würde mir die nächtliche Kälte kaum gut thun. Ich werde morgen gehen."

„Dann gute Nacht, Mama!" riefen die Kinder. Und flugs war die heitere Gruppe auseinandergestoben.

* * *

2.

Es war eine entzückend schöne, sternhelle Christnacht, die Hunderte, ja Tausende von Menschen, welche in jeder andern Nacht, zur gleichen Stunde, im tiefsten Schlafe ruhen würden, in's Freie lockte, um hinzueilen in das festlich geschmückte Gotteshaus, zur Geburtsfeier des Königs aller Könige.

Willie, Ellen, Annie und Josie, Alle in Pelze vermummt, waren auch unter der Zahl der Andächtigen. Die beiden Letzteren durften heute zum erstenmale der Mette beiwohnen.

Auf dem Wege bewunderten sie die glitzernden Sträucher, und wähnend, die schneeige Blüthe sei eine besondere Zierde, brachen die Kleinen Zweige, und wollten sie, als Bouquetchen, dem Jesulein in die Krippe legen. Aber — o weh! — die vermeintlichen Blumen hatten sich bald in Tropfen aufgelöst, und in dieser Form von dem Zweige Abschied genommen, der nun so schwarz und häßlich erschien, daß sie selben unverzüglich fortwarfen.

Willie sah sinnend und schweigend den Kleinen zu; dann aber sprach er zur älteren Schwester gewendet:

„Ellen! Macht es Dich nicht traurig, wenn Du bemerkest, wie so schöne, glänzende Sternchen, Thränentropfen gleich, verschwinden?"

„Allerdings!" antwortete das kluge Mädchen. „Aber ich denke dann auch, daß diese Tropfen wieder gefrieren, und eine andere, oft noch viel schönere Gestalt annehmen. Erinnerst Du Dich noch, lieber Willie, wie Papa am Tage vor seiner Abreise sagte: „Wer in Thränen säet, wird in Freuden ärnten."

„Wahr, meine Ellen! Ich gestehe Dir aber, daß ich eine Ahnung habe, als ob die Freuden dieser Nacht wegschmelzen würden, wie Josie's Eisblumen, und uns nur Thränen zurückließen."

„Armer Willie! warum hast Du doch so traurige Gedanken? Und selbst wenn es geschehen sollte, daß die Tropfen zur Erde fallen, so können sie uns doch auch zu Samenkörnern künftiger Freuden dienen. Du weißt, was Mama diesen Abend über die Opfer sagte. Vielleicht forbert wirklich das Jesukindlein etwas von uns, und dann wollen wir's ihm auch geben — nicht wahr?"

„Ja, Ellen! ich hoffe, daß wir's können! — Nun aber, da wir der Kirche schon so nahe kommen, müssen wir schweigen, sonst würden wir den Kleinen Anstoß geben, und überdieß müssen wir uns auch zum Gebete sammeln."

Das Gotteshaus war bald erreicht. Die Kinder begaben sich, ohne auf ihre Umgebung zu achten, ruhig an ihre Plätze. Ungeachtet der feierlichen

Stimmung, welche die erhebende Musik auf das betende Gemüth übt, war es unserm Willie doch etwas schwül und bang zu Muthe. Ein gewißes, ihm unerklärliches Etwas, schien wie eine Gewitterwolke über ihm, — ja, es däuchte ihm, — über der ganzen Familie zu hängen. Eine innere Stimme flüsterte ihm eben so leise als bestimmt und deutlich zu: „Die Stunde des Opfers ist gekommen!" — Doch welchen Opfers? Das wußte er sich nicht zu deuten. Aber er flehte um Hilfe und Stärke; o! wir armen Menschen bedürfen ja deren beständig, und beten nie vergebens darum. „Bist Du traurig", sagt der Apostel, „so bete!"

Willie's Vater, Herr Read, war ein ziemlich reicher Kaufmann, den seine Geschäfte einige Monate vor dem Beginne unserer Erzählung, nach Indien riefen. In der Zwischenheit sollte der ältere Sohn, Willie, die Stelle des Vaters, der Familie gegenüber, vertreten. Er sollte der Mutter ein guter Sohn, den jüngeren und jüngsten Geschwistern eine Art kleiner Papa sein, — worauf er sich hie und da schon etwas zu Gute that.

Seine Absicht war, dereinst ein tüchtiger Ingenieur zu werden; denn er kannte keine größere Freude, als Pläne zu zeichnen, und seine ganze Geschmacksrichtung zog sich nach dieser Seite; darum wollten ihm die Eltern auch kein Hinderniß in den Weg legen, und vor der Abreise des Vaters wurde beschlossen, daß Willie mit Beginn des neuen Jahres zu einem trefflichen Meister dieses Faches in die Lehre kommen sollte. So wenigstens war es im Allgemeinen bestimmt; als man aber einige besondere Umstände erwog, glaubte die Mutter, es wäre besser, die Rückkehr des Vaters zu erwarten, die im Sommer stattfinden sollte. In der Zwischenzeit konnte er fleißig Vorübungen und Vorstudien machen; denn, wenn der Mensch ein, wie man zu sagen pflegt, „angebornes" Genie hat, wird ihm die Arbeit in seinem Berufe leicht.

Doch kehren wir zu Willie in das Gotteshaus zurück. Sein Gebet war in der That ein andächtiges. Er flehte mit jener Innigkeit, die nur dem lebhaften Glauben und unschuldigen Herzen möglich ist. Plötzlich däuchte es ihm, als bewegten sich die Lippen des Jesulein und sprächen deutlich die Worte: „Mein Kind! gib mir Dein Herz!" Was war das?

„Mein Kind! gib mir Dein Herz!" tönte es noch einmal nach kurzer Pause. War es doch, als ob Willie bestimmt und entschieden darauf Antwort geben sollte — eine Antwort, die er nicht so schnell geben konnte oder wollte. Denn dem guten Jünglinge war es einerseits wohl bewußt, daß man

mit dem Herzen Alles gebe — anderseits wollte er auch keine Untreue durch Wortbruch begehen; darum zögerte er. Es lag in ihm der Keim zu jenem Charakter, von dem es heißt: „Ein Mann — ein Wort!"

Endlich aber antwortete seine junge Seele: „Ja, mein lieber Heiland! Ich schenke Dir mein Herz, wie es ist; thue mit ihm, was Du willst! Ich gebe Dir auch meinen Verstand, mein Gedächtniß, meinen Willen!"

In solcher Weise innerlich beschäftigt, verfloß die Zeit nur allzuschnell, und es überraschte ihn die Bitte Josie's, er möchte doch mit ihnen in die Seitenkapelle kommen, um das Kindlein in der Krippe recht nahe sehen zu können. Willie erhob sich sogleich, und führte die Geschwister zum bezeichneten Orte. Hier fanden sie die lebensgroßen Statuen Mariens und Josephs in knieender, anbetender Stellung, zwischen beiden die Krippe, das erste, harte Ruhebett des Sohnes Gottes, der als liebliches Kindlein unter den Menschen erschien, um deren Herz durch entzückende Anmuth und liebevollste Freundlichkeit zu gewinnen. Ach! wer könnte die Wunder fassen, die in der einzigen Christnacht zu Gunsten des gefallenen Menschengeschlechtes gewirkt wurden.

Der Verstand der Engel kann sie nicht ergründen; der Weiseste der Menschen nicht begreifen – und das Kind? — Es denkt nicht; es forscht nicht — es kniet nieder, und betet an und liebt. So unsere Kleinen.

Nun entfernen sie sich. Willie wirft dem süßen Christkindlein noch einen vielsagenden Scheideblick zu: ist es ihm ja, als ob er neuerdings in dem Auge des Gottmenschen die Bitte lesen könne: „Kind! Gieb mir Dein Herz!"

Und die Antwort aus seiner eigenen Herzenstiefe lautet: „Es sei Dein — Dein für immer!"

Der Rückweg in das Elternhaus war weniger angenehm; und es war wirklich Zeit, daß die Kinder ihre Bettlein erreichten, sonst hätte „Sandmann" sie noch auf der Straße überwältigt.

* * *

3.

Heiter und schön brach der Christtagsmorgen an. Als Willie erwachte, begrüßte ihn der freundlichste Sonnenstrahl. Der Knabe sprang sofort aus

dem Bette, kleidete sich rasch an und verließ das Haus, um zur Post zu gehen. Vielleicht war doch ein Brief von Papa angekommen und er stellte sich Mama's Freude darüber lebhaft vor. Die Liebe beflügelte seine Schritte, darum hatte er bald die Viertelstunde, welche er bis zum Dorfe brauchte, zurückgelegt.

„Sind keine Briefe aus Indien da?" fragte er den Postmeister mit ängstlicher Spannung.

„Nein", lautete die Entgegnung; „hier aber sind zwei Briefe mit dem Londoner Stempel an Mrs. Read adressirt."

„So geben Sie mir selbe", sagte Willie, „ich möchte sie gerne Mama einhändigen."

„Ja! Aber ......" und der Postmeister zögerte; er sah dabei den Knaben gar traurig an.

„Sie werden doch nicht an meiner Ehrlichkeit zweifeln?" fragte Willie halb lachend. Doch Lächeln und Frage erstarb auf seinen Lippen, als er in die ernsten Züge des Mannes schaute.

„Was ist's?" sagte er ängstlich.

„Ich wollte Sie ersuchen", antwortete der Postmeister, „Acht zu geben, daß die heutigen Zeitungen Ihrer Frau Mama nicht unter die Augen kommen. Es ist ein Artikel in denselben, der sie erschrecken könnte!"

Willie erblaßte. „Um Gotteswillen! Sagen Sie es mir! Was ist's?" rief er.

Der Postmeister antwortete: „Haben Sie schon Nachricht erhalten, über die glückliche Ankunft Ihres Herrn Vaters in Indien?"

„Noch nicht!" entgegnete Willie. „Wir haben seit seiner Abreise erst einmal von ihm gehört; — ein heimkehrendes Schiff brachte uns Briefe von ihm. Doch, worauf bezieht sich der Zeitungsartikel?"

„Es möchte sein", beschwichtigte der Postmeister, „daß nicht so viel an der Sache ist. — Zeitungen bringen gar oft falsche Nachrichten. Doch, sehen Sie!" Und hiemit händigte er ihm das gefürchtete Blatt ein mit der Bemerkung: „Ich glaube, Herrn Read's Schiff hieß Orleans."

Willie stand wie versteinert; denn er las in großen Lettern Folgendes:

„Verlust des Schiffes Orleans. Mit Bedauern melden wir, daß dieses schöne Schiff am 4. November in geringer Entfernung von Table-Bay als vollständiges Wrack gesehen wurde. Kapitän Horn, von Ihrer Majestät der Königin Schiff, „Alceste", sah es zuerst gegen Mitternacht, und hielt es sofort für ein in Brand stehendes Schiff. Er ließ deßhalb eiligst die Rettungsboote

in Bereitschaft setzen und näherte sich, so weit er konnte, dem Flammenmeere, — doch keine Seele ward an Bord gesehen. Die Matrosen ließen laute Rufe erschallen; aber es folgte keine Antwort; und, während man sich berieth, ob noch Rettungsversuche zu machen seien, explodirte der „Orleans“ und schleuderte seine Trümmer nach allen Richtungen, nicht ohne Gefahr für die „Alceste“, von der selbst einige Matrosen durch die Splitter verwundet wurden. Man vermuthet, daß die Mannschaft des „Orleans“ nach Ausbruch des Brandes, dessen sie, voraussichtlich, nicht mehr Meister werden konnte, das Schiff in den Booten verließ, sonst wäre es doch kaum denkbar, daß sich Niemand hätte sehen lassen. Der menschenfreundliche Kapitän ließ sein Schiff mehrere Tage in der Nähe des Schauplatzes so großen Unglückes kreuzen, hoffend, daß vielleicht eines oder das andere der Boote sichtbar würde — doch vergebens. Daß das Schiff wirklich der „Orleans“ sei, erkannten sie aus der Aufschrift einiger Trümmer, die auf den Fluthen umhertrieben.“ —

Zitternd und mit bebenden Lippen ersuchte Willie den Postmeister, ihm doch mit Rath und That an die Hand zu gehen, und, vor Allem, ihn anzuleiten, wie er diese Hiobspost der Mutter, ohne Gefahr für ihr Leben, beibringen könne.

„Ich dächte“, entgegnete der Gefragte, „es wäre das Klügste, wenn Sie die Sache noch einen oder ein paar Tage verbergen könnten. Zeitungsberichte sind nicht immer zuverlässig, und die Wirklichkeit lautet oft ganz anders. Ist aber die Unglückskunde wahr, so muß sie in einigen Tagen bestätigt werden; in der Zwischenzeit könnten Sie vielleicht eine Depesche an Ihren Onkel absenden, des Inhaltes, so schnell als möglich hieher zu kommen. Er würde die Sache besser bereinigen, als vielleicht wir Beide. Ich an Ihrer Stelle würde auch die beiden Briefe der Mama noch nicht geben, bis der Oheim kömmt; es möchte in denselben etwas enthalten sein, was sich auf dieses Unglück bezieht.“ —

„Ich habe wirklich selbst eine Art Scheu vor diesen Briefen“ — antwortete Willie; „es wäre mir lieb, wenn Sie dieselben noch behielten. Nehme ich sie mit nach Hause, so werden sie leicht gesehen, und es möchten manche Fragen an mich kommen, die ich nicht beantworten könnte. — Ach, was soll ich zu Hause sagen?“ rief der arme Knabe, nun in Thränen ausbrechend: „was soll ich sagen?“

„Armes, armes Kind!“ tröstete der Postmeister, selbst mit Thränen in

den Augen; — „es ist hart, sehr hart. Ich will die Briefe heute Nacht behalten, und sogleich Ihrem Onkel telegraphiren. Es wäre auch besser, Sie blieben noch einige Zeit bei uns, denn Mrs. Read sollte von dem Vorfalle noch Nichts ahnen."

So sprechend verließ er das Zimmer und begab sich zur Station. Unterdessen übernahm die gutherzige Frau Postmeisterin die Sorge für den tiefgebeugten Knaben, der nicht wußte, ob er gehen oder bleiben solle.

Nachdem die liebe Frau manch' tröstliches und freundliches Wort gesprochen, lud sie ihn ein, sich durch eine Tasse Kaffee zu erquicken. Während der Knabe ihren Willen that, ermunterte ihn die gute Frau, auf Gott zu hoffen und zu vertrauen. Nach Beendigung des Frühstückes rieth sie ihm, nicht nach Hause, sondern in die Kirche zu gehen und schloß mit den Worten: „In Trübsal ist man nirgends so gut aufgehoben, als im Hause Gottes. Wenn mein Mann zurückkömmt, will ich selbst zu Ihrer Frau Mutter eilen und ihr sagen, daß Sie bei uns gefrühstückt, und dann in den Gottesdienst gegangen sind."

„Danke!" erwiderte der Knabe. „Sie sind wirklich sehr gütig! Ich will Ihren Rath befolgen!"

Willie's Verschwinden war indeß im Familienkreise der Mrs. Read nicht unbemerkt geblieben. Niemand konnte sich dasselbe enträthseln. Als aber nach dem Gottesdienste Willie bleich und verstört zurückkam, glaubte die besorgte Mama nicht anders, als ihr Sohn wäre krank, und schickte ihn deßhalb sogleich auf sein Zimmer, damit er sich ausruhen könne.

Dieser Befehl war ihm ganz willkommen; denn, abgesehen von der traurigen Stimmung, welche den Knaben in die Einsamkeit zog, war er auch recht froh, der Versuchung, unwillkürlich sein schmerzliches Geheimniß zu verrathen, ausweichen zu können. Als Ellen ihm eine Tasse Thee brachte und ihn einlud, doch wieder möglichst bald zu ihnen zu kommen, antwortete er, sein Kopf schmerze ihn; er ziehe deßhalb die Ruhe Allem vor; worauf sich die Schwester zufrieden gab, und der Mutter diesen Bescheid überbrachte. Sie schob die Schuld dieses Unwohlseins auf die durchwachte Nacht und getröstete sich baldiger Besserung.

Endlich schlug es acht Uhr.

Mit Spannung lauschte Willie den Schritten seiner Geschwister, die sich um diese Stunde stets zu Bette begaben.

Einige Minuten später schellte es an der Hausglocke — ihm ein Zeichen,

daß nun wirklich der Onkel in Folge der telegraphischen Depesche angekommen sei.

Neugierig schlüpfte er aus seinem Bette; seinem feinen Gehöre entging es nicht, wie Mama sich über diese unerwartete Ankunft ihres Schwagers wunderte. Willie aber, der gar wohl die traurige Veranlassung wußte, warf sich wieder auf sein Bett und brach in Weinen aus. Nach ungefähr einer Stunde bemerkte er, daß der Onkel im Begriffe sei, das Haus zu verlassen.

Willie trat ihm entgegen und fragte ihn mit gedämpfter Stimme:

„Ist es denn wirklich wahr? Oh Onkel! sage, daß es nicht so ist!"

„Ich fürchte, Knabe, es ist leider nur zu wahr. Aber Du mußt jetzt männlich und standhaft sein, und der Mutter und den Geschwistern beistehen!"

„Weiß es denn Mama schon?"

„Ja! Ich habe es für besser erachtet, ihr das Ganze zu sagen. Der erste Anprall des Schmerzes wird in der Stille der Nacht leichter vorübergehen. Sie ist sehr ergeben, und trägt es mit wahrhaft heldenmüthiger Geduld. Nun aber, gute Nacht, mein Kind! Wir sind Alle der Ruhe bedürftig. Geh! Und suche Trost und Muth in der Einsamkeit und im Gebete!" —

* * *

4.

Der Morgen kam, und mit ihm bestimmte Nachrichten, die nun keinen Zweifel mehr zuließen. Das Schiff war wirklich verloren! Von den Passagieren konnte keine Spur aufgefunden werden. Sie mußten wohl mit dem sinkenden Wrake zu Grunde gegangen sein! Aber das war noch nicht Alles!

Es schien fast, als sollte das Maß der Bitterkeit voll über diese Familie ausgegossen werden! Herr Read hatte eine beträchtliche Summe Geldes mitgenommen; bei Durchsuchung der Papiere fand es sich, daß der Wittwe und den Kindern nur äußerst Weniges verblieb, kaum genug zum Leben.

Willie und Ellen hatten wohl 40 Pfund*) jährlich, das Erbtheil einer

*) Ein Pfund Sterling beträgt 12 fl.

Tante; aber was war das für zehn Kinder? Und wenn gleich der Onkel sich erbot, für zwei oder drei derselben die Kosten der Erziehung zu bestreiten — blieben nicht noch sieben?

„Mein Gott! Ich schenke Dir mein Herz!“ betete Willie wieder und immer wieder. Mit der Innigkeit des wahren Glaubens erneuerte er in der Stunde der Trübsal das Opfer, das er seinem Gotte in der Stunde des Glückes dargebracht; und was er gestern in der Freude seines Herzens gebetet, — er wiederholte es heute mit Thränen: „Mein Gott! Ich schenke Dir mein Herz!“

Mit welcher Liebe wird Gott diese opferstarke Kinderseele umfangen haben!

„Ellie!“ sagte Willie eines Abends, „wenn Du es versuchtest und Gouvernante würdest? Deine 20 Pfund reichen zur Ausstattung vollkommen hin; Du könntest Mama mit Deinem Honorare unterstützen! — Ich will mich zum Ingenieur ausbilden. Mit Herrn Sims habe ich bereits gesprochen. Um 5 Pfund jährlich wird er mich unterrichten. Wenn ich einst gut placirt und reich bin, sollt ihr Alle zu mir kommen, und bei mir bleiben!“ —

„Du magst wohl Recht haben, Willie! Aber wenn wir all unser Geld für uns verwenden, was bleibt der guten Mama?“

Diese, so naheliegende Frage wirkte auf den armen Willie wie ein Donnerschlag. Er hatte wohl in den letzten Tagen, o! so viel schöne Pläne entworfen; aber von diesem Standpunkte aus war ihm die Sache neu.

Thränenvollen Auges sah Mrs. Read auf ihren Sohn. Sie las den Kampf auf seinen Zügen, denn ein Mutterauge sieht tief!

„Herr Soles, Papa's Freund, war heute hier,“ begann Ellen wieder zögernd. „Du weißt, er hat eine Dampfmaschinenfabrik, und er bot sich an, Dich dort aufzunehmen.“

Entrüstet fuhr Willie auf:

„Ellen! Du willst doch wohl nicht gesagt haben, daß er mir eine Maschinistenstelle anbot?“

„Er bot sich an,“ antwortete ihm mild die Mutter, „Dich frei zu halten und Alles zu lehren, was in sein Fach schlägt. Und wenn Du Abends bei der Buchführung behilflich sein wolltest, würde er Dir überdies 10 Pfund jährlich geben!“

Willie wurde blaß und roth.

„Aber, Mama! das steht ja weit unter mir! Willst Du mich zum Handwerker machen?“

„Ich sehe darin durchaus keine Entwürdigung, mein Sohn! Ehrliche Arbeit erniedrigt Niemanden! Oh Willie! War nicht unser göttlicher Erlöser selbst Zimmermann?“

„Ich könnte ja Schreiber in irgend eines Advokaten Bureau werden.“ —

„Aber Sohn! Die Kinder werden immer älter, und brauchen mehr und mehr. Es würde lange hergehen, bis Du als Schreiber so weit kämest, mir helfen zu können. Bei Herrn Soles indessen verhält sich die Sache ganz anders. Er hat keinen Sohn und will Vater für Dich sein! Papa achtete ihn sehr; — er ist ein Ehrenmann durch und durch — und doch begann er seine Laufbahn als Maschinist. Ich will Dich nicht zwingen, gegen Deine Neigung zu handeln. Aber Du bist mein Aeltester, und ich hatte sehr auf Deine Mithilfe gerechnet! Bedenke Dir die Sache vor Gott, und bringe uns morgen Deine Antwort!“

Willie nahm das Licht, stand rasch auf und sagte: „Ich will auf mein Zimmer gehen! Gute Nacht, Mama!“

Mrs. Read sah, wie seine Lippen vor innerer Bewegung zitterten. Sie zog ihn an ihr Mutterherz, und sprach weich:

„Gute Nacht, mein Sohn! Möge Gott Dich segnen, und Dir beistehen, damit Du die beste Wahl treffest!“

Willie aber, in seinem Zimmer angekommen, warf sich in einen Stuhl, und, das Haupt in die Hand stützend, murmelte er halblaut: „Oh! wie unglücklich bin ich doch!“

Tausend stürmische Gedanken durchzuckten ihn gleich Blitzstrahlen; tausend Pläne, die sein beleidigter Stolz formte, sein besseres Selbst aber wieder verwarf. Und durch alle diese Gedanken und Pläne wob sich, wie ein schwarzes Band, die Frage: Ist denn das Geld nicht mein? Warum sollte ich es nicht für mich verwenden dürfen? Da tönte wie Himmelsharmonie seines guten Engels Stimme, und er wurde weicher. Er gedachte des Christabends und seiner damals gefaßten Entschlüsse, gedachte seines Gebetes, seines Opfers. Und es war ihm, als sähe er das liebe, süße Christkindlein, das ihn so sanft bittend so opferheischend anblickte; es war ihm, als höre er flehend, mahnend, dringend: „Mein Sohn! Gib mir Dein Herz!“ Und wieder war es ihm, als stünde sein Vater vor ihm, traurig ernst wie damals, da er ihm scheidend

seine kleinen Geschwister zeigte: „Willie! sei ihre Stütze! Lasse sie meine Abwesenheit nicht fühlen!“

Und er hatte es in seine Hand versprochen, — versprochen mit Mund und Herz!

Das Gute gewann in ihm die Oberhand. Er wurde milder und milder; hingeworfen vor das Cruzifix betete und weinte er heiß und lange! Wie viel tiefinnige, vertrauliche Dinge mögen wohl in jener Gnadenstunde zwischen Gott und diesem Kinde vorgegangen sein! Gewiß ist, daß ihn das süße, göttliche Kind mit reichem Troste erfüllt haben muß; denn er erhob sich freudig, muthig, opferbereit. — Es drängte ihn ja nun, zu seiner guten Mutter zu eilen, ihren Kummer zu lindern, seinen Kampf zu gestehen, sie mit der Nachricht des errungenen Sieges zu erfreuen. „Ob sie wohl noch auf ist? Mich noch hören will?“ fragte er sich zögernd.

Ein Strom hellen, milden Lichtes, durch eine Thürspalte aus dem Zimmer seiner Mutter dringend, löste seine Zweifel: „Darf ich eintreten? Mama!“

Ein zärtlicher Kuß war die einzige Antwort. Mutter und Sohn lagen sich in den Armen! Sie hatte ja gewacht und gebetet, dieses lieben Sohnes willen; hatte von Minute zu Minute seines reuigen Entgegenkommens geharrt; hatte mit ihm, und mehr noch, mehr als er gelitten und gekämpft! Mit welcher Wonne drückte sie ihn jetzt an ihr Herz, hörte sein Geständniß, seine Bitte um Vergebung, und schloß ihm liebkosend den beredten Mund!

Was in solchen seligen Momenten zwischen Mutter und Kind vorgeht — man muß es empfunden, es, voll des unendlichen Dankes, gefühlt haben, um es zu verstehen!

Uebergehen wir daher diese Scene.

Derartige Augenblicke sind zu heilig für menschliche Worte!

„Mama! Ich will Alles thun, was Du wünschest!“ flüsterte er; „ich will zu Mr. Soles gehen, gleich Morgen!“

„Ja, Kind! Aber nicht als Lehrling wie Du glaubst! Nein! Das ist Nichts für Dich! Noch haben wir ja keine bestimmten Nachrichten über das Schicksal Deines armen Vaters.“ —

„Keine bestimmten Nachrichten?“ wiederholte Willie erstaunt. „Ich glaubte, es sei ganz sicher!“

„Ja fast!“ seufzte die Mutter. „Aber oft, ich weiß es selbst nicht wie, überkömmt es mich wie Hoffnung; denn auf dem brennenden Schiffe, hieß es,

wurde kein menschliches Wesen gesehen; sie müssen sich also doch wohl in den Booten geflüchtet haben, und — wer weiß? — sind vielleicht gerettet. Unter allen Umständen kann man nicht vor einem Jahre daran denken, Dich zum Lehrlinge zu machen." —

„Aber, Mama, Du erwähntest dieser Hoffnung früher nie!"

„O Kind, weil sie so kühn, fast unbegründet scheint. Und doch, wie ich weiß, nährt sie auch Dein Onkel. Noch vor seiner Abreise sagte er mir: „Ich möchte mich diesem Gedanken nicht hingeben; aber es ist möglich, sogar wahrscheinlich! Jetzt nochmals gute Nacht, Willie. Es ist bereits zwölf Uhr."

Fünf Tage waren seit diesem Gespräche verstrichen. Willie arbeitete in Herrn Soles Fabrik. Zuerst hatte man ihn in ein riesiges Hammerwerk geführt, wo viele, viele Männer beschäftigt waren, Metallplatten zu schlagen; andere goßen in gewisse Formen eine Masse, die wie flüßiges Feuer aussah. Schmelzöfen überall; das Prasseln, Blasen, Zischen des Feuers mischte sich unaufhörlich mit dem Gehämmer. Willie war davon gänzlich verwirrt; er wußte kaum, wie ihm geschah, noch was er that. Herr Soles selbst blieb beständig an seiner Seite, zeigte und erklärte ihm Alles; wie die verschiedenen Metalle: Erz, Kupfer, Zinn 2c. bearbeitet würden, damit man aus ihnen Platten schlagen könne, denen keine der nöthigen Eigenschaften fehle, um zu dem bestimmten Werke dienlich zu sein. „Ich will keinen Schmied aus Ihnen machen", fügte er lächelnd bei, „aber Sie müssen all' diese Geschäftszweige durchlaufen, wenn Sie zum tüchtigen Meister im Fache werden wollen. Hier, dieses Hammerwerk ist Ihr erster Platz."

Und der arme Willie mußte den richtigen Temperaturgrad der Schmelzöfen kennen lernen; mußte lernen wie man die Metalle bearbeitet 2c.

„Oh, Mama" seufzte er, als er Abends müde nach Hause kam; „ich bin nur ein Grobschmied! Welch schrecklicher Gegensatz zu meinem Latein, Griechisch und Zeichnen!" —

„Harre aus, mein Willie, harre aus! Es ist ja nur für eine kurze Zeit! es ist nicht für immer! Bessere Tage werden kommen — glaube mir! Und tröstet, stärkt es Dich denn nicht, zu wissen, daß Du mir hilfst und beistehst?"

„Oh ja, Mama! Aber im Heimgehen begegnete ich den beiden jungen Rivers; da sie mich so rußig sahen, lachten sie, und ich hörte sie sagen: „Sieh! da geht Soles Zublaser!" Aber Mama, das bin ich nicht! Und ich diene Andern nicht gerne zum Gespötte!"

„Das waren thörichte, unwissende Knaben", tröstete ihn Mrs. Read. „Oh Willie! wie wenig liegt daran, was wir in der Welt und der Menschen Augen sind! Nur vor Gott allein ist wahrer Werth! Willie! Spotteten sie nicht auch über unseren Heiland? Oh! denke des Purpurmantels und der Dornenkrone und Du wirst es leichter tragen!"

„Ich will es versuchen, Mama!"

Und er hielt sein Wort. Er versuchte es wirklich! versuchte es mit ganzem Herzen, mit liebender, gläubiger Seele!

So verging Tag um Tag.

Die Tage wurden zu Wochen, die Wochen zu Monden. Des Winters letzten Schnee hatte der warme Sonnenkuß vernichtet — es war wieder Frühling geworden!

Keine neuen Nachrichten liefen über die vermißten Boote ein; aber die wohlthuende Hand der Zeit hatte die Wunde größtentheils vernarbt, und des Schmerzes Bitterkeit in milde Wehmuth umgewandelt.

Willie war nun mit dem erwählten Berufe ausgesöhnt. Gott hatte seine Kämpfe, seine Arbeiten und Bemühungen gesegnet. Jeder Tag vermehrte sein Interesse daran. Herr Soles bewunderte Willie's ausdauernden Fleiß und außerordentliches Zeichnungstalent; er begann die Ueberzeugung zu gewinnen, in diesem Jünglinge müsse wunderbares Genie wohnen! „Sie werden nach Allem doch Nichts Anderes als Ingenieur sein!" pflegte er lächelnd zu sagen; „denn Maschienenbauerei und Ingenieurwesen gehen Hand in Hand, sind fast gleichbedeutend. Gottes Segen wird über Ihnen bleiben, Willie; denn Sie haben Ihrer Familie das größte Opfer gebracht, das ein Sohn bringen kann!"

* * *

5.

Und der Frühling ging, wie er gekommen war. Es zog der heiße Sommer in das Land.

Da war es an einem jener schönen Tage, wie sie dieser Jahreszeit so eigen sind. Willie unterhielt sich im Garten mit seinen Geschwistern.

„Oh Willie!“ rief plötzlich der kleine Joseph; „sieh doch diesen greisen Bettler an, der die Gartenthüre zu öffnen versucht.“ Willie blickte auf. Ja, dort am Gitter stand er wirklich, der Mann mit den silbergrauen Haaren, mit der vom Alter und vielleicht auch wohl vom Kummer gebeugten Gestalt, mit den ärmlichen Kleidern.

Die Thüre flog auf! .....

„Willie! Willie!“ rief der Mann, und im nächsten Momente fühlte sich der erstaunte Jüngling in den Armen seines Vaters!

Ja, seines wiedergefundenen Vaters!

„Papa! Papa!“ jubelte die Kinderschaar in wilder Freude!

Oh! selige, wonnevolle Stunde! wenn sie sich wiederfinden, die sich so lange und so schmerzlich vermißt! Wer kann dies Glück beschreiben!? Es ist ein schwacher Schimmer, ein Schatten freilich nur! eine Ahnung jener unendlichen Freude, die Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben!“ —

„Aber! ... Ist es denn wirklich Papa?“ fragte jetzt zweifelnd Eines der Kleinen. Papa hatte ja doch nicht graues Haar!“

„Oh, Kind, freilich hatte ich es nicht vor diesen ereignißschweren acht Monaten! — Aber wo ist Mama? Für wen tragt ihr diese Trauerkleider? Ich sehe auch Ellen nicht!“

„Beide sind wohl, Papa!“ entgegnete Willie. „Mama ist zu Hause, und Ellen wird sogleich kommen. Wir glaubten, Du seiest todt, Papa, als wir von dem Brande des Schiffes hörten; und Ellen und ich haben Mama treulich geholfen. Ich arbeite in Herr Soles Fabrik, und Ellen unterrichtet die Töchter von Mrs. Thomson. Aber sieh! Papa! die beiden Kleinen! Wie sie verwundert dasitzen und sich die Dinge nicht erklären können!“

Und alsbald — oh! — begann ein ohrenzerreißendes Geheule; denn Papa hatte Eines dieser lieben Kleinen auf den Arm genommen und zärtlich geküßt. Die besorgte Mutter, von dem entsetzlichen Geschrei herbeigerufen, kam sogleich. Sie, die gefühlvolle Gattin und Mutter brauchte nicht lange zu schauen! Mit einem Freudenschrei sank sie in ihres todtgeglaubten Gatten Arme!

Sie waren zu glücklich, um sprechen zu können! Ihre leuchtenden Blicke allein bekundeten, was ihre Seelen fühlten!

Oh! Mit welcher Innigkeit, mit welchem Entzücken mögen sich ihre Augen in die lieben, so lange vermißten Züge getaucht haben! Wie heiß mögen sie

zu Gott gebetet, dem Allgütigen gedankt haben! Ja! Er hatte seine Verheißung erfüllt, hatte ihre Thränen in Lächeln, ihren Schmerz in Freude verwandelt!

Bald kam auch Ellen, die allgemeine Wonne zu theilen; und nun, umringt von Allen, die er liebte, erzählte der glückliche Vater, wie groß der Schrecken der Passagiere gewesen, als ihnen der Kapitän das bevorstehende Unglück gemeldet; wie man vergebens Alles versucht, das Feuer zu löschen; wie man endlich verzweifelt zu dem letzten Rettungsmittel — den fünf Booten — seine Zuflucht genommen. Und so fanden sie sich auf offener See in Kähnen — zu ihrer größten Bestürzung bemerkten sie es jetzt erst — ohne Kompaß.

„Welch' traurige Uebereilung!" warf Mrs. Read hier ein.

„Doch nicht so sehr, als Du vielleicht glauben magst;" entgegnete ihr Gatte. „Oh!" fuhr er fort, „wir verließen das Schiff erst im letzten Augenblicke und in fürchterlicher Eile. Das Feuer griff mit rasender Schnelle um sich. Im unteren Schiffsraume waren Wein, Spiritus, Oel, Pulverfäßer. Die Explosion muß schrecklich gewesen sein! Gott sei Dank! wir waren damals außer Gefahr, aber auch weit außer Sicht der Alceste; wir hätten sonst sicher nicht ermangelt, ihr Nothsignale zu geben. Nach einigen Tagen mühevollen Fahrens erreichten wir die afrikanische Küste und setzten unseren Weg nun zu Lande fort, da unsere Boote von dem überstandenen Sturme, der doch glücklicherweise keiner der ärgsten war, zu sehr gelitten hatten. Mit wie viel Entbehrungen wir da gekämpft — ich kann es Euch nicht erzählen. Ihr seht es an meinen grauen Haaren.

Von Cap Bolong fuhren wir wieder zu Wasser nach England. Kaum auf dem Festlande angekommen, habe ich Extrazug genommen, um früher bei Euch einzutreffen. Ich dachte mir, Ihr müßtet in Sorge um mich sein!"

„Oh, Willie!" lächelte Ellen, „Du hättest demnach nicht nöthig gehabt, zu Herrn Soles zu gehen!"

„Wie?" frug Herr Read erstaunt; „ist denn Willie nicht bei Herr Sims, dem Ingenieur?"

„Nein, Papa!" entgegnete Willie. „Erinnerst Du Dich denn nicht? Ich sagte Dir ja doch, daß ich bei Herrn Soles in der Dampfmaschinenfabrik arbeite!"

„Ich war zu erregt, um Dir so volle Aufmerksamkeit schenken zu können. Aber, bitte! erzähle mir nun Alles!"

Mrs. Read ergriff jetzt das Wort, und theilte ihrem Gatten mit, wie

hart es Willie geworden, seinem Lieblingswunsche zu entsagen, mit welcher männlichen Energie und Großmuth er es getragen.

„O Willie! Möge Gott Dich segnen! Du hast wahrhaft edel gehandelt. Das ist all die Mühsale werth, die ich erduldet!“

„Papa! muß Willie noch dort bleiben?“ fragte Ellen.

„Kind! Wir sind eigentlich noch arm! Ich habe bei dem Schiffbruche viel verloren. Aber ich will wieder von Neuem beginnen und sehen, was ich für meinen Sohn thun kann!“

„Papa!“ entgegnete Willie schnell; „ich bleibe jetzt gerne bei Herrn Soles. Das Härteste ist ja bereits überstanden. Es wäre diese ganze Zeit verloren, wenn ich jetzt noch austräte!“

„Nein! Willie! Die Zeit wäre durchaus nicht verloren! Ein Ingenieur muß immer eine gewiße Kenntniß des Maschinenbaues haben; das kannst Du jetzt lernen, und dann das Ingenieurwesen studiren!“

„Danken wir Gott!“ rief freudig die Mutter. „Das Schwerste ist vorüber! Ich hatte doch nicht umsonst gehofft. Gott verläßt die Seinen nicht!“

Die Entstehung einer deutschen Ballade.

Von **Karl Zastrow.**

Es war an einem stürmischen kalten Apriltage des Jahres 1781, als ein Reiter, tief in seinen braunen Tuchmantel gehüllt, auf der Landstraße dahin trabte, die von dem Dorfe Kunitz nach Jena führt. Seine Kleidung verrieth den wohlhabenderen Landmann; aber in seinen Gesichtszügen gab sich ein tiefes Weh zu erkennen. Er ließ dem Pferde seinen freien Lauf und dies sowohl als seine Haltung verriethen, daß er die Hände nicht frei hatte, vielmehr etwas nicht ganz Leichtes zu tragen schien.

Als er die Stadt erreichte, mäßigte er die Gangart seines Thieres und fragte dann einen ihm begegnenden Fußgänger nach der Wohnung des Professors Leiter, welcher den Ruf genoß, einer der bedeutendsten Aerzte zu sein. Nach einer Viertelstunde hielt er vor dem Hause des Doktors, sprang vom Pferde, band dasselbe an die Kramme des Fensterladens und stieg mit seiner Last rasch die große Wendeltreppe empor.

Wenige Minuten später stand er in dem Sprechzimmer des Arztes. Dieser sah den Besucher mit einem durchdringenden Blicke an und fragte:

„Was steht zu Diensten, mein Herr?“

„Herr Doktor!“ nahm der Landmann das Wort, „ich habe von Ihren glücklichen Kuren gar so Vieles erzählen hören und bin deßhalb gekommen, um Ihre Erfahrung wegen meines kranken Kindes in Anspruch zu nehmen. Sehen Sie? Hier ist er, Herr Doktor! der arme Junge ist schwer krank!“

Er schlug bei diesen Worten den Mantel auseinander und der Blick des Arztes fiel auf ein bleiches, schmales Knabenantlitz mit tief liegenden Augen und bläulichen Lippen. Das Kind athmete schwer, seine Lippen zuckten zuweilen, als wolle es sprechen, aber nur ein leises Stöhnen entrang sich der gequälten Brust; auch lief zuweilen ein krampfhaftes Beben über den abgemagerten kleinen Körper und die Augenliber waren schwer herabgefallen.

Der Arzt hatte sich über das Antlitz des Knaben gebeugt. Er schob die Augenliber empor und betrachtete aufmerksam die Augäpfel. Auch die rechte Hand des Kindes hielt er gefaßt und es schien, als zähle er angelegentlich die Pulsschläge. Mit angstvoller, tödtlicher Spannung haftete der Blick des besorgten Vaters an den Zügen des Heilkundigen.

„Hier kann kein Arzt der Erde mehr helfen, lieber Mann!“ unterbrach der letztere endlich das peinliche Schweigen. „Ihr müßt Euch in den Willen des Allmächtigen ergeben und auf den Tod Eures Lieblings gefaßt sein.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor!“ sagte der Landmann im dumpfen Tone. „Ach! es ist gar so hart, ein Kind zu verlieren, das man liebt . . . und die arme Mutter daheim! . . . . Oh!“

Er schluchzte, und eine Thräne rollte schwer seine gebräunte Wange herab, als er mit der theuren Last das Zimmer verließ. Mitleidig schaute der Professor ihm nach.

Theilnahmlos für Alles, was um ihn herum vorging, warf sich der Vater auf das geduldig harrende Pferd und sprengte im raschen Galopp der Heimath entgegen. Der Sturm peitschte ihm Regen und Schnee in das Gesicht, aber er achtete nicht darauf. Der Schmerz seiner Seele machte ihn unempfindlich für jeden äußeren Eindruck. Immer schärfer trieb er das Pferd an, das mit dem verzweifelnden Manne und dem kranken Kinde schattengleich dahinflog, vorwärts durch die mehr und mehr überhand nehmende Dämmerung. Er befand sich bereits mitten auf der Landstraße, als der Regen nachließ, und die untergehende Sonne, auf einen Augenblick hervortretend, plötzlich einen röthlichen Schein über die Gegend hingleiten ließ.

Da richtete sich der Knabe im Arm des Vaters auf. Sein matter Blick flog über die Bäume mit den aufbrechenden Blattknospen. Dann blieb er auf den Wolken haften, die, vom Sturm gejagt, pfeilschnell am Himmel dahinflogen. Endlich streckte er die Hand aus und deutete auf ein eigenthümlich geformtes, halbzerrissenes Wolkengebilde, das von dem Strahl der sinkenden Sonne vergoldet, im röthlichen Glanze am Horizont hinschwamm.

„Sieh, Vater!“ rief er, während sein Auge wie im Widerschein des Abends aufleuchtete, „sieh dort!“

„Was ist Dir, mein Kind?“ fragte der Vater kummervoll.

„Sieh, Vater, den großen, wilden Adler mit den mächtigen Fängen und den feurigen Augen. Er trägt eine goldene Krone auf dem Kopfe und sieht mich gar so sonderbar an.“

„Beruhige Dich, mein Kind! es ist nur eine Wolke, die sogleich wieder verschwinden wird,“ flüsterte der Landmann.

„Nein, Vater, er kommt näher! er fliegt heran — ach so schnell — so schnell, daß ich's gar nicht fassen kann und wie eine Windmühle dreht er sich, und er beugt sich zu mir und spricht zu mir! horch — was sagt er?“

„Mein armes Kind!“ sprach der Vater im tiefen Schmerze, „Du redest irre! Der Sturm braust durch die Zweige. Wir reiten schnell, und die Nacht kommt uns mit ihren schwarzen Flügeln entgegen. Das ist's! Nichts weiter!“

„Horch!“ flüsterte der Knabe mit sterbender Stimme, „ob ich mitkommen will zu ihm in sein schönes, glänzendes Haus? Huh!“ rief er dann zusammenschreckend, „er hat mich mit seinen eiskalten Flügeln angeweht — mich friert sehr — jetzt greift er mit den Krallen nach mir. Ach, Vater, wenn ich doch bei der Mutter wär'!“

Der Vater hüllte den kranken Liebling noch dichter in die weichen Kissen und Pelzdecken. Dann suchte er ihn mit liebreichem Tone zu beruhigen. Das schien ihm auch zu gelingen. Der Knabe seufzte tief auf und war dann auffallend still und ruhig. Als der Vater nach einer Weile den Mantel ein wenig lüftete, um einen Blick auf das Antlitz des Kleinen zu werfen, zuckte er im jähen Schmerze zusammen. Die Züge desselben waren starr und regungslos, obgleich ein heiliger Friede in ihnen ausgeprägt lag. Er war todt.

„Was fehlt Euch, Mann?“ fragte eine sonore Stimme unmittelbar neben dem betrübten Vater.

Dieser schaute auf. Ein Reiter in schwarzer Kleidung, hoch und schlank

gewachsen, mit einem schönen und edlen Antlitz hielt auf einem stolzen Rappen neben ihm.

„Ach, Herr!“ erwiderte er traurig. „Mein einziges Kind ist soeben gestorben.“

Und er erzählte dem Fremden, der an seiner Seite blieb und ihm voll Theilnahme zuhörte, wie er mit dem kranken Kinde nach der Stadt geritten sei, um den berühmten Professor Leiter zu konsultiren. Er erzählte von den traumhaften Erscheinungen, die der Kleine gehabt und wie er endlich in seinen Armen verschieden sei.

Der Abend war bereits stark hereingebrochen, als der Fremde sich von dem Landmann trennte und die Straße nach Jena, die er, jenem das Geleit gebend, verlassen hatte, wieder einschlug. Spät Abends — in der elften Stunde — traf er in dem Gasthause zur Tanne ein, das einsam an der Chaussee lag und wo er zuweilen auf seinem Wege in die Stadt einzukehren pflegte. Schweigend nahm er an einem Tisch in der Ecke Platz, ohne sich um die zahlreich versammelten Gäste zu kümmern.

Der Fremde zog eine Brieftafel aus seiner Tasche und begann eifrig zu schreiben. Nach einer Pause stand er auf, trat an das Fenster und schaute in die finstere Nacht hinaus. Dichte Dunkelheit lagerte um das Haus. Der Wind rauschte in den Wipfeln draußen und ließ die Wetterfahne in scharfen Mißtönen knarren und ächzen und nur ein einziger Stern blitzte durch das Wolkenchaos dem unruhvollen Blicke des Gastes entgegen.

Dieser sprach leise wie in tiefen Gedanken vor sich hin:

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?“
„Es ist der Vater mit seinem Kind.“ —
„Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht?“
„Siehst Vater, Du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif!“
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif!“ —

Es war Deutschlands größter Dichter, Göthe, der in der kleinen, qualmigen Wirthsstube seine berühmte Ballade dichtete, die seitdem die Runde durch die Welt gemacht hat und von dem gemüthvollen deutschen Liederkomponisten Franz Schubert auf den Schwingen der Musik überall dorthin getragen worden ist, wo die deutsche Zunge klingt.

Unverhofft.

Erzählung von Dr. J. Bucher.

(Mit Bild.)

I.

Ein bewegter Abend.

„So! Da haben wir unsere letzten Erdäpfel," sagte der alte Franz, ein Bäuerlein nahe bei Stansstad, zu seinem Knechtlein Kaspar, „bei Gott, es hat nicht wohl ausgegeben!" Bei diesen Worten ergriff er einen nahestehenden Sack und warf ihn auf einen zweirädrigen Karren. Der Junge brachte noch zwei Säcke und einen Korb herbei und legte sie zu den Kartoffeln. Dann machten sie sich an den kleinen Wagen und zogen ihn ein paar Schritte weit, hart am See hin, zu dem armseligen Wohnhäuschen.

„Es ist gut, daß wir daheim sind," sagte Kaspar, „sonst würden die Erdäpfel nicht mehr trocken in den Keller kommen. Dort drüben der Pilatus hat sich wieder einmal in Wetterwolken gehüllt, und ich glaube, in Alpnach regnet es jetzt schon."

„A pah!" entgegnete Franz etwas mürrisch, „so pressirt's denn doch nicht. Ich wollte, wir könnten noch länger im Felde draußen Erdäpfel ausgraben, aber damit ist's eben zu Ende! Man muß nicht so zimperlich sein."

„So war's nicht gemeint. Weiß Gott! ich habe von frühester Jugend an gelernt, den Regen nicht zu fürchten."

Während dieser Unterredung hatten sie den Sack vom Karren herabgenommen; schnell trugen sie ihn in den Keller und leerten ihn zu dem schon vorhandenen Häuflein Kartoffeln aus. Bald waren auch Säcke und Korb an ihrem Platze und der Wagen in dem kleinen Schuppen, welcher, aus vier unbehauenen Pfählen bestehend und mit Tannenrinde nothdürftig bedeckt, dicht am Häuschen stand.

Sie gingen hinauf in die elende Stube und setzten sich zu den drei schon harrenden Kindern an den vielfach gespaltenen Eichentisch. Die Hausfrau trug eben das Nachtessen herein, eine magere Suppe und einige Erdäpfelzwerge, die man in bessern Zeiten den Schweinen preisgegeben hätte. Mit wahrer Gier

verzehrte die Familie das bescheidene Mahl. Als sie die Löffel an dem zersetzten Handtuche sorgsam abgewischt und an die Wand gesteckt hatten, jeden an seinen Platz, da begab sich der Vater schnell an's Fenster und warf einen prüfenden Blick auf den See. „Wahrhaftig," sagte er, „es kömmt ein Sturm, der See fängt schon sein bedenkliches Kräuseln an." Dann kam er zurück, setzte sich und sprach: „Jetzt wollen wir zu Abend beten, und dann, Kaspar, habe ich etwas mit Dir zu reden."

Das Knechtlein, ein siebzehnjähriges kleines, aber ziemlich robustes Bürschchen, erschrack ob diesen Worten, denn er wußte gar wohl, was es bedeute, wenn ein Dienstherr zu seinem Knechte sage: „Ich habe etwas mit Dir zu reden." Er betete wie gewohnt vor, jedoch nicht so sicher und gewandt wie sonst immer, die Zerstreuung und der Kummer spielten ihm bisweilen einen schlimmen Streich.

Endlich ertönte das gemeinschaftliche Amen. Der Wind sauste schon ordentlich; schrill pfiff er durch die Wandspalten und Fensterlücken in das Gemach und blies beinahe das Flämmchen des eben angezündeten Lämpchens aus. Auch das Knurren des Donners wurde immer heftiger, und majestätisch rauschten die zehnfachen Wiederhalle nach wechselnden Zwischenräumen durch die Bergesschluchten hin.

„Vater, ich glaube, es ruft jemand!" sagte auf einmal das älteste Kind, ein Mädchen von zehn Jahren.

„Wir hörten nichts," betheuerten alle andern zugleich.

„Nun, Kaspar," fing das Bäuerlein nach einer Pause an und seufzte sehr dabei, „was ich Dir sagen wollte? Ich bin in Noth. Wir haben ein Fehljahr. Das Heu richtete uns der immerwährende Regen zu Grunde; das Korn wuchs wegen der Nässe aus und verdarb; Erdäpfel haben wir nicht viel mehr als den Samen bekommen, und alle Obstbäume stehen leer. An andern Orten ist es geradeso; gewiß, wir gehen einer theuern Zeit entgegen. Deßhalb kann ich" —

„Vater, ich glaube doch, es rufe Jemand," sagte das Mädchen, welches sich nun an's Fenster gesetzt hatte, wieder.

„Ei nun," erwiderte Franz, „es wird etwa ein Senne sein droben auf der Höhe, oder in Stansstad ein leichtsinniger Nachtschwärmer. Kaspar," fuhr er dann zu seinem Knechte gewandt fort, „ich kann Dich nicht länger behalten. Ich sehe Dich ungern ausziehen, aber es muß sein. Ich stecke in

Schulden und muß fürchten, daß mich die Gläubiger von meinem Gütchen treiben. Von den Lebensmitteln muß ich so viel als möglich verkaufen — weiß Gott, ich kann mir kaum denken, wie ich meine gute Frau und die lieben Kinder den Winter hindurch ernähren werde. Ich habe heute in Luzern für Dich ein Brod gekauft; das gebe ich Dir morgen mit, und dann Glück Dir! viel Glück wie Du es verdient hast, mein braver Kaspar!"

Der Junge hielt beide Hände auf seinen Augen, aus denen die hellen Thränen auf den Tisch flossen; zu sprechen vermochte er nicht, des Herzens Beklemmung drängte jedes Wort zurück. Er hatte guten Grund, betrübt zu sein, denn Geld besaß er gar keines, Verwandte hatte er nicht, und wo sollte er einen andern Dienst finden auf den Winter, bei der drohenden Theuerung?

„Lieber Vater," sagten die beiden Knaben des Bäuerleins, welche ruhig am Tische verweilten, während ihr Schwesterchen am Fenster horchte, „schicke doch den Kaspar nicht fort. Wir wollen gerne unser Brod mit ihm theilen und Hunger leiden, wenn er nur dableibt."

„O Ihr guten Kinder!" entgegnete der Vater gerührt, „zum Theilen werdet Ihr ohnehin schon kommen, und ach! auch zum Hungerleiden."

„Vater, Vater!" schrie plötzlich wieder das Mädchen am Fenster, „jetzt hab' ich's gut gehört, es ruft Jemand auf dem See um Hülf'" —

Husch! fuhr der Blitz in den großen Nußbaum am Gestade. Alle fuhren erschrocken auf, die Mutter eilte aus der Küche herbei an's Fenster. „Der Nußbaum steht in Flammen!" rief sie, und die Männer sprangen hinaus, um zu löschen, wenn es möglich wäre.

Als sie an's Wasser kamen, hörten sie deutlich die Stimme eines Hülferufenden. „Wohl ein Marktschiff von Luzern in Noth!" rief Franz. Kaspar aber besann sich nicht lange; er schwang sich in den morschen Fischerkahn, steuerte muthig hinaus in die tobenden Wellen und schrie aus Leibeskräften: „Muth! Muth! ich komme." „Hieher! hieher!" rief dagegen eine Stimme draußen nach kurzen Pausen. Ein paar Minuten banger Erwartung verstrichen. Franz schaute bald auf den brennenden Nußbaum, bald hinaus in die finstere Nacht über den rasenden See.

Endlich glaubte er wahrzunehmen, wie die Ruderschläge seines Knechtes sich wieder näherten. Langsam kam dieser heran und lenkte sein Schiffchen in die kleine Bucht hinein. Franz erschrack, denn er sah keinen andern Menschen als den Kaspar.

„Hast Du Niemand gerettet?“ fragte er hastig.

„Freilich hab' ich Jemand; sehet nur recht!“

Franz schaute sich um und bemerkte bald, wie sich hinten über den Kahn her zwei Hände bogen und die Wand umklammerten.

„Holet doch schnell eine Laterne, denn der Baum leuchtet uns nicht mehr,“ rief der Fährmann, worauf der Andere sogleich von dannen ging. Bald erschien er wieder mit einem Windlichte in der Linken. Unterdessen hatte der Ferge das Schiffchen angebunden, und die Beiden machten sich daran, den Geretteten herauszuziehen. Es war ein Unbekannter in sehr feiner Kleidung mit vielen kostbaren Ringen an den Fingern.

„Gott sei tausendmal gedankt und Dir auch, Du wackerer Bursche!“ sagte der Ankömmling in einer ziemlich fremd klingenden Mundart.

„Schnell in die Stube!“ mahnte Franz und wanderte den beiden andern rasch voran. Mutter und Kinder empfingen den unerwarteten Gast mit der herzlichsten Freundlichkeit. Jene bat ihn sogleich, in's Nebenzimmer zu kommen, und gab ihm die besten Kleider ihres Mannes, damit er die durchnäßten ausziehen konnte. In Kurzem kehrte er in die Stube zurück, wo ihm die milde Wirthin schon einen Napf voll trefflicher Milch bereit gestellt hatte, und setzte sich auf die freundliche Einladung hin an den Tisch.

„Gott segne es Euch!“ wünschten ihm mehrere Stimmen zugleich, und die gute Hausfrau fügte beinahe betrübt bei: „Ich würde Euch gerne besser bewirthen, aber wir haben nicht einmal Brod im Hause.“

„Ei,“ fiel Kaspar ihr in die Rede, „mein Meister hat mir gesagt, er habe für mich ein Brod gekauft, daß ich es morgen mitnehmen könne, wenn ich ausziehe: holet es geschwind und bietet es dem Fremdling an.“

„O, ich danke,“ erwiderte der Unbekannte, „die Milch genügt mir wohl.“

„Aber wenn man Brod dazu hat, so ist es doch besser,“ meinte Kaspar; „nur her damit! Gott wird schon etwa für mich sorgen.“

Franz ging, gerührt von dem Edelmuth seines Knechtleins, zum Wandschranke hin, zog einen großen Laib hervor und legte ihn auf den Tisch, während der Junge in seiner Tasche das Sackmesser suchte, hastig die Klinge aufriß und es schüchtern hinschob.

„Ihr guten Leute seid, wie es scheint, sehr arm,“ sprach der Fremde.

„Ja,“ entgegnete Franz, indem er sich setzte und den Kopf in die linke Hand schmiegte, als ob er die Augen verhüllen wollte, „ja, leider Gott! sind

wir jetzt arm. Ach, früher war's ganz anders. Da hatte ich an dieser Stelle ein prächtiges Haus, daß ein Graf hätte darin wohnen dürfen; ganz von Eichenholz war es von unten bis oben, mit hübschen, steinernen Treppen, mit kostbaren Bleifenstern*) und zierlichen Lauben. Eine stattliche Scheune stand daneben und ein Waschhaus, wie man es nicht mehr findet, und rings herum lagen schöne Matten, Gärten und Aecker, und obendrein besaß ich noch eine schöne Summe an Werthpapieren und Geld. Alles nahm mir ein einziger Tag, der gräßliche neunte Herbstmonat von achtundneunzig.**)

„Der neunte Herbstmonat von achtundneunzig!“ wiederholte der Unbekannte langsam und nachdrücklich.

„An diesem Tage focht ich in Mitte der tapfern Stansstader Kompagnie auf dem Rotzberge gegen die Franzosen; rüstig half ich Felsstücke und Holzblöcke hinunterwerfen, bis die Eindringlinge beinahe alle erschlagen oder im wilden Melchbach ertrunken waren. Allein indessen drangen die Feinde in unser Dorf ein und hausten so, daß kein Mund es passend schildern kann. Als die Sache des Vaterlandes endlich verloren war, und ich hörte, wie die Sieger mit Mord und Brand wütheten, verbarg ich mich in Bergesklüften. Nach einigen Tagen kehrte ich heim und fand meine Gebäude verbrannt, meine Habe geraubt, meine Wiesen verwüstet, meine Eltern und Geschwister — Gott gebe ihnen die ewige Ruhe! — im Grabe.“ Er hielt inne; die Erinnerung an die schrecklichen Ereignisse hemmten seine Zunge.

„Das ist eben der Krieg, diese fürchterliche Plage des Himmels,“ sagte der Fremde. „Aber sagt mir doch, wo ich denn eigentlich sei.“

„Bei Stansstad,“ antwortete Kaspar, „mit einem guten Stutzen könnte man das Thürmchen der Dorfkapelle erreichen.“

„Also habe ich mein Ziel doch beinahe errungen trotz dem Schiffbruche,“ sprach der Fremde.

„Ihr wolltet nach Stansstad?“ fragte der Knecht.

„Ja eben. Seit ein paar Wochen reise ich zum Vergnügen in der Schweiz umher. Jetzt habe ich mein Hauptquartier in Alpnach. Von dort fuhr ich heute gegen Abend ab, nicht ahnend, daß ein so heftiges Gewitter mich über-

---

*) Fenster mit vielen kleinen, runden Scheibchen, welche durch Bleifugen zusammengehalten wurden.

**) = 9. September 1798.

fallen würde. Unglücklicher Weise hatte ich keinen Fährmann mitgenommen, weil ich diesen tückischen Vierwaldstätter=See zu wenig kannte. Plötzlich kam eine mächtige Welle heran und warf meinen Kahn um. Mit Mühe konnte ich mich noch an demselben festhalten, daß ich nicht untersank, aber die Fahrt zu lenken vermochte ich nicht mehr. So wäre ich ohne Zweifel verloren gewesen, wenn Du, mein braver Junge, mich nicht aus der schlimmen Lage befreit hättest. Dir verdanke ich mein Leben. Wenn Ihr erlaubt," redete er die ganze Familie an, „so bleibe ich diese Nacht hier."

„Gewiß," erwiderte die Frau; „Ihr müßt hier bleiben, bis Eure Kleider trocken sind, wir wollen dafür sorgen, daß Ihr dieselben morgen früh wieder habet."

„Gut so. Morgen werde ich dann weiter gehen und mir diese Gegend anschauen; es wird sich Manches geändert haben, seitdem ich hier war."

„Ei, also nicht zum ersten Male?" fragte Franz neugierig.

„Nein. Im Jahr achtundneunz—" er stockte plötzlich, als ob er die Rede bereute.

„Wie! Im Jahr achtundneunzig?" fuhr jener auf und sein Auge leuchtete heller.

„Es thut mir leid, daß ich es voreilig ausschwatzte. Aber ich kann es nicht ungeschehen machen. Ja, ja, im Jahr achtundneunzig. Ich war Offizier in der französischen Armee."

Ein wahres Entsetzen fuhr in die Herzen der einfachen Landleute. Also einen alten Feind ihrer Heimath hatten sie vor sich! vielleicht einen Mann, der mitgeholfen hatte, ihre Häuser, Scheunen und Ernten ruchlos zu verbrennen, ihre fruchtbaren Aecker in Wüsten zu verwandeln, ihre Mitbürger, Greise, Frauen, Jungfrauen und unschuldige Kinder zu ermorden. Das war eine betäubende Enthüllung, denn der Haß gegen die Franzosen, welche überall in Nidwalden so unerhört vandalisch gewüthet hatten, erglühte beim leisesten Anlasse in den hellsten Flammen. Franz und Kaspar mußten alle Kraft ihres starken Willens aufbieten, um den Offizier nicht sogleich in die finstere Nacht hinauszustoßen, das Volk aufzurufen und den Verhaßten der Rache preiszugeben. Auf einmal war es stille geworden im Zimmer, die Unterhaltung stockte. Aber die zartfühlende, menschenfreundliche Hausfrau rettete die Männer aus der peinlichen Verlegenheit, indem sie den Fremden einlud, den Schlaf zu suchen, ihn auch sogleich in das beste Zimmer führte, wo das einzige erträg-

liche Bett stand. Sie selber wählte sich ein Ruheplätzchen in der Wohnstube eine harte Bank, und lehnte oben den Kopf in eine Wandecke. Auf diese Weise mußte sich die gute Frau auf die schweren Arbeiten des folgenden Tages stärken! O, sie liebte ihr Vaterland auch von Herzen, aber dem Unbekannten hatte sie das Wort gegeben, ihn zu beherbergen, und sie vermochte nicht, es zu brechen.

Franz ging diesmal mit Kaspar in das gleiche armselige Gemach, um die Nacht zuzubringen. „Bei Gott!" sagte dieser leise zu seinem neuen Zimmergenossen, „unsere grausam hingemetzelten Vorfahren zürnen mir vielleicht, daß ich diesen Feind des Landes vom Wassertode rettete. Die Franzosen haben Euch und mir so viel Leid zugefügt, daß ich jetzt noch im Zweifel bin, ob ich nicht diesen Eindringling —"

„Halt, Kaspar!" mahnte der Andere, „laß solche Gedanken! Sieh, ich bin schon ruhiger geworden und dachte eben an Christi Gebot, welches sogar die Feinde zu lieben befiehlt. Du mußt verzeihen, Kaspar, mußt siebenmal siebzigmal verzeihen."

II.

Der nächste Morgen.

Die Sonne stieg wunderbar schön hinter dem Bürgenberge herauf, wie sie nach Gewitternächten zu thun pflegt. Franz verließ eben sein Häuschen, wanderte nachdenklich gegen die kleine, zerfallene Scheune hin, nahm die Sense herunter, welche neben der Stallthüre gehangen hatte, legte sie auf den Karren und fuhr in die nahe Wiese hinaus, um für sein Kühlein und die drei Ziegen Gras zu sammeln. Kaspar hatte auch mitgehen wollen, aber sein Meister erinnerte ihn daran, daß er seines Dienstes ledig sei und deßhalb nicht mehr zu helfen brauche. Mit schwerem Herzen suchte er seine wenigen Habseligkeiten zusammen und band sie in ein Tuch ein. Darauf ging er hinunter, setzte sich auf das Bänklein neben der Hausthüre und starrte halb sinnend, halb gedankenlos über die Gegend hin, welche ihm so unendlich lieb geworden war und die er nun vermissen sollte.

Nach einiger Zeit kam der Franzose heraus, näherte sich dem Jungen, klopfte ihm zutraulich auf die Schulter und grüßte ihn freundlich: „Guten Morgen, Retter meines Lebens!“

„Guten Morgen, Herr Offizier!“ entgegnete Kaspar, aus seinem Traume aufgeweckt.

„Früh schon auf, mein wackerer Junge!“

„Ei, ich bin sonst um diese Zeit stets an der Arbeit, aber heute —“ er hielt plötzlich inne.

„Nun heute? Sag', was hast Du da neben Dir für ein Bündelchen?“

„Ich muß fort, der Dienst ist mir gekündet.“

„Und welchen Weg schlägst Du ein?“

„Das weiß Gott — ich noch nicht.“

„Nun, so kannst Du ein Stück weit mit mir gehen und mein Wegweiser sein.“

„Meinetwegen! So etwa bis nach Stans. Dort aber will ich anfangen, mich nach einem neuen Unterkommen umzusehen.“

Da kam Franz aus dem Scheunchen zurück zu den Beiden und lud sie zum Frühstück ein. „Kaspar,“ sagte er, „Du kannst auch noch mitessen, nachher mußt Du Dich auf den Weg machen.“

Die kräftige Milch schmeckte allen ganz trefflich, und Brod mußte auch auf den Tisch; Kaspar gab nicht nach, bis sein Laib vorgelegt wurde, von welchem nun auf sein stetes Drängen alle mit gutem Appetite zehrten.

Nach dem Mahle vertauschte der Offizier rasch die ihm in der Noth dargebotenen Kleider mit seinen eigenen. Darauf gab er der gutherzigen Wirthin ein schweres Goldstück für die Beherbergung und reichte hernach allen der Reihe nach freundlich die Hand. Alle geleiteten ihn vor das Haus.

Unterdessen hatte sich auch Kaspar gerüstet; er trat zu ihnen, an einem quer über die linke Schulter gelegten Haselstocke das kleine Bündelchen mit seiner Habe tragend; er band mit einer vielfach geknoteten Schnur auch noch den Rest seines Brodes an den Stab und nahm Abschied. O, es war eine klägliche Trennung. Dem Knechtlein wollte vor Leid das Herz zerspringen und die Kinder jammerten, als ob sie einen Bruder verlieren sollten, und riefen verworren durcheinander: „Bleib' doch da, lieber Kaspar! Komm' doch recht bald wieder, wir müßten sonst gar viel Langweile um Dich haben.“

Nach ein paar Minuten schritten die zwei Wanderer langsamen Schrittes

Stansstad zu. Der Offizier wäre sehr zum Reden aufgelegt gewesen, aber er hatte an Kaspar einen so schweigsamen Begleiter, daß geradezu nichts mit ihm anzufangen war; er schaute nur immer zurück auf das eben verlassene Häuschen oder dann starr vor sich hin auf den holprigen Weg. Sie gingen durch Stansstad und von dort auf der Stanser Straße weiter. Plötzlich stand Kaspar stille, drehte sich etwas nach rechts, blickte flüchtig in die schattige Wiese hinaus, zog die alte Mütze ab und begann zu weinen. Der Offizier wußte nicht, was er davon denken sollte, wagte aber nicht, den Jungen zu stören, und wartete geduldig, bis dieser von selbst wieder weiter ging. Nur noch wenige Schritte und sie befanden sich in Stans. Dort kehrten sie im Gasthaus zum Engel ein, und der Franzose befahl schnell eine Flasche des besten Weines. Als das edle Getränke in den Gläsern perlte, stieß der Fremde mit seinem Begleiter an und rief vergnügt: „Jetzt, mein braver Junge, ist's Zeit, wieder aufzuleben und den Kummer fahren zu lassen."

Nachdem er einen tiefen Zug gethan, fuhr er fort: „Kaspar, ich habe noch etwas Wichtiges mit Dir zu verhandeln, bevor wir uns trennen. Du hast mir das Leben gerettet, dafür will ich Dir auch etwas thun. Aber erzähle mir doch Deine Lebensgeschichte, damit ich darnach den Lohn bestimmen kann."

„Ach, fordert das nicht von mir, sie ist allzu traurig."

„Um so größer ist meine Neugier. Sieh, es ist einmal mein Brauch, daß ich gerne Menschenschicksale vernehme, besonders in diesen Gegenden, wo die Naturen noch so unverdorben sind, und das Herz noch so ungekünstelt treu schlägt. Dazu habe ich noch einen weitern Grund zum Ausforschen: Dein heutiges Weinen am Wege hat" —

„Ach, laßt sie ruhen die lieben, lieben Eltern" —

„Im Zusammenhange, mein guter Junge!"

„Nun denn, wenn Ihr's haben wollt! Wir waren unser vier Kinder, zwei Buben und zwei Mädchen, und wohnten in einem netten Häuschen mit weitvorstehendem Schindeldache und breiten, schattigen Lauben. Prächtige Obstbäume umhüllten es und gaben uns für das ganze Jahr genug zu naschen und allerlei Vögel sangen im Lenz und Sommer in denselben, daß es eine Freude war. Gute Eltern sorgten für uns und hatten uns unendlich lieb, und wir kannten noch nicht des Lebens Mühen und Pein. Bald kam es anders.

Am 29. Augustmonat anno 1798 kehrte mein Vater spät Abends zu uns heim. „Jetzt geht's los," sagte er beim Eintritte.

„Was ist's?" fragte die besorgte Mutter.

„Krieg gibt's, liebe Frau. Die Landesgemeinde hat einstimmig beschlossen, den Franzosen keinen Eid zu schwören. Gott möge uns schützen! Gertrud und ihr Kinder, wir wollen noch ein Vaterunser beten für unser Vaterland!" Das thaten wir mit wahrhaft inbrünstiger Andacht.

Jetzt wurde es lebhaft in Nidwalden. Dieser kleine Kanton mit kaum zweitausend waffenfähigen Männern sollte sich gegen die ungeheure Armee der Feinde wehren. Greise, Kinder und Frauen halfen Schanzen aufwerfen und am Seeufer Pfähle einschlagen.

Da rückten sechszehn tausend Franzosen von drei Seiten gegen uns heran, von Engelberg, von Obwalden und von Luzern her über den See. Vom dritten Herbstmonat an fanden mehrere Treffen statt, in welchen unsere Leute siegten. Hell klangen die Jubelrufe durch unsere Thäler hin, und die Begeisterung wuchs von Tag zu Tag. Aber der neunte Herbstmonat, jener entsetzliche Sonntag, an welchem Gott sehr übel gedient wurde, machte Allem ein Ende. Ich, ein zehnjähriger Bube, begleitete mit meinem etwas ältern Bruder Joseph den lieben Vater in's Treffen, um ihm zu helfen, Kugeln herbeizuschaffen und stets wieder ein Gewehr zu laden, während er schoß. Doch unsere tapfern Vertheidiger des Vaterlandes mußten endlich überall der Macht der Gegner weichen. In der Verwirrung verlor ich meinen Vater aus den Augen, und plötzlich sank Joseph, von einer feindlichen Kugel getroffen, neben mir hin und starb in wenigen Sekunden. Ich schleppte die theure Leiche soweit es mir möglich war; aber bald mußte ich froh sein, selber zu entrinnen, und rannte gegen Stans hin. Da begegnete mir auf einmal eine Schaar von Greisen, Frauen und Kindern, welche keuchend daherrannten und mir sogleich zuschrieen: „Komm, komm, Kaspar! Stansstad brennt. Die Franzosen sind dort eingedrungen und morden alles Lebende. Schon rücken sie auch gegen Stans vor. Komm! komm!"

„Aber mein Vater? meine Mutter? die Schwesterchen?" erwiderte ich zitternd vor Erschöpfung und Kummer.

„Die werden sich schon flüchten. Jetzt denke jeder an sich. Du wirst sie wohl wiedersehen."

„Wohin wollt Ihr fliehen? Vor uns sind die Feinde und hinten nähern sie sich."

„So gehen wir links hin, auf das Stanser Horn; auf den Bergen werden uns die Blutgierigen doch nicht aufsuchen."

„Wir waren unterdessen schon ein schönes Stück vorwärts geschritten und klommen durch die Wälder höher und höher an dem ersehnten Berge. Als wir eine freiere Aussicht gewannen, bot sich uns ein gräßliches Schauspiel dar, denn überall in dem armen Ländchen wirbelten die Flammen gegen den Himmel empor. Stansstad brannte, Kehrsiten brannte, auch das wohlhabende Buochs und mein theurer Heimathsort, der Flecken Stans, und zwischen drin eine große Anzahl von Weilern und einzelnen Gebäuden. Wie sich nachher ergab, sahen wir den Brand von dreihundertundvierzig Wohnhäusern, dreihundertzweiundsiebzig größern und kleinern Scheunen, einer Kirche und acht Kapellen. Wahrhaftig! wir glaubten, das jüngste Gericht werde kommen, und das Feuer die ganze Erde verzehren.

Auf dem Berge hielt ich mich mit meinen Leidensgefährten zwei Nächte und zwei Tage auf. Zerstreute Heidelbeeren waren unsere Nahrung und Wasser unser Trank und harte Felsen unser Lager, ohne erwärmende Decken in den kühlen Herbstnächten auf der Höhe droben, wo es noch um ein Bedeutendes kälter ist als drunten im Thale! Da wagten wir es, hinunterzusteigen, um unsere Lieben auszuspüren. Schon in den tiefergelegenen Wäldern fanden wir bisweilen Leichname von Flüchtlingen, die sogar in diesen Schlupfwinkeln noch von den Mörderbanden verfolgt worden waren. Und gar im Thale! Ach, erspart mir es, zu erzählen, was ich in diesen fürchterlichen Tagen litt. Ihr könnt es Euch vorstellen, wenn ich Euch sage, daß ungefähr der zweiundzwanzigste Theil der gesammten Bevölkerung Nidwaldens, darunter viele Frauen, Jungfrauen und Kinder, umgekommen waren — weitaus die meisten durch Mörderhand, denn in allen Kämpfen hatte der Tod nur neunzig Mann der Unsrigen erreicht. Ihr könnt Euch den Grimm der eindringenden Sieger einbilden, wenn ich Euch versichere, daß sogar Priester am Altare, betende Weiber und die händchenringenden Kindlein in den Tempeln niedergemetzelt wurden. Ach, das sind Erlebnisse, die mir heute noch Schauder und Entsetzen in die Seele jagen. Genug! genug!"

„Und Deine Eltern?" fragte der Offizier eifrig.

„Die waren begraben, ich sah sie nicht wieder, auch die beiden Schwesterchen nicht wieder — zu Stans auf dem Kirchhofe ruhen sie bei vielen, vielen Todesgenossen."

„Armer, armer Knabe!" rief der Fremde gerührt.

„Ja wohl war ich arm, denn auch unser Häuschen stand nicht mehr, und

die schönen Obstbäume waren umgehauen und der Boden zertreten und verwüstet, auf Jahre hinaus unfruchtbar. Verwandte hatte ich keine mehr, und die Leute, welche es gut mit mir meinten, erbebten selber vor den Schrecken des Hungers; denn was der Lenz gesät und der Sommer geerntet hatte, Alles, Alles hatte das Feuer verschlungen.

„Wo stand Deine Wohnung?"

„Dort in der Wiese, neben welcher Ihr mich heute auf der Straße habt stehen sehen."

„War es das Gebäude mit dem riesigen Hirschkopf vornen unter dem Giebel?"

„Gerade das. Ei, wie wißt Ihr doch so etwas?"

„Wunderbar sind die Fügungen Gottes. Sieh, ich wollte an Dir, meinem Retter, schon zum Wohlthäter werden, lange bevor ich Dich kannte; denn ich versuchte mit allen Mitteln, Dein Haus zu erhalten. Allein meine Soldaten riefen wild: „„Da heraus ist auf uns geschossen worden, das Nest muß niederbrennen!"" Ich konnte es nicht verhindern, und mit Deinem Hause begann die Verheerung von Stans."

„Ach Gott, die lieben Eltern! Die lieben Schwestern! Wißt Ihr nichts von ihnen zu erzählen?"

„Ich kann Dir nur das berichten: Als wir uns dem Hause näherten, knallten plötzlich zwei Schüsse hinter demselben hervor und tödteten einen der Unsrigen, welche nun augenblicklich gräßliche Drohungen ausstießen. Da trat eine Frau mit einem Mädchen an der Hand und einem kleinern auf dem Arme heraus und flehte jämmerlich um Gnade. „„Schonet sie! Schont das Haus!"" befahl ich so laut als möglich. Allein die rohen Krieger der schwarzen Legion hörten nicht mehr auf ihre Anführer, und ehe eine Minute verfloß, lag die Frau mit den Kindern todt auf dem Boden."

Kaspar seufzte und rieb sich die Thränen aus den Augen. Nach einer Pause sagte er: „Und der Vater fiel gewiß im Kampfe."

„Wie ist's Dir weiter gegangen?" fragte der Franzose.

„Einige Zeit strichen wir eltern- und obdachlosen Kinder hungernd im Lande umher und litten unaussprechliche Noth. Da erbarmte sich unser der edle Vater Pestalozzi aus Zürich. Er kam nach Nidwalden, reiste durch die Thäler hin, sammelte die Irrenden, brachte alle nach Stans in ein neu errichtetes Waisenhaus, gab uns zu essen, kleidete uns, lehrte uns lesen und

schreiben und ein gutes Leben zu führen. O, es war ein gar lieber, freundlicher und wohlthätiger Mann!

Als er wieder wegging, fand ich beim Franz in Stansstad, wo Ihr mich antrafet, ein Unterkommen und durfte dort bleiben bis heute."

Der Offizier schenkte seinem Gefährten wieder ein und mahnte ihn, frisch zu trinken. Darauf ergriff er seine Hand und sprach treuherzig: „Nun, mein wackerer Junge, weiß ich, daß ich meine Belohnung einem zutheile, der ihrer würdig ist. Sag' mir offen heraus: was soll ich für Dich thun? Du kannst ohne Scheu verlangen, denn ich bin reich, sehr reich, und Alles, was ich Dir geben kann, ist doch wenig gegen mein gerettetes Leben."

Er schaute ihm gar freundlich in das große, blaue Auge. Der Knabe zögerte und wollte nicht heraus mit der Sprache.

„Nur frisch gefordert!" drängte der Offizier.

„So bitte ich Euch um zwei Wohlthaten," entgegnete Kaspar schüchtern. „Lasset meinen lieben Eltern und Geschwistern in Stans auf dem Kirchhofe einen ordentlichen Grabstein setzen; es hat mich oft sehr geschmerzt, daß ich nicht so viel besaß, um meine Theuern nach ihrem Tode wenigstens noch mit einem solchen Liebeszeichen zu ehren. Seid dann zweitens so gut und machte, daß mich der brave Franz wieder als Knecht annimmt; gewiß, ich könnte mich nie mehr wohl befinden, wenn ich ferne von diesen guten Leuten leben müßte."

„Kaspar, Kaspar, was für ein braver Mensch Du bist," rief der Fremde und drückte wärmer seine Hand; „jetzt bin ich überzeugt, daß Du ein Herz hast wie Gold. Was Du wünschest, das sollst Du sicherlich erhalten. Was meinst Du, was kostet so ein Grabstein?"

„Mit zehn Gulden würde man einen schönen kaufen."

„Hier hast Du fünfzig; mache damit nun was Du willst." Er händigte ihm die blanken Geldstücke sogleich ein.

„Aber, Herr Offiz" —

„Nicht anders! Nun augenblicklich zu Deinem alten Meister!" Er bezahlte eilig die Zeche und zog den Jungen mit sich fort. In Kurzem erreichten sie ihr Ziel. Ihre unerwartete Ankunft bewirkte eine gewaltige Ueberraschung. „Juhe, der Kaspar ist wieder hier!" jubelten die Kinder und begrüßten ihn freudig und riefen ihm zu: „Gut, daß Du wieder kommst, wir hatten gar Langeweile, seit Du wegzogest. Jetzt gehst Du doch nicht mehr fort?"

Der Franzose aber ließ sogleich den Franz in die Stube kommen, setzte sich mit ihm und Kaspar an den alten Eichentisch und sprach:

„Franz, ich habe noch ein Geschäft mit Euch. Sagt mir, unter welchen Bedingungen würdet Ihr den Kaspar hier wieder als Knecht behalten?"

„Weiß Gott!" erwiderte der Angeredete, „ich hätte ihn sehr gerne bei mir, denn er ist so rechtschaffen und arbeitsam als man nur wünschen kann. Aber mein Gütchen ist verschuldet und es steht ein theurer, theurer Winter vor der Thüre."

„Wie viel brauchtet Ihr, um Euer Besitzthum schuldenfrei zu machen?"

„Zweitausend Gulden."

„Und könntet Ihr dann ordentlich leben, wenn Ihr um so viel reicher wäret?"

„Ja wahrhaftig, ich meinte, ich wäre im Himmel."

„Nun so zählet hier nach!" Er zog eine schwere Börse heraus und legte die Summe in Papieren und Metall auf den Tisch. „Ist's richtig? Hm, greift zu!"

„Ich darf's nicht annehmen," sagte Franz kopfschüttelnd und schob die Dinger zurück.

„Was! nicht annehmen?" entgegnete der Franzose beinahe ungeduldig. „Wenn dieser Betrag mit noch viel beträchtlicheren Summen den Fischen des Vierwaldstätter Sees zu Theil geworden wäre, würdet Ihr das eine bessere Verwendung nennen?"

„Nicht ich hab' Euch gerettet."

„Wenn ich es Euch gebe, so diene ich damit meinem Retter. Und damit Ihr für den theuern Winter auch etwas Apartes habet, schenke ich Euch noch diese 1000 Gulden-Note; in Luzern drunten könnt Ihr sie gegen baares Geld auswechseln. Aber Eines sage ich Euch: Behaltet und ehret mir den biedern Kaspar! Wenn ich wieder einmal in diese Gegend komme, so werde ich nachfragen."

„O seid darüber außer Sorge, edler, edler Herr! Barbara und ihr Kinder, schnell herein!" rief er zur Thüre hinaus, und als sie da waren, sprach er begeistert: „Freuet Euch und danket Gott und diesem Herrn da. Unser Gütchen ist schuldenfrei, und für den Winter sind wir versorgt, und unsern lieben Kaspar können wir wieder behalten. Dieser Herr war der Helfer in der Noth."

Aufrichtiger wurde wohl nie für Wohlthaten gedankt als diesmal. Sieben Glückliche waren mehr auf dieser Welt: Franz mit seiner Familie, der brave Kaspar und der hochherzige Franzose. Niemals verließ dieser vergnügter ein Haus, als hier die dürftige Wohnung des einfachen Bäuerleins.

Bald prangte auf dem Kirchhof zu Stans ein schönes Grabdenkmal für Kaspars Eltern und Geschwister, und oft sah man den braven Sohn und Bruder dort beten.

Der französische Offizier brauchte nicht nachzusehen, ob er gut behandelt werde: der Knecht wurde den Kindern des Hauses gleichgeachtet, und dieses war und blieb seine Heimath für's ganze Leben.

Auflösungen zu den Neckräthseln.

Ausgewählt von **Friedrich Güll**. (S. 336.)

1. Der Keller.
2. Die Schnecke, denn sie trägt ihr Haus auf dem Rücken.
3. Das Licht.
4. Der Schatten.
5. Der Rauch.
6. Der Schnee.

Spruchreime.

Von Dr. **Friedrich Beck**.

Geht's Dir wohl, dank' es Gott,
Geht's Dir übel, klag' es Gott,
Sonst klag' Niemand Deine Noth!

Bei der Arbeit sei fleißig und sinnig,
In der Kirche andächtig und innig,
Im Hause sei fröhlich und aufrichtig,
Auf der Straße bescheiden und züchtig,
Dem Bösen feind, im Guten fest,
Allzeit gottesfürchtig, das ist das Best'!

Joseph Haydn.

Eine Skizze von **Franz Binder.**

IV.

Haydn's letzte Ehrentage.

1.

Von jetzt an verblieb Wien sein ständiger Wohnsitz. Nur ab und zu, vornehmlich zur Sommerszeit, zog es den Meister nach dem alten liebwerthen Eisenstadt, wo seine Gegenwart an dem fürstlichen Hofe gern gesehen war. Seine äußere Lage war durch das Alles eine überaus gemächliche und behagliche geworden. Er konnte sogar ein eigenes Haus in der Kaiserstadt ankaufen, ein kleines, aber bequemes, helles und ruhiges Haus mit einem freundlichen Garten, das er sich in der Vorstadt Gumpendorf ausgesucht hatte, und das er sich nun nach seinem Geschmack einrichtete. In einem besondern Zimmerchen waren die mannigfachen Ehrengeschenke und Erinnerungszeichen von seinen Reisen aufgestellt; an den Wänden desselben hingen als Zimmerzierde unter Glas und Rahmen die von ihm bearbeiteten und besonders werthgeschätzten irischen, wälischen und schottischen Melodien, ein ächt musikalischer Schmuck. Er meinte selbst scherzend: „es sei eine Tapete, die nicht Jedermann haben kann." Im hintersten Zimmer stand der Flügel. Ein hübscher Papagei, den er aus England mitgebracht, hatte seine Wohnung während der wärmeren Jahreszeit im Hofraum, wo er sich in seinem eisernen Käfig mit den im Garten hausenden und schreienden Spatzen, zum Vergnügen seines Herrn, possirlich in allen nachgeahmten Tonarten unterhielt. Der buntgefiederte Plauderer hatte übrigens Schule; denn er ahmte die Flöte in solcher Art nach, daß

er die ganze Oktave durchlief, und wenn er seinen Herrn sah, rief er: „komm Haydn-Papa zum schönen Paperl!“ Nach des Meisters Tod hat Fürst Liechtenstein diesen Haydn-Vogel um mehr als vierzehnhundert Gulden ersteigert.

In seinem Gärtchen hielt sich Haydn gerne auf, und wenn darin an einem Baume die Früchte reiften, rief er die Kinder der Nachbarn herbei, unterhielt sich mit ihnen — denn er liebte Kinder ungemein — und vertheilte unter sie die Früchte. Die Gasse, in der Haydn's Wohnhaus steht, heißt heute ihm zu Ehren die „Haydn-Gasse“ und das Haus selbst trägt in einer Marmorplatte die Aufschrift: „Zum Haydn.“

Unabhängig und zufrieden, von einer angenehmen, aber wohlverdienten Wohlhabenheit umgeben, von treuen Schülern und von Kunstfreunden aus Nah und Fern emsig aufgesucht, lebte der bejahrte Meister in seinem kleinen Eigen fortan ganz seiner stillen Muße, niemals müßig, bis in's hohe Alter unablässig schaffend und gestaltend. Wenn irgend Jemand ein Recht hatte, auf seinen Lorbeeren auszuruhen, so konnte Haydn dieses beanspruchen. Aber er war sein Lebenlang fleißig gewesen, und dieser Fleiß, ein wahrer Bienenfleiß, so emsig und so ergiebig, machte auch das Glück des Greises aus. Zwar schien es, als ob seinen vielen Meisterwerken nichts Größeres mehr hinzugefügt werden könnte — „doch war noch Alles nicht vollbracht,“ wie es bald in seinem Hochgesange heißen sollte. Denn die Krone seiner musikalischen Schöpfungen sollte gerade jetzt erst an's Licht treten.

Als ob die Natur in diesem außerordentlichen Mann ihre beste Kraft bis zuletzt aufgespart hätte, so trieb sie jetzt eben die herrlichsten Blüthen noch in ihm hervor. Denn nun erst entstanden die drei Tonwerke, welche Haydn, wenn auch in der Musikgeschichte nicht mehr höher gestellt, so doch am meisten populär gemacht, ihm die begeisterte Liebe des deutschen Volkes zugetragen haben, und die heute noch Jedem zuerst auf die Lippen treten, wenn man den Namen Haydn nennt. Diese musikalische Trias heißt: österreichische Volkshymne, die „Jahreszeiten,“ und die unsterbliche „Schöpfung.“

„Gott erhalte Franz den Kaiser!“ Wie oft, wie unzähligemal ist dieses prächtig einfache Lied, das zur österreichischen Volkshymne geworden, mit diesem oder einem andern unterlegten Texte gesungen worden, mit Freude und Erbauung, mit herzergreifender Begeisterung gesungen worden seit dem Jahre 1797, da es Haydn niederschrieb! Es entstand in den Tagen der Gefahr. Haydn liebte sein Vaterland und hing an seinem Kaiserhaus mit inniger

Treue in Freud und Leid. Schon früher hatten die Heldenthaten Laudon's sein patriotisches Herz mit freudigem Stolz erfüllt und ihn bestimmt, einer feurigen Symphonie, welche unter dem Eindruck jener Waffenthaten entstanden war, den Namen „Laudon" vorzusetzen. Als nun die feindliche französische Armee unter Napoleon von Oberitalien her durch Steyermark gegen das Herz des Kaiserreichs vordrang und Wien bedrohte, da preßte er auch seinen patriotischen Hilferuf in tiefempfundenen Tönen aus und sang aus dem Herzen heraus sein Gebet, das gar bald das ganze Volk mit Enthusiasmus nachsang:

„Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!" 2c.

Zum erstenmal wurde die Volkshymne am 12. Februar 1797, dem Geburtstage des Kaisers Franz (des letzten deutschen Kaisers) öffentlich gehört; sie wurde auf Veranstaltung des Oberstkanzlers Grafen von Saurau in allen Theatern Wiens, sowie in jenem zu Triest, wo der Erzherzog Ferdinand weilte, feierlich und mit Jubel abgesungen.

Es war ein herrlicher, festlicher Abend; das Lied übte eine wahrhaft zündende Wirkung. Der Kaiser selber, der von den Vorbereitungen nichts wußte, war von dem bewältigenden Eindruck überrascht und tief gerührt. Der österreichische Dichter Gabriel Seidl singt von jenem schönen Tag, dem Geburtstag des Kaiserliedes:

„Wie das greift, wie das bemeistert!
Wer im Leben nie noch sang,
Wahrlich damals fand begeistert
Er gewiß den rechten Klang.

Und des Kaisers Auge glänzte,
Weinend bog er weit sich vor,
Ganz die Vaterseele tauchend
In der Kinder Jubelchor.

Ja, das Lied, es hat gezündet,
Hat gewurzelt, wie noch keins,
Und unlösbar sich verbündet
Mit den Fasern uns'res Seins."

Haydn erhielt als Belohnung das Bildniß des Kaisers nebst einem ansehnlichen Geschenk. Und dann flog die herrliche Volkshymne, die alle Eigen-

schaften eines ächten Nationalliedes in sich trug, auf Flügeln des Gesanges in alle Welt hinaus. Fand sie doch sogar den Weg in die Kirche und wird heute noch in manchen deutschen Gegenden, auch in England, als religiöses Lied mit passendem Texte fortgesungen.

Die Freude und der Beifall, den die Hymne draußen fand, gab sich zuweilen auf originelle Weise zu erkennen. So glaubte ein reicher englischer Strumpffabrikant, William Gardiner in Leicester, der ein leidenschaftlicher Musikliebhaber war, seine Verehrung für Haydn am nachdrücklichsten und seiner selbst am würdigsten dadurch auszudrücken, daß er dem Tonkünstler ein halbes Dutzend baumwollener Strümpfe zuschickte, in welchen die Melodie „Gott erhalte Franz den Kaiser" und einige andere Thema's aus Haydn'schen Compositionen, darunter das Andante mit dem Paukenschlag, eingewirkt waren. Haydn's Freund Salomon hatte sie im Jahre 1804 nach Deutschland zu übermitteln. In den Wirren der damaligen Kriege scheint das in seiner Art einzige Geschenk leider verloren gegangen zu sein.

Haydn selber verleugnete sein Wohlgefallen an der Volkshymne nicht, deren kräftig einfacher frommer Charakter so ganz seiner eigenen Art entsprach. Sie wurde sein eigentliches Lieblingslied. In den letzten Jahren seines Lebens spielte er es täglich am Morgen sich selbst zum Trost und zur Erbauung vor. Noch ein Jahr vor seinem Tode äußerte er darüber: „Unter dem Vielen, was ich je geschrieben habe, ist mir dieses Lied noch immer eines der werthesten."

Während die Volkshymne ihre Wanderung durch die deutschen Länder machte, saß Haydn bereits über einer großen neuen Arbeit: er schuf die „Schöpfung."

Die Wahl dieses biblischen Gegenstandes war ursprünglich von einem Engländer ausgegangen, Namens Lindley. Da indeß Haydn fühlte, daß ihm die Composition des englischen Textes zu schwer würde, ließ er sich durch den kaiserlichen Hofbibliothekar in Wien, Baron van Swieten, einen kürzern Text in deutscher Sprache einrichten. An diesem Oratorium arbeitete Haydn mit ganz besonderer Liebe und Hingebung, und vielleicht nur ein so patriarchalisch frommes Gemüth wie Haydn war im Stande, die ungewöhnliche Aufgabe eines Tongemäldes so eigener Art zu bewältigen. Und er bewältigte sie! Wer fühlt heute, daß dieses große Oratorium, in dessen Harmonien ein wahrhaft jugendliches Feuer strömt, das Werk eines Sechsundsechzigjährigen ist! Dennoch hegte er in seiner Bescheidenheit anfänglich selbst Bedenken, ob es ihm gelingen werde,

und gesteht: „Erst als ich zur Hälfte in meiner Composition vorgerückt war, merkte ich, daß sie gerathen wäre.“ Haydn wußte aber auch, wo die rechte Inspiration für ein so erhabenes Werk zu schöpfen sei; er suchte sie in der reinsten Quelle, im Gebet. Gegen seinen Freund, den sächsischen Legationsrath Griesinger, äußerte er einmal: „Ich war nie so fromm, als während der Zeit, da ich an der Schöpfung arbeitete. Täglich fiel ich auf meine Kniee nieder und bat Gott, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung dieses Werkes verleihen möchte.“

An seinem Namenstage, dem 19. März 1799, wurde die Schöpfung zum erstenmal in Wien öffentlich aufgeführt — mit beispiellosem Erfolg. Die Zeitgenossen berichten übereinstimmend von dem unbeschreiblichen Enthusiasmus und der tiefen Rührung, welche die Aufführungen des großen Oratoriums unter Haydn's persönlicher Direktion bei allen Zuhörern bewirkten. Haydn gestand auch seinen Freunden, daß er die Empfindungen nicht zu schildern vermöge, von denen er durchdrungen gewesen sei, wenn die Aufführung gut gelang und die Zuhörer in der großen Stille auf jeden Ton lauschten. Dann durchrieselte ihn (sagt er) manchmal ein Schauer, daß er bald eiskalt am ganzen Leibe war, bald von glühender Hitze sich übergossen fühlte. Aber es waren glückselige Stunden.

Gleich ungewöhnlich war der Beifall auswärts überall, wohin die Schöpfung drang — und wohin drang sie nicht? Wie ein Eroberer schritt dieses Oratorium durch die Welt, aber ein erbauender, nicht zerstörender, ein erhebender, nicht zermalmender, ein milder friedlicher Eroberer, siegreich und befreiend wie das Licht, das so wunderbar herrlich das Chaos durchbricht!

Haydn konnte jetzt das auch von Göthe gern gebrauchte Sprichwort auf sich anwenden: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Ihm war es, wie dem Altmeister auf dem deutschen Dichterparnaß, gegönnt, seine besten Ideen wie seine liebsten Wünsche verwirklicht zu sehen, die reiche Vielseitigkeit seines Wesens allmählig in bleibenden Schöpfungen auszugestalten und für all' das von der Mitwelt schon den Dank und die Anerkennung in vollem Maße zu empfangen. Diese letzten Jahre seines gesegneten Alters waren für ihn eine wahre Ruhmesernte, und sein Lebensabend schien wie von den goldenen Säumen der am Abendhorizont aufleuchtenden Sonne umflossen.

Von allen Seiten und von allen Ländern kamen dem schlichten Greise die

Huldigungen entgegen, und es war nun in schönster Weise zur Wahrheit geworden, was er einst in froher Stimmung gesagt: „Meine Sprache versteht man durch die ganze Welt.“ Rasch nacheinander ernannten ihn die Akademien der Wissenschaften und Künste zu Stockholm (1798), zu Amsterdam (1801), zu Paris (1802) zu ihrem Mitgliede. Paris besonders überbot sich in Ehrenbezeugungen. Die vereinten Künstler der Pariser großen Oper (142 an Zahl) übersandten ihm nach der ersten Aufführung der „Schöpfung“ in der französischen Hauptstadt eine große goldene, mit Haydn's Brustbild geschmückte Medaille, als eine „Huldigung der Ehrfurcht und des Enthusiasmus“, wie es in der überaus ehrenvollen Zuschrift heißt. Die gleiche Auszeichnung erwiesen ihm zwei andere musikalische Gesellschaften, sowie auch das Conservatorium der Musik in Paris, welches den ausgezeichneten Componisten Cherubini zur Ueberbringung der Denkmünze und der Urkunde nach Wien sandte. Die philharmonische Gesellschaft zu Laibach erwählte ihn 1805 zu ihrem Ehrenmitglied. Haydn's treuer, von ihm väterlich geliebter Schüler Neukomm, der Kapellmeister in St. Petersburg war, hatte die Freude, seinem Meister anzukündigen, daß die philharmonische Gesellschaft in Petersburg zu Ehren des Componisten der „Schöpfung“ eine goldene, über 42 Dukaten schwere Denkmünze habe prägen lassen mit Haydn's Namen und der Umschrift: „Orpheo redivivo“ (dem neuen Orpheus). Der russische Gesandte in Wien, Fürst Kurakin, übergab sie ihm mit dem dazu gehörigen Diplom, in dem seine Verdienste würdig hervorgehoben sind.

Auch Wien blieb hinter den Huldigungen der ausländischen Städte nicht zurück. Der Magistrat der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt verlieh dem berühmten Meister, „dem von allen gebildeten Nationen ausgezeichneten Mann, welcher die Vorzüge des Künstlers mit den Tugenden des Bürgers in thätige Verbindung setze,“ in Anerkennung seiner zum Besten der Armen Wiens veranstalteten Conzerte, die zwölffache goldene Bürgermedaille und beschenkte ihn mit dem Diplom eines Ehrenbürgers von Wien. Haydn's Conzerte zum Besten von Wiener Wohlthätigkeitsanstalten hatten nämlich die schöne Summe von mehr als 33,000 Gulden für diese eingetragen. Es war dem menschenfreundlichen Manne in seinen letzten Lebensjahren ein erquickender Gedanke, daß seine Muse auch dem Wohle des leidenden Theiles der Menschheit hatte dienen können, und darum hielt er diese Anerkennung vor allen andern werth; wenn er Besuch erwartete, schmückte er mitunter sein Kleid mit dem rothen Bande,

woran die Bürgermedaille getragen ward. Die armen Bürger Wiens sind auch in seinem Testament bedacht. Ueberhaupt hat Haydn's populärer Name viel bei Unternehmungen der Mildthätigkeit mitgewirkt. Es gab wohl wenige bedeutende Städte, worin seine allbeliebten Oratorien, namentlich die Schöpfung, nicht zu den edelsten Zwecken aufgeführt wurden und so zur Begründung und Unterstützung wohlthätiger Anstalten beitragen halfen.

Der Fürst Esterhazy endlich erhöhte, um seinem verdienten Kapellmeister ebenfalls ein Zeichen seiner Hochschätzung zu geben, den Ruhegehalt desselben um weitere sechshundert Gulden und machte sich verbindlich, nach des Meisters Tod alle seine Bücher, Musikalien und Medaillen gegen eine namhafte Summe zu erwerben und der fürstlichen Kunstsammlung einzuverleiben. In Eisenstadt soll sich denn auch gegenwärtig ein merkwürdiges Haydn-Museum befinden.

Als Nelson, der englische Seeheld, im Jahre 1800 durch Wien reiste, pilgerte er nach dem Haydn-Häuschen in der Vorstadt Gumpendorf und erbat sich von dem Tonkünstler eine alte Feder, welche dieser bei seinen Compositionen gebraucht hatte, und verehrte ihm dagegen seine Uhr.

Nicht gering ist die Zahl der poetischen Huldigungen, welche in deutscher, französischer, englischer, italienischer, spanischer Zunge an den gefeierten Componisten gerichtet wurden. Von einer Dame erhielt er einen Lichtschirm, auf welchem die Verse des Dichters Denis gestickt waren:

„Ihr staunt, daß Orpheus' himmlischer Gesang
Einst Thränen aus den Augen roher Menschen zwang:
Bewundert Euren Zeitgenossen,
Durch den so oft der Edlen Thränen flossen!"

Besondere Freude machte dem Meister das Gedicht von Wieland, der das Lob der „Schöpfung" mit folgenden gut schildernden Versen besingt:

„Wie strömt Dein wogender Gesang
In uns're Herzen ein! Wir sehen
Der Schöpfung mächt'gen Gang,
Den Hauch des Herrn auf den Gewässern wehen,
Jetzt durch ein blitzend Wort das erste Licht entstehen,
Und die Gestirne sich durch ihre Bahnen drehen;
Wie Baum und Pflanze wird, wie sich der Berg erhebt,
Und froh des Lebens sich die jungen Thiere regen.
Der Donner rollet uns entgegen,
Der Regen säuselt, jedes Wesen strebt

In's Dasein; und bestimmt, des Schöpfers Werk zu krönen,
Seh'n wir das erste Paar geführt von Deinen Tönen.
O, jedes Hochgefühl, das in dem Herzen schlief,
Ist wach! Wer rufet nicht: wie schön ist diese Erde,
Und schöner, nun ihr Herr auch Dich in's Dasein rief,
Auf daß sein Werk vollendet werde!"

Die ergreifendste Huldigung aber wurde dem Componisten der Schöpfung am 27. März 1808, ein Jahr vor seinem Tode, im Universitätssaale zu Wien dargebracht. Eine musikalische Gesellschaft, bei welcher der hohe Adel und andere angesehene Kunstfreunde Wiens betheiligt waren, wollte ihre üblichen Winter-Conzerte mit der Aufführung der „Schöpfung" im Universitätssaale beschließen, und diese Schlußfeier sollte auf ihren besonderen Wunsch — vielleicht zum letztenmal — Haydn's Gegenwart verherrlichen.

Der hochbejahrte, schon etwas kränkliche Meister wurde am Eingang von dem Vorstand der Gesellschaft, Graf Franz von Herschan, und dem Rektor Magnificus empfangen; Salieri, Beethoven und andere Componisten standen ebenfalls am Portale. In einem Tragsessel wurde Haydn in den Saal gebracht und unter Trompeten- und Paukenschall auf seinen Ehrenplatz geführt. An der Seite seiner verehrten Fürstin Esterhazy und anderer adeliger Damen sitzend, umringt von Schülern und Virtuosen und von den edelsten Kunstmäcenen der Kaiserstadt, empfing der bescheidene Greis die aufrichtigsten Beweise der hohen Achtung für seine Verdienste, der ungeheuchelten Freude über seine Gegenwart, der zärtlichen Sorgfalt für sein hohes Alter. Als er Zugluft zu verspüren glaubte, nahm die Fürstin Esterhazy ihren Shawl und breitete denselben über ihn aus; die nächsten Damen folgten diesem Beispiele, und mit Lächeln sah sich der würdige Altmeister in wenig Augenblicken von kostbaren Shawls bedeckt. Die ganze Versammlung bot das Bild einer großen, gemüthlichen, zu festlicher Feier vereinigten Familie.

Vor dem Beginn des Oratoriums wurden deutsche Stanzen von dem Dichter Collin und ein italienisches Sonett von Carpani zum Lobe Haydn's unter die Zuhörer vertheilt; allgemeines Frohlocken erscholl, als die Gedichte von zwei adeligen Damen dem Meister selber überreicht wurden, der vor innerer Bewegung nur wenig Worte fand. Die Theilnahme um den ehrwürdigen 76jährigen Greis war so herzlich, daß Manchen bei diesem Anblick die Thränen in die Augen traten.

Der Hofkapellmeister Salieri hatte die Leitung des Orchesters übernommen, Conradin Kreutzer saß am Flügel, der Violinvirtuose Clement, dem Haydn einst in London ein Conzert dirigirt hatte, wirkte heute bei der ersten Geige mit. Die Mitspielenden schienen mit einander zu wetteifern, um das Beste zu leisten, und so ging denn wirklich die Aufführung des herrlichen Oratoriums vortrefflich von Statten. Aller Herzen ließen sich von der melodischen Fluth der wunderbaren Harmonien dahintragen, und Haydn selber war von der Gewalt der eigenen Töne ergriffen. Als die berühmte, aus dem Tongewoge unmerklich vorbereitete, plötzlich überraschende und in dem prächtig klaren C-dur Akkord hervorbrechende Stelle kam: „Und es ward Licht!" — und nun die Zuhörer unwillkürlich in freudigen Jubel ausbrachen, da fühlte sich der greise Meister von der innern Bewegung dergestalt überwältigt, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten und er mit aufgehobenen Armen, zum Himmel deutend, ausrief: „Nicht von mir, von dort kommt Alles!"

Es war des Erschütternden zu viel für den schwachen Mann; um nicht ganz dem Andrang der ihn bestürmenden Gefühle zu erliegen, ließ er sich nach dem Schlusse des ersten Theils aus dem Saale hinwegbringen. Mit thränenfeuchtem Auge verabschiedete er sich von der bewegten Versammlung und herzliche Lebewohl-Rufe tönten dem theuren Greise nach. An der Thüre angekommen, wandte er sich noch einmal zum Saale um und streckte, von tiefer Rührung stumm, die Hände segnend gegen das Orchester, das Gebiet seiner einstigen ruhmreichen Wirksamkeit, aus.

So schied er. Es war sein Abschied vom öffentlichen Leben. Es war die letzte und größte Ovation, die dem Meister der Töne zu Theil geworden — ein edler und seltener Triumph des von Gott begnadeten und von Gott begeisterten Genius.

2.

Ja, es war Haydn's Abschied vom öffentlichen Leben gewesen. Die Last des hohen Alters machte sich nun täglich mehr fühlbar. Schon sein anderes großes Oratorium, die „Jahreszeiten," die er mit allzugroßer Anspannung, noch dazu ringend mit einem trockenen unpoetischen Text desselben van

Swieten, in elf Monaten vollendete (1801), hatte seine physischen Kräfte empfindlich erschöpft. Wenigstens klagte Haydn öfters, daß die Anstrengung dieser Arbeit seiner Gesundheit den Rest gegeben habe. „Aber es ist eine Niederlage mit Ehre," fügte er dann hinzu; „es war saure Arbeit, allein Gott hat geholfen." Denn auch dieses Oratorium war mit ungetheiltem Beifall aufgenommen und in Wien rasch nacheinander dreimal wiederholt worden.

Ein schwerer Schlag traf ihn dann durch den Tod seines Bruders Michael Haydn, des vortrefflichen Domorganisten von Salzburg, dem er ganz besonders zugethan war und dem er in der Composition von Kirchenmusik willig den Vorrang über sich einräumte; derselbe war im August 1806 in Salzburg gestorben. Der Verlust dieses geliebten Bruders erschütterte seine Gesundheit gar sehr, und seine Nerven waren seitdem so angegriffen, daß er auf den Rath des Arztes sogar seinen Flügel entfernen und mit einem kleinen, schwächer klingenden Klavier vertauschen mußte.

Aus diesen Tagen ist noch eine eigenthümliche Visitenkarte Haydn's erhalten, die seiner wehmüthigen Stimmung Ausdruck leiht. Er hatte kurze Zeit zuvor noch eine Sammlung drei- und vierstimmiger Gesänge mit Klavierbegleitung herausgegeben; das zehnte Lied derselben ist betitelt: „der Greis." Den Anfang dieses Gesanges:

Molto Adagio:

„Hin ist alle meine Kraft,
Alt und schwach bin ich" —

ließ Haydn nun mit Wort und Noten auf seine Visitenkarte setzen und an Freunde, die sich nach ihm erkundigten, vertheilen. Solche Karten existiren noch. Dasselbe Adagio bildet auch den Schluß seiner letzten halbvollendeten Composition, eines Quartetts in der Tonart B, in der Reihenfolge der sämmtlichen Streichquartette das 83., das Haydn selber sein letztes Kind nennt. Es besteht nämlich aus einem Andante und einer Menuette, die beide noch in gesunden Tagen geschrieben waren; da ihm nun zur Vollendung des Ganzen die Kraft versagte, so setzte er an die Stelle des fehlenden dritten Satzes das ebenerwähnte Adagio aus seinen Liedern, als wehmüthig sinnvolles Finale. Doch, er durfte wohl feiern und ruhen: er hatte in seinem langen Leben redlich gearbeitet, gearbeitet für die Unsterblichkeit. Er hätte auch die weitern Worte jenes Liedes, die er bescheiden weggelassen hatte, in seinem Schwanen-

gesang auf sich anwenden können: „Himmel, habe Dank! Ein harmonischer Gesang war mein Lebenslauf!"

Endlich kam auch noch die trübe äußere Weltlage hinzu, das Unglück seines schwer heimgesuchten Vaterlandes, was sein patriotisches Herz verwundete und seiner Gesundheit zusetzte. Das Mißgeschick der österreichischen Armee in den damals fortwüthenden Kriegen mit Frankreich drückte ihn tief darnieder, und der Kummer über all' das Elend erpreßte dem ohnehin schon nervenschwachen Mann zuweilen Thränen. Um sich zu beruhigen, flüchtete er dann an das kleine Klavier im hintern Zimmer und spielte sein Kaiserlied, die Volkshymne, die auf ihn immer wie ein lindender Balsam wirkte. Wenn er von Leid und Schwäche noch so sehr gedrückt war, bei seinem frommen Kaiserliede wurde ihm leichter; es half. Als Iffland im Herbst 1808 Haydn in seiner Wohnung aufsuchte, die der gebrechliche Greis nicht mehr verlassen konnte, spielte er dem Gaste zum Abschied ebenfalls die Volkshymne vor und sagte dann: „Ich spiele dieses Lied an jedem Morgen, und oft habe ich Trost und Erhebung daraus genommen in den Tagen der Unruhe. Ich kann auch nicht anders, ich muß es alle Tage einmal spielen. Mir ist herzlich wohl, wenn ich es spiele, und auch noch eine Weile nachher."

Als aber nun vollends die Franzosen vor Wien rückten und am 10. Mai 1809 Kanonenschüsse in die Stadt abfeuerten, welche die Fenster und Thüren seines eigenen Hauses erschütterten, da brach der geringe Rest seiner Körperkraft zusammen. Die Schwäche und Hinfälligkeit nahm von dieser Stunde an mit jedem Tage unaufhaltsam zu. Am 26. Mai, vier Tage vor seinem Ende, sah man ihn noch einmal an das Klavier sich setzen und sein Lieblingslied, die Volkshymne, spielen; er spielte sie dreimal hinter einander, mit solch' innigem Ausdruck, daß er selber noch eine Weile von der frommen Rührung bewegt war. Es war sein Lebewohl in Tönen, sein Scheidegruß an die Welt.

Noch am Abend desselben Tages verschlimmerte sich sein Befinden, daß die Aerzte gerufen werden mußten. Er verfiel in einen Zustand gänzlicher Entkräftung und schmerzloser Betäubung, und am 31. Mai 1809, Morgens um ein Uhr, nachdem er noch einige Zeichen von Bewußtsein gegeben, entschlief er eines sanften friedlichen Todes. Seine Seele war in jene Sphären zurückgekehrt, aus denen seine Harmonien ein Wiederklang waren, in das Reich des Lichts, das seine Melodien einst so wunderbar besungen.

3.

Haydn hat sein Leben auf 77 Jahre und zwei Monate gebracht: ein seltenes und gesegnetes Alter, während dessen er fünf Kaiser nach einander den Thron besteigen sah. Eine mühevolle aber nicht freudlose Jugend mit mancher lieblichen Erinnerung; ein ebenso arbeitsames wie fruchtbares Mannesalter; ein wohlbelohnter, an Ehren und Erfolgen reicher Lebensabend, an dem er die Ernte dessen, was er gesäet, in vollen Aehren wogen sah — in diesen Stadien hatte seine merkwürdige Laufbahn sich entfaltet und vollendet.

War Haydn groß als Musiker, so schildern ihn die Zeitgenossen als Menschen liebenswürdig. Das Wohlwollen und die heitere Milde seines Wesens waren schon in den Gesichtszügen des von Statur kleinen aber kräftig gebauten Mannes ausgedrückt, und leuchteten aus dem sanften Feuer seines Auges. Ein kernhaft fröhliches Naturell hatte sich in ihm glücklich gemischt mit dem Ernst eines tüchtigen Strebens. In hohem Grade schmückte Haydn jene Eigenschaft, welche auch dem bedeutendsten Mann so wohl ansteht, ja die ein charakteristisches Kennzeichen des Genie's und der wahren Größe ist: Bescheidenheit; eine Eigenschaft, die ihn auch in seinen glänzendsten Tagen nicht verließ.

Wohl war er seines Werthes sich bewußt, aber er wußte auch, daß das Talent eine Gabe des Himmels ist, die nicht auf dem eigenen Verdienst beruht. Als einmal ein überschwänglicher Bewunderer ihn mit einem Schwall pathetischer Redensarten anredete als „den unvergleichlichen, den göttlichen Haydn," da fiel ihm der schlichte Mann in's Wort und versetzte mit gutmüthiger Gelassenheit: „Ach, mein lieber Herr, reden Sie nicht so mit mir; sehen Sie mich als einen Mann an, dem Gott ein Talent und ein gutes Herz verliehen hat — höher treibe ich meine Ansprüche nicht!"

Von seinen musikalischen Werken äußerte er ebenso anspruchslos: „Sunt mala mixta bonis, es sind wohl und übel gerathene Kinder, und hie und da hat sich wohl auch ein Wechselbalg eingeschlichen." Doch meinte er: „wenn ein Meister ein oder zwei vorzügliche Werke geliefert habe, so sei sein Ruf gegründet; seine Schöpfung werde bleiben, und die Jahreszeiten gingen wohl auch noch mit." Und mit berechtigtem Selbstgefühl bemerkte er bei einer andern Veranlassung: „Ich glaube, meine Schuldigkeit gethan und der Welt mit meinen Arbeiten genützt zu haben; mögen Andere nun dasselbe thun!" Ebenso erfreute er sich mit offenherzigem Behagen an der Anerkennung, die seine Werke

in ganz Europa gefunden, und wenn sein Auge gar manchmal auf den zahlreichen Ehrengeschenken und Medaillen, welche auf ihn geprägt worden waren, mit unverstelltem Wohlgefallen ruhte, so war dieß gewiß ein sehr menschlicher Zug. Denn es war niemals eine Ueberhebung dabei.

Er hatte mehrere Kassetten, welche mit den Denkmünzen, den Dosen, Uhren, Ringen und andern Geschenken angefüllt waren, die er von den Kaisern und Königen von Oesterreich, Rußland, Preußen, Frankreich, Spanien, Neapel erhalten hatte. Als er diese Ehrenzeichen dem Dichter und Schauspieler Iffland, bei dessen letztem Besuche, zeigte, sagte er mit seiner ungezwungenen Natürlichkeit: „Ich habe große Freude empfunden, als ich diese Beweise des Wohlwollens empfangen habe, und ich freue mich noch manchmal, wenn ich sie mit meinen Freunden betrachte. Sie werden sagen: das sind Spielzeuge der alten Männer! Für mich ist es aber doch noch mehr. Ich zähle daran mein Leben rückwärts und werde auf Augenblicke wieder jung. Alle diese Sachen sollen nach meinem Tode in werthen Händen bleiben.“

Wollte er so in seinem geraden Sinn, bei aller Bescheidenheit, das Bewußtsein seines Werthes nicht verleugnen, so war auf der andern Seite Niemand bereitwilliger als Haydn, fremdem Verdienste neidlos Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er tadelte nie in mißgünstiger Weise andere Tonkünstler, wohl aber hatte er für jeden gern ein freundlich wohlwollendes Wort. Von seinen frühern Lehrern und solchen musikalischen Vorgängern, aus deren Werken er gelernt und geistigen Gewinn gezogen, namentlich von Emanuel Bach, sprach er mit der dankbarsten Verehrung. Das Porträt seines ersten Lehrmeisters in der Musik, des Chorregenten Frank in Haimburg, hatte er in seinem Zimmer hängen, wo er es gerne seinen Freunden zeigte.

Wie er sich gegen ebenbürtige Zeit- und Kunstgenossen benahm, hat uns sein schönes Verhältniß zu Mozart hinlänglich gezeigt. Ebenso edel bezeigte er sich gegen Cherubini, als dieser von Paris nach Wien kam. Haydn schenkte dem Componisten des „Wasserträger“, zum Zeichen seiner Hochachtung, die Partitur einer Symphonie, welche in Paris besonders beliebt war, und Cherubini war bis zu Thränen gerührt, als ihm der ehrwürdige Altmeister beim Abschied sagte: „Erlauben Sie, daß ich mich Ihren musikalischen Vater, und Sie meinen Sohn nenne.“ William Shield, einer der besten englischen Componisten (geb. 1749, gest. 1829), war überrascht von dem edelmüthigen Vertrauen, das ihm Haydn durch seinen erfahrnen Rath in London erwies;

er begleitete den deutschen Meister einmal auf einem Ausflug von London nach Taplow, und versicherte nachher: „er habe dabei mehr gelernt als durch jahrelanges Studiren."

Unter dem jüngern Geschlechte achtete und anerkannte Haydn jedes Gute, jedes Talent, wo und bei wem er es fand. Mit väterlicher Liebe nahm er sich aufstrebender begabter Kunstjünger an. Er unterstützte sie nicht bloß durch seinen Rath bei ihren Versuchen und Arbeiten, sondern ging ihnen auch durch gewichtige Empfehlung an die Hand, um ihren musikalischen Leistungen freie Bahn zu eröffnen und ihnen die Aufmerksamkeit einflußreicher Gönner zuzuwenden. Wie hell und schön ist dieses edle Verhältniß zwischen Meister und Schüler gezeichnet in den wenigen Zeilen eines Briefes, welchen ihm sein früherer Zögling Neukomm von Petersburg aus schreibt, wo es heißt: „Dieses Alles schreibe ich Ihnen, weil ich Ihnen meine Dankbarkeit auf keine andere Art beweisen kann, als wenn ich Sie versichere, daß alles Angenehme, was mir je zu Theil werden kann, bloß Ihr Werk ist. Sie sind mein Vater und der Schöpfer meines Glücks."

Mit ebenso gütigem Wohlwollen nahm Haydn die beiden jungen Virtuosen Romberg auf, als sie nach Wien kamen. Bernhard Romberg war ein ausgezeichneter Violoncellist, Andreas Romberg ein feiner Violinspieler, beide auch tüchtig in der Composition. Haydn benützte sein Ansehen in Wien, um ihren schönen Talenten in den ersten Häusern Anerkennung zu verschaffen. Hievon erzählt der Musik-Schriftsteller Rochlitz einen gar hübschen Zug: In einem der ersten musikliebenden Häuser Wiens, wo Haydn die beiden jungen Männer als treffliche Spieler einführte, legte der alte Meister selbst die Stimmen zu einem Streichquartett auf. „Vater Haydn bringt eine neue Composition," lief es durch die Gesellschaft. Das Quartett wurde in schönster Vollendung ausgeführt, mit größter Aufmerksamkeit angehört. Kaum war es nun beendigt, so eilte Alles zu Haydn, ihm Beifall und Dank zu bezeigen. Der gute alte Meister stand schweigend inmitten, mit dem freundlichen Nicken des Hauptes und dem eigenen einnehmenden, unschuldig schalkhaften Blick, wie man an ihm gewohnt war. „Hat es Ihnen wirklich gefallen?" sagte er endlich; „das ist mir sehr lieb, denn es ist von dem jungen Manne da, von Andreas Romberg!" Dieser Andreas Romberg, der am entschiedensten von Beiden in die Fußstapfen Haydn's trat, ist der spätere Componist von Schillers „Glocke."

Wenn Haydn wahres Verdienst überall freudig anerkannte, so wußte er

dagegen hohle künstlerische Anmaßungen mit seinem gesunden Humor glücklich abzufertigen. Auf eine witzige Art hat er einmal in England einen prahlerischen Virtuosen mit seinen Kunstgaukeleien abgeführt. In dem Hause einer kunstliebenden Dame zu London war er mit einem Musikdilettanten bekannt geworden, der eine virtuosenhafte Fertigkeit auf der Geige sich erworben hatte und die Dame, eine tüchtige Klavierspielerin, zum Pianoforte öfters begleitete. Dieser Mann hatte die üble Gewohnheit, mit seiner Fertigkeit immer in den höchsten Lagen der Violine glänzen zu wollen und in der Nähe des „Steges" herumzuarbeiten. Haydn nahm sich vor, ihn von solch' halsbrecherischer Liebhaberei zu heilen und ihm vielleicht auch Gefühl für ein solides Spiel beizubringen.

Er schrieb eine anscheinend leichte Sonate für Klavier und Violine, worin die letztere unmerklich in immer höhere Lagen hinaufgetrieben wird. Diese Sonate betitelte er „Jakobs Traum," und schickte sie versiegelt und ohne Namensunterschrift in das Haus der Dame, welche, erfreut über die neue unbekannte Composition, den Dilettanten alsbald einlud, mit ihr dieselbe zu probiren. Er säumte nicht, und fand gleich großes Gefallen an dem neuen Tonstück, als die Passagen so ganz nach seiner Liebhaberei hoch in der dritten Position hin und her flogen. „Sehr gut, sehr gut!" warf er unter dem Spiele dazwischen, „man sieht, der Componist kennt die Stärke des Instruments." Allein die Noten gingen in immer höhere Regionen und stiegen zuletzt bis über die siebente Position empor, so daß die Finger, recht eigentlich in die Enge getrieben, wie auf schneidigem Gipfel hin und her krabbelten und taumelten. Nun ward ihm schwül und schwüler, er überstürzte die Passagen und fand endlich nimmer weiter. Sein Lob hatte sich in Verwünschung, sein Wohlgefallen in Verdruß verwandelt, und ärgerlich polterte er heraus: „Nein, da hört Alles auf; der Mensch versteht nicht für die Violine zu schreiben!"

Um so spaßhafter und kurzweiliger kam die Sache der am Klavier sitzenden Dame vor, und als ihr nun eine Ahnung aufging, was der schalkhafte Verfasser habe vorstellen und versinnbilden wollen, da konnte sie nicht mehr an sich halten: sie brach in herzliches Lachen aus. Es war die Himmelsleiter, die Jakob im Traume sah, und auf der nun Haydn seinen anmaßlichen Dilettanten unbarmherzig auf und nieder steigen ließ! Erst einige Monate später entdeckte sich Haydn als Verfasser der Sonate, und die höchlich vergnügte Dame dankte ihm mit einem angemessenen Gegengeschenk.

Hoffentlich hat die „Himmelsleiter-Sonate“ auch dem Dilettanten zu besserer Einsicht verholfen.

Von Natur zum frohen Scherze gestimmt, entdeckte Haydn überhaupt leicht die komische Seite eines Gegenstandes, und sein Freund Griesinger sagt: wer auch nur eine Stunde mit Haydn zugebracht habe, mußte es bemerken, daß der Geist der österreichischen National-Heiterkeit in ihm athme. Der Humor war ein Hauptzug in seinem Charakter, wie in seiner Musik. Er ließ ihn aber nie in verletzender Weise spielen, und verstand einen guten Spaß, auch wenn er gegen ihn sich kehrte.

Als der berühmte Meister seine zweite Reise nach England antrat und bei Schärding mit seinem Wagen die österreichische Grenze passirte, fragten die Mauthbeamten dort nach seinem Charakter. Haydn antwortete, er sei ein Tonkünstler. „Ein Tonkünstler?“ wiederholte fragend der Eine der beiden Grenzbeamten, dem das Wort noch nie vorgekommen, „was ist das?“

„Nun, ein Hafner“ (Thonkünstler!) fiel der Andere, ihn belehrend, ein.

„Allerdings“, rief Haydn belustigt aus dem Wagen, „und dieser da neben mir (er deutete auf seinen Bedienten) ist mein Geselle!“

Im Jahre 1805 brachten Pariser Zeitungen irrthümlich die Nachricht von dem Tode Haydn's, der jedoch glücklicher Weise dieses Gerücht noch vier volle Jahre überlebte. Die Musikfreunde in Paris feierten nun das Gedächtniß des vermeintlich gestorbenen Meisters durch ein kirchliches Traueramt, wobei Mozarts Requiem von den besten Kräften vorgetragen wurde. Als Haydn in Wien davon Kunde erhielt, bemerkte er in seinem gemüthlichen Humor: „Die guten Herren! Ich bin ihnen recht zu Dank verpflichtet für die ungeahnte Ehre. Wenn ich nur die Feier gewußt hätte, ich wäre selbst dahin geeilt, um das Requiem in eigener Person zu dirigiren.“

Nach einer im Winter 1807 überstandenen längern Krankheit ward Haydn von einem Freunde besucht, der ihm zu seiner Genesung Glück wünschte und dabei, auf seine Werke anspielend, die Versworte sprach: „Die Dichter irrten nicht, die Dich unsterblich nannten!“ Der bescheidene Meister gab diesem gehobenen poetischen Compliment augenblicklich eine humoristische Wendung, indem er lächelnd entgegnete: „Ja, meine Gliederschmerzen erinnern mich nur zu oft daran, daß ich noch lebe.“

Haydn war von rührend dankbarem Gemüthe, und als er zu Glück und Wohlstand gelangt war, vergaß er nicht der Wohlthaten, die ihm in den Jugend-

jahren und unter ärmlichen Verhältnissen erwiesen worden waren. Eine schöne Probe davon war seine treu ausharrende Anhänglichkeit an seinen gütigen fürstlichen Gönner Esterhazy. Aber auch die Liebesdienste geringer Personen wurden nicht vergessen. Eine brave schlichte Bürgersfrau in Wien, welche ihn in seiner Jünglingszeit mitleidig unterstützt hatte, war später verarmt. Haydn setzte ihr, sobald er davon hörte, ein regelmäßiges Monatsgeld aus, welches dann, nach ihrem Tode, auch ihre Tochter über dreißig Jahre lang von ihm genossen hat. In seinem Testament ist ferner eine „Jungfer Anna Buchholzin" mit einem Legat von hundert Gulden bedacht, weil ihr Großvater ihm in seiner Jugend und äußersten Noth eine Geldsumme, welche übrigens seitdem längst zurückgezahlt war, ohne Zinsen geliehen habe. Ebensoviel vermachte er der verheiratheten Tochter seines ersten Musiklehrers Frank in Haimburg, und schenkte ihr zugleich das Porträt ihres Vaters, das in seinem Zimmer gehangen. Aus den kleinsten Zügen schimmert überall der Abglanz seines zarten, sinnig dankbaren Gemüthes.

Seinen Verwandten that er unendlich viel; er war ihr Helfer, Tröster, Retter. Einen Sohn seiner Schwester Therese, Mathias Fröhlich, nahm er in sein Haus und ließ ihn erziehen. Als derselbe später durch die Wirren und das Elend des Krieges sein Vermögen eingebüßt hatte und in drückende Dürftigkeit gerathen war, setzte ihn Haydn zu seinem Haupterben ein, und der unglückliche Mann war gerettet. Seinem Bruder Johann Haydn, dem Tenoristen in der fürstlich Esterhazy'schen Kapelle, gab er fünfundzwanzig Jahre lang alljährlich einen Beitrag zu einer Reise in's Bad. Als sein Bruder Michael in Salzburg bei dem feindlichen Einfall der französischen Truppen um seine Baarschaft und zwei silberne Uhren gekommen war, schickte er ihm sogleich eine goldene Uhr und Dose aus Wien, und in einer zweiten Sendung auch Geld. Selbst für die Zukunft seines treuen Hausgesindes hatte er gesorgt. Seinem braven Diener, Reisebegleiter und Copisten, Johann Elsler, der ihm achtzehn Jahre lang gedient hatte, vermachte er zum Lohn seiner redlichen Anhänglichkeit ein Kapital von sechstausend Gulden, wodurch derselbe in den Stand gesetzt war, sich einen eigenen Herd zu gründen. Dieser Mann ist der Vater der nachmals wegen ihrer Grazie vielfach gerühmten Tänzerin Fanny Elsler geworden. — Auch seine Heimath Rohrau, die Stätte seiner harmlosen Kinderspiele und Kinderlieder, hat der gute Meister nicht vergessen. Wohl in Erinnerung an seine eigene arme Jugendzeit machte er dort eine Stiftung, aus

welcher alljährlich den zwei ärmsten Waisen des Ortes eine Summe von 75 Gulden bis zu ihrer vollendeten Erziehung zugewendet werden soll.

Das sind nur einzelne Züge von den vielen; denn gar manche Wohlthaten erwies er im Verborgenen.

Alle diese Eigenschaften wurzelten in einer herzlichen freudigen Frömmigkeit, welche der Grundzug seines Wesens war. Die beste Mitgabe aus dem elterlichen Hause, ein kindliches Gottvertrauen, begleitete ihn durch das ganze Leben; es war seine Stütze in den schwersten Tagen der Jugend, und durchdrang ihn stärkend und umfriedend in allen Wechselfällen seines späteren Lebens. In der Religion fand er auch den kräftigsten Trost für die Gebrechlichkeit und oft niederdrückende Hinfälligkeit seines Greisenalters; er war in den letzten Jahren mit dem Gedanken an seinen Tod völlig vertraut und bereitete sich dazu gottergeben jeden Tag.

Dieselbe vertrauensvolle Hingebung, mit der er dem Herrn der Welten so fröhlichen Herzens diente, beseelte ihn auch bei seinem Componiren. Mit welcher andachtsvollen Stimmung er an seiner „Schöpfung" arbeitete, haben wir schon aus seinem Munde gehört. Die fromme Kindlichkeit, mit der sich der Meister vor dem Beginn der Arbeit täglich auf die Kniee warf, Gott um Erleuchtung anzuflehen, gemahnt in der That, um mit einem neuern Autor zu reden, wie ein letzter schöner Abglanz an jene gottbegeisterten Maler und Sänger des Mittelalters, deren Kunstübung gleichsam ein werkthätiges Beten war. Alle größeren Partituren Haydn's beginnen mit den Worten: „In nomine Domini", und wurden bei der Vollendung geschlossen mit einem: „Gelobt sei Gott" oder „Soli Deo gloria" (Gott allein die Ehre). Auch mitten unter der Arbeit, wenn ihn die schöpferische Kraft und Erfindung zu verlassen schien, sammelte er sich voll Einfalt im Gebet. „Wenn es mit dem Componiren nicht so recht fort will," hörte man ihn sagen, „so gehe ich im Zimmer auf und nieder, den Rosenkranz in der Hand, bete einige Ave, und dann kommen mir die Ideen wieder." Im Gebet gewann seine Phantasie frische Schwingen, und darum konnte er bei jener erhabenen Stelle in der „Schöpfung" so demüthig-glückselig ausrufen: „Nicht von mir, von Oben kommt es."

Aus alledem ersieht man leicht, wie innig ernst der schlichte Meister von seinem Berufe erfüllt war, und erklärt es sich so natürlich, daß seine besten Werke wie aus der innersten Seele herausgeflossen scheinen. Bei Keinem deutlicher als bei Haydn erkennt man die Eigenschaften des Menschen in den Haupt-

charakterzügen des Musikers wieder, und so findet man denn die liebenswürdigsten Seiten seines Wesens auch in seinen Compositionen ausgeprägt. Die poetische Innigkeit und fromme Freudigkeit, die sprudelnde Frische, die gemüthliche Grazie, die arglose Schalkheit, der originelle Witz und Scherz, und in Allem ein grundhaft ehrliches deutsches Gemüth — daran erkennt man gleichmäßig Haydn den Menschen und Haydn den Musiker.

Doch ist damit der geistige Reichthum seiner musikalischen Begabung keineswegs erschöpft. In der Instrumentalmusik zumal stand er einzig da durch seine Vielseitigkeit. Hier bewundern wir die Kraft und Wahrheit im Ausdruck des Großartigen ebensowohl, wie in dem Ergusse sanfter Gefühle und einer genialen Humoristik. Als rechter Künstler von Gottes Gnaden bewährte er sich unerschöpflich neu durch die wohlgeordnete Mischung und Verwendung der musikalischen Mittel, die anmuthige Verbindung des Volksthümlichen mit der höhern Kunstweise, die melodiöse Fülle, die erquickende Klarheit und Sicherheit in der Durchführung und Abrundung seiner Gedanken.

Haydn hat ungemein viel geschaffen. Dennoch arbeitete er nicht leicht und flüchtig. Er konnte der Wahrheit gemäß von sich sagen: „Ich war nie ein Geschwindschreiber, und componirte mit Bedächtlichkeit und Fleiß, weil nur solche Arbeiten für die Dauer sind; einem Kenner verräth sich das schon aus der Partitur.“ Seine Partituren sind rein und deutlich geschrieben, und es finden sich von seiner Hand nur selten Correkturen darin. „Das rührt daher,“ sagte er zu einem Freunde, der sich darüber verwunderte, „weil ich nicht eher schreibe, als bis ich meiner Sache gewiß bin.“ Darum sind denn auch seine Compositionen wie aus Einem Guß gearbeitet. Eine umfassende Kenntniß der Kunstregeln wie der einzelnen Instrumente stand ihm fördernd zur Seite, und es ist ganz bezeichnend für ihn, wenn er sagt: „Ich war auf keinem Instrument ein Hexenmeister, aber ich kannte die Kraft und Wirkung aller.“

Seine Fruchtbarkeit ist somit das Ergebniß einer streng und fleißig eingehaltenen Tagesordnung, einer durch tiefes Studium geregelten Phantasie und einer wahrhaft begeisterten Hingebung an seinen Beruf. So wurde er der Meister, der seiner Kunst neue Bahnen gewiesen.

Unsere ganze heutige Musik beruht wesentlich auf den epochemachenden Schöpfungen der drei Heroen der Tonkunst: Haydn, Mozart, Beethoven.

Haydn war es, der das Fundament gelegt. Er schuf die festen Grundformen, auf denen sich der große klingende Bau, einem gothischen Dome vergleichbar, in immer reicherer Herrlichkeit entfaltet hat.

Der Zwetschgenbaum.

Von F. Alfred.

Dicht vom saftiggrünen Buchenschlag, der im Sonnenglanz eines goldigen Sommertages funkelt und flimmert, breitet sich eine blumige Haide aus; der Ginster blüht auf ihr wie zartes Elfengespinnst und die vielglockige Erica läßt sich von Bienen umsummen. Klar wie die Luft rinnt ein Bächlein über die Haide, und an ihm wachsen zwei schattige, frische Bäume: eine Eiche und ein Zwetschgenbaum, in traulicher Nähe beisammen.

Ueber diese Haide kam eine lustige Gesellschaft. An Sorgen litten diese hochrothen Wangen nicht, und die glänzenden Augen sahen so keck in den Mittag, als gelte es, den Himmel zu erstürmen. O weh, ihr Schmetterlinge! ihr werdet gefangen; ihr Blumen, ihr werdet gepflückt! Es war eine Schule mit ihrem Lehrer in der Mitte, welche so lustig lärmte. Einige Knaben rannten den übrigen voran, liefen unter die Aeste der Eiche, rafften deren Früchte auf und pfiffen, nachdem sie die Eicheln herausgenommen, frische Vogelweisen auf den zurückgebliebenen Hütchen. Eiche und Zwetschgenbaum dachten, die ganze Schaar würde vorbeigehen oder auf der Haide ein Spiel machen. Nichts von Beiden; der Lehrer rief mitten in den Jubel hinein auf einmal ein mächtiges: Halt! und die Knaben sammelten sich theils, theils blieben sie stehen. Was die Wildfänge an Gehorsam gewöhnt waren! „Setzt Euch in's Gras unter den Zwetschgenbaum!" hieß es weiter, und Alle lagerten sich unter den Baum, so daß derselbe hin und her gedrückt sich ängstlich bog. Einer aus der Gesellschaft wollte sogar auf denselben klettern, aber der Lehrer verbot es, wie der Zwetschgenbaum meinte, weniger aus Schonung für Aeste und Zweige, als um die Knaben unter den Augen zu behalten.

„Wir können nicht gut," begann der Lehrer, „an dieser Eiche, dem ächtdeutschen Waldbaum, vorbeigehen, ohne ihn genau kennen gelernt zu haben. Quercus robur „starke Eiche" bezeichnet sie schön die lateinische Sprache. Hier ist eine Frucht, wie klein der Macht des Stammes und den Aesten gegenüber, aber schön und markig!" Der Lehrer nahm sein Federmesser, um der lauschenden, lugenden Knabenschaar den innern weißen Kern von brauner, pergamentartiger Hülle ablösen zu können; hierauf schnitt er auch diesen durch und fuhr in der Belehrung fort: „Seht, wie hier ein zukünftiges Eichbäumchen liegt und schlummert!" Verwundert wollte jedes der Kinder den kleinen zukünftigen Eichbaum sehen. Der Lehrer sprach weiter: „Kinder, esset Ihr gern körnigen Schinken?" Ich, ich, wir Alle! war die schallende Antwort. „Nun, da seid Ihr an der Quelle; unsere grunzenden Vierfüßler, Schweine genannt, nähren sich am liebsten und besten von diesen Eicheln da; in Amerika werden viele Schweine am Ohre mit einem Zeichen gekennzeichnet, für den ganzen Sommer in mächtige Waldungen getrieben und im Herbste erst wohlgenährt wieder dem Stalle zugeführt. Weitere Mast ist dann nicht mehr nöthig, sie werden geschlachtet, und von den großen Schweinemärkten Cincinnati ꝛc. aus wird ihr Fleisch weithin versendet. — Doch Heinrich, was hast Du neulich in Deiner Krankheit getrunken?" — „Eichelkaffee, Herr Lehrer!" — „Seht, Kinder, die Eicheln sind nicht blos für Schweine nütze. Jetzt von der Frucht zum Laub! Aus seinem Rauschen prophezeiten altheidnische Priester dereinst die Loose der Zukunft, erforschten sie den Willen ihrer Götter; grünes Eichenlaub krönte die siegreiche Stirn heimkehrender Helden, den Helm der Krieger. Und jetzt schaut zum Stamm! Auf seiner Durchschnittsfläche befinden sich sechs Schichten. Die erste ist die Oberhaut, welche der Eichbaum schon in frühester Jugend abwirft; die zweite Schicht, die Rinde, ist sehr spröde. Wenn nun der Stamm dicker wird, so springt dieselbe; es setzt sich wieder neue an und bei dieser wiederholt sich dasselbe Spiel, dadurch hat die arme Rinde so viele und große Risse. Diese sind der Aufenthalt gar vieler Insekten; der Blauspecht, Grünspecht, die Meise und manche andere Vögel finden hier zu aller Zeit gute und reich besetzte Tafel. Die Rinde ist sogar gegen den Mehlwurm gesichert, sie wird eben nie faul. Auch das Feuer kann ihr nichts anhaben, sie brennt unter allen Holzrinden am schlechtesten. Will man die Eiche nicht groß und alt werden lassen, so kommen die Lohschäler vor Johannitag, wo der Saft steigt, schlitzen die Rinde mit scharfem Schnitt auf und ziehen sie wie eine Aalhaut ab. Wie

könnte man gerben ohne Lohe? Von der Sandale des Bettlers und dem einfachsten Schuhe an, bis zum prächtigen Reitzeug des fürstlichen Rosses sollte man die Eiche loben. Die dritte Baumschichte heißt Bast, aus langen, starken, fast unzerreißbaren Fasern bestehend: er gäbe gutes Material für Seiler ab, wenn nicht andere wohlfeilere Stoffe genug da wären. Der Splint ist eine weiche Masse, das junge Holz. Das Holz selbst ist das härteste und festeste aller Hölzer, mächtige Paläste und Schiffe reden zu seinem Ruhm; ganze Städte wie Venedig und Amsterdam stehen auf eingerammten Eichstämmen. Will Jemand für seine Gemächer feine, feste und gegen den Wurm geschützte Möbel haben, so nimmt er Eichenholz. Dieses Holz ist unersetzlich. Das Mark, die innerste Masse des Baumes, ist weiß und zart; wird es verletzt, so stirbt der Stamm. Wann könnte ich dich ausloben, o Eiche? Was einem andern Baume zu großem Schaden gereicht, ja ihm den Tod bringt, gereicht bei der Eiche zum größten Nutzen. Die Gallwespe kommt, setzt sich an den zarten Zweig, bohrt mit ihrem Legestachel ein Loch in denselben, legt ein Ei hinein und deckt es mit der zurückgelegten Rinde zu. Der Theil des Zweiges, in welchem das Ei liegt, schwillt an und es entsteht daraus der Gallapfel." — „Ja!" rief einer der Knaben, „der gibt eine treffliche, schwarze Dinte!" Ein zweiter rief: „Auch ich weiß Etwas! In der Blaufärberei ist er unersetzlich."

„Wollte ich von den Sagen über die Eiche reden, von Lichtern auf ihren Zweigen, Hexen und Kobolden in denselben, wir kämen nicht von der Stelle. Aus der Geschichte wißt Ihr ja wohl noch von der Bonifaziuseiche bei Grismar. — Aber jetzt, laßt uns aufbrechen!"

Man ging, lustig und singend, wie man gekommen war; auf den Zwetschgenbaum hatte Niemand Acht. Nur Einer sah nach, ob keine Frühzwetschgen reiften, nahm Steine und warf in's Geäste, dann ging auch er. Es war wieder still auf der Haide, nur die Blume blühte und das Bächlein rauschte fort und fort.

Männlicher, schöner, majestätischer Eichbaum, ach siehst du nicht, wie dein Nachbar stillverdrossen vor sich hinschaut? Bald sollte die Eiche hören, was den Nachbar wurmte.

„Ja gewiß," brach dieser sein langes Schweigen, „ich bin von dem Schöpfer vernachläßigt; ich fühle mich im höchsten Grade unglücklich."

Die Eiche fragte: „Guter Freund Nachbar, was fehlt dir, warum so traurig? Sage, was drückt dein Herz?" Sie erwartete Antwort, der Nachbar aber schüttelte nur mißmuthig die Krone, so daß einige schwanke Zweige ab-

knickten und zur Erde fielen. Als darauf die Eiche eindringlicher ihre Bitten erneuerte, konnte der Zwetschgenbaum seinen Kummer nicht länger für sich behalten. „Ja, ich bin recht unglücklich," murrte er, „früher als ich noch in der Unwissenheit lebte, war ich glücklich und zufrieden; jetzt weiß ich, daß ich nichts nütze bin." Er seufzte und fuhr nach einer Pause fort:

„Mit Freuden bemerkte ich immer, wie sich die Macht des Sturmes an deinen mächtigen, starken Aesten brach, kaum bewegtest du die Zweige. Ich dagegen bin klein und schwach; mich dreht und zaust er, meine Wurzeln sogar wären längst ohne dich von Wind und Wetter zernagt. Was hat der große Mensch da den kleinen Menschlein gesagt? oh!" —

Mit ernster, etwas lächelnder Miene sprach die Eiche:

„Was doch der thörichte Neid in so kurzer Frist anrichten kann! Ueber den Vorzügen Anderer hast du die eigenen vergessen, oder sie gelten dir nichts; so will ich dir dieselben vorhalten. Wohl bin ich stark und groß, darum bist du nicht unnütz. Merke auf, mein Freund! Ich bin vielleicht ein Jahrtausend alt, ich weiß es nicht einmal genau mehr; bis man aber von mir besonderen Nutzen ziehen kann, hat es lange gedauert, während du, noch jung und zart, schon die herrlichsten Früchte bringst; eine Frucht bringst du, die unübertrefflich für den Gesunden, dem Kranken stärkendes Labsal ist. Wer könnte sich am klarblauen Herbstmorgen Besseres als eine Zwetschge wünschen? Will man den Buben Eifer machen, so spreche man von Zwetschgen. Bei meinen bittern Eicheln würde ihnen die Eßlust vergehen. Latwerge, gedörrte Zwetschgen, wie zieht schon ihr Name die großen und kleinen Leckermäuler! Die Knaben nehmen sogar die Steine deiner Frucht, klopfen sie auf und saugen den durchdringenden, freilich etwas bitterschmeckenden Saft des Kernes aus. Doch nicht allein deine Frucht, sondern auch dein Holz ist von unschätzbarem Werthe. Du hast noch nicht in dein Inneres geschaut, dein Holz ist sehr schön dunkelbraun. Will man feine Verzierung in ein Möbel gelegt haben, so macht man es aus deinem Holz. Und geh' erst hin zum Dreher, wie er dich brauchen kann!

„Aber ich wundere mich, daß du jetzt auf die Reden der Knaben so genau Acht gehabt hast. Erst vor einigen Tagen kamen drei Büblein, lustig als Schwert ihr Lineal schwingend, über die Haide. Der eine Knabe rühmte das seine, als aus Apfelbaumholz gefertigt; der Zweite rief: meines ist besser, es ist vom Birnbaum. Was streitet ihr Euch, meinte der Dritte, das meine ist offenbar das beste. Hier seht, Zwetschgenbaumholz! Und die andern schwiegen.

„Doch damit du dich völlig beruhigst, guter Freund, so will ich dir von deiner Jugend erzählen. An einem Oktoberabende flog eine Elster über meine Aeste, sie trug eine Zwetschge im Schnabel, verzehrte das Fleisch und ließ den Stein als ungenießbar zur Erde fallen, nachdem sie demselben durch zornigen Schnabelhieb eine weite Bogenrichtung gegeben. Der Vogel blinzelte nach und flog weiter. Ich wartete neugierig das nächste Frühjahr. Zu meinem Erstaunen sah ich im linden, süßen Märzen bereits ein kleines, zartes Pflänzchen sich sacht mit dem Köpfchen aus dem Boden heben. Manchmal war es in Gefahr, abgefressen zu werden; ich aber beschattete es mit meinen Blättern. Kam ein heftiger Sturm, so schützte ich mit den Aesten; flogen die Schneeflocken, so hielt ich's Stämmchen warm. Unter meinem Schutze wurdest du stark und groß."

Als die Eiche weiter reden wollte, winkte der Wipfel des Nachbars und sprach:

„O schweige, liebe Eiche! ich sehe nur zu sehr, wie ich gefehlt habe!" Und die beiden Bäume rührten ihre Zweige zum Zeichen der Freundschaft und lebten fortan in Frieden und Eintracht.

Spruchreime.

Gesammelt von Dr. **Friedrich Beck.**

Halt' aus im Leid, halt' ein im Genuß,
So linderst Du Schmerz und sparst Verdruß!

Des Menschen Gedicht
Wird oft zu nicht';
Uns bleibt das Denken,
Gott hat das Lenken;
Wenn's Menschen greifen auf's Klügste an,
Geht Gott doch oft eine and're Bahn!

Das Muß ist eine harte Nuß,
Sie aufzuknacken macht Verdruß;
Doch, ist's gescheh'n, schmeckt gut der Kern;
D'rum knack' auch solche Nüsse gern!

Gott weiß, was gebricht,
Eh' man ein Wörtlein spricht.

Laß Dir genügen,
Wie es Gott will fügen!

Lesen und nicht versteh'n
Ist ein halbes Müßiggeh'n.

Hans Allerlei weiß mancherlei,
Darfst ihn um Alles fragen,
Aber das Rechte weiß er nicht zu sagen.

Mancher baut ein Haus,
Und muß zuerst hinaus,

Eig'ner Herd
Ist Goldes werth;
Ist er auch arm,
Hält er doch warm.

Es ist kein Hühnchen noch so klein,
Es möcht' über's Jahr eine Henne sein,

Rein und ganz
Gibt schlichtem Kleide Glanz.

Das reichste Kleid
Ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Wer mit dem Kopf will oben aus,
Der bringt viel Schaden und richtet nichts aus.

Rede wenig, rede wahr,
Zehre wenig, zahle baar,
Fürchte Gott und sei verschwiegen,
Was nicht Dein ist, das laß' liegen!

Scharfe Schwerter schneiden sehr,
Scharfe Zungen noch viel mehr.

Vor seiner Thüre kehre Jeder rein,
So werden sauber alle Straßen sein.

Lieber klein Unrecht gelitten,
Als vor Gericht gestritten!

Vergleichen und vertragen
Ist besser als zanken und klagen.

Was sich soll klären,
Das muß erst gähren.

Ein gutes Wort, ein guter Spruch
Lehrt mehr oft als ein ganzes Buch.

Die Pfändung.

Eine oberösterreichische Dorfgeschichte, nacherzählt von **Friedrich von Strobach.** *)

Wenn man die Aist im letzten Viertel ihres Laufes verfolgt, so kommt man in ein enges felsiges Thal, durch welches sich der Fluß über herabgestürztes Steingerölle wild und schäumend im raschen Laufe ergießt. Man hört rings das emsige Hämmern und Klopfen der Steinarbeiter, welche die Felsenklötze des Thales zu Würfelsteinen, zu Stiegenstufen, Thür- und Fensterstöcken verarbeiten. Längs des Flußufers neben den Werkhütten lagern die Erzeugnisse dieser Thätigkeit in hohen Haufen. Stellenweise bieten sich dem Auge auch sanfte Bergabhänge, mit Waldbäumen bestanden, oder zu Feldern umgepflügt. Vereinzelt gewahrt man dann auch neben den Hütten der Steinarbeiter einen größeren Bauernhof oder das Häuschen eines Söldners.

In eines dieser Söldnerhäuschen an der Aist wollen wir heute unsere freundlichen Leser führen. Es liegt unfern einem großen am sanften Bergabhange erbauten Bauernhause und gehört dem Michel, auch gemeinhin „Söldner im Dörfl" geheißen, einem braven fleißigen Manne, der sich und seine Familie mit dem kargen Ertrage einer kleinen Wiese sammt Erdäpfel-Acker und dem Verdienste der Handarbeit, die er dem Bauer und im Steinbruche leistet, mühsam ernährt. Doch ist er dabei immer froh, heiter und zufrieden und sein Haus bietet das Bild eines friedlichen geordneten behaglichen, wenn auch ärmlichen Hauswesens.

Im Söldnerhäusel im Dörfel ist es heute ganz still. Sonst hat die Bäuerin gesungen beim Spinnen. Der Söldner, ein frischer rüstiger Mann, hat dem kleinen Buben ein Kartenhaus gebaut und zu dem Jodler seinen Baß dazu gebrummt. Der Nachbar Bauer hat jeden Abend mit seinem Pfeifchen da zugebracht, denn er hatte den Söldner lieb als werthen Freund und Nachbar und wechselte gerne verständige Reden mit ihm. Und heute ist alles still, man hört nichts, als den Wind wehen und die Aist rauschen; das düstere Oellicht brennt auf dem Tische, dabei sitzt die Söldnerin und flickt ein altes Gewand, sie schaut gar fleißig darauf, damit man sie nicht weinen sehe. Der

---

*) Purschka's Gedichte in oberösterreichischer Mundart.

Mann sitzt auch beim Tische, hat die Ellenbogen aufgestemmt und hält den Kopf in den Händen. Der taube Großvater macht Späne hinter dem Ofen. Der kleine Bub hat ihm einen Span genommen und geht damit in der Stube herum; er fährt, um Spaß zu machen, in der Käthl ihr Spinnrad. Käthl, der jungen Bäuerin Schwester, ist aber heute zum Scherzen nicht aufgelegt, auch der Vater geht auf keinen Spaß ein, Alles ist traurig und still in der Stube, nur die alte Schwarzwälderuhr macht ihr gleichförmiges Tiktak. Wer hat denn die gewohnte Freude und Fröhlichkeit aus dem Söldnerhäusel gejagt? Sind doch ein Paar schöne Kühe da, das Häusel ist neu hergebaut und schön hergerichtet — und das ist eben die traurige Geschichte. Der jetzige Söldner hat es selbst so schön hergebaut. Er hatte aber kein Geld und hätt' sich gewiß nicht getraut zu bauen, denn er hatte ja noch Schulden d'rauf von der Zeit der Uebernahme her. Doch der Nachbar, der Bauer, sein alter Freund, der reizte ihn dazu. „Geh Michel, laß 's Häusel bauen; schau, ich gib Dir 's Geld, zahlst mir's nachher kleinweis ab, wie's Dir leicht ankommt, von Prozenten ist eh' keine Red'." Die Zwei sind gar so gut gewesen zusammen. Der Söldner, der macht dem Bauer die Gänge, die wichtigeren, hilft ihm arbeiten, wenn's dringend ist, kauft ihm eine Kuh oder ein Kalb, denn er kennt das Vieh. Wann einer Kuh was fehlt, oder wenn's im Bauernhaus sonst strenge hergeht, da ist der Michel immer da und hilft, ist's bei Tag oder Nacht, bis alles in der Ordnung ist. D'rum sind beide gute Freunde. Der Nachbar Bauer hat kein Weib, keine Kinder mehr, sie sind alle gestorben, er ist allein, hat übriges Geld und reizt zum Baue bei jedem Gespräch. So hat denn endlich der Söldner in Gottes Namen zu bauen angefangen. Der Nachbar gibt's Geld wie er versprochen und schaut fleißig nach. Er beredet ihn auch zum Kellergraben. „Schau Michel, ein Häusel ohne Keller ist nur ein halbes Häusel. Hast auf Deiner Wiesen ein halbes hundert Aepfelbäume gebaut; wie lange wird's dauern, geben sie Dir einen Most; wo thust ihn hin und die Presse, wenn Du keinen Keller hast?"

Das Haus ist fertig und steht schön da, das wäre Alles recht, doch ist der Söldner darnach dem Bauer 700 fl. schuldig, ist das ein Geld! Dem Söldner brummt der Kopf, es schmeckt ihm kein Bissen, wenn er d'ran denkt. Sein Weib will ihm die Gedanken ausreden, und streichelt ihm die Backen, wenn er nachdenklich da sitzt und schaut ihm mit den freundlichen nußbraunen Augen treuherzig in's Gesicht, oder setzt ihm den Buben auf den Schooß, daß er mit

ihm spielen soll. Im Herzen drin ist sie aber über die Schuld noch bekümmerter, als ihr Mann; doch will sie's nicht zeigen, um ihrem Mann das Herz nicht noch schwerer zu machen, denn ein braves Weib trägt den Kummer still, wie ein Geheimniß, und zeigt nur die Freude, und die Söldnerin war ein braves Weib. Der Bauer, der Dörfel=Maier, kömmt auch alleweil und sagt: „Du wirst es schon zahlen heut' oder morgen, es pressirt ja nicht." Auf die Nacht war der Nachbar noch kreuzwohlauf mit seinem Pfeiferl beim Söldner unten, geht dann heim wie gewöhnlich um 9 Uhr schlafen und früh findet man ihn todt im Bette, der Schlag hat ihn getroffen, haben die Baderherrn gesagt. Die Freunde (Verwandten) kommen nun, wie es gewöhnlich geschieht, zum Theilen zusammen. Da rufen sie auch den Söldner. „Du bist ihm ja auch schuldig, dem seligen Vetter?" „„Ja, 700 fl."" „Bist ein ehrlicher Mann, Söldner, hast recht, es steht auch so im Kalender, beim Martinitag im vorigen Jahr." „„Aber zahlen kann ich nicht gleich, wo soll ich's denn hernehmen?"" „Wir können nicht helfen, wir können nicht d'rum kommen, wir sind unser zu viel." Da rennt der arme Michel herum, um Geld aufzutreiben, ob's ihm Niemand leiht; Niemand hat's ihm geliehen. Nun klagen die Erben den Söldner. Der Tag der gerichtlichen Pfändung ist schon festgesetzt. — Darum ist es heute in der Sölden so still. Der Wind fährt an die Fenster mit einer Gewalt, als wenn er ihnen noch früher das Haus nehmen wollte. Und darüber springt der Söldner in die Höhe und geht in der Stube einigemal auf und ab, steht einige Zeit beim Ofen und hebt die Hände in die Höhe. „O Nachbar Dörfelmayer, Dein Wille ist es nicht, was jetzt geschieht! Du hast Dir's nicht gedacht, wie mir's jetzt geht. Um's Haus und sein' Sachen kommen, das thut halt weh, und das Weib und der kleine Bub', und der alte Großvater, was fangen die an? Doch Du hast es nicht wollen, Dörfelmayer, das weiß ich. Es kann mich darum nicht reuen, daß wir gar so gut sind gewesen mit einander, als ehrliche Nachbarn. Doch eh' ich ein Bettler werde mit Weib und Kind, nimm mich sammt ihnen in's Grab zu Dir."

Das Weib weint auch, und sagt endlich: „Geh, sei stad, Mann, wegen des alten Vaters, er könnt' es sonst spüren, das Elend. Fasse Dich, Mann! Gott hat es zugelassen, geh, beten wir noch ein Vater unser für die Ruhe seiner Seele." Sie knieen alle zusammen zum Gebete nieder.

Kaum hatten sie ausgebetet, klopft es draußen an der Thüre. Wie der Knecht öffnet, kommt ein steinalter Mann herein, in einem alten, zerrissenen

Soldatenröckel, eine Jacke darüber, auch schon verwetzt und fadenscheinig. „Erlaubt, daß ich mich wärme,“ sagt er, „draußen weht der Wind so kalt, und es fangt an zu schneien, ich möchte gerne heute noch nach S—berg, der Graf dort ist der Sohn von meinem alten Obersten, den sie bei Leipzig erschossen haben just neben mir, ich hab' ihn aufgefangen mit meinen Händen wie er vom Pferd fiel. Ich will nur sehen, ob der junge Herr Graf, der auch ein braver Herr ist, etwas thut für einen alten Grenadier seines seligen Vaters. Darf ich ein Stündchen bei Euch bleiben?“ „Wir behalten Dich schon, kannst auch über Nacht bleiben und morgen in der Früh nach S—berg gehen, derweil hört es zu schneien auf.“ Der Invalide setzt sich zum warmen Ofen und erzählt weiter: „Ich bin schon bei Eurem Nachbar dort drüben gewesen, doch da ist kein Bauer und keine Bäuerin da, und die Dienstleute hausen dort voll Uebermuth, da paßt unser einer nicht hin; ich bin lieber um ein Haus weiter gegangen, denn mir thut das wilde Treiben und Spaßmachen weh. Einen Kreuzer auf den Weg und die alte Jacken da, die bei der Thür auf einem Nagel gehengt ist, haben sie mir noch geschenkt.“ „Ja, ja, die Jacken hat der selige Nachbar angehabt den letzten Abend, den er bei uns war.“ „Aber Du gehst ja gar elend, Mann, was ist's denn mit Deinen Füssen?“ sagt die Söldnerin mitleidig. „Ja die offenen Füße, die hab' ich schon einige Jahre. Beim letzten Marsch im Winter, wo wir von Ungarn herauf sind zu der Elbe, habe ich mir die Füße erfrört, und die brechen jetzt auf von Zeit zu Zeit und da wird mir schon das Gehen schwer genug.“ „Geh', Weib, geh', such' Fetzen,“ sagt der Söldner, und sie sucht schon, noch bevor er es gesagt hat. Sie binden ihm die wunden Füße ein mit frischen reinen Leinenfetzen und richten ihm beim Ofen die Liegerstatt her. Der kleine Bube, der schon bei der Muhme ihrem Spinnrade auf dem Schemel eingeschlummert war, ist über dem Eintritt des Fremden und seinem Gespräch munter geworden; er nähert sich ohne Scheu dem Soldaten und bringt ihm seine Trommel und seinen hölzernen Säbel. Der alte Mann nimmt den rothwangigen Krauskopf auf's Knie und läßt ihn dort trotz des wunden Fußes reiten, dafür zaust ihm der Bube den grauen Schnurrbart und die in schmalen Zöpfen geflochtenen weißen Haare, die ihm von den Schläfen herabhängen. Nachdem der Alte sich mit Selchfleisch und Most gestärkt hatte und das gemeinschaftliche Abendgebet gesprochen war, gehen Alle zusammen schlafen.

Der Invalide schläft gar bald ein, er hat lange nicht so gut gelegen, seine

Füße schmerzen nicht, das machen die reinen, weichen Linnen, die der Söldnerin sorgliche Hand darüber gebreitet. Auch der alte Vater, der Bube und das Käthl schlafen, wie der Knecht im Stalle. Alles im Hause schläft, Niemand wacht, nur die Söldnerleute können nicht schlafen; aber keines von Beiden rührt sich, um das Andere nicht zu wecken, bis endlich gegen Morgen auch über die bekümmerten Herzen der Schlaf kömmt, die schöne Gottesgabe, der beste Trost, der alles Herzeleid hinwegnimmt, wenn nur für wenige Stunden. Und was ist alles Wissen im Vergleiche zu dem, was der Schlaf vergißt? Darum reimt sich Schlummer auf Kummer und darum ist der Kummer, der den Schlaf verscheucht, das größte Elend, das den Menschen heimsucht, weil der Schmerz in schlafloser Nacht zum Riesen wird, der mit starker Faust das Herz zerdrückt wie eine taube Nuß.

Den andern Tag steht der Abschieber schön zeitlich und ruhig auf und wie er sein altes Soldatenröckel in die Hand nimmt und dreht und wendet, sagt er: „Du, Bäuerin, wir sind schon gute Freunde; wie wär's, wenn wir heute noch einen Handel mit einander machten? Eine Jacke über dem Rock, das steht nicht zusammen und den Janker allein mag ich auch nicht tragen, das kaiserliche Röckel trag' ich so lang, als noch ein Fetzen daran ist. Geh, flicke mir's zusammen, ich lasse Dir dafür die Jacke."

Und sie werden handelseinig. Die Bäuerin setzt sich hin und flickt und stopft; bis zur Frühstückzeit ist das Röckel fertig. Nach der Frühsuppe geht der Abschieber weiter seinen Weg auf die Kunstmühle und das Drahtwerk zu nach S—berg. Beim Fortgehen gibt ihm die Söldnerin noch ein Paar warme Socken und der kleine Bube bringt ihm beide Hände voll Nüsse, die der Invalide lächelnd nimmt, obzwar er keine Zähne mehr hat, sie zu beißen.

Er geht und läßt die Jacke im Söldnerhäusel auf dem Nagel an der Thüre hängen. Wie bald vielleicht wird Dir der Söldner nachwandern, alter Mann, mit dem Bettelstabe in der Hand sammt Weib und Kind, um Obdach bittend wie Du, die Füße unter den fremden Tisch setzend wie Du, fremde Hilfe heischend wie Du, aber um Vieles elender als Du, weil er nicht allein leidet, und weil das Betteln ihm ein ungewohntes Handwerk ist, das er nicht erlernen kann, so leicht es Tausende auch lernen und ausüben und sich dabei ganz wohl befinden.

Wie's 8 Uhr schlägt, da kömmt auch schon der Herr Amtmann und Schreiber vom Gericht, die Schätzmänner hinterdrein. „Es ist meine Pflicht,"

sagt ernsthaft der Schreiber, „bei dem, der nicht zahlen kann, im Namen des Gerichtes zu pfänden.“ „Thun Sie nur Ihre Schuldigkeit,“ sagt das Weib mit bebender Stimme, „Sie haben so länger gewartet als sonst, ich weiß es eh'!“ Der Söldner geht zur Thüre hinaus und läuft um's Haus herum, er sieht und hört nicht was drinnen und draußen geschieht; 's Käthl weint laut in der Küche, der kleine Bube schaut, die Hände in den Hosentaschen, die Herrn stumm und verwundert an. Der alte Vater sitzt gleichgültig auf der Ofenbank und schnitzelt an seinen Holzspänen weiter; er weiß nicht, was die Herren wollen, und hört nicht, was sie reden; was kümmert's Dich auch, denkt er sich. Die Söldnerin steht beim Ofenbrett und hält sich zitternd daran fest mit beiden Händen. Der Schreiber zieht sein Schreibzeug heraus, man schreitet zur Inventur, jedes Möbel der Stube und Kammer, jedes Wäsch- und Kleidungsstück der Truhe wird geschätzt und aufgeschrieben. Die Trommel und den Säbel hält aber der kleine Hansl fest und gibt sie um keinen Preis her, so daß ihn der Schreiber lächelnd gewähren läßt. Da bemerkt der Schreiber auch den Janker, den der Soldat am Nagel hängen ließ. Er läßt sich ihn reichen und sagt: „Was ist denn das, da steckt ja ein Papier in der Tasche.“ Er zieht es heraus, sieht es an und fängt an zu lesen und liest verwundert bis zu Ende. „Wie kommt denn die Schrift zu Euch herüber?“ frägt er die Bäuerin, und wie ihm diese erzählt, wem der Janker gehört hat, da sagt der Schreiber zu den andern: „Meine Herrn, da ist's nichts mit dem Pfänden; die Schrift da ist das Testament des verstorbenen Bauern dort drüben von seiner eigenen Hand, in aller Form ausgestellt. Er schenkt darin seinem Nachbar die ganze Schuld, sobald er gestorben ist. Das steht hier deutlich zu lesen: „Wenn mir bei meinem Ableben der Söldner im Dörfl noch was schuldig ist, so ist's ihm geschenkt, ich hoffe, daß er meiner dafür fleißig denken wird im Gebet.“ — „Geh' Schätzmann,“ sagt das Weib, „lauf' geschwind um meinen Mann.“ Sie selbst setzt sich nieder auf die Ofenbank, sie konnte nicht gehen. Der Schätzmann läuft hinaus, und der kleine Bube ihm nach, den Vater zu holen. Auch der Amtmann und die Schreiber gehen fort, da sie in der Sölden nichts mehr zu suchen haben. Das Weib bleibt in der Stuben, kniet vor dem Kruzifix nieder und sagt: „Ja, auf Dich hab' ich vertraut in unserem Elend, Du läßt die nicht zu Schanden werden, die auf Dich bauen, Du hast uns auch den Bettler geschickt mit der Jacken, um uns zu retten.“

Da tritt der Mann herein mit freudestrahlendem Gesicht, den Buben auf

dem Arme, der sich mit beiden Armen an des Vaters Halse anklammert; auch das Käthl kommt herein und weint vor Freude. Alle knieen hin vor dem Bilde des Erlösers und danken ihm inbrünstig, daß er sie erlöst hat aus Kummer und Verzweiflung. Die Freude aber ist wieder eingekehrt in das Söldnerhäuschen an der Aist, und wird, so hoffen wir, nicht so bald wieder daraus verschwinden.

Buchstabenräthsel.

Was Dir die ersten fünfe nennen,
Ein Zauber wohnet oft darin,
Und wohl behagt's dem deutschen Sinn
Daß er des Zaubers Trägerin
Besinge, ehre, lieb' und preise —
Ob Käthchen sie, ob Gretchen heiße.

Ein Zeichen mehr — und hell und rein
Aus armer kunstgeübter Hand
Entfliegt's in nah und fernes Land
Der reichen Schönheit Schmuck zu leih'n.
Wie Gold und Silber wird's gehalten,
Oft steigt sein Werth noch im Veralten.

Nimmst Du die Zeichen alle sieben
Zog es als Sänger und als Held
Nach seinem Herrn einst durch die Welt,
Ein Bild von Treu' und starkem Lieben,
Und hat zum Kerker durchgedrungen,
Das Lied der Freiheit ihm gesungen.

KNILLING

Der verzauberte Frosch.

Ein Märchen-Lustspiel in zwei Akten für Kinder.

Von **Franz Bonn.**

(Mit Bild.)

Personen.

Hans, ein verzauberter Frosch.
Linchen, Gretchen, Mariechen, seine Schwestern.
Waldmann, ein Förster, ihr Vater.
Knöpfle, ein wandernder Schneider.*)
Hocuspocus, ein Zauberer.
Silberlicht, eine gute Fee.
Zwei Gnomen im Dienste des Zauberers.
Chor der unsichtbaren Waldgeister.
Kinder.

---

*) Die Rolle des Knöpfle muß stark im schwäbischen Dialekt gesprochen werden.

Erster Aufzug.

Ein dichter, tiefer Wald. Rechts ein Stein, links ein Baumstamm.

---

1. Scene.

Hans [als Frosch gekleidet*) kommt von der Seite.]

Hans.

Lied Nr. 1.

Quack, Quick, Quack, quack, quack, quick quack quack!
Wie drückt mich doch des Lebens Sack,
Vermag ihn kaum zu tragen!
O traurig Loos! o harte Pein!
In einen Frosch verwandelt sein —
O Jammer, nicht zu sagen!

Quack, quick, quack quack, quack quick quack quack!
Das ist nun gar nicht mein Geschmack
So grün umher spazieren.
Im Grase sitz' ich stundenlang
Vertreib' die Zeit mir mit Gesang,
Und feinem Musiciren —

Quack quick, quack quack, quack quick, quack quack!
Es trägt wohl Jeder seinen Pack
Von Leid und Noth auf Erden.
Das schwerste Loos ist meines doch!
O dürfte ich nur einmal noch
Zum Menschen wieder werden.

---

*) Das Kostüme muß möglichst naturgetreu und der Unterkiefer des Froschkopfes wo möglich so eingerichtet sein, daß es durch ein Schnürchen vom Darsteller unbemerkt und leicht bewegt werden kann. Auch darf es derselbe an möglichst natnrgetreuen Bewegungen nicht fehlen lassen.

(spricht:)

Ja meine lieben Leutchen! Das ist kein Spaß, so als Frosch den lieben langen Tag im Sumpf und Gras herumzusitzen und quacken und Schnacken und Fliegen fangen. Was war ich einst für ein talentvoller Knabe! Ich mein', ich seh' mich noch im Spiegel, der in der Kammer meines lieben Vaters in der Ecke hing. Hinter dem Spiegel drohte die Ruthe hervor, aber ich schaute doch gern hinein und bewunderte mich in meinen blonden Locken und meinen großen Stiefeln und meinen ersten langen Hosen. O, das war ein Stolz und eine Freude! Mein gutes Mütterlein — Gott hab' sie selig — hat zwar oft mich gewarnt und mir zugerufen: „eitler Hans, geh' weg vom Spiegel und schau in Dein Buch," aber ich gefiel mir gar zu gut und folgte nicht, bis ich den Vater kommen hörte, den guten strengen Vater, der jetzt um seinen Hans trauern und weinen wird, weil er nimmer heim kam. O, wie war's daheim so schön in der behaglichen Stube bei meinem guten Vater! Und jetzt ein Frosch sein und nimmer heim dürfen und nimmer heim finden! — Aber es ist die gerechte Strafe für meine Eitelkeit und darum will ich's tragen mit Geduld; vielleicht wird's doch einmal wieder anders und ich darf wieder heim zu meinem guten Vater. Aber still! Da kommt wer. Schnell in's Gebüsch, wer weiß, es ist vielleicht ein böser Bube, der mich mit einem Steinwurf tödten könnt', oder ein armer Mann, der mich zu fangen Lust hätte, um mich mit einem halben Dutzend unglücklicher Kameraden an einem Weidenring morgen auf den Markt zu bringen. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, also husch, Hans! hinter den Busch!

(er versteckt sich.)

---

2. Scene.

Knöpfle (als reisender Schneider kommt hereingesprungen.)

Knöpfle.

Lied Nr. 2.

Hopsa Hopsa, immer weiter, immer heiter durch die Welt;
Sticht die Nadel, hält der Fade, dann ischt Alles wohl beschtellt.
Bin i gleich ein Schnick=Schnack Schneider,
Hört', i sage doch, daß Kleider

Leute machen dann und wann.
D'rum bin i befugt zu lache,
Weil i Kleider weiß zu mache,
Sind mer alle unterthan!

(Spricht:)

Indesse scheint mir beinah', i hab' mi vom richtige Weg verirrt. I woiß nit, da sieht's a bisle seltsam aus. Ma könnt' wirkli vor lauter Bäum' de Wald nimmi sehe, wenigschtens nit, wo er aufhöre thuat. — Und lauter Nadelholz! A passende Gegend für enen Ritter von der Nadel, aber doch bei untergehender Sonn' onheimli g'nug, um schier a Bisle Herzklopfe z'kriege. I woiß nit, mir isch so elektromagnetisch z' Muth, als wär' i in einem Zauberrevierle, mei luschtig Schneiderblut kommt in so a eigenthümliche Stockung, — i könnt' mi fascht fürchte — (singend) hopsa hopsa, immer weiter, immer heiter — durch — die Welt. — Zum Guckguck, mir bleibe die Tön' im Hals stecke; i ka nimmi singe! Am Beschte isch, i fang a zu laufe, denn i hab immer saga höre, me ka nit tiefer in de Wald neinkomme, als bis zur Hälfte, dann kommt mer wieder raus, wenn ma grad ausgeht. — Aber da isch schwer Gradausgehe über all' die Wurzeln und durch des Dickicht, und doch bleibt mir nix über, als mitte durch.

(Wie der Schneider hinaus will, tritt Hocuspocus mit zwei Gnomen auf.)

---

3. Scene.

Hocuspocus, seine Begleiter und Knöpfle.

Hocuspocus.

Halt an! Wer ist der freche Wicht? Steh stille, halt!
(Knöpfle sieht sich um und wirft sich laut schreiend auf die Erde.)
Ein Wandersmann scheint mir der Bursch zu sein.
Hebt ihn mir auf, ihr Gnomen, daß er rede,
Was ihn hieher in meinen Bann geführt!

Knöpfle.

(Schreit, wie sich ihm die Gnomen nah'n und springt auf.)
Alle gute Geischter lobe Gott de Herre! Apage Satanas.
(Schlägt mit dem Fuß aus.)

Hocuspocus.

Ein drollig Bürschlein! Stehe Rede mir.
Wie kommst Du hier in meinen Zauberhain?

Knöpfle

(Vor dem Hocuspocus auf die Kniee fallend.)

Verehrteschter Herr Zauberwaldbesitzer, habe Sie mit mir Erbarme!

Hocuspocus.

Vor Allem sprich, was führt Dich her zu mir?

Knöpfle.

Was mi herführe thuet? O Herr Zauberer, oder wie i Jhna schelte muß. Des woiß i wärli selbscht nit. J bin auf der Wanderschaft und hab' mi da im Wald in der Dunkelheit verirrt. Wenn Sie vielleicht so freundli wäre, mir de Weg z' weise, so wollt i mit Vergnüge mi entferne.

Hocuspocus.

Ich glaub' es gern, doch wisse frecher Wicht!
In diesem Walde herrsche ich allein
Und mir verfällt, wer sich zu kühn mir naht.
Sahst Du die Marken nicht an meines Reiches Grenze?

Knöpfle.

Vergebung edler Herr Zauberer, oder Geischterkönig. Aber meine Auge sind schwach durch die viele Nachtarbeit, und zudem han i a Gläsle über Durscht trunke.

Hocuspocus.

Also ein Trunkenbold, und welcher Profession?

Knöpfle.

Des Schneiderhandwerks, hoher Geischterkönig!

Hocuspocus.

Dein Alter?

Knöpfle.

War ein Schneiderle, so wie i!

Hocuspocus.

Wie alt Du bist?

Knöpfle.

Auf künftige Oschtern wird's drei Jahr, daß i hab' spiele müsse bei der Conscription.

Hocuspocus.

Glaubst Du an Geister?

Knöpfle.

Sie, hörend Se, des ischt mit Verlaubniß z'sage, a einfältige Frag! Sehend Sie denn nit, wie i zittre thu'?

Hocuspocus.

Du hast auch allen Grund zu zittern, Menschenkind!
Denn wisse, wer in meinen Bann gerathen,
Dem geb' ich eine Probe zu bestehen.
Besteht er drin, so kann er weiterzieh'n;
Besteht er nicht, so ist mir Kraft gegeben
Ihn zu verwandeln mit dem Zauberstab
In einen Frosch, in eine gift'ge Kröte,
Blindschleiche, Eidechs, Unke, Salamander —
Je nach Belieben, wie mir's just gefällt.

Knöpfle.

O Du lieb's Herrgöttle von Biberach! da han i mi in a schön's Revierle verirrt! Wie isch mer denn? i und a Salamander?

Hocuspocus.

So mache Dich zur Probe gleich bereit.
Doch erst noch nenne Deinen Namen mir.

Knöpfle.

I hoiß Bartholomäus Knöpfle! Wisset' Se, eigentli hoiß i Joseph, aber mei Väterle hat die lange Name nit leide könne und hat mi drum immer Bartholomäus g'hoiße.

Hocuspocus.

Notirt den Namen in mein Fremdenbuch
Und schreibt dazu, daß er ein Schneider ist.
(Einer der Gnomen notirt Etwas in ein Buch, das er bei sich führt.)
Und nun zur Probe. (für sich.) Die Enthaltsamkeit
Scheint seine schwächste Tugend mir zu sein;
So wähl' ich die. (laut:) Nun halte Dich bereit,
Bestehst Du sie, die Probe, die ich wähle,

So kannst Du fort, wohin es Dir beliebt;
Bestehst Du nicht, so wandl' ich Dich zur Kröte.
Kommt, Ihr Begleiter, zieh'n wir uns zurück.

(geht mit den Gnomen ab.)

Es wird Nacht.

---

4. Scene.

Knöpfle allein.

Knöpfle.

Daß Di 's Moisle beiß! Was ischt jetzt des für a saubere G'schicht! I werd auf die Prob gschtellt! Und 's isch ganz finschter ringsom, wie in an Habersäckle. O, Du liebs Herrgöttle von Biberach, verlaß mi nit.

(es donnert.)

Jetzt kracht's schon! — O, i armselige Schneiderseel'; jetzt kommt mei letzt's Sterbschtündle!

(Es donnert wieder und ein gedecktes Tischlein mit Speisen und Wein kommt von unten, wo das nicht sein kann, von der Seite herein; auf demselben steht ein brennendes Licht.)

(Wie es stärker donnerte, ist Knöpfle zu Boden gefallen vor Schrecken. Nach einer Pause richtet er sich langsam auf und schaut um sich.)

Hat's nit eig'schlage? Noi wärli nit! Aber was isch denn da? A Tischle, und auf dem Tischle a Tüchle, und auf dem Tüchle a Tellerle und auf dem Tellerle die beschte Sache, und a Fläschle Wei und a hoimlichs Lichtle in der grausame Finschterniß! Noi, i muß sage, wenn der Zauberer solche Sache macht, na ischt er nit gar so arg fürchtig. Was wohl in dem Schüssele sei' mag, und was des für a Weinle sei wird? I woiß nit, i spür auf oinmal a mörderisch Dürschtle und Hüngerle; mir is' so appettitlich z' Muth, wie em deutsche Schulbüble, wenn 's aus der Schul' hoimkomme thut! I moinet, i probir's. Aber halt! Am End isch des die Prob! Hat er nit g'sagt, i muß a Prob beschtehe? So a Esse schteha sehe, und so a Weinle, und nix dergleiche thun, des wär scho a Pröble. Halt Knöpfle, jetzt hoißt's schlau sein! A hungerigs Schneiderle bleibe, oder a Krötle werde, des ischt jetzt die Frag! A Krötle ischt zwar a garschtigs Thierle, aber im Grund g'nomme hat's es doch besser, als a hungerigs Schneiderle. A Krötle hat doch a Bäuchle, a

Schneiderle isch spindeldürr; a Krötle findt' überall was z'esse und z'trinke, a Schneiderle isch meistentheils hongrig und durschtig; dem Krötle ischt älles reacht, ema echte Schneiderle ischt aber gar nix reacht. I ha koi Väterle und koi Müaterle, koi Schwesterle und koi Brüderle me uf der Welt! I ka's rischkire. Freili woiß mer nit, wie lang i a Krötle bleibe muß! A paar Jährle wollt' i mir's schon g'falle lau; aber mein ganz Lebtag lang, des will überlegt sei! Ach, wie die Speise dufte, so süß wie Nekar und Ambrosius, und des Weinle! Knöpfle! Knöpfle, i glaub', Du bischt die längste Zeit a Schneiderle g'wese!

(Er nähert sich dem Tisch.)

Rieche werd mer wohl dürfe, ohne daß oim glei des G'sicht verwandelt wird! O des ischt herrli! A gozig's Bröckle kann mer uf koin Fall schade. I probir's!

(Er will an den Tisch und essen. In diesem Augenblick springt Hans aus dem Dickicht. Knöpfle fährt erschrocken zurück.)

---

5. Scene.

Knöpfle. Hans.

Hans.

Quack!

Knöpfle.

Ja, was isch denn des für a grüner Leibhusar?

Hans.

(leise:)

Quack, quack!

Knöpfle.

A Fröschle! Noi, des is scho a Frosch, und a g'waltig großer no dazu! Am End' au a verzaubert's Schneiderle!

Hans.

(leise:)

Schneiderlein, ich bitt' Dich, rühr' die Speisen nicht an!

Knöpfle.

Und deutsch kann's au des Fröschle! Des muß i sage, des is g'späßig.

Hans.

(Sieht sich ängstlich um.)

Knöpfle.

Was hascht denn Fröschle? Warum soll i denn die Speise nit anrühre?

Hans.

(ängstlich leise:)

Weil Dir's sonst geht, wie mir's gegangen ist.

Knöpfle.

Und wie isch Dir gange, wenn ma frage därf?

Hans.

(Immer leise und von Zeit zu Zeit sich umsehend.)

Lied Nr. 3.

Ich war wie Du ein Menschenkind
Und kam in dieß Revier,
Die Eitelkeit, die macht' mich blind
Und ach, ich folgte ihr.
Der Mann, der Dir die Speisen schickt
Zeigt' einen Spiegel mir,
Ich hatte kaum hineingeblickt,
Ward ich ein häßlich Thier.
Ein Frosch, wie Du mich springen siehst,
Ein Frosch, o bitt're Noth!
D'rum rath' ich Schneiderlein, Du fliehst
Die Speisen wie den Tod.
Ein Schluck von diesem Zauberwein,
Von dieser Speis, ein Biß,
So wirst Du eine Kröte sein
Glaub' mir, es ist gewiß.

Knöpfle.

Des muß i sage, wenn die Fröschle da so schöne Liedle singe 'könne, da ka a Krötle am End au no a Musikant wera. Hör' Fröschle, mir scheint, Dir geht's nit gar so miserabl! I will Dir G'sellschaft leischte, und damit i au a Krötle werd, den Wein wenigschtens verkoschte.

Hans
(sich auf die Kniee werfend.)

Hab' Erbarmen Schneider, hab' Erbarmen; trink' nicht.

Knöpfle.

Jetzt ruft mi des Fröschle um Erbarme a! I moinet, Du sollteschst froh sein, wenn d' an Kamerade kriegscht, der au luschtig ischt, und Dir die Zeit vertreibt. Geh weg, laß mi trinke, i hau Durscht.

Hans.

Es ist mir nicht um mich zu thun Knöpfle! Es gilt meinem Vater, meinem armen Vater, der sich um mich bis in den Tod betrübt und meinen lieben Schwestern!

Knöpfle.

Ja so, Du haschst a Väterle und Schwesterle! Ja des is freili was andersch! Aber was kann i Dir helfe? I ha 's Zaubere nit g'lernt und ka Di nit verwandle.

Hans.

Aber meinem Vater kannst Du Botschaft bringen.

Knöpfle.

Botschaft! So, no der wird a Freud habe, wenn i ihm sag', daß sei Söhnle a Fröschle worn isch.

Hans.

O scherze nicht. Wer weiß, Du kannst mich retten. Mein Vater wird Dir's reichlich lohnen.

Knöpfle.

Jetzt hör' Fröschle. Sag mer nix vom e Lohn. I will Dir's glaube, daß Du an arm's Büeble bischt und an traurige Vater haschst und wenn i Dir z' Lieb kei Krötle wer und mein Hunger und Durscht überwind, no so thu i's, weil i a gutmüthiger Kerle meiner Lebtag war; aber an Lohn begehr i nit, des ischt mei Sach nit. Verschtande!

Hans.

Nichts für ungut, lieber Knöpfle, braves Herz. Aber der Dank —

Knöpfle.
(rasch.)

Vom e Dank will i au nix wisse, i bin nit verintressirt. I seh, daß Du

unglückli bischt in Deiner Froschmontur und d'rum will i Dir helfe. Da hascht mei Hand d'rauf — i laß die Speise und den Wei ond'rührt, so schad 's ischt. Aber jetzt sag' mer nu, wo bischt denn derhoim?

Hans.

Im Mühlthal ist mein Vater Förster.

Knöpfle.

(Freudig:)

Was? Im Mühlthal? Du bischt am Förschter sei Hänsle, den mer schon seit viele Jahr vermisse thut und nirgends finde ka? 's Hänsle bischt Du, dem i die erschte Hösle g'macht hau? Kennscht mi denn nimma? Hänsle? O Du gut's Förschtershänsle, ja warum hascht denn des nit glei g'sagt? Dir z' Lieb wollt i ja glei 40 Täg faschte. Woischt, Dei Mütterle, Gott hab sie selig, die hat mir ihr Lebtag viel Gut's tha, und hat mir oft was z'esse bracht, wi i no a Lehrbua im Mühlthal g'wese bi und mir der Moischter nix gebe hat, als Schläg! — Ja Hänsle — Du bischt des Försters Büeble? ja laß Di nur anluge, i hätt' Di wärli nimmi kennt!

Hans.

Guter Freund! O wie freu' ich mich, endlich einen Menschen zu finden, dem ich mein Leid klagen, durch den ich meinem Vater und meinen lieben Schwestern Grüße schicken kann.

Knöpfle.

Ja so red' nur, und sag' mir's, wie Du a Fröschle worn bischt, Du lieb's Förschterhänsle. Wenn mer Di g'fragt hat, was D' wern willscht, hascht immer g'sagt, a Professerle, und jetzt bischt a grüns Laubfröschle! Und a Spiegel hat Di so weit bracht! Ja verzähl nur, wie isch denn g'wese mit dem Spiegel?

Hans.

O Knöpfle! Du weißt, ich war immer so eitel, und hab' nichts lieber gesehen, als mein Bild im Spiegel. So oft mir's auch mein Mütterlein verboten hat, immer hab' ich wieder in den Spiegel geguckt. O ich hab' mein Schicksal tausendmal verdient, weil ich meinem guten Mütterl nicht gefolgt und ihr so viel Verdruß gemacht hab'.

Knöpfle.

Laß jetzt Dei moralisch Katzejämmerle und sag mer nur, wie i Dir helfe ka?

Hans.

Führ' meine Schwestern daher an die Grenze des Zauberwaldes, damit ich sie wieder seh' und mit ihnen plaudern kann und sag' meinem Vater — doch still, der Zauberer kommt, wenn er bei Dir mich träfe, wär' ich des Todes. — Lebe wohl!

(ab.)

Knöpfle.

Da springt er fort. I muß saga, i hätt' nit glaubt, daß mer si mit ama oifache Fröschle so gut unterhalte ka. Aha! Da kommt der Herr Geischterkönig.

---

6. Scene.

Knöpfle. Hocuspocus. Seine Begleiter.

(Hocuspocus mit seinen Begleitern tritt ein.)

Hocuspocus.

Hat er die Speisen nicht berührt?
Vom Weine nicht genippt? Fürwahr erstaunlich!
Der erste bist Du, seit ich hier regiere,
Der nicht in seinen Lieblingsfehler fiel. —
Du hast die Probe siegreich überwunden.
So nimm zum Lohne diesen Wanderstab,
Er führet Dich aus diesem Waldrevier
Und trägt Dich hin, wohin Du willst, im Fluge.

Knöpfle.

A Zauberstäble? Isch des Ding koi Hinterlader, der mir losgeht, wenn i ihn anrühre thu?

Hocuspocus.

Sei ohne Furcht, und geh!

Knöpfle.

Ja Herr! I dank Ihne, i geh scho, aber mit dem Stöckle isch es g'schpäßig, des reißt mi ja fort in alle Luft. (Er bewegt sich, als würde er in die Luft gehoben.) Adjes beisamme! Psi Gott!

(rasch ab.)

Hocuspocus.

Ein selt'ner Kauz! Notirt Euch in dem Buche:
Ein Schneider hat die Probe stark bestanden,
Der mancher stolze Held schon unterlag.
Doch seht, die Sonne senkt sich schon im Westen,
Ich habe heut' genug mir schon gezaubert,
D'rum will zur Ruh' ich mit der Sonne geh'n.
Laßt Abendläuten durch den stillen Wald,
Und früher töne heut' der Nachtgesang.

---

7. Scene.

Hocuspocus. Seine Begleiter. Die Fee.
(Hocuspocus schickt sich an zum Abgehen, da tritt ihm die Fee in den Weg.)

Fee.

Wohin Herr Hocuspocus? Stehet still!

Hocuspocus.

Ah Madame Silberlicht! Ihr kommt des Weg's?!
Was wünscht Ihr noch, was soll mir der Besuch?

Fee.

Ein Schneiderlein, so hab' ich just vernommen,
Hat Eure Probe siegreich überstanden,
Euch gratuliren will ich d'rum zu solchem Sieg.

Hocuspocus.

Ich weiß, Ihr freut Euch, geht mir etwas schief
Und Eures Hohnes war ich schon gewärtig;
Doch daß den Abend Ihr mir noch damit versüßt
Das ist zu freundlich, Madame Silberlicht! —

Fee.

Ihr wißt, ich haß' Euch, denn in mein Gebiet
Seid Ihr mit schnöder Herrschsucht eingedrungen.
Im Walde wohnt der Menschen Lust und Glück,
Da dehnt sich froh die schwerbeladene Brust.

Nach jeder Arbeit fühlt der Mensch erquickt
Sich durch des Waldes wunderbare Weihe.
Ihr aber spannet Eure Netze hier,
Die armen Menschenkinder drin zu locken
Und unbarmherzig prüfet jeden Ihr,
Der sich in Euer Zauberreich verirrt.
Der Menschen Fehler kenn' auch ich gar wohl,
Doch sind die meisten wahrlich nicht so schlimm;
Ihr aber *freut* Euch, wenn der Leidenschaft
Im Kampf der Schwache machtlos unterliegt,
Und weidet Euch mit *Lust* an seiner Strafe.
Mich schmerzt der Mensch, wenn sich sein Herz verirrt,
Und kann ich führen auf den rechten Pfad
Ein irrend' Kind, so bin ich froh bewegt.

Hocuspocus.

Wer selbst nicht irret, hält die Tugend streng.

Fee.

(spöttisch.)

Ihr *irrtet* nicht? O weiser Zauberer,
Habt Ihr des braven Schneiderleins vergessen,
Der Eurer Speisen Lockung widerstand?

Hocuspocus.

Die Menschenkinder haben freien Willen;
Nur sie zu prüfen ist mein Lebenszweck.

Fee.

Die armen Menschen sind geprüft genug!
D'rum stellet Eure Zauberarbeit ein
Und gebet endlich die Bestraften frei.

Hocuspocus.

Sonst hat die holde Dame keinen Wunsch?
Kommt Gnomen. Auf! Begleitet mich zur Ruh,
Die holde Fee wünscht ihres Wegs zu geh'n.

(Wendet sich zum Gehen.)

Fee.
(bewegt.)

O sei nur stolz, Du bist mir doch gewiß.
Du hast nur Macht, bis sich ein Mädchen findet,
Das ohne Neugier ist.

Hocuspocus.
(Rasch umkehrend.)

D'rum hoffe nicht, daß meine Macht vergeht!
Es lebt kein Mädchen auf der weiten Welt,
Das nicht neugierig wär' von Herzensgrund.

Fee.

Und wenn ich dennoch eines finden würde?

Hocuspocus.

Ihr habt mein Wort. — Dann ist mein Zauber aus,
Erlöst sind Alle, die ich hier verwandelt.
So lange sich jedoch kein Mädchen findet,
Das ohne Neugier ist, werd' ich hier walten
Und meinen Zauber treiben, wie bisher.
Nun gute Nacht, ich bin des Plauderns müde
Ihr Geister alle singt den Nachtgesang!
(ab mit den Gnomen.)

---

8. Scene.

Chor unsichtbar. Die Fee. Später Knöpfle.

Chor.
Lied Nr. 4.

Durch die schattenkühlen Hallen
Laßt uns weben, schweben, wallen
In des Mondes Zauberlicht,
In den Blättern lindes Säuseln,
Auf den Wellen leises Kräuseln,
Jeder übe seine Pflicht.

Fee

(spricht zur Musik:)

Gut' Nacht ihr braven Menschenkinder all'!
Mit Eurem Schlummer sei des Friedens Segen.
Euch aber grüß' ich mit dem besten Gruß
Ihr schuldlos lieben Kinder. Gute Nacht!

(ab.)

(Chor wird wiederholt.) Wie die Musik verhallt ist, tritt ein

Knöpfle.

So isch des Ding? Da wolle mer glei Mittl und Weg schaffe. Da brauch i koi Väterle und koi Schwesterle. Hänsle! Förschtershänsle, Du wirscht gerettet!

(ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Szenerie wie im ersten Aufzuge.

---

1. Scene.

Fee und Hocuspocus.

Hocuspocus.

Nun ist die Reihe doch an mich gekommen,
Daß ich zum Siege gratuliren darf.
Ich fühle Eure Macht, verehrte Dame,
Und zitt're, meine Herrschaft zu verlieren,
Wenn Ihr noch mehr so kluge Mädchen habt,
Die ohne Neugier sind wie diese Beiden,
Die Ihr mir schicktet, schlaue Königin!

Fee.

O spottet nur, ich gönne Euch die Lust.

Hocuspocus.

Es waren nette Dingchen — seine Schwestern,
Des Försterbubens Schwestern, wie Ihr sagt.
Das Brüderlein zu retten war ihr Zweck;
Ihr führtet sie in meinen Zauberkreis —
Nun sind sie Fröschlein, wie's ihr Bruder ist
Und können miteinander musiziren.

Fee.

Ihr weidet Euch am Unglück dieser Armen.

Hocuspocus.

Kann ich dafür, daß sie die Probe wagten?
Wie, oder Ihr, die Ihr sie hergeführt?
Ihr waret Eures Sieges ja gewiß!
„So brave Mädchen gibt's nicht auf der Welt
Zum zweitenmal, wie diese Mädchen sind."
Wie, war's nicht so? Ihr rühmtet ihre Tugend,
Die leider schon beim ersten Anlaß brach.
Denn kaum, daß sie mein Reich betreten haben,
Da fingen sie schon gleich zu fragen an
Und guckten rings umher mit hast'gen Blicken
Und öffneten aus Neugier all' das Zeug,
Das wohl verschlossen zu der Prüfung Zweck,
Ich ihnen irgend in den Weg gestellt.
Ihr seid wohl eine Meisterin der Kunst
Die Mädchen zu erziehen; nur schade ist,
Daß Euere besten Schülerinen nicht
Begreifen, was Ihr Gutes sie gelehrt.

Fee.

Unwürdig handelt, wer den Schmerz verlacht.
Ihr seht, wie mich die armen Mädchen dauern,
Die ihrem Bruder sich geopfert haben,

Um ihn zu retten aus dem Zauberbann,
Der nun sie selbst mit schwerer Strafe traf.

Hocuspocus.

Ich geb' Euch nur zurück, was Ihr mir gabt.
Habt Ihr mich ob des Schneiders nicht verhöhnt?
Nun zahl' ich Euch die Schuld mit gleicher Münze.
Doch daß Ihr seht, ich bin Euch gleichwohl gut,
Nehmt diesen Rath: Verlasset meine Grenzen
Und gebt den Kampf, den aussichtslosen, auf.
Lockt mir kein Mädchen mehr in diese Räume,
Ihr mehrt nur meiner Frösche bunte Schaar.
Wie es dem Lindchen und dem Gretchen ging,
So geht es auch dem Röschen und den andern.
D'rum überlegt es Euch, stört fürder nicht mein Thun
Und sucht Euch eine andere Gegend aus,
In der Ihr walten möget nach Belieben.

(ab.)

---

2. Scene.

Fee.

Da geht er hin mit seinem stolzen Spott —
Der unbeugsame, zaubermächtige Mann.
Wie hab' ich doch umsonst auf Euch vertraut
Ihr holden Schwestern aus dem Försterhaus,
Die ich schon lang erblüh'n mit Freude sah.
Wie war't Ihr sittsam, tugendreich und fromm!
Oft, wenn die Sonne Euch in's Fenster schien —
Im hellen Mittag lag das Försterhaus,
Die Fenster standen offen und der Duft
Der Blumen stieg in's traute liebe Haus,
Das Euch, Ihr schöner'n Blümchen, berg' in Ruh' —
Oft schaut' ich da in Euer Kämmerlein;
Da sah ich fleißig Euch die Spindel dreh'n,

Die Hände falten manchmal zum Gebet.
Ich sah Euch lesen oder sonst ein Werk
Des frohen, frommen Kinderlebens thun.
Und immer dacht' ich mir in meinem Herzen,
Wenn ich unsichtbar Eurem ird'schen Blick
Im Sonnenlicht in Eurem Garten stand:
Nicht bessere Kinder gibt es auf der Welt
Als Ihr, des braven Försters ältere Mädchen!
Und nun bestandet Ihr die Probe nicht,
Verscherztet Eures Bruders Rettung wohl,
Und theiltet mit ihm seines Elends Last.
Noch ist ein kleines Schwesterlein daheim;
Die Kleinste ist's, die Jüngste, doch von allen
Die Schlimmste auch, ein halber Bub' an Muth,
An Leben, Tollheit und verweg'nem Spiel.
Versuch' ich's noch mit ihr? Sie ist noch jung,
Acht Jahre kaum ist mein Mariechen alt —
Sie ist des guten Vaters letzte Freude,
Seit ihm die treue Gattin ward entrissen
Und Hans und Linchen, ach! und Gretchen auch
Dem Zauber dieses Waldes sind verfallen!
Und doch, auf diesem Kinde ruhet noch
Die letzte Hoffnung, daß ich brechen kann
Den Zauberbann, der diesen Wald beherrscht.
Ich will sie lenken, prüfen und erzieh'n,
Daß sie zum Retter aller andern wird.

Lied Nr. 5.

Meine Hände breit' ich segnend
Hier im grünen Walde aus,
Daß dem lieben Kind begegnend
Dringt mein Wunsch in's Försterhaus.
Wo sie wandelt, sagt ihr Blüthen:
„Frage nimmer, stumm wie wir."
Treue Vöglein sollen hüten
Ihre stille Einfalt mir.

Will ihr nah sein in Gefahren,
Sie begleiten aus und ein;
Wird sie rein ihr Herz bewahren
Wird sie stark zur Probe sein.
Dreimal herbstlich muß sich lichten
Dieses Waldes Finsterniß,
Dann erstarkt in allen Pflichten
Siegt das gute Kind gewiß.

(Zieht sich zurück.)

---

3. Scene.

Knöpfle als Mädchen. Später die Fee.

Knöpfle.

So, da bin i scho wieder. Bis i dem Förschter sei Häusle wieder find' und dem Hans seine Schwesterle sag, daß sie ihn erretten solln — han i mir denkt, derweil verkleid' i mi leichter selber in a kloins Bauremädle, und weil i a gschickts Schneiderle bin, han i mir aus mein Tornischter a paar Hemble und a paar Tüchle zuma Röckle schnell z'sammageknaudelt, und bin jetzt da, als des sauberschte Bauremädle, was mer sehe ka. I wollt, i hätt a Spiegele, daß i mi selber anschaue könnt. O Du pfiffiger Zaubermeischter! Di will i scho kriege. I hab' Deine Finte los, und kenn mi aus in Deine Schlich. Für was han i des ganze Gschpräch belauscht, als daß i jetzt wois, um was sich die Gschicht handelt. Nit neugierig sei, des ischt die ganze Kunscht. Und die Freud, wenn i dem Förschter sei Häusle wieder bring! Mir soll koin Pröble zu schwer werde, i halt's aus als a tapfers Mädle, die gar nit woiß, was Neugierd ischt.

(Die Fee wiederholt hinter der Scene ihren Gesang.)

Horch! Was isch jetzt des wieder? Die kann a mal schö singe. Des isch die Fee, richtig, die den Zauberer nit leide ka! Mit dera möcht' i glei a Wörtle reda, damit i woiß, ob mer in meiner Kleidung den Schneider no raus kennt. Des is gscheid, sie geht da grad na, auf mi zu. Wart, jetzt mach' i mi recht niedli.

(Thut, als suche er Erdbeeren im Wald.)

4. Scene.

Knöpfle und Fee.

(Wie die Fee den Knöpfle erblickt, bleibt sie stehen und hält im Singen ein.)

Fee.

Was seh' ich? Wiederum ein Menschenkind,
Ein Mädchen, das sich hier im Wald verirrt!
(freundlich:)
Was suchst Du Kleine — hier im tiefen Wald?

Knöpfle.

Was i such? Erdbeerle such i! Habe Sie vielleicht ebbes dagege einzwende?

Fee.

Ich will Dich warnen vor dem Unglück nur,
Das hier Dir droht!

Knöpfle.

A Unglück? ja sage Sie Madamle, wo isch denn des Unglück?
(wendet sich zur Fee.)

Fee.

Was seh' ich, nicht ein Mädchen ist's!
Der Schneider Knöpfle! Wie kommt Ihr daher?

Knöpfle.

Was? Schneider Knöpfle! So hättet Ihr mi glei erkennt? Ja, woher wißt Ihr denn, daß i a Schneiderle bin?

Fee.

Was willst Du mit der tollen Mummerei?

Knöpfle.

Was Mummerei, i bin a Bauremädle, das hier im Wald die Frösch erlöse will!

Fee.

Und glaubst Du, daß der Zauberer getäuscht
Dich prüfen wird? Er, dessen heller Blick
Tief in die Herzen schaut. — Geh' rette Dich;
Denn keinen Scherz versteht der strenge Mann.

Knöpfle.

Ja glaubt Ihr wirkli, Madamle, daß der Herr Zauberer glei merke thut, daß i koi Mädle bi, sondern nur a verkleidt's Schneiderle?

Fee.

Ob ich es glaube, weiß ich's doch gewiß!
D'rum rath' ich Dir, entferne Dich mit mir,
Sonst büßest mit dem Leben Du den Scherz!

Knöpfle.

(weinerlich.)

Jetz isch mer au alle Freud verdorbe; wenn i des Förschters-Hänsle nit erlöse ka, no mag i gar nimmi lebe.

Fee.

Du braver Bursche, komm', komm' geh' mit mir!
Ich will Dir sagen, was ihn retten kann
Ihn und die andern all'. Du kannst mir helfen;
Durch Dich will ich Mariechen Botschaft bringen.

Knöpfle.

In Gottes Name! Wenn's nit anderscht is, will i Eu folge; aber i hätt' halt gar zu gern sell de Retter g'spielt.

Fee.

Komm, komm, ich höre Jemand sich dem Orte nahen!

(gehen ab nach links.)

---

5. Scene.

(Hans als Frosch kommt traurig von der rechten Seite.)

Hans.

O ich unglücklicher armer Frosch! Hätt' ich nur dem Schneider nicht gesagt, daß er meinen Schwestern Botschaft bringe! Die Aermsten sind nun selber in Frösche verwandelt worden, und so unglücklich, wie ich. Mir möchte das Herz im Leibe vor Leid vergehen, denk' ich an die armen Schwestern un an den armen Vater, der jetzt vergeblich warten wird auf ihre Heimkehr.

Könnt' ich nur den Schneider wieder finden, daß er wenigstens mein liebes Mariechen daran hindert, mich im Walde zu besuchen; denn sicher treibt auch sie ihr Herz bald zu mir, und es wird ihr gehen, wie meinen beiden ältern Schwestern. Könnt' ich nur hinaus aus diesem verzauberten Wald und sie warnen!

Lied Nr. 6.

Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Flög' ich in der Heimath Thal;
Ueber Wälder, Fluß und Hügel
Schwebt' ich froh im Sonnenstrahl.
Wollt' mich an ihr Fenster setzen
An dem theuern Vaterhaus,
Am Gesims das Schnäblein wetzen
Immer rufend: „Schau heraus."
Wollte ihr dann Grüße bringen,
Manchen süßen Liebesreim,
Wollt ihr warnend sagen, singen:
„O Mariechen bleib' daheim!"

(Setzt sich auf einen Stein rechts.)

---

6. **Scene.**

Hans und Mariechen.

[Mariechen kommt von der linken Seite mit einem Körbchen am Arm.]

Mariechen.

Wo nur meine Schwestern sind? Sie sagten mir, ich solle an dem Wege auf sie warten, bis sie wieder aus dem Walde kämen, sie wollten Blumen suchen. Ich blieb stehen und wartete. Aber es verging Stund um Stunde und meine Schwestern kamen nicht. Gewiß ist ihnen ein Leid begegnet! O wenn ich nur nicht so müde wär'. [Setzt sich auf einen Stamm links.] Sie redeten auf dem ganzen Wege heimlich miteinander, und sagten auch, sie brächten vielleicht ein Brüderlein mit aus dem Walde. Ein Brüderlein, ich hab' es nicht gekannt. Man hat mir erzählt, es sei aus dem Vaterhause fort, als

ich noch in der Wiege lag und seitdem ist es nicht mehr heimgekommen. O, könnt' ich mein Brüderlein nur einmal sehen, wie freut' ich mich darauf! O Gott! wo nur die Schwestern bleiben? Die Sonne beginnt schon sich zu neigen und es wird Abend. Die Angst trieb mich herein in den Wald, meine Schwesterlein zu suchen, und nun hab' ich den Weg verloren. O heilige Mutter Maria! Laß mich meine Schwestern wieder finden und den Weg nach Hause zu meinem Vaterle, ehe es Nacht wird. Ich will nur wieder umkehren, wo ich herkam, denn wird es dunkel, so find' ich den Weg gar nicht mehr.

(Steht auf und will gehen.]

Hans,

[der Mariechen bemerkt und stille beobachtet hat, ruft:]

„Mariechen!"

Mariechen.

[Sich nach der entgegengesetzten Seite wendend und den Frosch nicht bemerkend.]

War mir's doch, als rief mich wer beim Namen! Es ist so unheimlich hier, man sieht kaum ein Stücklein vom lieben blauen Himmel. Ich muß fort, ich will heim und dem Vater sagen, daß er die Schwestern sucht.

Hans.

Mariechen, liebes Schwesterlein! Flieh, flieh was Du kannst!

Mariechen.

Seltsam, schon wieder ruft's und doch entdeck' ich nichts, ich fürcht' mich schier; doch was befürcht' ich denn? Ich hörte doch immer den Vater sagen, daß ein Schutzengel bei mir ist, der läßt mir kein Leids geschehen. Komm lieber Schutzengel! führ' mich jetzt aus dem Wald nach Haus. Aber die schönen Erdbeeren dort muß ich noch mitnehmen, daß ich doch dem lieben Vaterl was bring', der wird jetzt schön in Angst gewesen sein um seine Kinder!

---

7. Scene.

Mariechen. Hocuspocus.

(Während der letzten Worte ist Hocuspocus eingetreten. Bei seinem Eintritt hat Hans die Flucht ergriffen. Mariechen pflückt, ohne ihn zu bemerken, emsig im Hintergrunde links.)

Hocuspocus.

Ah sieh da, schon die dritte Schwester!
So rasch hätt' ich die Kleine nicht erwartet.

Ich dachte mir, daß sie die holde Fee
Erst üben wollte in der strengen Zucht,
Daß sie die Probe sicherer bestehe.
Nun kommt sie schon heut Abend in's Revier; —
Wohlan es sei, sie mag die Probe wagen.

(zieht sich zurück.)

Mariechen.

So schöne Erdbeeren hab' ich mein Lebtag nicht gesehen, und leb' doch schon acht Jahre auf der Welt! Den Platz muß ich mir merken. Wie macht's der Vater nur? Er bricht ein Zweiglein ab, wenn er einen Platz im Walde wieder finden will, so mach' ich's auch.

(Während sie sich streckt, um einen Zweig zu brechen, fällt aus dem Baum ein Brief. Mariechen schaut verwundert auf den Brief, läßt ihn aber liegen.)

Ein Brief! Wie kommt der Brief nur her? Er fiel mir beinah' auf die Nase! Vielleicht hat ihn wer in den Baum gesteckt und durch das Ziehen am Zweig fiel er herunter. Wem er gehört, der wird ihn schon finden, mir gehört er ganz gewiß nicht. Aber es ist höchste Zeit, das Körbchen ist ganz schwer von Erdbeeren, jetzt lieb's Schutzengerl, jetzt gehen wir.

(Wie sie zur linken Seite abgehen will, stellt sich ihr ein Kästchen in den Weg. Sie bleibt stehen.)

Sieh da, ein Kästchen hier im dichten Wald! Was soll das Kästchen hier? Und schmuck und schön polirt ist's, wie aus Ebenholz. Hat's wohl eine reiche Dame verloren; aber wie käme die hieher in den Wald, wo kein Weg mehr ist? Was kümmert's mich — ich muß nach Haus.

(Will fort. Hocuspocus tritt ihr in den Weg.)

Hocuspocus.

Halt an mein liebes Kind. (für sich.) Zwei Proben schon
Bestand die Brave, doch der schwersten jetzt
Erliegt sie sicher! (laut.) Wohin eilest Du?

Mariechen.

Muß heim zum Vater, ehe es dunkel wird! Hab' meine Schwestern suchen wollen im Wald, und selbst den Weg verloren. Laßt mich, es ist schon spät!

Hocuspocus.

Die Schwestern Du im Wald verloren! Und wozu
Sind denn die Schwestern in den dunklen Wald?

Mariechen.

Ich weiß es nicht, sie hießen drauß' mich warten und sagten, sie brächten mir unser verlorenes Brüderlein mit.

Hocuspocus.

Euer Brüderlein! Ei sieh da liebes Kind,
Weißt Du, was Deinem Bruder wiederfuhr?

Mariechen.

Ich hörte nur erzählen, daß er eines Tags noch Abends spät in den Wald gegangen, um Beeren sich zu pflücken und daß er nimmer heimkam seit der Zeit. Ich sah ihn nie, ich kenne ihn nicht; aber doch thut mir's um ihn von Herzen leid, und viele Thränen hab' ich schon geweint, so lieb hab' ich ihn.

Hocuspocus.

Du möchtest seh'n wohl Deines Bruders Bild?

Mariechen.

Haltet mich nicht auf, ich muß nach Hause, sonst wird's Nacht.

Hocuspocus.

Du bist begierig nicht, sein Bild zu sehn?

Mariechen.

O freilich möcht' ich ihn leibhaftig seh'n und wieder haben und ihn heimbringen zu meinem Vater, der seinen Hans nicht verschmerzen kann.

Hocuspocus.

Sieh her mein Kind, hier hab' ich einen Spiegel,
In diesem siehst Du Deines Bruders Bild.

Mariechen.

O! hier auf Erden gibt's kein Bild von ihm! Aber im Himmel werde ich ihn wohl einst sehen! Zeigt mir den rechten Weg nach Hause! ich bitt' Euch d'rum.

(Es donnert. Hocuspocus läßt den Spiegel fallen, der zerbricht.)

---

8. **Scene.**

Die Fee mit Knöpfle tritt von links ein.

Fee.

So bist Du überwunden durch dies Kind!

Hocuspocus.

Der Sieg ist Dein — mein Zauber ist vorbei.

(Er versinkt.)

(Es wird hell. Von allen Seiten kommen Kinder, unter ihnen Hans, jetzt als Knabe, Linchen und Gretchen, als Mädchen, fröhlich hereingesprungen. Alle umgeben Mariechen, die sich kaum zu fassen weiß und ihre Geschwister umarmt.)

Chor der Kinder.

Lied Nr. 7.

Juheisa, juheisa, juheisa, juhei!
Der Zauber ist zu Ende, die Prüfung ist vorbei.
Heil Dir Mariechen, Heil und Glück,
Du riefst in's Leben uns zurück.
Du hast den Sieg errungen
Den Zauber bezwungen.
Heisa, juheisa, juheisa, juhei;
Der Zauber ist zu Ende, der Hans ist wieder frei!

Fee.

Die Unschuld hat gesiegt mit Gottes Hilfe!

Knöpfle.

(zu Mariechen:)

O Du herzigs Poppele! Du bischt a Tausedsasa, a prächtigs Mädle — hascht dem Zauberer sei Spiel verdorbe und Deine Gschwistert gerettet und alle andern Kinderle, die lauter Fröschle g'wese sind und woischt sell nit, wie's des Alles z'sammebracht hascht in Deiner herzige Eifalt. Des nennt ma Genie! Aber jetzt nimm' i mei Zauberstöckle und bring Euer Väterle her, daß er au a Freud' hat.

(Rasch ab.)

Hans.

O liebes, liebes Mariechen! Hab' tausend Dank! Du hast mich, Du hast uns Alle gerettet.

Mariechen.

Aber so sagt doch nur, wofür Ihr mir dankt? Ich hab' ja gar nichts gethan. Wußt' ich denn, daß ich Euch retten konnte? Was hat Euch denn für eine Gefahr gedroht? Ich verstehe nicht, was das Alles bedeutet!

Hans.

O ich will Dir Alles sagen, aber laß Dich nur an's Herz drücken, Du gutes liebes Engelsschwesterlein!

---

9. Scene.

Vorige. Der Förster und Knöpfle.

Förster.

Wie? Meine Kinder! Soll ich Euch wieder haben?

Knöpfle.

Da schtand se beisamme, wie d' Orgelpfeife.

Förster.

Hans! Kinder!

Kinder.

(Linchen, Gretchen, Hans uud Mariechen.)

Vaterle, Vaterle!

(umarmen sich.)

[Im Hintergruude hat sich die Fee auf eine Felsenerhöhung gestellt, und spricht in hellster Beleuchtung verklärt zur Musik:]

Fee.

Gesegnet sei der Unschuld stille Macht!
Ihr habt Euch wieder nach der Trennung Nacht,
Die Sonne siegt, der hellste Friede lacht.
Vergeßt in Eurem Glück der Mutter nicht,
Die segnend aus dem Himmel zu Euch spricht:
„O haltet fest den Blick zu Gott gewendet
Der Euch dies Kind zur Rettung hat gesendet."

(Gruppe.)

Der Vorhang fällt.

In die Schweiz!

Aus meinem Tagebuch.

Von **Hermann Koneberg.**

I.

Wer von Euch hat nicht schon singen hören:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen,
In Berg und Wald und Strom und Feld?"

Als ich noch ein schüchternes Studentlein war, da habe ich zum ersten Male dieses schöne Lied unseres liederreichen Eichendorff singen hören und ich kann Euch versichern, lange ist es nachgeklungen in meinen Ohren. Und als ich bald darauf folgende Worte las:

„Wenn Einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
D'rum nahm ich meinen Stock und Hut
Und thät' das Weite wählen."

Da habe ich mir vorgenommen: — wann Du einmal groß bist und mehr Geld hast und mehr Courage, dann machst Du auch eine große Reise auf die blauen Berge, dahin, „wo der Himmel näher steigt!" Ja, dorthin möchte ich „zur hohen Silberspitze des Gipfels, und von da zum Himmel klimmen!"

Das Reisen, der Hut und der Stock gingen mir immer im Kopfe herum, und die Berge und die Thäler und der Wald mit seinen Vögeln und dem vielen Gethier und der bläulich grüne See mit seinen Fischen und den Schiffen, die auf ihm fahren. Weiß Gott, an was Alles ich dachte. In dieser meiner jugendlichen Zerstreuung sah, ja schoß ich viele Böcke, ohne einen Wald zu betreten, nämlich in der Scription. Ach, wie sah es da so roth und blutig aus, und der Herr Professor sah mich mit großen Augen an; ich aber weinte, daß sich hätten die Bänke erbarmen mögen. Mein Herr Professor wurde jedoch nicht gerührt, er gab mir Gelegenheit, mutterseelenallein in der Schule einige Stunden über meine Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Das waren betrübte Stunden. Und als mich der Pedell befreite, dieser bärtige Mann mit seiner tiefen Baßstimme, da hörte ich noch einmal mein Lob. Ich hatte

einen harten Tag; allein der Stock und der Hut und das Reisen spielten dennoch eine Rolle in meinem jugendlichen Gehirn, wohl schon deßhalb, weil uns nicht erlaubt war, solche Instrumente und Kleidungsstücke zu tragen. Mir kam darum Jeder groß vor, der sie tragen durfte; mit sichtlicher Andacht und mit großer Ehrfurcht habe ich zu jenen Studenten aufgeschaut, die mit beiden versehen waren, und wohl auch noch geschmückt mit einem netten Bärtchen. Und wenn erst seine Brust ein farbiges Band umschlang, etwa schwarz=weiß=blau oder grün=weiß=roth, da wurden wir gar nicht mehr fertig, von ihm zu erzählen, ich sage Euch, ganze Rittergeschichten und die seltensten Abenteuer mußte so ein Held in seiner Musenstadt und auf Reisen erlebt haben!

O damals wollte uns oft die Zeit zu träge schleichen, wir wünschten uns sehnlichst, groß zu sein. Derzeit bin ich älter und größer geworden und ich denke mir, alle jene auch, die damals mit mir auf den lateinischen Bänken saßen und mensa dekliniren lernten. — Was ich damals geträumt und still mir vorgenommen, ist zur Wahrheit geworden, ich nahm Hut und — Regenschirm und bin auf die Berge gegangen. Von dieser Reise will ich Dir nun erzählen junger Leser! Mach' Dich reisefertig und komm' mit.

Unser erstes Ziel war Maria Einsiedeln. Von da wallten wir, meine drei Freunde und ich nach Schwyz. Der Weg führte uns an Golbau vorbei, das am 2. September 1806 durch einen Bergsturz ganz zugedeckt wurde. Des andern Tages kamen wir nach Brunnen am Vierwaldstättersee, einen Ort der Urschweiz, der dadurch berühmt ist, daß am 19. Dezember 1315 hier die Schweizer nach der Schlacht bei Morgarten den Bundesschwur erneuerten. An diese Thatsache erinnert ein Haus am Hafen. Das angebrachte Freskogemälde zeigt die drei Helden Tell, Fürst und Stauffacher. Ich habe vor diesem Tage, es war der 23. August 1867, viel von diesem reizendsten aller Schweizerseen gelesen und gehört, muß aber gestehen, sein Anblick selbst hat alle meine Erwartungen weit übertroffen. Zwischen herrlichen Bergufern liegt der See lieblich eingerahmt gegen Süd und West, reich an mannigfaltiger Abwechslung. Im Südost spiegeln sich die schneebedeckten Hochgebirge des Urnerlandes, in der Mitte die starren Gipfel schneeloser Mittelgebirge in seinen bläulich grünen Fluthen, während ihn im Nordwest sanfte Bergabhänge mit grünen Matten und schönen Landhäusern umsäumen.

Es war ein heller schöner Sommermorgen und der dichte Nebel war schon über die Berge gegangen, als wir in Brunnen ankamen. Da war es sehr

lebendig, sowohl draußen am Hafen, als auch auf der Straße, besonders aber im „Rößle,“ wo wir einen guten Schoppen Rothen uns zu Gemüthe führen wollten.

Eben waren die Zöglinge eines Institutes aus Zürich vom Rigi herab angekommen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen. Es waren Knaben und Mädchen mit langen Gebirgsstöcken bewaffnet und geziert mit den schönsten Alpenblumen; gesunde kräftige Kinder mit rothen Wangen und hellen schönen Augen, voll Freude und Muth. Man sah es ihnen an, daß sie nichts wußten von des Lebens bitterer Noth und keines von ihnen hatte wohl bisher „sein Brod mit Thränen essen müssen.“ Sie wollten vom Rigi aus den Sonnenauf- und Untergang, bekanntlich ein bezauberndes Schauspiel, sehen. Beides wurde vereitelt am Abend durch ein heftiges Gewitter, das auch uns in Angst und Schnellschritt versetzt hatte, am Morgen durch einen grausamen Nebel, der auch uns in Schwyz die Berge nicht sehen ließ. Ihre beschwerliche, große Tour war umsonst. Das betrübte sie nicht, sie waren zwar ermüdet, aber guter Dinge, ein Mädchen ausgenommen, das der enge Schuh allzusehr drückte. Ach die leidigen Hühneraugen! sie preßten dem Kinde helle Zähren aus. Im Tumulte vergaß auch sie ihren Schmerz bald und lächelte uns hold an; sie fand es komisch, daß wir keine Gebirgsstöcke, sondern schwäbische Regenschirme trugen.

Alle Hände waren beschäftigt in der Küche und in den Gastzimmern, der jungen Reisegesellschaft ein frugales Mittagsmahl zu bereiten; uns schenkte man lange gar keine Aufmerksamkeit und das hätte uns beinahe verdrossen. Erst als der Gasthofbesitzer erfuhr, wir seien vier Bayern, da war er voll Artigkeit und schnell war ein Tischlein gedeckt. Bald kam er voll Freude mit einer prachtvollen goldenen Uhr, die an einer schweren goldenen Kette hing, ein nobles Geschenk unseres Königs, der einmal zwei Tage bei ihm gewohnt. So kam dieses Geschenk unseres Landesvaters seinen Landeskindern noch nach zwei Jahren gut zu statten; denn nicht nur, daß man uns trotz des Tumultes ein Plätzlein gewährte, uns kam auch Suppe und Wein ebenso gut, als wohlfeil vor.

Ehe wir uns umgeschaut und gestärkt, da tönte schon die helle Glocke vom Hafen her, der wir folgen mußten, wollten wir noch hinauf nach Flüelen und an demselben Tage hinab in's reizend gelegene Luzern.

„Kaum gegrüßt, gemieden“, hieß es bei uns, denn wir gingen; sie alle aber blieben und setzten sich zu Tische. Wir nahmen Abschied wohl auf Nimmerwiedersehen; denn schwerlich werden wir uns noch einmal begegnen auf

dem Lebenswege, und wenn auch, wir würden uns nicht mehr kennen. Am Hafen herrschte die größte Rührigkeit. Es hatten sich ihrer viele eingefunden, die mitfahren wollten. Unter der Menge fiel mir eine Gruppe besonders auf. Es waren etwa zwanzig Mädchen, alle gleich gekleidet mit demselben Anstande und ich wollte sogar bemerkt haben, sie hätten alle denselben Gesichtsausdruck, das aber ließ mir mein Reisegefährte nicht gelten. In ihrer Mitte standen zwei Klosterfräulein. Von allen machte sich ein Zögling bemerklich, es war ein lebhaftes Kind vom Süden mit funkelnden Augen. Sie wußte jeder ihrer Mitschwestern etwas zu sagen, die eine lächelte darauf, einer andern kamen Thränen aus den Augen, eine dritte war andächtig still. Hier handelte es sich offenbar darum, einen Abschied zu nehmen und zu geben, dachte ich mir und so war es auch. Als das schöne Schiff daherdampfte, da zeigte es sich klar — es verläßt ein Kind ihr Institut auf immer, Lehrerinnen und Freundinnen geben ihr das Geleite.

Der Abschied fiel beiden Theilen sehr schwer. Es flossen viele Thränen und lange noch flatterten weiße Tücher in der Luft. Die Scheidende saß in einem Winkel auf dem Verdeck und bedeckte mit ihrem blauen Schleier ihre feuchten Augen. Sie hatte in ihrem Institute Herzen gefunden, die so treu und warm schlugen wie das ihrer eigenen Mutter, das schon zu schlagen aufgehört; und Freundinnen fand sie, aufrichtige und wohlmeinende, mit denen sie gemeinsam betete und lernte und sich freute. So kam für sie allzuschnell die Stunde, die sie heim zur Tante bringen sollte.

Rasch ging es stromaufwärts. Ich weiß nicht, hast Du schon ein Dampfschiff gesehen oder nicht. Es wird wie die Lokomotive durch Dampf in Bewegung gesetzt. Es ist darum an den meisten zu beiden Seiten ein großes Rad angebracht, die neuesten haben eine andere Einrichtung; auch mit einem großen Kamin versehen, aus dem dichte schwarze Rauchwolken qualmen.

Der Obertheil des Schiffes, das Verdeck, ist abgetheilt in zwei Klassen, je nach dem Preis, den man bezahlt, und jede Abtheilung hat eine Kajüte, die eine Stiege tiefer angebracht ist. Sie wird bei Regenwetter benützt. Wohl steigt auch mancher Passagier hinab, um ein Schläfchen zu machen, oder eine Tasse Kaffee zu trinken, oder sonst etwas aus der Küche zu genießen.

Auf dem Verdecke war an jenem Tage das regste Leben. Menschen aus aller Herren Landen hatten sich hier zusammengefunden. Sie waren von außen an Kleidung und Gesichtsausdruck, an Alter und Geschlecht verschieden und

der Allwissende hat gesehen, welch' ein Unterschied in ihrem innern Seelenleben gewesen!

Weil wir an diesem Tage hinauf nach Flüelen gefahren sind und hinab nach Luzern und des andern Tages wieder den ganzen See hinauf bis Flüelen, so habe ich die schöne Umgebung mit vieler Muße sehen können: das Rütli und die Tellskapelle, die Tellsplatte und die dem See entlang laufende neue Straße, mit vieler Kunst und vielen Kosten in die Felsen gehauen. Ich nahm mir aber auch Zeit, die Menschen auf dem Schiffe zu betrachten. Von einem sonderbaren Manne will ich Dir doch erzählen, an den ich seitdem recht oft gedacht habe. Ich meine einen Kaufmann aus Zürich mit Namen Wettstein. Er ist calvinischer Confession und einer meiner Reisegefährten hat diesen merkwürdigen Mann einen „reisenden Trappisten" genannt. Was Trappisten sind, wo und wie sie wohnen, das will ich Dir später erzählen, warum aber mein Freund diesen Mann einen Trappisten nannte, das sollst Du jetzt gleich hören.

Er ist gekleidet wie ein Mönch. Ein graues langes Gewand hat er an und einen Gürtel um seine Lenden, trägt keine Kopfbedeckung und irre ich mich nicht, auch keine Schuhe, wenigstens im Sommer.

Auf seinem Rücken trägt er eine Bude, welche Halstücher, Cravatten, Knöpfe 2c. enthält. So wandert er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt; auf den Dampfschiffen kannst Du ihn finden und in den Eisenbahn-Waggons. Ueberall ist er von Menschen umringt, denen er seine Waare anbietet, ohne ein Wort zu reden. Das Geld, das seine Handelschaft abwirft, schenkt er den Armen, er selbst aber lebt höchst einfach, nimmt nur das Nothwendigste zu sich von Speise und Trank; dabei sieht er sehr heiter aus. So treibt er es schon dreißig Jahre, — man sagt, zur Sühne dafür, daß er ein ihm anvertrautes Geheimniß verrathen und dadurch großen Schaden gemacht und Feindschaften angestiftet habe.

Sei dem wie ihm wolle, eine große Willenskraft besitzt dieser Mann. Ich habe mir auch etwas gekauft und wollte ihn zum Sprechen bringen. Das aber ging nicht. Er legte lächelnd seinen Vorderfinger auf seine Lippen, schüttelte sein ehrwürdiges Haupt und entließ mich mit einem kräftigen, biedern Handschlag. —

Nur zu bald ertönte die Schiffsglocke; wir mußten landen und fuhren zum nahen Altdorf, wo ich eine riesige Statue von Wilhelm Tell sah und in

einiger Entfernung den Brunnen, der auf jener Stelle steht, auf der sein Söhnlein gestanden sein soll, als er ihm den Apfel vom Kopfe schoß.

Altdorf liegt überaus lieblich am Fuße des Bannwaldes. Seine Pfarrkirche hat einige kunstvolle Gemälde. Auch ein Klösterlein liegt mitten unter schattigen Bäumen von Kapuzinern bewohnt. In der Nähe aber ist ein gefährlicher Nachbar, „die hohen Windgällen,“ von deren Höhen herab große Lawinen kommen, wenn im Frühlinge die warmen Südwinde wehen.

Nachdem wir uns in Altdorf gestärkt hatten, begann unsere Bergfahrt, die uns auf den St. Gotthardt, über den Furkaübergang an den Rhonegletscher und in's Walliserland bringen sollte und sechs bis acht Tage uns ferne hielt von Eisenbahn und Dampfschiff. Das wird Schweißtropfen kosten wohl zehnmalhunderttausend, dachte ich mir, ließ aber nichts merken von meiner Angst und war wo möglich noch vergnügter, als meine drei Freunde. Der erste Tag sollte uns bis Wasen bringen. Bis Amstäg ging es zwei Stunden lang ganz eben. Denke Dir ein enges, enges Thal mit üppigem Graswuchs und schattigen Nußbäumen, links und rechts sehr hohe Berge, auf denen theilweise noch Schnee zu erblicken war. Die schöne Straße führte uns an Zwing-Uri vorbei, an den Ruinen der Burg des Landvogtes Geßler. Viele Wagen begegneten uns, die über die Berge herüber aus Italien kamen, zumeist waren vier schnellfüßige Pferde vorangespannt. Ich dachte an Lenau's Postillon:

„Rauher war mein Postillon
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.“

Von Amstäg geht es drei Stunden lang aufwärts bis Wasen. Wir kamen nur an einigen Holzhütten vorbei, vor denen schmutzige Kinder saßen mit aufgelösten Haaren und unreinlichen Händen, die uns anbettelten. Das Thal wird allmählig enger, die Berge rücken näher mit ihren schwarzen Tannen. Die Reuß, ein wilder Gebirgsfluß, rauscht und tönt und schäumt. Bald links, bald rechts siehst Du silbern von steiler Höhe einen Bergbach herabstürzen. Im Thale liegen Felsen, oft so groß wie ein Haus, die sich oben losgemacht

und herabgefallen sind, auf denen nicht selten Tannen und Fichten stehen. Allmählig verschwindet die Vegetation. Außer Gras und Kartoffel wächst hier nichts mehr als einige Kirschbäume und nadelreiche Tannen; sie hangen immer kümmerlicher und knorriger aus den Felsspalten herab. Man wundert sich, wie hier Menschen wohnen mögen und staunt den gewaltigen Gott an; da erscheint auf einmal mitten im Thalkessel ein Felsenhügel, von dessen Scheitel eine freundliche Kirche herabgrüßt. Um diesen Felsen lauft in spiralförmigen Windungen die Straße und führt, ehe man sich's versieht, mitten in's Dörfchen Wasen, dessen Lage einzig schön ist in seiner Art. Hier wollten wir übernachten und suchten im „Ochsen" Quartier, das uns der freundliche Wirth auch gab. Scherzend sagten wir ihm: „Wir wollen noch schnell auf die nahen Berge und Schneeballen werfen."

Da rieth er uns mit ernster Miene ab. Es sei doch schon zu spät, meinte er, denn es dämmerte schon, auch komme sicherlich ein Nebel. Wir gehorchten und begnügten uns, zum Kirchlein hinaufzugehen, wo eben ein Rosenkranz gebetet wurde.

(Schluß folgt.)

Schmerzen stammen vom Himmel.

Von **Elise Mis.**

Schmerzen stammen von dem Himmel;
Darfst sie nimmermehr behalten;
Mußt sie fromm dem Himmel weihen;
Also will es Gottes Walten.

Denn der Himmel will es wieder,
Was er hier Dir nur verliehen;
Schmerzen stammen von dem Himmel,
Um zum Himmel Dich zu ziehen.

Viele Wege zu Einem Ziele.

Von **Franz Pocci.**

Lasse Jedem, wie er's treibe,
Laß' ihm Weise, laß' ihm Art;
Nur daß im Geleis er bleibe
Auf der allgemeinen Fahrt.

Jeder wandle seine Pfade,
Wie er wählt, ist sein Gewinn;
Einem Ziel — krumm oder g'rade —
Wandern ja doch Alle hin.

Sorge Du für Deine Wege,
Trage Deines Lebens Last;
Deine Pflichten übe, pflege,
Bis Du endlich kommst zur Rast.

Denn wenn Alle sich gefunden
Am Gestade zu der Fahrt,
Dieser Erdenqual entbunden
In den großen Kahn geschaart —

Wenn Vergangenheit verklungen
Wie des Echo's ferner Hall,
Und die Lieder, ausgesungen,
Sind nur ein verwehter Schall: —

Dann fragt Keiner wohl den Andern —
Trägt er eig'ne Bürde schwer —
Sage mir: wie war Dein Wandern?
Welche Pfade kamst Du her?

Stille ahnend, sehnend, bangend
Schaut ein Jeder hin vor sich,
An dem eig'nen Hoffen hangend,
Da der Erde Strand entwich.

Alle blicken nach dem Sterne
Dort an blauen Ufers Rand,
Der sie leitet hin zur Ferne
In das unbekannte Land!

Heinrich Pestalozzi als Wohlthäter der Menschheit und Freund der Kinder.

Lebensskizze von Dr. J. Bucher.

Wenn wackere Männer mit beinahe übermenschlicher Anstrengung drohende Eindringlinge abwehren und das Vaterland vor dem Untergange bewahren, so jauchzen den Siegern die Herzen der Geretteten entgegen, und glänzende Denkmale verewigen ihr glorreiches Andenken. Aber nicht weniger bewunderns-werth ist das Wirken jener muthigen Kämpfer, welche gegen die Feinde der Menschheit unerschrocken zu Felde ziehen und dem Heile der Brüder ihr eigenes Glück, Vermögen und Wohlsein mit freudigem Herzen zum Opfer bringen. Unter den Helden der letztern Art steht in den vordersten Reihen der mit Recht berühmte Menschenfreund und Waisenvater Heinrich Pestalozzi.

Schon seine Jugendzeit war geeignet, in dem empfänglichen Knaben jene Richtung zu pflegen, welche er später mit überraschender Beharrlichkeit verfolgte. In seinem sechsten Lebensjahre verlor er nämlich seinen Vater und stand darauf fast ausschließlich unter der sorglichen Obhut seiner treuen Mutter, einer einfachen, ehrenfesten Frau, und des mütterlichen Großvaters, des Pfarrers in Höngg, einem Dorfe nahe bei Zürich. Hier bot sich ihm erwünschte Ge-

legenheit dar, die Noth des vielfach verwahrlosten und unterdrückten Landvolkes mit eigenen Augen anzusehen; und weil er selber arm war, so machte Alles auf ihn einen um so gewaltigeren Eindruck. Diese Beobachtungen verwerthete er später in seinem besten Werke, der vortrefflichen Dorfgeschichte „Lienhard und Gertrud,“ mit wahrer Meisterschaft.

In seinem Drange, gerade den niedersten Klassen der Menschheit auf möglichst umfassende Weise nützlich zu werden, fand er, nachdem die Züricher Stadtschulen durchlaufen waren, weder in der zuerst ergriffenen Theologie, noch in der daran getauschten Rechtswissenschaft volle Befriedigung, und plötzlich stand sein Entschluß fest: „Ich will Schulmeister werden!“

Mit Hülfe eines angesehenen Handelshauses kaufte er sich 1767 im Aargau nahe bei Birr ein großes Stück schlechtes Land, baute darauf ein Haus und nannte sein Besitzthum „Neuhof.“ 1769 vermählte er sich mit Anna Schultheß aus Zürich, welche ihm ein bedeutendes Vermögen zubrachte, und 1775 gründete er die Neuhofer Armenanstalt. Bei fünfzig Bettelkinder, verkommen an Leib und Seele, nahm er liebevoll auf und gewährte ihnen alle Segnungen einer trefflichen Bildung und Erziehung; er aß mit ihnen am gleichen Tische und versagte sich die besten Bissen, welche die bäuerischen Mahlzeiten boten, nur um sie seinen lieben Kleinen zu reichen.

Allein zum Gedeihen eines solchen Unternehmens hatte Pestalozzi zu wenig praktisches Geschick und zu viel Herzensgüte. Einst entlehnte er, von äußerster Noth bedrängt, in Aarau einiges Geld, aber schon auf dem Heimwege verschenkte er es wieder. Er war so mildherzig, daß er im buchstäblichen Sinne seinen letzten Rock auszog, um einen Armen damit zu erfreuen.

Nach fünfjährigem Bestande mußte infolge allerlei Mißgriffe des Lenkers die Armenanstalt aufgelöst werden. Pestalozzi fand sich in völliger Rathlosigkeit, sogar das Vermögen seiner Frau war größtentheils dahin. Die Zukunft kümmerte ihn namentlich mit Rücksicht auf sein Söhnchen und seine opferwillige Gattin. „Sie litt,“ sagt er später, „unaussprechlich durch die Sorglosigkeit meines Lebens für die Meinigen. Sie hoffte aber immer an meiner Seite das Bessere und litt durch ihr ganzes Leben geduldig, da meine ökonomischen Hoffnungen mir immer scheiterten. So sehr sie aber darunter litt, so liebevoll vergab sie mir die Täuschungen meines Lebens und trug die Leiden desselben mit einer Höhe der Unschuld, mit einem Engelsherzen, das ein besseres Schicksal verdient hätte.“ Ergreifend ist sein Schuldbekenntniß: „Mich selbst

vernachläßigte ich ganz und lebte wahrlich in Rücksicht auf mich und die Meinigen und auf meine alten Tage auf eine Weise, von der das Volk in seiner Sprache sagt: „es ist Gott versucht!“ Doch auch in seiner trostlosen Lage verlor er den Muth nie: „Aber mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elendes zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah, und meine Kraft stärkte sich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck.“

Trübe, einförmige Jahre gingen hin, bis er endlich in Stans wieder ein ersehntes Feld seiner hochherzigen Thätigkeit fand. Die Franzosen brachten im Jahr 1798 unbeschreibliches Elend in den kleinen Kanton Unterwalden. 259 Männer, 102 Frauen und 25 Kinder kamen in der Verwirrung des kurzen Krieges um, 721 Gebäude wurden eingeäschert. Von der Armuth des Ländchens kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß von den 350 Brandbeschädigten nur 57 im Stande waren, ihre Gebäude aus eigenen Mitteln wieder herzustellen; die übrigen bedurften fremder Hilfe. Zu diesen gesellten sich noch 111 Alte und Invaliden, 169 Waisen und 237 Kinder noch lebender, aber gänzlich verarmter Eltern, 77 elternlose Kinder nicht gerechnet, die schnell durch Privatwohlthätigkeit versorgt wurden.

Da war ein edelmüthiger Mann, wie Pestalozzi, ein wahrer Tröster und Helfer in der äußersten Noth. Am 7. Dezember 1798 ging er von Luzern nach Stans. Eine ungeheure Aufgabe wartete seiner. Im baulich schlecht bestellten Waisenhause traf er ein Bild des gräßlichsten Menschenelendes. Viele Kinder waren abgemagert zu abschreckenden Gerippen, viele mit eckelhaften Krankheiten behaftet, viele auch im höchsten Grade sittlich verkommen, wie es des Lebens Noth oft mit sich bringt. Diese Armen, deren Zahl bis auf achtzig anstieg, waren Pestalozzi's ganze Gesellschaft; sie hatte er zu speisen, zu kleiden, zu trösten, zu lehren, ihnen Vater und Mutter zugleich zu sein. Er fühlte sich glücklich in diesem Kreise, in welchem es unter Millionen kaum Einer mit aller Selbstüberwindung nothdürftig hätte aushalten können. „Seine Hand lag in ihrer Hand, sein Auge ruhte auf ihrem Auge, seine Thränen flossen mit den ihrigen, sein Lächeln begleitete das ihrige, ihre Suppe, ihr Trank war der seinige; sie waren bei ihm, und er war bei ihnen; er schlief in ihrer Mitte; waren sie gesund, er stand in ihrer Mitte; waren sie krank, er war an ihrer Seite.“ Er bemühte sich mit kindlichem Eifer, alles zu thun, damit

seine Kinder merkten, daß sein Herz an ihnen hange, daß ihr Glück sein Glück, ihre Freude seine Freude sei.

Mit großer Befriedigung nahm er wahr, daß seine Arbeit nicht nutzlos verschwendet wurde: die Kleinen gediehen körperlich zum Verwundern, machten im Lernen überraschende Fortschritte und vervollkommten sich sittlich auf erstaunliche Weise. Einen rührenden Beweis für letzteres erzählt er selbst: „Da Altdorf verbrannte,*) versammelte ich sie um mich her und sagte zu ihnen: Altdorf ist verbrannt! Vielleicht sind in diesem Augenblicke hundert Kinder ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung. Wollet Ihr nicht unsere gute Obrigkeit bitten, daß sie etwa zwanzig dieser Kinder in unser Haus aufnehme? Ich sehe die Rührung, mit der ihr: „ach ja, ach mein Gott ja!" begleitet war, noch jetzt vor meinen Augen. Aber Kinder, sagte ich dann: denket Dem nach, was Ihr begehret. Unser Haus hat nicht Geld so viel, als es braucht; es ist nicht sicher, daß wir um dieser armen Kinder willen mehr, als vorher erhalten. Ihr könntet also in die Lage kommen, um dieser Kinder willen mehr für Eueren Unterricht arbeiten zu müssen, weniger Nahrung zu haben und sogar Eure Kleider mit ihnen theilen zu müssen. Saget also nicht, daß Ihr diese Kinder wünscht, als wenn Ihr Euch alles dieses um ihrer Noth willen auch gern und aufrichtig gefallen lassen wollet. — Ich sagte dies mit aller Stärke, die mir möglich war, ich ließ sie selber wiederholen, was ich gesagt hatte, um mich sicher zu stellen, daß sie deutlich verstehen, wohin ihr Anerbieten führe; aber sie blieben standhaft und wiederholten: „Ja, ja, wenn wir auch schlechter zu essen bekommen und mehr arbeiten und unsere Kleider mit ihnen theilen müssen, so freut es uns doch, wenn sie kommen."

Sein Hauptstreben ging dahin, in seinen Zöglingen echte Menschenliebe zu pflanzen: „Viel und oft schilderte ich ihnen das Glück einer stillen, friedlichen Haushaltung, die durch Ueberlegung und Fleiß zu einem sichern Brod und in die Lage gekommen ist, auch unwissenden, unerzogenen und unglücklichen Menschen noch zu helfen. Manche der gefühlvollsten Kinder fragte ich schon in den ersten Monaten unsers Zusammenseins, da sie an meinen Busen gelehnt waren: Wolltest Du nicht auch gern, wie ich, im Kreis armer Unglücklichen leben, sie erziehen, sie zu gebildeten und guten Menschen machen? O

---

*) Der Flecken Altdorf, Hauptort des Kantons Uri, verbrannte am 5. April 1799.

Gott! wie sich da ihre Gefühle erhoben, und wie Thränen in ihren Augen waren, als sie mir dann antworteten: Jesus, Maria! wenn ich's auch dahin bringen könnte! Ueber alles erhob meine Kinder die Aussicht, nicht ewig elend zu bleiben, sondern einst unter ihren Mitmenschen mit Kenntnissen und Fertigkeiten gebildet, erscheinen, ihnen nützlich werden und ihre Achtung genießen zu können!"

Aber der Krieg kennt kein Erbarmen; er gönnte auch diesen armen Kindern ihr Glück nicht lange. Noch im Laufe des Jahres 1799 kehrten die Franzosen auf ihrer Flucht vor den Oesterreichern wieder im Unterwaldner Ländchen ein. Das Waisenhaus in Stans wurde nun zu einem Spitale für kranke und verwundete Soldaten, und Pestalozzi ging, erschöpft von der übermäßigen Anstrengung, am 8. Juni nach Luzern zurück. Im amtlichen Berichte wurden seine Verdienste gebührend anerkannt; es heißt darin: „Es ist für mich ein Fest, diese Kleinen in ihren reinlichen Zimmern beisammen zu sehen. Gesundheit, Frohsinn und Unschuld lacht aus ihren Augen. Der Anblick derselben ist für die Wohlthäter, durch deren Milde dies Waisenhaus entstand, der rührendste Dank. Der tugendhafte Pestalozzi hat sich auch hier durch seine Thätigkeit ein unvergeßliches Denkmal gestiftet."

Pestalozzi kam später, seinem Wunsche entgegen, nicht mehr nach Stans; aber seine Armenschule daselbst, über die der stille Glanz eines Martyriums schwebt, ist dennoch die Wiege der modernen Volkserziehung geworden.

Nach dem Aufenthalte in Stans gewann seine Thätigkeit einen viel weitern Gesichtskreis. Seine berühmte Musterschule in Burgdorf (1799—1804), Münchenbuchsee (Sommer 1804) und Iferten*) (1804—1825) wirkte allmählig auf die ganze civilisirte Welt, denn aus allen Gegenden Europa's, sogar aus Amerika, strömten strebsame Männer herbei, um Pestalozzi's Erziehungsgrundsätze zu studiren und nachher über alle Länder zu verbreiten. Doch eine Darstellung seiner epochemachenden Lehrmethode liegt uns ferne; deßhalb eilen wir darüber weg.

Den achtzigjährigen Greis traf noch der bittere Schmerz, daß er seine weltberühmte Anstalt auflösen mußte. Gebeugt, nicht bloß von der Last der Jahre, sondern noch viel mehr durch allerlei düstere Erfahrungen, zog er sich auf seinen Neuhof zurück, wo er seine letzte Zeit verlebte. Eine kurze, aber

*) Französisch Yverdon, am Neuenburger See.

sehr schmerzliche Krankheit sollte dem Dasein des vielgeprüften Dulders ein Ende machen. Zwei Tage vor seinem Tode, am 15. Februar 1827, ließ er sich, um dem Arzte näher zu sein, nach Brugg bringen, wo er auch seine irdische Laufbahn beschloß. Begraben liegt er zu Birr, zu welcher Pfarrei der Neuhof gehört.

Pestalozzi's Erscheinung streift an's Wunderbare. Wenn überhaupt von einem Menschen, so darf man von ihm sagen: Sein Lebenslauf war Liebe. „Wenn ich mein Werk," so sagt er selbst, „wie es wirklich ist, ansehe, so war kein Mensch auf Erden unfähiger dazu, als ich, und ich setzte es doch durch. Das that die Liebe, — sie hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheuet!" Das war sein höchster Ehrgeiz, in Treue und Liebe der Vater Aller zu sein, an Allen Vaterwerke zu thun. Er fühlte recht die Bedeutung des Spruches:

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet.

Von der Menschheit behielt er stets eine gute Meinung: „Freund, der Mensch ist gut und will das Gute, und wenn er böse ist, so hat man ihm sicher den Weg verrammelt, auf dem er gut sein wollte. — — Unverbesserlich ist der Mensch nie. Die Kräfte seines Geistes, seines Herzens und seiner Hand können im sündhaften Leben wohl lahm, und wenn Ihr wollt, aussätzig werden, aber des Menschen Herz und des Menschen Kopf, wenn es*) schon, ich möchte sagen, in Hirn und Brust durch Umstände halb in Fäulniß gebracht werden kann, stirbt doch nie ganz in ihm aus. Der Mensch kann freilich eine Weile ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Vernunft und ohne Thätigkeit leben, aber die Kraft seines Glaubens, die Kraft seiner Liebe, die Kraft seiner Vernunft und seiner Thätigkeit stirbt doch nicht ganz in ihm aus. Wenn man nur von oben herab recht an das Gute, das im Menschenherzen ist, anklopft, so öffnet es sich gewiß." Er hofft auf ein besseres, auf ein einfacheres, auf ein weniger verkünsteltes Geschlecht: „Es wird kommen, es wird gewiß kommen!"

---

*) In grammatischer und stilistischer Hinsicht lassen Pestalozzi's Schriften viel zu wünschen übrig.

Diejenige Menschenklasse, für deren Erhebung und Veredelung er vorzüglich glühte, waren die Armen, die Unterdrückten, die Verschüpften.*) „Muß der Edelsinn, der im Land ist, nicht vom Bild des Verderbens, das den Schwachen und Armen um ihn her lästet und drängt, aufgeschreckt werden, daß er aufwache und nicht schlafe, und sein Herz sich in seinem Innersten bewege, zu widerstehen dem Bösen, aufzuhelfen dem Guten, zu besorgen den Verwahrlosten, zu unterstützen den Schwachen, zu retten den Gefährdeten, zu trösten den Leidenden, zu widerstehen dem Unrecht und in der Demuth dennoch mit Manneskraft dem Trotz der Bosheit unter Augen zu stehen?" Ihm erscheint die Menschenliebe als der Weg zur Gottesliebe: „Ich muß Menschen lieben, ich muß Menschen trauen, ich muß Menschen danken, ich muß Menschen gehorsamen, ehe ich mich dahin erheben kann, Gott zu lieben, Gott zu danken, Gott zu vertrauen und Gott zu gehorsamen; denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie will der seinen Vater im Himmel lieben, den er nicht sieht?" Er kannte nichts Größeres und Schöneres, als dem Bedrängten zu rathen und dem Leidenden aus Noth und Elend zu helfen: „Ist es nicht ein wahrer Gottesdienst, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackenden zu kleiden, den Gefangenen zu besuchen, des Elends seiner Brüder minder zu machen auf Erden? Ist es nicht ein wahrer Gottesdienst, sich zu allem diesem im Geist und in der Wahrheit vorzubereiten? Oder wisset Ihr das Wort des Erlösers nicht mehr: „Was Ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan habet, das habet Ihr mir gethan." Aus vollem Herzen ruft er aus: „Weh Euch, wenn Ihr der Wittwe Aecker und des Waisen Haus zu wohlfeil gekauft habt! weh Euch! denn der Wittwe und des Waisen Vater ist Euer Herr, und die Armen, die Wittwen und die Waisen sind ihm lieb, und Ihr seid ihm ein Gräuel und ein Abscheu, darum, daß Ihr bös seid und hart mit den Armen. . . . Wer den Armen aus Uebermuth drückt und elenden Leuten Fallstricke legt und die Häuser der Wittwen aussaugt, der ist schlimmer als Diebe und Mörder, deren Lohn der Tod ist. Darum ist dem Menschen, der das thut, auch keine Stunde wohl in seinem Herzen. . . Aber selig ist der Mensch, der nicht schuld ist an der Armuth eines seiner Nebenmenschen! Selig seid Ihr, wenn Euer Mund rein ist von harten Worten, und Euer Auge von harten

*) Verschüpfte, d. h. überall „Abgeschobene," solche, deren sich Niemand annehmen will.

Blicken. Selig seid Ihr, wenn der Arme Euch segnet, und wenn Wittwen und Waisen Thränen des Dankes über Euch zu Gott weinen."

Hauptsächlich aber wandte er seine Sorge den Kindern zu. Ja, man darf wohl behaupten, Pestalozzi behielt bis in sein höchstes Alter selber ein kindliches Gemüth bei. Sein Leben zeigt die glänzendsten Tugenden des Kindesalters, und auch die Schwächen desselben. — Wie oft mag er wohl seinen frommen Spruch geseufzt haben: „Tröst' Gott alle armen Kind', die auf Erden sind, an Seel und Leib, Amen!" Die größte Wohlthat aber, welche er ihnen zuzuwenden strebt, ist eine bessere Erziehung. Die war sein Traum von Jugend auf. Oft beklagt er die Verirrungen seines Zeitalters, das „Verkünstelungsverderben", die Verschrobenheit und das blinde Haschen nach eitlem Scheine, und verlangt dafür Naturgemäßheit, Einfachheit, Biederkeit, Wahrheit und Unschuld. Mit Recht legt er den Schwerpunkt aller Erziehung in das Elternhaus; die Wohnstube soll ein Heiligthum werden, welches das Kind gewissermaßen unbewußt zu allem Wahren, Schönen und Guten hinleitet. „Die Wohnstube ist der Mutterboden alles wahren Welt- und Menschen-Segens."

„Der einzig sichere Boden, auf dem wir Volksbildungs, Nationalkultur und Armenhülfe halber zu stehen suchen müssen, ist das Vater- und Mutterherz, das durch die Unschuld, Wahrheit, Kraft und Reinheit ihrer Liebe den Glauben der Liebe in ihren Kindern entzündet, durch dessen Inneres alle Leibes- und Seelenkräfte der Kinder zum Gehorsam in der Liebe und zur Thätigkeit im Gehorsam vereinigt werden." Wie erhaben steht eine Mutter da, welche durch eine gute Erziehung das Glück ihrer Nachkommen sichert! „Es ist viel, was ich sagen will; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen. So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und Dein Ohr hört ihren Lauf nicht. Aber bei ihrem Untergang weißt Du, daß sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind. Leser, es ist viel, was ich sage; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen. Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligthum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient."

Wir haben hiemit in kurzem Abrisse das Leben und Wirken des edeln Pestalozzi als Wohlthäter der Menschheit und Freund der Kinder betrachtet. Soll ich zum Schlusse seine hochherzige Thätigkeit noch ausdrücklich lobpreisen?

Verdienen würde er es schon, aber es wäre nutzlose Mühe, denn die Herzen meiner Leser und Leserinnen sind mir gewiß zuvorgekommen, und ich könnte ja nur sagen, was sie alle unzweifelhaft selbst empfunden haben. Doch etwas will ich noch beifügen, nämlich die treffende Inschrift auf seinem Denkmal zu Birr, welche eine ausgezeichnete Würdigung seines Werthes enthält; sie lautet also:

Hier ruht
Heinrich Pestalozzi,
geboren in Zürich am 12. Jänner 1746,
gestorben in Brugg am 17. Hornung 1827.
Retter der Armen auf Neuhof,
Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud,
Zu Stanz Vater der Waisen.
Zu Burgdorf und Münchenbuchsee
Gründer der neuen Volksschule.
Zu Iferten Erzieher der Menschheit.
Mensch, Christ, Bürger.
Alles für Andere, für sich Nichts.
Segen seinem Namen!

Marienlieder.

Von **Augusta von Gäßler.**

I.

Meine weißen Lilien hab' ich
Dir gebracht mit frommen Grüßen,
Meine rothen Rosen gab ich
Daß sie blühen Dir zu Füßen.
Jungfrau, wie die Lilie blühen,
Wie die Rose still verglühen,
Laß auch mich zu Deinen Füßen!

Auf zu Dir mein Flehen steige
Leise mit den Blumendüften,
Und das milde Antlitz neige
Mir herab aus blauen Lüften!
Jungfrau, Lilie makellose,
Wunderbare Himmelsrose
Neige Dich aus blauen Lüften!

II.

Ich weiß nicht, wenn die Blumen
So lieblich vor mir steh'n,
Soll ich für Dich sie pflücken,
Soll ich vorüber geh'n?

Wohl brächt' ich Dir sie gerne,
O Herrin süß und mild,
Doch schön wie Du und lieblich
Ist keine im Gefild.

Du süße Himmelsblume,
Voll Duft und Licht und Glanz,
Wie selig glüht und leuchtet
Dein Haupt im Sternenkranz!

Du Königin der Engel,
So hold und hehr und licht,
Ein ewig junger Frühling
Umblüht Dein Angesicht!

Verblühet nur und welket
Ihr Blumen im Gefild,
Du selber bist der Frühling
O Herrin süß und mild!

Das Marienbild.

Von Elise Ris.

Am Kreuzweg stehet ein altes,
Ein steinern Marienbild.
Rings wachsen, blühen und wuchern
Die Blumen gar bunt und wild.

In Mitte der goldenen Krone
Sein Nest hat ein Vogel gebaut;
D'rin zwitschern die jungen Vögel,
Um Futter kreischen sie laut.

O Königin, Mutter Maria!
Nicht dünkt Dir die Krone zu gut,
Um treulich zu hegen und pflegen
Die lärmende, junge Brut!

Wo ist von uns Allen wohl Eine,
An Güte und Demuth Dir gleich?!
O, lehre uns Beides, Maria!
O mach' uns an Tugenden reich!

Lichter aus der Heimath.

Von Dr. Bucher.

Sie wird mir nimmer aus der Seele weichen
Die Wonne, die mir in die Brust gedrungen,
Als ich nach fernen, langen Wanderungen
Mein Heimathdörfchen wieder konnt' erreichen.

Schon ferne glänzte mir durch dichte Eichen
Ein Licht vom Vaterhaus. O welche Zungen
Verkünden, wie's im Herzen mir geklungen,
Als ich erblickte dieses traute Zeichen;

Zu Hause bin ich nun seit langen Jahren;
Ich darf auch über mein Geschick nicht klagen,
Ich fühl' in mir das Herz zufrieden schlagen.

Doch seh' ich Nachts empor, so denk' ich gerne:
„O, die dort oben glüh'n, des Himmels Sterne
Sind Lichter aus der wahren Heimath Ferne!"

Räthsel.

Der Anfang ist's von vielen Dingen
Und wiederum der Reise Gruß;
Der Wald, das Gras, die Blume muß
Aus ihm hervor zum Lichte dringen.
Es birgt im dunkeln Schooß der Erden
Der Schöpfung wundervolles Werden.

Auch ist's ein früh vollendet Bild,
Ein Liebling ward's den deutschen Herzen;
Er schlug begeistert an sein Schild
Und sang sein Lied mit Stolz und Schmerzen;
Um seinen kurzen Waffengang
Rauscht deutscher Eichen Klaggesang.

Auflösung des Buchstabenräthsels.

(Seite 480.)

Blond — Blonde — Blondel.

Der Kinder-General.

Historische Original-Erzählung aus dem 18. Jahrhundert.
(Nach authentischen Quellen.)

Von Dr. J. Proschko.

(Mit Bild.)

I.

Ein heiliger Abend.

Du hast wohl schon oft, lieber junger Leser, von der großen Kaiserstadt „Wien“ an der Donau erzählen gehört, hast sie vielleicht auch selbst schon gesehen, die große Reichshauptstadt Oesterreichs mit ihrem Häusermeere und dem riesigen siebenhundertjährigen Stephansthurme in ihrer Mitte. Aber das wirst Du kaum wissen, mein junger Freund, daß es eine Zeit gab, da Wien noch nicht die Hauptstadt Oesterreichs war. Das ist aber richtig so. Einst war nicht Wien, sondern das winzige Städtchen Tulln am rechten Ufer der Donau, wo sich das weite Tullnerfeld ausbreitet, die Landeshauptstadt Oesterreichs.

Der frühzeitige Winter des Jahres 1760 lag auf dem Lande; breite Schneeflocken schwammen über die weite Fläche des erwähnten Tullnerfeldes und die vorbeiströmende Donau war mit dichtem Eise bedeckt, über welches der rauhe Nord aufwirbelnde Schneewolken jagte und der Gegend zutrieb, aus welcher in weiter Ferne die Spitze des uralten Stephansdoms über dem Häusermeere des damals noch recht gemüthlichen Wien emporragte.

Der Tag war hinabgesunken und der dunkle Abend angebrochen; aber wehte auch der kalte Nord über die weite Fläche und lag auch dichtes Eis auf dem Lande, so war dieser Abend doch einer der schönsten des ganzen Jahres: es war der heilige Weihnachtsabend, der schöne Tag der Erinnerung an die größte Weltbegebenheit, die Geburt unsers Herrn und Heilands.

Der weite Himmel hatte seine Miriaden Lichter angezündet und sie strahlten Liebe nieder auf die kalte Erde, auf welcher viele Tausende sich des schönen Christfestes freuten und an welchem auch der Mann und der Greis wieder zum Kinde werden und sich in der Mitte der Ihrigen glücklich fühlen.

Auf allen Gesichtern des frohen Kinderschwarmes drückte sich die höchste Freude aus und keine solche Thräne war zu sehen, wie sie eben in dieser selbigen glücklichen Stunde der Kinderfreude auf dem bleichen Antlitze eines armen Knaben in zwei großen Perlen herabrann, eines Knaben, der in ein fadenscheiniges Röcklein gehüllt und ein Käppchen von schwarzer Wolle auf seinem beschneiten Lockenhaupte tragend, über das große Tullnerfeld schritt, ein kleines Mädchen am Arme führend, dessen einziger Schutz gegen das immer kälter hereinstürmende Wetter ein großes graues Wolltuch war, in welches sich das weinende Kind gehüllt hatte, und unter welchem es ein kleines Bündel trug. Der Knabe, ein schlanker, etwa zwölf Jahre zählender Junge, warf die Blicke seiner großen dunklen Augen herum, um den rechten Weg nach einer menschlichen Wohnung zu erspähen; denn der Sturm tobte immer wilder und die feinen Eisnadeln, welche aus der vorüberziehenden Schneewolke niederfielen, machten die Gesichter der beiden Kleinen vor Frost glühen. Das achtjährige Mädchen hatte sich fest an den Knaben angeschmiegt und leises Schluchzen drang unter dem Tuche hervor.

Jetzt waren die beiden Kinder am Saume eines kleinen Tannenwaldes angelangt und mehr vom Sturme getragen, als laufend, hatten sie einen Felsenvorsprung erreicht, unter dem sie, wie unter einem schützenden Dache, ein wenig ausruhen und wieder ruhiger Athem schöpfen konnten.

„Hannes," erinnerte jetzt das Mädchen, „wir haben uns auf der großen Haide gewiß verirrt und werden nun in der eisigen Kälte umkommen müssen!"

Bei diesen Worten ließ die arme Kleine ihr Bündel, worin ihre wenigen Habseligkeiten stacken, müde zur Erde fallen und sank erschöpft auf den beschneiten Stein daneben nieder.

Aber der Knabe faßte die Kleine sogleich in seine Arme, während er selbst vor Kälte am ganzen Leibe zitterte. „Sei ruhig, Minchen," sagte er tröstend, „so lange Dir Bruder Hannes an der Seite steht, sollst Du nicht verderben; kannst Du vor Erschöpfung nicht mehr gehen, so werd' ich Dich auf den Rücken nehmen und mit Gottes Hilfe weiter wandern, bis wir eine Bauernhütte erspähen und für diese rauhe Nacht ein Obdach finden."

Aber das arme Minchen weinte noch heftiger. „Ach, siehst Du denn nicht, Hannes," schluchzte das Kind, „daß wir arme Waisenkinder in eine Einöde gerathen sind? Wir müssen hier erfrieren und Niemand kann uns helfen."

So klagte das kleine Minchen; aber der Bruder küßte dem Kinde die

Thräne weg: „Minchen!“ sagte er tröstend, „weine nicht! laß' uns lieber auf unsere Rettung denken und wenn wir kurze Zeit hier ausgeruht haben, wieder in Gottes Namen weiter schreiten, damit wir unserm Verfolger entkommen. Weißt Du nicht, daß wir den besten und heiligsten Schutzengel bei uns haben? den Segen der Mutter, den sie uns hinterließ, als sie heute vor einem Jahre zu unserm Vater hinüberging.“

Die Stimme des armen Knaben brach, als er diese Worte sprach, vor Wehmuth. Sanft legte er jetzt das von den Eisnadeln wie mit einem silbernen Kränzlein umrankte Köpfchen des Schwesterleins an seine Brust. „Weißt Du denn nicht, Minchen,“ fuhr er mit gehobener Stimme fort, „daß wir auch eine andere große Schützerin bei uns haben, die uns schon helfen wird aus der Gefahr, wenn wir sie nur recht innig anfleh'n.“

Der kleine Tröster zog bei diesen Worten ein Medaillon aus seinem Leibchen; es enthielt das Bildniß der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde. Er faltete es zwischen seine beiden vom Froste gerötheten Hände. „Komm Minchen,“ sagte er zu der Kleinen, „laß uns auf den beschneiten Rasen da niederknieen und die hochheilige Gottesmutter in unserer großen Noth um ihre Fürbitte anflehen, auf daß sie uns aus dieser Einöde führe.“

Der wackere Knabe zog sein Schwesterlein an seine Seite nieder und begann laut das schöne Gebet herzusagen: „Gegrüßet seist Du Königin, o Mutter der Barmherzigkeit“ — aber schon nach den ersten Worten hielt er inne . . . War das, was ihm jetzt entgegenklang, das Echo seiner eigenen Stimme? oder hatten Engel in dieser hochheiligen Nacht die wehmuthsvolle Bitte des armen Waisenknaben belauscht und mit sanftem Himmelssange, der jetzt über die Schneefläche heraufklang, seinen Hilferuf erwidert? . . .

Der fromme Knabe und sein Schwesterlein bogen noch einmal ihre Kniee auf den hartgefrornen Boden und falteten die kleinen Hände. — O es war in der That ein schönes, ein erhebendes Lied: zwei arme verlassene, dem Tode des Erfrierens ausgesetzte Waisenkinder, noch kaum das Leben erfassend, und es vielleicht in nächster Stunde schon verlassend, wenden fromm und ergeben in der höchsten Noth ihre Blicke zum Himmel, von ihm allein ihre Rettung erwartend.

„Gegrüßet seist Du Königin, o Mutter der Barmherzigkeit!“ flehten sie wieder mit schwächerer Stimme; die Erstarrung und Schwäche begann nun

Beide mehr und mehr zu übermannen; allein deutlich und klar schallt es wiederholt zu ihnen herab: „Heilig! Heilig! Heilig!" —

Der kleine Hannes springt empor und lauscht. — Zum dritten Male ertönt es noch lauter zwischen den Waldbäumen: „Heilig, heilig ist der Herr Gott, Sabaoth!"

In diesem Augenblicke fällt ein breiter Lichtstrahl auf die beiden Kinder; er kömmt von der Höhe zwischen einer Gruppe beschneiter Tannen, welche auf dem Felsen-Vorsprunge stehen, unter dem die beiden Kinder Schutz vor dem Wetter gesucht hatten.

Ein Mann von hoher Gestalt stand jetzt zwischen diesen Baumgruppen, bekleidet mit einem dunklen Pilgermantel; der breitkrempige über und über beschneite Hut war mit Muscheln besteckt; dunkle Haare hingen auf die Schultern des Mannes herab. Er trug eine ziemlich große Handlaterne in der linken und einen knorrigen Knotenstock, nach Art eines Pilgerstabes geformt, in der rechten Hand; an seiner Seite stand ein schneeweißes Hündlein mit einem eisernen Halsbändchen.

Die beiden Kinder starrten den Mann im Pilgermantel an; dieser aber trat zu ihnen herab und rief: „Gerechter Gott! zwei frierende Kinder!" Dann sagte er zu ihnen gewendet: „Ihr habt Euch wohl verirrt auf der großen Schneefläche im Wintersturm?"

„Ja Herr!" entgegnete der Knabe, indem er mit dem Ausdrucke des Vertrauens in seinen jugendlichen Zügen, dem Manne näher trat; „ich und mein Schwesterlein da sind vom Wege abgekommen."

„Woher kommt Ihr?" fragte der Pilger, indem seine dunklen Augen in den Zügen der armen Kleinen forschten und sich inniges Mitleid auf seinem schönen ebenmäßigen Antlitz malte.

„Ach lieber Herr," entgegnete der Knabe, „wir sind arme Soldatenkinder aus Böhmen; unser Vater, welcher Hannes Weitmann hieß, ist als kaiserlicher Wachtmeister im letzten Kriege verwundet worden und bald hierauf gestorben; so sind wir mit unserer Mutter heut vor einem Jahre aus Böhmen in diese Gegend hereingewandert, um unsers Vaters Bruder, der ein Bauerngut in der Steyermark bei Pettau besitzen soll, aufzusuchen; aber wir kamen nur bis auf diese Haide, wo unsere kranke Mutter in der Schenke des schwarzen Kurt am Walde ein paar Tage Aufnahme fand und am Sylvesterabend zum Vater ging."

Dem armen Knaben traten, als er dem Manne im Pilgermantel diese

Kunde gab, ein paar große Thränen in die Augen; aber er hob sein Köpfchen wieder empor und erzählte: „Ein Jahr lang sind wir im Schenkhause des schwarzen Kurt verblieben, bis wir uns heute in's Weite flüchten mußten."

„Flüchten?" fragte der Mann im Pilgermantel — „und warum?"

Der Knabe berichtete weiter: „Der Schenkwirth am Tullnerfeld, den sie den schwarzen Kurt nennen, wollte uns anfangs nach dem Tode unserer Mutter bei sich, wie er sagte, als Leibeigene, behalten; da wir ihm aber die starke Arbeit, wie er sie von uns erwartete, nicht leisten konnten und in seiner Schenke auch oft verdächtige Leute einsprachen, und da wir uns das Beten, wie es uns die Mutter gelehrt, von ihm nicht verbieten lassen wollten, so hatte er mit seinem Weibe, der alten Grete, beschlossen, uns an wandernde Zigeuner für die Schiffszüge an der untern Donau zu verkaufen. Ich und Minchen hörten aber wie die Sache abgemacht wurde, gestern Abends Alles durch die Wand, und so entflohen wir, um zu unserm Oheim in der Steyermark zu gelangen."

Der arme Knabe schwieg; der Mann im Pilgermantel aber blickte ihm mitleidsvoll in's treuherzige Antlitz. „Also elternlos, arm und verfolgt!" rief er — „nun, da hat Euch der Herr, der heute vor mehr als siebzehnhundert Jahren auch arm und nackt zur Erde kam, in fast wunderbarer Weise auf meine Wege geführt, der ich keinen schönern Mahnruf des Heilands kenne, als den: Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!"

Nach diesen Worten breitete der mitleidige Mann seinen Mantel aus, drückte die beiden Kinder jedes an eine Seite und schritt mit ihnen am Hügel hinab, wo unter einer hohen Eiche ein mit einem falben Rößlein bespannter Schlitten hielt, auf dessen Vordersitze ein Bauernjunge saß, der dem Mann im Pilgermantel ungeduldig entgegenrief: „Kommt Ihr endlich, Ehrwürden!? Wenn wir noch länger hier warten, so friert Pferd und Schlitten am Boden an!"

Aber der Mann im Pilgermantel lächelte: „Beruhige Dich, Bernardin," sagte er freundlich, „der Herr hat uns in der heutigen Nacht mit einer ganz besonderen Christbescheerung begnadigt. — Siehe was ich Dir mitbringe ..."

Er öffnete bei diesen Worten die Falten seines Mantels, unter denen der kleine Hannes und sein Schwesterlein Minchen, wie die Küchlein unter dem schützenden Flügel der Mutterhenne, hervorblickten.

Der kleine Kutscher machte große Augen, breitete aber bei dem weitern Wink des Mannes im Pilgermantel sogleich die Wolldecke am Schlitten aus-

einander und bald saßen der letztere und die beiden Kinder recht warm gebettet, in der Vertiefung des mit einem kleinen Dache aus geflochtenen Weidenruthen versehenen Schlitten; der kleine Bernardin schnalzte mit seiner Peitsche, das Schellenkränzlein auf dem Buge des Falben begann zu klirren und wie ein Schifflein auf den Schaumwellen der See flog der geräumige Schlitten über die Schneefläche des weiten Tullnerfeldes hin, der Gegend von Wien zu, während der große Hausherr der schönen Erde am weiten Himmel oben, wie zur Verherrlichung des hochheiligen Festes, welches die gesammte Christenheit an diesem Abende feierte, allmählig alle seine Lichter und die silberne Ampel des Mondes aussteckte und die tiefe Stille, welche auf der schönen Winterlandschaft lag, das heilige Wort der himmlischen Geister zu verkünden schien: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

II.

Der schwarze Kurt. — In der Rosenau.

Der heilige Christtag war aufgegangen. Die eisige Kälte war einem dichten Schneegestöber gewichen, welches ein einsames Gehöft auf dem großen Tullnerfelde in das winterliche Kleid hüllte. — Vor diesem Gehöfte lag ein großer Fanghund mit stachlichtem Halsband, der Niemanden in dasselbe ohne den Wink seines Herrn Eintritt durch die niedere Thüre in den Hofraum gestattete. Dieser Herr des Gehöftes ging aber jetzt mit weiten Schritten auf dem Sande der engen und niedrigen, vom Rauche geschwärzten Stube auf und nieder. Es war ein fast riesenmäßig gebauter Mann mit dunkelbraunem von einem schwarzen Vollbarte beschatteten Antlitze. Er trug einen braunrothen Kittel von grobem Loden, in dessen Gürtel ein langes Messer stack; wilder Trotz sprach sich in seinen Zügen aus und das hagere Weib, welches vor ihm stand, hörte fast zitternd die Ausbrüche seines Zornes, der sich eben in rauhen Worten Luft machte.

Der riesenhafte Mann war Meister Kurt Schwepperer, der Besitzer dieses Gehöftes, insgemein der „schwarze Kurt" genannt, von Geburt ein Ungar, und

die zitternde Frau an seiner Seite war sein Weib Margaretha; beide waren die Besitzer der Haideschenke zum „Waldteufel", wie man in der Gegend dieses Gehöft nannte, welches seit lange als ein Schlupfwinkel für lichtscheues Gesindel im Verrufe war. Meister Kurt, seines eigentlichen Geschäftes ein Fleischer, galt in seiner Umgebung als ein Mann, der „nicht mit rechten Dingen umgehe," mit dem Bösen im Bunde stehe und sich „kugelfest" machen könne. Darum wurde seine Schenke gemieden, und nur verirrte Wanderer sprachen zuweilen in derselben ein. „Das war aber dem Manne, der das Licht scheute, eben recht und so konnte er viel leichter im Umgange mit den Wildschützen und Wegelagerern der Umgegend, deren es bei den damaligen unsicheren Zuständen gar viele im Lande gab, seinen Gewinn suchen und mancher harmlose Wanderer soll, wie der Chronist Oesterreichs schreibt, „erkleckliche Rast für seine müden Glieder in der Haideschenke suchend, statt diese zu erlangen, aus dem unheimlichen Gehöfte nimmer zum Vorschein gekommen sein."

In dieser Stunde aber schritt der schwarze Kurt wüthend wie ein angeschossener Eber auf dem Sande seiner Stube auf und nieder. „Weib!" grollte er gegen die vor ihm stehende Frau, „warum hast Du die beiden Kinder nicht besser verwahrt? warum hast Du den Buben und das Mädel entspringen lassen?! Bei Gott! ich muß sie wieder holen!"

„Mann!" entgegnete das Eheweib dem Wüthenden, „hast Du nicht gesehen, daß wir am gestrigen Abende die Stube voll Gäste hatten? wie konnte ich da auf den Buben und das Mädel Acht haben und wer hätte geglaubt, daß die Beiden entlaufen würden? Nun sie werden bei der eisigen Kälte der gestrigen Nacht nicht weit gekommen sein." —

„Weit genug, um zu verrathen, was sie bei uns im letzten Jahre hier gesehen und erlauscht haben." —

„Was gilt's," fiel das Weib ein, „sie liegen irgendwo erfroren und erstarrt in einem der vielen Gräben der Haide — und was liegt daran?"

„Schweig!" donnerte der Mann; „auch mir liegt wenig an den beiden Bälgen; aber wie, wenn sie irgend einer Schaar Söldner, oder den Landschützen, die in diesen Nächten alljährlich den Wildbieben auf der Haide nachziehen, in den Wurf gerannt sind? Der Hannes hat mehr Klugheit in seinem kleinen Hirn, als Du meinst, alte Grete! er hat mehr in unserer Schenke mit angeschaut als gut war, und — kurz, ich muß die entlaufenen Kinder

wieder haben und sollte ich sie auch nur, wie Du meinst, erfroren und erstarrt aus dem Donauwalde herausholen.“ —

Nach diesen mit großer Heftigkeit ausgestoßenen Worten pfiff der riesige Schenkwirth durch seine hohle Hand, daß es gellte und alsbald trat durch die niedere Thüre ein kleiner rothhaariger Bursche von ebenso verwildertem Aussehen. „Führe den Schlitten vor's Haus und kopple die zwei Bullen los, Kunz!“ befahl der Zornige; „wir müssen auf alle Weise schauen, wie wir die entlaufenen Rangen wieder zurückbringen und dann mit ihnen rasch unter Dach, bis wir sie um gutes Geld an den rechten Mann bringen, der sie als gute Waare nach Ungarn mitschleppen mag.“

So grollte der schwarze Kurt noch eine Weile lang, denn sein böses Gewissen sagte ihm mit leiser Stimme, daß Gott, der Allgerechte, sich vielleicht des Mundes zweier unschuldiger Kinder bedienen wolle, um dem finstern Treiben in der Haideschenke ein Ziel zu setzen. Aber die beiden Kinder standen, wie erzählt, durch die Hand Gottes geleitet, nicht mehr in dem Banne des Besitzers der verrufenen Haideschenke; ihr guter Engel hatte sie bereits, im Kleide des Mannes im Pilgermantel in eine „Rosenau“ geführt.

An dem rechten Ufer der Donau, da, wo sich der majestätische Strom den Mauern der Reichs-Hauptstadt Wien entgegenwälzt, liegt in unsern Tagen eine große häuserreiche Vorstadt, die sogenannte Roßau, deren Namen einige Chronisten von den vielen wilden Rosen, welche in dieser Gegend wuchsen, andere von dem Umstande, daß hier eine Weide der Rosse war, ableiten. Hier hatten zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken diese ihre Zelte aufgerichtet und hier stand auch in alten Zeiten ein Frauenkloster mit einer Kirche zu Ehren der heiligen Magdalena.

In der untern Stube dieses Klosters, dem sogenannten Pförtnerkämmerlein, knieten eben in derselben Stunde, in welcher der schwarze Kurt sich zu ihrer Verfolgung aufmachte, die durch Gottes erbarmende Hand geretteten Kinder, Hannes und Minchen, an der Seite des edlen Mannes im Pilgermantel, der diesen Mantel aber nun abgelegt hatte und im einfachen Ordenskleide der Jesuiten sich vor dem Bildniß des Heilandes beugte und mit den beiden Kindern den Morgensegen betete. Jetzt erhob er sich und zog die beiden Waisen wieder näher an sich:

„Nun, Kinder,“ sagte er, beide recht freundlich anblickend, „seid Ihr wieder in den Händen eines guten Vaters, der aber, ehe er für Euch weiter

sorgen wird, wissen will, was für ein Herz Ihr im Leibe tragt und was aus Euch werden kann. Sag' mir also mein kleiner Hannes, was hast Du gelernt? Kannst Du lesen?"

„O!" rief der Knabe, „das wäre nicht schlecht, wenn ich nicht auch schreiben und rechnen und anderes verstände!"

„Was anderes?" fragte der Geistliche, „bist vielleicht auch in der Naturgeschichte bewandert? nun, sag' einmal Junge, wie viele Reiche der Natur gibt es?"

Da fielen beide Kinder rasch ein: „Drei Reiche."

„Und in welches Reich gehört der süße Apfel da?" fragte der Priester.

„In's Pflanzenreich!" riefen Beide.

„Und dies Gröschlein da?"

„In's Steinreich." —

„Und ich?" fuhr der Geistliche fort.

„Ihr — Ihr gehört," entgegnete der Knabe mit kindlichem Gefühle sich an den Arm des Priesters anschmiegend, „Ihr gehört — in's Himmelreich, denn Ihr habt uns arme Waisen aufgenommen und geschützt, wie uns die Mutter vom Schutzengel erzählte, der die armen und hilflosen Kinder der Erde schützt und geleitet, bis sie den Eingang in den Himmel finden." —

Der liebliche Knabe drückte bei diesen Worten einen feurigen Kuß auf die Hand des Priesters, in dessen Augen jetzt ein paar helle Perlen hervortraten.

„Knabe," sagte er, „Du trägst ein gutes Herz und einen frommen Sinn in Deinem Innern und bist in der That werth, daß ich für Dich und Dein Schwesterlein sorge; nun sag' mir aber, was willst Du werden?"

„Soldat!" antwortete der Knabe rasch.

„Ecce!" sagte der Priester lächelnd, „das Blut des Vaters rollt auch in den Adern des Söhnleins. Hast recht, mein Junge!", setzte er hinzu, „der Soldatenstand ist der erste Ehrenstand im Staate und da ich auch ein Regiment commandire, so sollst Du von diesem Augenblicke an als Füsilier in demselben aufgenommen sein."

„Ihr? ein Regiment?" fragte der Knabe zweifelnd emporblickend.

„Ah, Du meinst wohl," entgegnete der Priester lächelnd, „daß mein geistliches Gewand zum Soldatendienst nicht wohl passe; nun, mein lieber Junge, wir wollen noch manchen Marsch mit einander machen; doch heute müssen wir

vor der Hand von einander Abschied nehmen. Ich muß noch nach Wien hinein zum Stadtcommandanten fahren; Du aber und Dein Schwesterlein macht Euch jetzt auf den Weg nach der linken Seite hinab, wo die großen Bäume stehen; dort geht Ihr schnurstracks vorwärts, bis Ihr in die Mönchsau kommet, wo Ihr mich vor dem kleinen Hause am Eingange der Au, der blaue Hof genannt, noch vor Abend erwarten mögt."

Nach diesen Worten drückte der Priester jedem der beiden Kinder ein Silberstück in die Hand, damit sie eine Wegzehrung hätten, und entließ sie mit dem nochmaligen Auftrage, ihn vor dem kleinen Hause mit den Hirschgeweihen am Dachfirste am Eingange der Mönchsau bis gegen Abend zu erwarten.

III.

Der blaue Hof. — Das Haus der Laune. — Die Bettlerin.

Einst waltete in der Umgegend der Stadt Wien das Geschlecht der Ritter von Lassendorf oder Laxendorf; der letzte ihres Stammes war Albert von Lassendorf, welcher im Jahre 1284 lebte; er besaß das Dorf Laxendorf. Ringsherum lag die sogenannte Mönchsau, ehemals dem Stifte Heiligenkreuz gehörig, und diese schuf bereits Herzog Albrecht mit dem Zopfe in einen weiten Lustgarten um, welchen er mit Teichen, Springbrunnen erfüllte und bald erweiterte er den Bau eines Schlosses, welches sein erstes Entstehen Albrecht dem Zweiten, dem Weisen, verdankt und fortan die Laxenburg hieß.

Hier ereignete sich die große Thatsache: daß im Jahre 1682 zwischen Oesterreich, Sachsen, Bayern, Hessen, Braunschweig-Lüneburg, dem fränkischen und schwäbischen Kreise zur Vertheidigung des von Osten und Westen durch die Türken und Franzosen bedrohten deutschen Reiches das sogenannte Laxenburger Bündniß geschlossen wurde. Seit dem zweiten Einfalle der Türken im Jahre 1683 lag aber das Schloß zum Theile öde und eingestürzt und erst Kaiser Joseph I. ließ es wieder aufrichten. Jetzt steht ein prachtvolles neues Schloß an dieser Stätte der Mönchsau, wo im Jahre 1760 noch der „blaue Hof" stand. — Dieser blaue Hof war ein mäßig großes Jagdhaus aus bläulich-grauem Granit erbaut, mit Hirschgeweihen am Giebel, von hohen Lindenbäumen umschattet,

unter deren Dache am Stephanstage des Jahres 1767 zwei Kinder Rast hielten und das schöne Wappen ober der Hausthüre dieses Hofes betrachteten.

Die beiden Kinder waren Hannes Weitmann und sein Schwesterlein, das kleine Minchen, welche beide eben den freundlichen Priester erwarteten, der sie am Tullnerfelde gerettet und nun hieher beschieden hatte. Die Sonne stand bereits ziemlich niedrig, aber der Abend war für die Jahreszeit ungewöhnlich warm, denn ein plötzlich eintretender Ostwind hatte die Kälte der vorhergegangenen Tage vertrieben.

Die beiden Kleinen waren von dem Gange in die Mönchsau herab sehr ermüdet und hungrig geworden. Sie spähten mit ihren klaren Augen jetzt nach allen Seiten herum, ob sich nicht ein Bäckerladen, oder der Schild eines Schenkhauses irgendwo fände, damit sie für die zwei Silberlinge, welche ihnen der gute Priester auf den Gang hieher mitgegeben hatte, etwas Brod und vielleicht auch eine warme Suppe kaufen könnten. Die guten Kinder unterschätzten freilich hiebei den Werth der beiden silbernen Zwanzig-Kreuzer-Stücke, denn sie hatten in ihrem bisherigen ärmlichen Leben nur selten solche Münzen zu Gesichte bekommen und wußten nicht, daß man bei der damaligen wohlfeilen Zeit für ein einziges dieser Silberstücke ein prächtiges Mittagsessen in Wien erhalten konnte, wie z. B. die Wiener Chronisten berichten: daß man im Jahre 1750 in Wien, in der Dorotheagasse beim goldenen Jägerhorn 6 Speisen um 17 Kreuzer, 4 Speisen um 7 Kreuzer, in dem jetzt noch bestehenden Matschakerhofe 7 Speisen um 24 Kreuzer, bei der goldenen „Anten“ 6 Speisen zu 17 Kreuzer und beim rothen Apfel in der Singerstrasse 5 Speisen zu 12 Kreuzer und zwar für 7 Kreuzer: Suppe, Rindfleisch, Gemüs und Eingemachtes, an Fasttagen dagegen Fische erhalten konnte.

Aber Hannes und Minchen dachten für den Augenblick nur an ein Stückchen Brod und einen Trunk Wasser; sie traten jetzt schüchtern durch ein ihnen gegenüberstehendes Gitterthor in einen geräumigen Garten, dessen entlaubte Bäume den weißen Flaum des frisch gefallenen Schnees trugen.

Die kindliche Neugierde ließ die beiden Kleinen ganz vergessen, daß sie auf der Holzbank vor dem blauen Hofe den Geistlichen, der sich am Tullnerfelde so liebreich ihrer angenommen, zu erwarten hatten. Sie schritten durch die schneckenförmigen Strauch-Gruppen und zwischen den lebendigen Hecken beschneiter Taxuswände tiefer und immer tiefer in den Park hinein und standen auf einmal vor einem gewaltigen Hause von runder Form, dessen hohe Bogen-

fenster mit bunten Gläsern ausgeschmückt waren, auf denen die Strahlen des aufgehenden Mondlichtes sich in lieblicher Weise brachen. Die Thüre dieses runden Hauses war ein wenig offen und die beiden Kinder traten ein. Aber welches Staunen! so etwas hatten sie in ihrem Leben nicht gesehen. — Der ganze weite Raum dieses Gebäudes, welches in ein kleineres Nebengebäude einmündete, war mit Bäumen und Blumen, mit Blüthen und Pflanzen wie übersäet, deren prächtiges Grün und mannigfaches Farbenspiel gegen die Schneedecke vor dem Hause, wie der frische Frühling gegen den todten Winter gewaltig abstach; dabei wehte durch das ganze Gewölbe dieses prächtigen Pflanzen- oder Gewächshauses eine so liebliche Wärme, daß sich die beiden Kinder plötzlich in die Mitte des Sommers versetzt glaubten. Zwischen fremdländischen Bäumen und Sträuchern glänzten die Blüthen prächtiger Blumen in vielerlei Abwechslungen, schaukelten sich grüne und graue Papageien, schöne Goldammern und zahllose Kanarienvögel in vergoldeten Käfigen und auf silberbelegten Stangen. Der Frühling des schönsten Theiles der Erde schien hier sein Haus aufgeschlagen zu haben.

Betäubt von dem Anschauen dieses Pflanzen-Reichthums und der prächtig gefiederten Bewohner dieser Stätte, schritten die beiden Kleinen weiter und weiter in das Nebengebäude, nicht mehr denkend an Brod und Trunk, sondern nur genießend mit den Augen, die jetzt auf die neuen sonderbaren Gegenstände starrten, welche ihnen in dem kleineren Nebengebäude des großen Gewächshauses entgegenlachten.

Sie traten nämlich jetzt in ein ovales Zimmer, dessen Mauergesimse von Katzenköpfen gebildet war; es hatte eine gatterförmige Decke nach oben, durch welche man deutlich sehen konnte, daß im Dache dieses Hauses und nicht im Keller desselben die Weinfässer lagen; die Wände waren seltsam ausgemalt mit Zuckerhüten, Spielkarten, Billardkugeln und anderen abenteuerlichen Quodlibets. In der Mitte des Zimmers stand ein runder Tisch, auf welchem neben feinem Porzellangeschirr mit prächtig duftendem Backwerke Kristallgläser mit Milch und Wasser gefüllt standen.

„Minchen! Minchen!" rief jetzt der kleine Hannes, von den seltsamen Anschauungen fast schon verwirrt, „da sieh nur diese prächtigen Kuchen und den perlenden Wein im Glase; wer da zugreifen dürfte!"

Aber Minchen hörte ihn nicht; sie schritt eben auf ein zierliches Sopha zu, dessen gelbseidene Polster zur Ruhe einluden; nur einen kleinen, kurzen

Augenblick wollte sich das müde Mädchen auf den weichen Polstern niederlassen; aber der Bruder blickte der Kleinen verweisend in's Auge und sagte: „Wir dürfen hier weder etwas nehmen noch anrühren, denn nichts von dem, was hier steht und liegt, ist unser!“

„Ach! und ich habe doch so großen Durst!“ klagte Minchen, „ein Trunk Wasser aus dem Glase dort ist ja wohl erlaubt.“

Das Mädchen wollte sich bei diesen Worten dem Tische nähern, aber seltsam! wie durch ein Zauberwerk war dieser sammt Gläsern und Backwerk jetzt verschwunden. — Die beiden Kleinen starrten einander an und Bläße trat auf ihre Gesichter.

Minchen, das warnende Wort ihres Bruders jetzt ganz vergessend, drückte ihre von der Ueberraschung noch zitternden Glieder auf den schwellenden Polster des Sopha nieder; mit einem lauten Schreckensruf fuhr sie wieder empor, denn ein Schrei, wie der eines weinenden Kindes, drang aus dem Innern des Sopha, als ob dieses ein lebendes Wesen wäre, welches die Bannformel eines Zauberers in die Gestalt des mit Katzen- und Hundsköpfen verzierten Sopha's umgewandelt haben mochte.

Hannes, der sonst so muthige Junge, stand jetzt fast mit zitternden Beinen da; nichts anderes, als der plötzliche Schrecken, daß seinem lieben Schwesterlein ein Leid widerfahren sei, machte ihn zittern. Er blickte jetzt wieder auf der unheimlichen Stätte herum und trat betroffen einen Schritt zurück; denn vor ihm stand eine lebende Gestalt.

Eine Frau im Bettlergewande stand vor ihnen mit aufrechter Haltung. Ihre hellgrauen ausdrucksvollen Augen hafteten fest auf dem Antlitze des kleinen Hannes und wieder auf dem seines Schwesterleins. Von ihrem Haupte wallte graues Haar auf beiden Seiten ihres ernst-freundlichen Gesichtes nieder. Ihren Leib deckte das leinene Kleid von grauem Stoffe mit dem schwarzen Gürtel und einem kleinen Ledersäckchen daran, wie es damals die Armen der Städte zu tragen pflegten, um damit schweigend zu dem Mitleide der Vorübergehenden zu sprechen; ihre Füße waren in fast zierliche Strohschuhe gehüllt, in der rechten Hand trug diese Bettlerin, deren lebhafte Gesichtszüge gegen ihre grauen Haare sonderbar abstachen, den Bettelstab mit einem das Bild der heiligen Jungfrau darstellenden Messingknopfe; an der linken Hand führte sie einen schlanken, etwa zwölfjährigen Knaben, offenbar ihr Söhnlein; denn er hatte ebenso schöne hellgraue Augen und ausdrucksvolle Züge seines länglich-

ten Gesichtes, wie das der Bettelfrau; auch er trug ein grobes graues Röcklein mit einem kleinen Bettelsäckchen und ein Stäbchen in seiner kleinen Hand.

Jetzt trat die Frau den beiden Kindern näher. „Was sucht Ihr hier?“ fragte sie mit sanfter Stimme.

„Wir sind Waisenkinder,“ entgegnete der kleine Hannes, „kommen von der Tullnerhaide und haben uns ein wenig die seltsamen Gegenstände da beschaut.“

„Ei,“ sagte die Frau im Bettelkleide, „da hat Euch wohl der Duft der süßen Früchte, die in diesem Glashause so reichlich prangen, angelockt?“

„Was meint Ihr da?“ rief der Knabe entgegen, indem hohe Röthe auf seinem Gesichtchen auffuhr. „Glaubt Ihr vielleicht, wir seien diebische Bettelkinder, welche die Gebote Gottes nicht kennen? O nein! sind wir auch arm und elternlos, so sind wir doch ehrlicher Eltern Kinder.“

„Nun,“ sagte die Frau im Bettlerkleide lächelnd, „zu betteln ist ja keine Schande, wenn man arm ist und nicht arbeiten kann; seht, auch ich bin eine arme Frau und gehe mit meinem Söhnlein da, uns Almosen zu suchen, wo ich es finde.“

„O!“ rief der kleine Hannes, „Ihr möget wohl arm sein, wie Eure Kleidung zeigt, und das Betteln für Euch und Euer Söhnlein da nöthig haben; ich aber und mein Schwesterlein da haben noch nicht vonnöthen, nach Almosen zu gehen, denn ein großer Freund in der Noth, den uns die heilige Jungfrau gestern auf dem Tullnerfelde zugesandt, hat uns mit einer schönen Gabe bedacht und will ferner auch für uns sorgen.“

„Dann seid Ihr Kinder glücklicher, als ich mit meinem Söhnlein da,“ entgegnete die Bettelfrau mit niedergeschlagenen Augen, „denn wir Beide haben heute noch nichts verdient, womit wir uns Nahrung schaffen könnten.“

Die arme Frau hatte diese Worte mit so schmerzlichem Ausdrucke gesprochen, daß dem kleinen Hannes und seinem Schwesterlein sogleich die hellen Zähren in die Augen traten. „Wie?“ rief der Knabe, „Ihr seid arm und hungernd? Ei liebe Frau, so nehmt nur, nehmet schnell!“

Bei diesen Worten zog der kleine Hannes das Silberstück, welches ihm der freundliche Priester im Pilgerkleide zur Wegzehrung geschenkt hatte, aus der Tasche seines Röckleins und auch sein Schwesterlein hielt das ihrige hin.

„Ei?“ rief die Bettlerin, „Ihr tragt Silber bei Euch?“

Jetzt erzählte der kleine Hannes mit kurzen Worten sein und seines

Schwesterleins bisheriges Schicksal und den Vorgang am Tullnerfelde; auch wie Beide zu den Silberstücken gekommen und wie sie nun hier vor dem Hause des blauen Hofes ihren Retter, den freundlichen Priester im Pilgerkleide, zu erwarten hätten.

Die Bettelfrau hörte aufmerksam zu und ihre hellgrauen Augen hafteten recht freundlich auf den Zügen der beiden Waisenkinder. Jetzt faßte sie die Hände des kleinen Hannes, dann jene des Mädchens, und zog Beide näher an sich, indem sie sich auf das weiche Rasenbett niederließ, welches nächst dem „schreienden Sopha“ stand, in ihren rechten Arm den kleinen Hannes, in den linken das liebliche Minchen schließend, während das blonde Lockenköpflein ihres eigenen Söhnleins sanft auf ihrem Schooße ruhte.

„Also Ihr wollt mir,“ sagte sie freundlich zu den Kindern niederblickend, „das einzige geben, was Ihr besitzt: diese zwei Silberstücke? Habt Ihr denn schon zu Abend gegessen und ein Nachtlager für Euch aufgefunden?“

„Nein,“ entgegnete der kleine Hannes, „aber Ihr seid eine arme Frau und sicher noch viel ärmer als wir, und habt, wie Ihr sagt, heute noch nichts verdient, um Euch und Eurem lieben Söhnlein da Nahrung zu verschaffen; darum nehmt, nehmt nur; das eine Silberstück gehört Euch, das andere Eurem Söhnlein; ich und mein Schwesterlein schenken es Euch.“

„Und wo werdet Ihr beide Obdach und Nahrung finden?“ fragte die arme Frau gerührt.

„Wir werden im Dorfe draußen Aufnahme suchen,“ entgegnete der Knabe, „bis unser Beschützer, wie er verheißen hat, kömmt und uns abholt.“

„Also die Armuth will die Armuth beschenken!“ rief die Bettelfrau mit immer tieferer Rührung. „O welche kindliche Engelherzen drücke ich da an meine Brust! Ihr lieben Kleinen, ich kann Eure gutgemeinte Gabe nicht annehmen, denn Ihr seid ja selbst so arm, so arm!“

„Ihr müßt!“ rief der kleine Hannes jetzt aufspringend; „und wollt Ihr selbst das Geld nicht nehmen, so schenken wir es Eurem Jungen da; — o was der für ein hübscher und freundlicher Knabe ist!“

Bei diesen Worten erfaßte der kleine Hannes die Hand des Knaben der Bettlerin und drückte sie sanft an seine Brust.

„Ach, mein armes Söhnlein,“ sagte die Bettlerin wehmüthig. „So jung er noch ist, so muß ich ihn jetzt schon als Soldaten einschreiben lassen, damit

er in ein Erziehungshaus aufgenommen werde und gar bald wird sich mein liebes Poldchen von seiner Mutter trennen müssen."

„Oh, auch da kann geholfen werden!" fiel der kleine Hannes rasch ein. „Laßt mich für ihn einschreiben und ich will Euch dafür danken, denn Soldat zu werden ist mein höchstes Verlangen."

„Kind," entgegnete lächelnd die Bettelfrau, „das geht nicht an; wer, jung oder alt, zum Soldatendienste berufen ist, muß sich selbst stellen und wenn mich Deine Hingebung für mein Söhnlein auch tief rührt, so kann ich doch von Deinem guten Willen keinen Gebrauch machen. Aber Dein Geschenk dieser Silberstücke will ich für mich und mein Söhnlein annehmen, damit Dir Gottes Lohn und sein Segen für Dich und Dein gutes Schwesterlein daraus erwachse. Ihr beiden frommen Kinder, deren bisheriges trauriges Schicksal ich nun aus Eurem Munde kenne, sollt aber bald erfahren, daß Wohlthun Zinsen trägt — und damit Ihr, weil Ihr mir und meinem Söhnlein Eure einzige Habe, die Silberstücke da, geschenkt habt, nicht hungernd in den Schlaf sinkt, will ich meinen Wohlthäter, den Koch dieses Hauses, den aufzusuchen ich hieher kam, bitten, daß er Euch ein kleines Abendessen verabreiche; den Diener und Kutscher dieses Hauses, welche ich gleichfalls kenne, will ich um eine Liegerstatt für Euch angehen und morgen früh, wenn ich mein Söhnlein dem Vorsteher des nahen Militärerziehungshauses vorstellen werde, kannst Du mit anschauen, was dort zu sehen ist."

In diesem Augenblicke öffnete sich seitwärts eine kleine Thüre; ein stattlicher Mann, mit einer schweren Alongeperücke auf dem Haupte, einem feinen gelblichen eng anschließenden Rock am Leib und weißes Vortuch mit einem braunen Gürtel, in welch letzterem ein langer Silberlöffel stack, um die Mitte des Körpers tragend, trat auf feinen, sandalenartigen Schuhen von gelbem Safian herein.

Die Bettelfrau schritt ihm sogleich entgegen. „Ach, lieber Herr Mundkoch," bat sie, „gebt doch diesen beiden Kleinen zu essen! Sie sind gar weit gegangen und haben heute noch nichts Nahrhaftes zu sich genommen; ich will indeß gehen und den Kutscher Wenzl bitten, daß er ihnen ein Nachtlager bereite."

Der stattliche Koch lächelte und nickte den Kindern, zu folgen. Jetzt ertönten die sanften Klänge eines melodischen Glockenspieles; sie spielten die Arie eines frommen Abendliedes. Die beiden Kinder traten mit ihrem Begleiter

über eine kleine Treppe in eine Art Vorhalle hinab, in welcher der Länge nach eine Anzahl Marmorbüsten standen. An einer derselben, welche das Bild des Donnergottes mit den Blitzen darstellte, lehnte ein hochgebauter Mann, der die silberverbrämte Kleidung eines Herrschafts-Kutschers trug, wie solche in damaliger Zeit gar häufig auf den Staatskutschen der Vornehmen zu sehen waren. Der stattliche Koch trat auf den gallonirten Kutscher, dessen langes Antlitz und hohe Stirne, sowie sein ganzes stolzes und herrisches Wesen gleichfalls zu seinem Diener-Anzuge sonderbar abstachen, sogleich zu: „Freund Rosselenker,“ sagte er mit einem feinen Lächeln auf seinen dünnen Lippen, „unsere Bettelfrau schickt Euch diese beiden Kinder zu, die Ihr, nachdem ich sie gespeist und getränkt haben werde, für diese Nacht recht weich betten möget — gegen Gotteslohn. . . .“

Der silbernschimmernde Rosselenker betrachtete die armen Kleinen einen kurzen Augenblick lang mit dem Ausdrucke des Wohlwollens und der Milde auf seinem bleichen Gesichte. „Es soll geschehen,“ sagte er dann freundlich. Der stattliche Koch nickte ihm grüßend zu und verschwand hierauf mit den beiden Kindern, jedes an einer Hand führend, in den dunklen Windungen der Halle.

IV.

Das Knaben-Regiment.

Wie ein zitternder Rubin schwebte in voller Pracht am nächsten Morgen die aufgehende Wintersonne über dem Horizonte und ihre Strahlen drangen durch die blau, grün und roth bemalten Fenster eines schönen Gemaches, in welchem der kleine Hannes und sein Schwesterlein, das liebliche Minchen, jedes in einem reinlichen aber einfachen Ruhebettchen geschlafen und recht sanft und süß von ihren heimgegangenen Eltern geträumt hatten. Die prächtigen Klänge des Glockenspieles, das die Arie des erhebenden Liedes: „Herr Gott, Dich loben wir!“ durch die reine Luft sandte, weckten die Kinder aus dem Schlafe, der den armen vater- und mutterlosen Waisen seit sie lebten noch nie so angenehm geworden war. Schon knieeten Beide auf dem mit Eichenpfosten belegten Boden des traulichen Zimmers und verrichteten, wie sie gewohnt waren,

ihr Morgengebet, bei welchem sie mit einem frommen „Vater unser“ ihrer verstorbenen Eltern gedachten; da stand hinter ihnen schon ein kleiner Knabe, der ihnen zwei zierliche Schalen von Steingut mit süßer Milch und Weißbrod zum Frühmahle bot, ihnen aber zugleich bedeutete, daß sie, sobald sie die ersten Klänge einer schönen Feldmusik hören würden, durch die Thüre auf den Hofraum hinaus treten sollten.

In der That krachte es jetzt draußen wie der Schuß einer kleinen Kanone und lustige Klänge eines Feldmarsches schallten zuerst ferner, dann näher und näher.

Hannes und Minchen traten sogleich zur Thüre hinaus. Da breitete sich vor ihren Augen ein großer Hofraum aus, welchen vier Reihen hoher Pappelbäume, nunmehr von einer silberglänzenden Schneelage bedeckt, durchzogen. An dem entgegengesetzten Ende dieser Alleen war eine Art hölzerner Bühne errichtet, über welche schwarze und gelbe Teppiche gebreitet und die auf allen Seiten mit größeren und kleineren Fahnen ähnlicher Farbe verziert war. Fünf gelb behangene Stufen führten zu dem Sitze in derselben hinauf; auch an den Pappelbäumen der vier Alleen hingen ähnliche Fahnen und tiefer im Hintergrunde stiegen kleine Erdhaufen wie Schanzen empor.

Jetzt krachte wieder ein Schuß; laute Freudenrufe ertönten und Trompetenklänge mit Trommelwirbel folgten ihm.

Hannes und Minchen machten große Augen vor dem, was sie jetzt sahen.

Ein prächtiger Marsch von harmonischen Klängen verschiedener Instrumente durch die reine Luft getragen, schallte jetzt durch den weiten Hofraum; eine Schaar kleiner Musikanten, zwei und sechzig Knaben in hellblauen Uniformen mit rothen Aufschlägen und weißen Borden, kamen nach dem Takte der Musik, die sie machten, aufmarschirt; an ihrer Spitze zog ein langgewachsener Knabe mit einem vergoldeten Stocke, an dessen oberstem Ende ein silberner Knopf befestigt war: der Regimentstambour der kleinen Schaar. An der Spitze derselben marschirten drei Knaben mit kleinen Drehorgeln, dann kamen 21 kleine Violinisten, 2 Violoncellisten, 2 Contrabassisten, 3 Paukenschläger, 6 Flötisten, 2 Hautboisten, 4 Clarinettisten, 2 Fagottisten, 4 Waldhornbläser, 4 Trompeter, 2 Knaben mit Triangeln, 2 mit Tambourins, 2 mit Cinellen, endlich zwei kleine Jungen mit niedlichen Trommeln.*)

*) Nach historischen Quellen.

Hinter dieser kleinen Musikbande, welche am Ende der mittleren Pappel=Allee einen Halbkreis bildete, marschirte jetzt stolz und steif eine wohl aus achtzig größeren Knaben bestehende Grenadier=Compagnie mit einem Hauptmann an der Spitze. Die wackeren Jungen trugen ihre spitzigen Bärenmützen recht stolz auf den Köpfen und ihre ganze Haltung war so echt militärisch, als ob sie bereits das Pulver eines Schlachtfeldes gerochen hätten.

Ihnen nach traten steif und fest zwei Compagnien Musketiere mit blauen Röcken, rothen Krägen und Aufschlägen und weißen Schnüren. Sie trugen, wie die Grenadiere, den kaiserlichen Doppeladler auf ihren dreizipfigen Hüten, eine kleine Flinte im linken Arme, einen kurzen Säbel an der Seite und auf dem Rücken eine Patrontasche mit Munition. Die zweite Compagnie hatte gelbe Aufschläge. Sie machten in der Mitte des Hofraumes bei Fuß. Wieder schallten die Klänge der kleinen Feldmusik durch die Luft und eine Compagnie kleiner Artilleristen in gleicher Uniform rückte mit sechzehn kleinen Feldstücken und niedlichen Kanonen heran, die sich sogleich in ebenso viele Geschützstände vor einem mit Pallisaden versehenen Graben im Hintergrunde des Hofraumes vertheilten. Alle diese kleinen Soldaten trugen aber enge ungarische Beinkleider und Schnürschuhe.

Auf der linken Seite des Hofraumes, wo ein niederes grünes Holzgitter die Grenze des letzteren gegen ein Tannenwäldchen machte, tauchte jetzt eine Schaar junger Mädchen im Alter von 6 bis 14 Jahren hervor; sie trugen weiße gestickte Hauben, blaue Kleider und Joppen mit gelben Krägen, weiße Schärpen und Halstücher; einzelne derselben prangten in gelben und schwarzen Hauben mit Silberspitzen.

Diese Mädchen schienen die Zuschauerinnen der militärischen Exercitien zu machen, welche jetzt von Seite der kleinen Soldaten beginnen sollten.

In der That war jetzt die letzte Truppe der munteren, jungen Krieger, wieder eine stattliche Grenadier=Compagnie mit spitzen Bärenmützen, heranmarschirt und hinter ihr schritt endlich der Commandant der ganzen Knabenschaar — der Kinder=General.

Hannes und Minchen erkannten ihn sogleich. Es war jener freundliche Mann im Pilgermantel, der sie beide auf dem Tullnerfelde auf seinen Schlitten genommen und bis in die Rosenau geführt, dann aber vor den blauen Hof in der Mönchsau beschieden hatte.

Jetzt trug er nur das Ordenskleid eines Priesters der Gesellschaft Jesu,

einen breitkrempigen Hut, und schwang einen blitzenden Degen in seiner Rechten, dessen Scheide an seiner linken Seite am Gürtel des Ordenskleides befestigt war. Gewaltig schallte seine Stimme über das kleine Feldlager im weiten Hofraume hin. „Halt!" donnerte er — und steif und starr stand das ganze Knabenregiment.

Nun blitzte der blanke Säbel des Knaben-Generals wieder durch die Luft. „Colonne aufmarschirt!" commandirte er. „Die Fahne voraus!" — und ein frischer stämmiger Knabe aus der ersten Compagnie der kleinen Grenadiere trug eine schöne silbergestickte Fahne mit Doppeladler auf gelbem Felde in die Mitte des Hofraumes; zwei Knaben-Offiziere von der Compagnie der Musketiere mit gelbseidenen Schärpen geziert, postirten sich rechts und links neben die Fahne. — „Geschütze vor!" befahl der Knaben-General, und zwei kleine Feldstücke rollten zur Fahne heran.

„Ladet!" befahl der Commandeur im Priesterrocke weiter und sogleich waren sechs Knaben-Artilleristen beschäftigt, die kleinen Feldstücke neben der Grenadier-Compagnie mit Pulver und Blei zu versehen. Jetzt schien es Ernst zu werden. —

„Front!" commandirte der Knaben-General. Dann theilte er die sämmtlichen kleinen Soldaten in zwei Haufen, ließ sie Carré's bilden und zu jedem derselben zwei kleine Feldstücke rollen; hierauf rief er den kleinen Fahnenjunker an seine Seite und das Manöver konnte beginnen, denn schon hatten sich außer der erwähnten Mädchenschaar auch viele andere Zuschauer eingefunden, unter denen Hannes und Minchen, welche diesem lustigen Treiben unter einem Baume stehend, neugierig zusahen, auf der hohen Bretterbühne im Hintergrunde deutlich die von ihnen am vorhergegangenen Abende beschenkte Bettelfrau, die aber dießmal einen großen schwarzen Frauenmantel über ihren Leib geschlungen hatte, mit ihrem gleichfalls in ein dunkles Mäntlein gehüllten Söhnlein zwischen dem Koche und dem goldbordirten Herrschaftskutscher wahrnahmen; neben der Bettelfrau aber stand ein stattlicher Ritter mit Eisenhelm und Reiherbusch, eine junge hübsche Aelplerin mit dem steirischen grünen Hute und ringsherum hatten sich allerhand seltsame Gestalten eingefunden, ohne Zweifel Bewohner des Hauses und der Umgegend: ein stämmiger Schmied mit seinem Schurzfelle und Hammer, ein Rauchfangkehrer mit dem Besen und ein Schenkwirth mit blauer Mütze, blauer Joppe und kurzen lichtblauen Hosen; dann unterschiedlich gekleidete Frauen und Mädchen, größtentheils mit hohem Kopfputze, theils städtisch

in Reifröcken, theils ländlich in blaue Röcke, schwarze Leibchen und bunte Strümpfe gekleidet. Außerdem hatte sich in einiger Entfernung unter den Linden- und Pappel-Alleen noch vieles, theils männliches, theils weibliches Landvolk aus der Umgegend geschaart, um das Kriegsspiel des kleinen Knaben-Regiments anzuschauen.

Jetzt erschallten von einer Seite des Hofraumes lustige Trompetenklänge, die Trommeln aller Compagnien wirbelten, die kleinen Feuerwerker traten zu ihren Feldstücken, die jungen Hauptleute vor den schulternden Reihen der Grenadiere und Musketiere zogen ihre Säbel, der Knaben-General hinter der Fronte donnerte ein gewaltiges „fällt das Bajonett! — marsch! marsch!!" und vorwärts, aber in größter Ordnung und Pünktlichkeit wogten die Massen der kleinen Soldaten unter einander und gegen einander. Hier drangen die jungen Grenadiere mit ihren Bärenmützen, dort die kleinen Musketiere mit den grünen Feldzeichen des Eichenlaubes auf den dreizipfigen Hüten, auf der linken Flanke die kleinen Kanoniere mit ihren Feldstücken, auf der rechten die zweite Compagnie der Füsiliere mit den gelben Aufschlägen gegen einander vor. „Vivat Haus Oesterreich!" erschallte das laute Feldgeschrei aus den Kehlen der kühnen Soldaten und nun begann bei den einfallenden Klängen der lustigen Feldmusik, beim Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Trommeln, welche zwanzig kleine Tambours in verschiedenen Richtungen des Hofraumes schlugen, ein buntes Handgemenge, ein Angreifen und Zurückweichen, ein Wiederangreifen und Entgegendrängen, wie es in einer wohlgeleiteten Feldschlacht der Fall ist; die Schüsse der blind geladenen Flinten der tapfern Musketiere und der Grenadiere knatterten und krachten durch die Luft; bald umhüllte dichter Pulverrauch die kühnen Streiter, aber aus der Mitte der Bataille flatterte hoch empor die gelbe Fahne mit dem schwarzen Doppeladler, welche der wackere Fahnenträger, ein kräftiger Junge von etwa vierzehn Jahren in Grenadiers-Uniform, einen blanken Säbel, welcher freilich wie alle Waffen der jungen Soldaten für dieses Kriegsspiel nur stumpf und ungeschliffen war, nach allen Seiten schwingend, mit Muth und Ausdauer vertheidigte, während seine Bedeckung, die jungen Grenadiere, vor den immer kühner heranstürmenden Musketieren mit den gelben Aufschlägen schon dort und da zurückwichen und dem immer stärkeren, siegesmuthigen Anpralle der letzteren nicht mehr recht Stand halten konnten. In der That! jetzt stürmten drei tapfere Musketiere der Gelben, ihre blanken Säbel schwingend, auf den muthigen Fahnenjunker vor, um

ihm den Preis dieses Kampfspieles, die hochflatternde Fahne, zu entreißen. — Alle Augen der Zuschauer, unter denen jetzt selbst sichtliche Bewegung entstand, waren auf den mit letzter Kraft kämpfenden Fahnenjunker, welcher bereits seine Grenadiermütze verloren hatte, gerichtet und rührend war es anzusehen, wie nun sogar der kleine Knabe, welchen die Bettelfrau auf der Bretterbühne am Schooße hielt, sich von dieser gar nicht mehr halten lassen wollte, sondern mit Händen und Füßen zu arbeiten begann, um sich loszumachen, indem er halb weinend, halb aufjubelnd rief: er wolle dem bedrängten Fahnenjunker zu Hilfe eilen, um dessen Fahne zu retten!

Aber dieser hatte schon einen anderen ganz unberufenen Mitstreiter gefunden. Der kleine Hannes vom Tullnerfelde, der bisher mit flammendem Auge den Gang der prächtigen Bataille beobachtet hatte und mit jedem Augenblicke, als echtes Soldatenblut, größere und zuletzt unwiderstehliche Lust fühlte, sich in den lustigen Kampf der feurigen Krieger zu mengen, stürzte jetzt im entscheidenden Augenblicke, da dem müden Fahnenjunker die prächtige Fahne wirklich entsank und die drei Musketiere von der gelben Compagnie auf dieselbe losfuhren, ohne weiter Jemanden zu fragen, in den Kampfesknäuel, theilte dort und da, rechts und links mit den dicken Fäusten deutsche Hiebe aus, entriß keck einem der gelben Musketiere den stumpfen Säbel und stand im nächsten Augenblick vor dem ermattet hinsinkenden Fahnenjunker. Mit einer Hand die ziemlich schwere Fahne ergreifend, bahnte er sich mit der andern eine Gasse durch die Reihen der über sein unberufenes Erscheinen sichtlich verblüfften Musketiere, — noch ein paar Hiebe nach rechts und links — und jetzt legte der kühne Sieger Hannes die rasch eroberte Fahne vor der Bretterbühne zu den Füßen des Knaben-Generals nieder, der hier stand und, den muthigen Jungen sogleich erkennend, ihn mit einem freundlichen: „Bravo, Du prächtiger Junge, Du tüchtiges Soldatenblut!“ in seine Arme schloß.

Das schöne Kampfspiel war zu Ende. Der Knabengeneral donnerte ein gewaltiges „bei Fuß!“ in die erschöpften Reihen; alsbald standen und kauerten die kleinen Soldaten bei ihren pyramidenförmig zusammengestellten Flinten und die kleinen Kanoniere vor ihren wieder in schulgerechten Reihen gerollten Feldstücken.

Aber von der Bretterbühne herab stiegen und drängten sich nun die Zuschauer um den Sieger, den muthigen Hannes vom Tullnerfelde, den der Knabengeneral freundlich bei der Hand hielt und jetzt den Umstehenden mit den Worten vor-

führte: „Ein neuer Rekrut meines Regimentes! er hat das Aussehen eines Kindes, aber das Herz eines Mannes und den Glauben eines Engels!“

Dann schloß er den jungen Sieger noch einmal in seine Arme, lächelte dem schüchternen Minchen, welches jetzt gleichfalls zum Bruder herankam, freundlich zu, und sagte mit volltönender Stimme: „Hannes Weitmann, Du bist von heute an Fahnenjunker meines Regimentes; denn Du hast Dir selbst das prächtige Ehrenzeichen der Fahne meines Corps erkämpft. Da ich Deinen frommen Sinn schon im Walde am Tullnerfelde kennen lernte, seid Ihr beide, Du und Dein Schwesterlein, fortan meine Kinder, und ich will, mit Genehmigung meiner Obern, fortan an Euch Elternstelle vertreten.“

„Oho!“ schallte hier eine tiefe Baßstimme darein, „da hat ein Anderer auch etwas dareinzureden; diese Kinder sind mein Eigenthum!“

Die Blicke aller Umstehenden richteten sich auf den Sprecher; es war ein stämmiger Mann von riesenhafter Gestalt mit einem dunkelbraunen von einem schwarzen Vollbarte beschatteten Antlitze; ein braunrother Kittel von grobem Loden hing über seinem muskulösen Leibe, ein langes Messer stack an seiner Seite — es war der schwarze Kurt, der Schenkwirth vom Tullnerfelde, welcher, mit seiner Riesengröße über alle Köpfe der Umstehenden vorragend, gleichfalls einige Zeit hindurch als Zuschauer des Kriegsspieles an den Pappelbäumen gelehnt hatte, nun aber die ihm entlaufenen Kinder wahrnehmend, wie ein Stoßfalke herangestürzt war und seine breiten Fäuste jetzt auf die Schulter jedes der beiden Waisen legend, abermals mit rauher, herrischer Stimme schrie: „Hab' ich Euch, Ihr Rangen! Ihr seid mir vergebens entlaufen! ich hab' Eure Spur doch erfragt. Marsch jetzt, rechtsum auf mein Wäglein, das dort hinter dem Waldzaun wartet und dann freut Euch auf den Willkomm in meinem Hause!“

So brüllte der Wilde, indem er die beiden armen Kinder vor sich hinstoßen wollte; aber der Knaben-General vertrat ihm den Weg. „Mit welchem Rechte wollt Ihr diese Kinder zwingen, Euch zu folgen?“ fragte er, diese wieder an sich ziehend.

„Mit dem Rechte der Leibeigenschaft!“ schrie der Schwarze entgegen. „Ich habe die Rangen von ihrer leiblichen Mutter überkommen, welche bei mir eine Woche lang siechte und starb und mir die kleine Brut überließ, damit —“

„Du sie zur Gottesfurcht und Tugend erziehest,“ entgegnete der Priester

mit festem Tone, „nicht aber zu Leibeignen und Knechten Deiner unlauteren Handtirung in der Schenke am Tullnerfelde breit schlagest."

Der schwarze Kurt entfärbte sich ein wenig; der stechende Blick seiner kleinen dunklen Augen haftete jetzt auf dem vom schönen Eifer der Menschenfreundlichkeit hochgerötheten Antlitze des edlen Priesters. — „Eh batta!" rief er, „also Ihr seid der Pfaffe, der, wie sie mir in den Schenken an der Klosterneuburger- und Nußdorfer-Straße erzählten, diese meine leibeignen Kinder auf seinem Schlitten entführte? Ja, Ihr seid es und die beiden boshaften Rangen haben Euch allerhand Böses vorgeschwatzt über den Haushalt in meiner Schenke am Tullnerfelde; oh das verstehe ich schon! Nun, sie sollen mir büßen dafür! und Niemand — kein Kaiser und König — kann sie lossprechen von der Leibeigenschaft, kraft welcher sie mir eigen sind, seit ihre Mutter sie mir am Todtenbette übergab."

Kühn richtete sich der kleine Hannes empor: „Du lügst!" sagte er mit fester Stimme, als wäre er ein gereifter Jüngling. „Nie hat unsere sterbende Mutter mich und mein Schwesterlein Dir als leibeigen übergeben. Wir werden Dir nicht folgen und —"

„Du wirst mir folgen! Du wirst mir folgen!" brüllte dagegen der schwarze Kurt, seine Fäuste wieder nach den beiden Kindern ausstreckend, „und auch Deine Schwester, das entlaufene Mägdlein da, wird mir folgen und Niemand, ich sagt' es schon, Niemand, kein Kaiser und König kann Euch lossprechen von der Leibeigenschaft, kraft welcher Ihr dem Kurt Schwepperer vom Tullnerfelde da angehört!"

„Als Wir!" — fiel hier eine klangvolle Stimme dazwischen.

Der schwarze Kurt blickte auf und vor ihm stand die Frau im Bettlergewande, welche, wie erwähnt, an diesem Morgen einen weiten dunklen Mantel trug und den hübschen Knaben fest an ihrer Hand hielt, als besorge sie, daß ihn der schreckliche Schenkwirth von der Tullnerhaide ihr auch entführen wolle. —

„Wir?" — rief dieser, die stattliche Frau starr anblickend.

„Wir, Maria Theresia, römisch-deutsche Kaiserin" antwortete die schöne Frau und unter dem dunklen Mantel trat wie zufällig der kaiserliche Ordensstern hervor. . . . .

Der schwarze Kurt prallte zurück — er faßte die hohe Sprecherin in's Auge — er erkannte ihre in tausend Gemälden und Zeichnungen im Lande

wiedergegebenen Züge — er erblaßte und stand sprachlos da mit zitternden Knieen — sein böses Gewissen sagte ihm augenblicklich, daß seine Stunde gekommen sei.

Aber die hohe Fürstin nahm jetzt wieder das Wort; einen liebevollen Blick auf die beiden armen Waisen werfend, sprach sie: „Wir kennen das Schicksal dieser Kleinen bereits aus dem Berichte unseres wackeren Kindergenerals, des würdigen und Uns insonderheit liebwerthen Priesters Parhammer hier; Wir kennen den frommen und kindlichen Sinn dieser beiden Kinder seit gestern Abends, da Wir ihnen, unerkannt von ihnen, im „Gartenhause der Laune" in der Maske der Bettlerin, die Wir für dieses Fest gewählt hatten, entgegentraten. Wir werden fortan an Beiden Mutterstelle vertreten, und empfehlen sie auch Euch in Gnaden zur Obsorge, mein theurer Ritter ohne Furcht und Tadel", setzte sie zu dem stattlichen Ritter mit dem Eisenhelme und Reiherbusche gewendet, hinzu. Dieser aber, der kein anderer war, als der zu dem üblichen Maskenscherze auf Schloß Laxenburg in den Weihnachtstagen als Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel verkleidete Gemahl und Mitregent der großen Kaiserin, Kaiser Franz von Lothringen, legte schützend seine beiden Hände auf die Häupter der Waisen Hannes und Minchen; „der Segen Eurer sterbenden Mutter hat Euch uns in die Arme geführt," sagte er. „Ihr sollt als fromme und zeitlich schon viel geprüfte Kinder die Lehrgenossen meines Leopold da werden." — Und er zog den hübschen Knaben, den die Kaiserin an der Hand hielt, den muntern Leopold, der nachmals ein so menschenfreundlicher, kenntnißreicher und geliebter Fürst wurde, an seine Brust. „Nicht wahr, mein Sohn," sagte er, „Du wirst diese armen und guten Kinder gerne an Deiner Seite sehen?"

Doch das bedurfte keiner Frage, denn der kleine Leopold hatte den armen Hannes bereits lieb gewonnen und kein Auge mehr von ihm verwandt, seit der muthige Waisenknabe die Fahne des Knaben-Regiments erstürmt und zu den Füßen des Knabengenerals niedergelegt hatte; er wartete eben nur die Erlaubniß seines kaiserlichen Vaters ab, um flink und freudig auf den neuen Fahnenjunker des Knabenregimentes zuzueilen und ihm als willkommenen Spielkameraden den Preis des Sieges, eine mit zwanzig Silberstücken gefüllte zierliche Patrontasche, um die Schulter zu hängen.

Die Kaiserin hatte sich aber inzwischen zu dem in dumpfem Schweigen dastehenden Schenkwirth vom Tullnerfelde gewendet. „Wir befehlen," sagte sie,

„daß dieser Mann in strengem Gewahrsam gehalten und allsogleich eine Commission in sein Gehöfte abgesendet werde, um zu erheben, ob und wie weit die nach den Andeutungen der beiden Kinder hier wahrscheinlich seit längerer Zeit getriebene Wegelagerung und sonstige verbrecherische Handtirung in seiner Haideschenke sich bestätige. In diesem Falle verordnen wir ein strenges Gericht wider den Uebelthäter."

„Gnade!" stammelte dieser jetzt zusammenbrechend; aber schon hatten ihn sechs kräftige Hände der vorgetretenen Schloßtrabanten gefaßt und im nächsten Augenblicke war er aus dem Kreise der die große Kaiserin umgebenden Personen entfernt.

Maria Theresia aber wandte sich jetzt zu dem Manne im Kleide eines Herrschaftskutschers, der kein anderer war, als der zu dem Weihnachts-Scherze, welchen die lebenslustige Kaiserin so gerne auf Schloß Laxenburg veranstaltete*) als Kutscher verkleidete damals schon hochberühmte europäische Staatskutscher „Wenzl Anton Fürst Kaunitz-Rittberg, welchem das Volk nach der von ihm bewirkten Aussöhnung des österreichischen und französischen Hofes, als eines Riesenwerkes der damaligen Politik den erwähnten Beinamen der „österreichische Staatskutscher" beilegte.

„Fürst!" sagte sie, „ich erwarte die Handhabung der strengsten Gerechtigkeit in dieser Angelegenheit."

Dieser verbeugte sich; die Kaiserin aber winkte den Mann mit der blauen Wirthsjacke und der blauen Mütze hervor. „Für heute," sagte sie, „speisen Wir mit meinem Gemahle und meinem Hofstaate, Eurer Einladung entsprechend, im blauen Hofe, wo uns Pater Ignaz nach der Abendtafel seine beiden kleinen Schützlinge noch einmal vorstellen mag, damit Wir noch das Nähere über ihre fernere Versorgung und Erziehung bestimmen mögen."

Der Mann in der blauen Wirthsjacke, damals der Besitzer des sogenannten blauen Hofes bei Laxenburg, welchen die Kaiserin Maria Theresia später im Jahre 1774 von ihm zu dem Zwecke der Erbauung des nunmehrigen neuen Schlosses Laxenburg auf dieser Stelle erkaufte, der damalige so schön maskirte Wirth „zum blauen Hof", in der Kriegsgeschichte Oesterreichs,*Leopold Joseph Maria Reichsgraf von Daun genannt, und ein Günstling der Kaiserin, deren Obersthofmeisterin die Gräfin von Fux er heirathete, verbeugte

---

*) Historisch.

sich ebenfalls tief und die Monarchin winkte jetzt der genannten Gräfin, welche an diesem schönen Morgen als Aelplerin verkleidet an ihrer Seite stand, in unseren Tagen aber, in Folge der dankbaren Auszeichnung ihrer hohen Fürstin, nach der Bestimmung Maria Theresia's in der Kaisergruft bei den Kapuzinern nicht weit von ihr ruht. „Gräfin," sagte sie: „Euch vertraue ich insbesondere das kleine Waisenmädchen, das Schwesterlein des tapfern Hannes, zur fernern Obsorge an; Ihr werdet mir es zur frommen Sitte und Tugend erziehen."

Jetzt setzte sich der Hofstaat auf den Wink der großen Kaiserin in Bewegung. Maria Theresia aber wandte sich noch zu dem unfern stehenden, im Volksmunde schon lange so genannten „Kinder-General." „Pater Ignaz," sagte sie, „Ihr habt ein gutes Werk mit der Rettung dieses Kindes vollbracht." Dann reichte sie dem Priester die Hand zum Kuße. „Wir werden Euch," setzte die große Monarchin mit dem ihr eigenthümlichen herzgewinnenden freundlichen Lächeln hinzu, „Wir werden Euch dieß in Gnaden gedenken; heute aber sollt Ihr an unserer kaiserlichen Tafel als Commandeur der kleinen Soldatesca, deren Exercitien Uns und Unseren Gemahl höchlich ergötzt hat, Unser liebwerther Gast sein und damit Wir sogleich ein Merkmal Unserer sonderlichen kaiserlichen Huld geben, sei Euch bekannt gemacht, daß Euch Unser erlauchter Gemahl Kaiser Franz von morgen an zu seinem Beichtvater ernannt hat."

Die Kaiserin entfernte sich nach diesen Worten mit ihrem Hofstaate zum blauen Hofe hinab, der wackere „Kindergeneral" aber stand vor freudiger Ueberraschung keines Wortes mächtig; hierauf aber wandte er sich zu seinen im dichten Haufen herandrängenden Knaben: „Front!" rief er, „und laßt laut emporschallen: Vivat die edle Kaiserin Maria Theresia, ihr erlauchter Gemahl und das ganze Kaiserhaus!"

Und das Echo trug den hundertstimmigen Ruf der kleinen Soldaten zum blauen Hof hinüber, wo die große Tochter Kaiser Karl VI. an der Hand ihres erlauchten Gemahls gleich einer Sonne unter den Sternen, mit Kaunitz, ihrem Leibarzt Gerhard van Swieten, dem Wiener Stadt-Commandanten Grafen Khevenhüller, dem Hofrathe und Professor Sonnenfels, dann den Fürstinnen und Gräfinnen ihres Hofstaates, Palffy, Wurmbrand, Althan, Kinsky, Proskau, Kolonitsch, Auersperg und Esterhazy, bei dem Wirthe zum blauen Hofe, Marschall Daum zur Tafel saß.

V.

Vatersegen.

Der Ostermonat des Jahres 1782 war angebrochen; es war am ersten Tag desselben, als trübe Wolken über die große Kaiserstadt Wien zogen, in welcher seit dem 29. November 1780 die Leiche der großen Kaiserin Maria Theresia in der Gruft ihrer Väter ruhte. An diesem Tage war vor einem ziemlich langen Gebäude auf dem sogenannten Rennwege, nicht weit von dem durch den berühmten Feldmarschall Prinzen Eugenio von Savoyen erbauten Lustschlosse, das Belvedere genannt, eine große Menschenmenge versammelt; doch nicht zum heitern Spiele, wie solches hier gar oftmals in früheren Tagen und nachher üblich war, sondern Trauer und Sorge malte sich in allen Gesichtern; denn in diesem Hause lag ein Vater schwer erkrankt, ein Vater, den gar viele Kinder betrauerten.

Es war ein edler Priester, der im Jahre 1715 einst zu Schwennerstadt das Licht der Welt erblickt, im Collegium der Jesuiten zu Jemtschin in Ungarn im Jahre 1734 das Ordenskleid genommen, gar bald als Schulvorstand, als Missionär der Wiener Erzdiöcese, mit Pilgerhut und Mantel angethan, wie der berühmte Pater Abraham von Sancta Clara durch seine Predigten im ernsten und wohl auch im scherzhaften Tone gar viel des Guten gewirkt, der dann im Jahre 1759 die Leitung des Wiener Waisenhauses am Rennwege übernommen und sich, wie sein Gesichtsschreiber sagt, „durch sein bescheidenes und wohlthätiges Leben die allgemeine Liebe erworben hatte.“ Dieser Mann lag auf dem Krankenbette scheinbar dem Scheiden nahe. Eine schwer heilbare Krankheit, die Wassersucht, zehrte an seinem Leben.

Er nannte sich Vater Ignaz Parhammer, — die Welt nannte ihn einen Doktor der Weltweisheit, infulirten Abt zu Lecker in Ungarn, den Oberdirektor der gesammten Waisenhäuser und, wie sein Geschichtsschreiber ferner sagt, „einen wahren Ehrenmann“ — er selbst nannte sich nur Vater Ignaz — der Vater der Waisen, und das Volk von Wien hieß ihn nie anders als den „Kinder-General.“

Der Abend war herabgesunken, der weite Himmel hatte sein hellstes Sternenkleid angezogen und milde Lüfte zerstreuten die Wolken, welche am Morgen ob der Stadt gehangen hatten; die Natur schien dem Scheidenden einen freundlichen Hinübergang bereiten zu wollen.

Jetzt erhob der Leidende sein müdes Haupt und fragte den jungen Priester, der bei seinem Bette kniete: „Was deutet das Geläute in unserer Kirche drüben?"

„Vater!" entgegnete dieser und seine Stimme brach ob dem Schmerze, der seine Brust durchzitterte. „Eure Kinder, die armen Waisen, liegen vor dem Altare des Herrn und flehen den Allbarmherzigen um Euer Leben an."

Der Kranke lächelte sanft. „Ich habe sie geliebt und gelehrt," lispelte er, „und will vor dem Throne Gottes für sie beten."

Der junge Priester weinte; der Kranke aber blickte still vor sich hin. „Hast Du mir den Vorstand der Bruderschaft bestellt?" fragte er nach einer Weile.

Der junge Priester nickte.

„Hab' Dank, Anselm," sagte der Leidende. „Nun ist Alles in der Ordnung und ich kann ruhig meinem Ende entgegensehen."

Es ging die Thüre auf und ein seltsamer Mann trat ein. Er trug eine schwarze Kutte und einen kurzen schwarzen Ledermantel, worauf ein Kreuz und ein großer kaiserlicher Adler zu sehen war. Der Mann gehörte zu der sogenannten „Todtenbruderschaft," einer Gesellschaft, die in Wien im 17. Jahrhundert entstanden war. Die Bestimmung dieser Gesellschaft war die Bestattung der Verstorbenen — und so stand denn auch eben der Eine ihrer Glieder, von dem schwer erkrankten „Vater Ignaz" gerufen, vor diesem, um dessen letzten Willen über die Art und Weise seiner einfachen Bestattung entgegenzunehmen.

Aber hinter ihm stand auch schon ein anderer Mann mit einer mächtigen Perücke und einem kurzen schwarzen Mantel, an der Seite den feinen Degen mit stählernem Gefäße, wie ihn die Gelehrten der damaligen Zeit zu tragen pflegten. Sein mit einem großen goldenen Ringe, von welchem ein violetter Amethist strahlte, versehene Zeigefinger wies nach der Thüre. „Mann der Bahre," sagte er sanft zu dem Abgesandten der Todtenbrüder, „ziehe Dich zurück; hier ist der Platz Deines Waltens noch nicht."

Der Angesprochene blickte fragend zu dem Manne mit dem Mantel und Ringe auf; aber dieser wies jetzt noch einmal zur Thüre und befahl mit scharfem Tone: „Fort! Todtenvogel — Doktor Quarin will mit dem Kranken allein sein!"

Das Wort wirkte. Der Todtenbruder verbeugte sich rasch und verschwand. Doktor Quarin, damals eine gar berühmte Persönlichkeit in Wien, denn

er war der Leibarzt des Kaisers, trat jetzt ruhig auf den Kranken zu. „Reverende," sagte er in seiner allbekannten derben und kurzen Weise, „was treibt Ihr da für Dinge?" Der Kranke richtete sich mühsam empor uud sagte traurig lächelnd: „Ich bereite, wie es einem Christen geziemt, mein Begräbniß vor."

„Ecce!" entgegnete der Arzt lächelnd, „wollt da den Kaiser Karl V. nachäffen? Sag' Euch aber, Reverende, zum Sterben hat's noch Zeit. Weiß auch, warum Ihr schon sterben wollt! Hm! Ihr glaubt, daß Eure Sendung auf Erden verfehlt ist, daß Euer Werk zertrümmert werden wird; Ihr leidet weniger am Leibe, als an der Seele."

Da fuhr der Kranke empor. „Ja!" rief er traurig und zwei heiße Perlen rollten über seine bleichen Wangen. „Ja, gestern erhielt ich die Kunde, daß Seine Majestät der Kaiser unser großes schönes Waisenhaus, worin ich nun so lange nach meinen besten Kräften gewirkt habe, auflösen wolle."

Der Arzt entgegnete trocken: „Darum steht auch schon im Vorhofe Eures Hauses unten ein alter Priester, von einem jungen Offizier der kaiserlichen Armee geleitet, mit anderer Begleitung, um Euch zu verkünden, was des Monarchen Willen ist, und Euch und Euren Zöglingen den letzten Segen zu geben."

Auf das blaße Antlitz des Kranken trat jetzt hohe Röthe; er faltete fromm seine Hände. „So ist sie denn," sagte er mit Ergebung in den göttlichen Willen, „so ist sie denn erschienen, die bittere Stunde, welche ich lange schon gefürchtet! Der Kaiser, mein Herr, ein Gegner jeder Collegialerziehung, wie man sagt, hat also unser Institut aufgehoben und die Commission, welche Seine Majestät für die Uebergabe der Anstalt an die weltliche Behörde verordnete, steht also in der That vor der Thüre; nun, laßt sie eintreten, Herr Doktor."

Der Arzt nickte. „Ich wollte," sagte er freundlich, „eben nur Euern Puls prüfen, ob Ihr, mein theurer Freund, die Aufregung ertragen könnt, welche Euch der Eintritt des seltsamen Besuches bereiten wird. Aber ich sehe," setzte er mit sanftem Lächeln hinzu, „daß Euer Leben noch gar nicht, wie die Kunde ging, im Ablaufen begriffen ist; vielmehr soll diese bittere Stunde der Trauer, wie Ihr sie nennt, das Blut in Euren Adern wieder beleben."

Nach diesen Worten öffnete Doktor Quarin die Thüre des Krankenzimmers. Herein traten gar ernste und schöne Gestalten: Ein stattlicher Greis war's, mit dem Chorrocke angethan; hohe Würde strahlte auf seiner weißen

Stirne, seine schönen dunklen Augen leuchteten wie ein paar freundliche Sterne, auf seinem feingespalteten Munde lag ein eigenthümliches, unendlich sanftes Lächeln, auf seinem Nacken trug er über dem violetten Mäntelchen eine große goldene Kette mit dem Bildniß des Heilandes, an seinen Füßen Schuhe von rothem Saffian. Erhaben und würdevoll stand er da, nach dem Vorbilde Dessen, der einstmals zu seinen Jüngern das große Wort gesprochen: „Der Friede sei mit Euch!“

Links an seiner Seite stand ein anderer Priester in purpurrother Gewandung mit einem breitkrempigen Hute auf seinem Haupte, und rechts ein junger Krieger in der schönen weißen Uniform eines österreichischen Generals, mit einem breiten weißrothen Bande über seiner Brust, unter welcher ein strahlender Stern hervorblitzte. Hinter den Dreien aber schritten zur Seite des rothgekleideten Priesters drei jüngere Priester, hinter dem schönen Mann in Generalsuniform, dessen hellblaue Augen so feurig strahlten, drei andere junge Offiziere mit goldbordirten Uniformen herein; an der Thüre stand ein stattlicher Mann in dunkelgrüner Uniform mit dem vergoldeten Eichenlaube und einem silbernen Ordenssterne auf seiner Brust.

Der Kranke schien die Personen dieses seltenen Besuches gar wohl zu erkennen, denn sein früher so mattes Auge leuchtete, seine Züge verklärten sich.

Der edle Arzt Doktor Quarin betrachtete ihn lächelnd. „Nun, Reverende,“ sagte er jetzt freundlich, „was habt Ihr gegen diese Commission einzuwenden?“

Der Kranke rief mit zitternder Stimme: „Heiliger Vater! Welche Gnade! Meinem Hause ist Heil widerfahren für alle Zeit! O spendet diesem glücklichen Hause Euren Segen!“

Der schöne Priestergreis erhob jetzt segnend seine Rechte und sprach mit feierlichem aber fremdartig klingendem Tone: „Es segne der Herr Jesus Christus dieses Haus, von welchem, wie Uns berichtet wurde, des Segens so viel ausgegangen ist!“

Draußen aber schallte lauter Jubelruf durch die Lüfte, denn viel Volk stand dort und wußte gar wohl, wer zu dem Kranken eingetreten war. „Vivat Joseph, Vivat Pius!“ schallte es aus hundert Kehlen. Der Kranke aber neigte sich nun vor dem schönen Manne in Generals-Uniform. „Mein gnädigster Herr und Kaiser!“ rief er, „von Euch bin ich geehrt in diesem Augenblicke!“

Und der große Kaiser Joseph II., welcher mit dem damals auf Besuch in

Wien anwesenden Papste Pius VI., wie der Geschichtsschreiber Wiens erzählt, und mit dem damaligen Cardinal-Erzbischofe Migazzi auch das Waisenhaus am Rennwege, „zu unserer lieben Frauen" genannt, besuchte, winkte jetzt dem stattlichen Manne in der Staatsuniform an der Thüre herein und nahm aus dessen Händen eine Pergamentrolle.

„Wir haben, mein lieber Pater Parhammer," sagte er freundlich, „Euer gedeihliches Wirken zur Hebung des Jugendunterrichtes und der christlichen Erziehung zur Kenntniß genommen und ernennen Euch zum Oberauditor der sämmtlichen Waisenhäuser der Monarchie. Und nun wollen Wir in Begleitung Unseres hohen Gastes, des heiligen Vaters Pius, das Innere Eurer Anstalt beschauen."

„Wobei uns," setzte der Cardinal Miggazzi hinzu, „Euer künftiger Gehilfe im Amte, der neu ernannte Coadjutor Eures Amtes, begleiten möge."

Der Bischof hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als ein junger neu geweihter Priester im Kleide eines Weltgeistlichen zu den Füßen des edlen Waisenvaters stürzte.

Es war Hannes Weitmann, der junge, jetzt bereits im vierunddreißigsten Lebensjahre stehende Priester, welcher einst am Tullnerfelde von dem Waisenvater und „Kindergeneral" gerettet und für den Priesterstand herangebildet, nach seinem Austritte aus dem Waisenhause am Rennwege, von dem Erzbischofe Migazzi selbst unter dessen Schutz genommen und auf der Bahn der Tugend und des Wissens weiter geführt worden war, während seine kleine Schwester, das liebliche Minchen, nun lange schon, nach erhaltener Erziehung im Waisenhause, als die glückliche Gattin eines Wiener Bürgers ihre Versorgung gefunden hatte. Thränen der Freude aus den Augen des „Kindergenerals" strömten auf das Haupt des nun zum Manne gewordenen Zöglings.

So hatte nun Papst und Kaiser das Wirken des edlen Waisenvaters, des vielbekannten und vielgeliebten Kindergenerals geehrt, dessen Lebenskraft nach diesem seltenen und historisch-wahren Besuche wieder neu belebt wurde und welcher erst im Beginne des Jahres 1786, nachdem, wie sein Geschichtsschreiber berichtet, seine Krankheit einen ernsten Charakter angenommen und einen schnellen Verlauf hatte, am 1. April, nach Empfang der heiligen Sterbsakramente, und nachdem er am Tage vorher das erstemal von der ihm durch den Cardinal Migazzi ertheilten Bewilligung die heilige Messe auf dem

Zimmer zu lesen, Gebrauch gemacht hatte, in der Nacht sanft und ruhig seine Seele in die Hand des Herrn zurückgab.

Kaiser Joseph, der edle und hochgefeierte Monarch Oesterreichs, that, wie der Geschichtsschreiber des guten „Waisenvaters und Kindergenerals" weiter berichtet, als er dessen Tod erfuhr, den schönen Ausspruch:

„Wir haben einen rechtschaffenen Mann verloren."

In die Schweiz!

Aus meinem Tagebuch.

Von **Hermann Koneberg.**

II.

Ohne daß wir es recht merkten, waren wir frohen Muthes höher und höher gestiegen und kamen in die Nähe der sogenannten Teufelsbrücke.

Ich war wirklich sehr begierig, sie zu schauen. In meiner Knabenzeit habe ich die Teufelsbrücke im Bilde gesehen und Manches über dieselbe gelesen. Damals dachte ich mir: „Ueber diese Brücke möchte ich nicht gehen, ich könnte in den tiefen, brausenden und tosenden Abgrund stürzen. Was würde dann die Mutter sagen, wenn ich nimmer heimkehren könnte in's Vaterhaus! Wie würde sie weinen um ihr Kind, das begraben liegt droben auf den Bergen, oder dessen Leib die wilde Reuß mit sich fortgenommen in einen tiefen blauen See. Und wenn dann Niemand von mir wüßte und hörte, dann wäre ich verschollen! Doch mein Name würde nicht vergessen von meinen Mitschülern, die sicher ein großes Mitleid hätten über meinen frühen, einsamen Tod!" So habe ich mir damals gedacht und habe diese Brücke gefürchtet.

Jetzt, da ich sie bald sehen sollte, fiel mir all' das wieder ein. Doch heute fürchtete ich mich nicht mehr, im Gegentheil, ich konnte es kaum erwarten, die Brücke nicht bloß im Bilde, sondern in Wirklichkeit zu schauen.

Die Natur wird nie durch die Kunst erreicht, und jener Künstler, Redner

oder Dichter ist der größte, der am Natürlichsten malt, spricht und singt. Wie immer, so bleibt auch hier jedes Bild weit hinter der Wirklichkeit zurück. Nun stand ich auf dieser Brücke, und zwar auf der neuen, die viel höher liegt als die alte, von der noch Spuren vorhanden sind.

Denk' Dir links und rechts gewaltig hohe Berge, schwarze und graue Felsen. Kein Baum, nur hie und da eine alte Tanne, kein Vogel, keine Blume, außer den wenigen Alpenblümlein hart am Wege; oben der mit Wolken bedeckte Himmel, tief unten tosendes Gewässer!

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt!" „Es freu' sich, wer da athmet im rosigen Licht, da unten aber ist's fürchterlich!"

Obwohl der Wasserfall, den die Reuß, die so wilde Tochter der Berge, hier macht, drei bis vierhundert Fuß tiefer ist als wir standen, so mußten wir doch unsere Schirme aufspannen, um uns gegen das Wasser zu schützen, das wie in kleinem Regen von unten kam!

Wie müßte es sein hier ganz allein in stiller Mitternacht, oder wenn ein Gewitter am Himmel steht, wenn die Blitze zucken und wenn der gewaltige Donner sekundirt zum donnerähnlichen Tosen des Wassers!

Diese Brücke über den zornigen Fluß zu bauen, war kein kleines Unternehmen. Doch der Mensch zeigt sich immer als der Herr der Schöpfung, es ist gelungen und man kann ganz gut und sicher über die Brücke fahren.

Der Telegraph geht schon seit Jahren über den Sct. Gotthardt; bald wird mit der Eisenbahn begonnen. Nach einigen Jahren, kleiner Leser, kannst Du eilzüglich zu dieser Brücke fahren, und Du brauchst dann nicht so viele Schweißtropfen zu vergießen, wie ich. Das wird ein großes Unternehmen werden, möge der Herr es segnen!

Während wir langsam und mit Mühe aufwärts gingen, wird das Dampfroß einmal die Reisenden viel viel schneller über die Berge führen. Müßte der menschliche Fuß, oder auch der Huf des flinken Rosses eine wichtige Nachricht tragen in das Land, wo die Citronen blühen, wie lange hätten Jene drüben warten müssen? Wie schnell aber vermag es der magnetische Strom im Drahte? Während wir uns an dem Wandern der Alpennatur erfreuten, eilten vielleicht viele Nachrichten über uns hin und her, froher und trauriger Art.

Doch jetzt habe ich den wilden Wasserfall genug gesehen und bin betäubt vom Tosen der weißen Fluth! Adieu Teufelsbrücke, wer weiß, ob auf Wiedersehen?

Einige hundert Schritte weiter führt Dich der Weg durch ein Tunell; die Straße ist durch den Berg gehauen. Er ist kurz, aber bei seinem Ende, welche Ueberraschung! Da liegt das Dörflein Andermatt mit seinem schneeweißen Thurm mitten in grünen Matten. Die Reuß, an deren Ufern wir mehr als einen Tag gewandert, fließt hier still und sanft wie ein Wiesenbach.

Wir sahen uns plötzlich versetzt in die grünen Thäler der trauten Heimath. Wunderbares Spiel der Natur!

So freundlich und reinlich die nächste Umgebung ist, so unreinlich ist Andermatt selbst mit seinen engen schmutzigen Straßen. Wir sahen viele Männer müßig bei einander stehen. Ihr gelber Teint, ihre langen, ungeordneten Haare, ihre unreinlichen Hände verriethen die Söhne Italiens! Keck schauten sie uns an, diese Romanen mit ihren dunklen, träumerischen Augen. Sie hatten wohl noch selten vier wandernde Schwaben gesehen! Links führt ein Steig gegen Dissentis, wir wandten uns rechts an grün umkränzten Höhen hin. Das Sträßlein führte an der ruhigen Reuß entlang nach dem eine Stunde entfernten Hospital. Dort trennen sich die Wege. Der eine führt über den Sct. Gotthardt, der andere über Realp nach dem Furkapaß. Wir schlugen den letztern ein. Im Hospital erfrischten und erfreuten wir uns beim Mittagsmahl und hielten Siesta. Für das Ruheplätzchen, um eine Stunde schlummern zu können, mußte ich ziemlich viel bezahlen.

Der einzige Fremde, den wir im Gasthof trafen, ein alter Herr aus Basel, freute sich unserer Gesellschaft und begleitete uns in das zwei Stunden entfernte Realp. Der Weg dorthin ist eben und schön, das Thal ziemlich breit, links und rechts mäßige Höhen.

Realp ist ein kleines Dörfchen mit einer düstern, schwarzen Kirche und einer noch ärmern Sakristei. Der dortige Kapuziner ist Pfarrer und Lehrer, Posthalter und Wirth.

Wie muß es in diesem so hoch gelegenen Dörflein im Winter so gar öde sein! Realp gesehen haben ist schön, auch noch in der Erinnerung; hier aber zu bleiben, das wäre mir damals das größte Opfer gewesen, und nicht nur mir, sondern auch meinen drei Gefährten. Und doch scheinen die Bewohner dieses Dörfchens das nahezu 8000 Fuß über dem Meere liegt, zufrieden zu sein, sie sahen wenigstens vergnügt aus. Der Mensch findet seine Heimath schön, mag sie noch so armselig sein.

Es war ein frischer Sonntagsmorgen, der uns auf den drei Stunden

höher gelegenen Furkapaß brachte. Die Straße führt in fortlaufenden Wendungen aufwärts. Manchmal nahm ich Platz im Postwagen, der seit drei Jahren auf der mit vielen Kosten gebauten Straße einmal des Tages fährt, dann ging ich wieder zu Fuße allein für mich hin. Da fühlte ich so recht die Kraft des schönen Sonntagsliedes von Uhland:

Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur,
Und Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier,
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n!
Als knieten Viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

Es war der 25. August. Ich dachte heim. Welch reges Leben wird heute sein in den Hauptstraßen unserer Stadt, meiner zweiten Heimath, heute am Namensfeste unseres Königs. Parade und Musik und Tausende auf den Beinen, und warme Lüfte und goldner Sonnenschein. Und ich, so weit über den Menschenkindern, viel näher der Sonne und doch da und dort weite Strecken mit Schnee bedeckt, so daß zwei meiner vorausgeeilten Freunde sich mit Schneeballen warfen. Und dicht neben dem kalten Schnee die warmen Farben der Alpenblumen! Mir bleibt dieser Sonntag unvergeßlich.

Als wir im Gasthause oben ankamen, da war Kälte in den Gliedern und doch war mir so warm im Gemüthe ob der nie gesehenen Pracht des nahen Schneegletschers!

Bald hatte eine Suppe mit Ei den Frost vertrieben, da eilten wir wieder abwärts, um den schönsten Gletscher zum ersten Male zu sehen.

Zu beiden Seiten hohe Bergspitzen mit ihrem ewigen Schnee, brachte uns die Straße in großen Wendungen ganz nah jenem Eisberg, aus dem die Rhone entspringt, mit der wir gingen, bis sie in den Genfersee fließt, und die wir in Genf wieder trafen, von wo sie Lyon zueilt.

Denke Dir einen ganzen Berg von Eis, an den die Mittagssonne scheint.

Ich bin nicht im Stande, die Schönheit der Farben zu schildern, die sich dem Auge bieten, und kein Maler kann sie malen, so frisch und lebendig sind sie, weiß und grün und gelb und roth, violett und braun, und Farbenbildungen, für die ich keinen Namen finde.

Am Fuße des Gletschers dehnt sich eine große Ebene aus von rauhem, zackigem Eis. Viele ergehen sich auf demselben. Hier auf dieser Ebene von ewigem Eis kann man Alpenrosen pflücken, die zu Tausenden blühen, dicht neben der Eismasse. Nicht weit von da soll man, stehend auf dem Eise, reife Kirschen pflücken können, so nahe sind sich Winter und Frühling.

Lange saß ich am grünen Rasen und schaute auf zum riesigen Gletscher; mir zur Linken freute sich die Rhone des frischen Lebens, die hier ihre Entstehung hat. Mich erfaßte Sehnsucht, meine Ueberraschung und mein Erstaunen und all' das, was mich besonders erfreute und bewegte, einer andern Menschenseele mitzutheilen; darum ging ich dem nahen Hotel zu, denn Mittag war längst vorüber. Bald kamen meine Freunde von der Nordpol=Expedition zurück. Sie waren nicht absonderlich entzückt über ihren sommerlichen Spaziergang auf dem zackigen Eis. Ihre Fußbekleidung und vielleicht auch die Fußmuskeln müssen bedeutend gelitten haben, weil sie sich sehnten nach einem Wagen, der sie thalabwärts führe.

Im Gasthof zum „Rhongletscher" trafen wir viele Gäste. Wo sie nur alle hergekommen sein mögen? An uns eilten nur vier frische Universitätsstudenten aus Heidelberg mit kühnem Blicke und mächtigen Gebirgsstöcken vorüber, mit denen sie hie und da Lufthiebe versuchten. Alle andern müssen schon in frühester Morgenstunde über die Furka gefahren sein, es waren viele Damen, oder sie kamen von Gründelwald her.

Dicht am Gasthofe harrten mehrere Maulthiere müder Wanderer, um die schwere Last über den hohen Berg zu tragen, über den keine Straße führt; eine weißlockige Engländerin ließ sich in einer Sänfte tragen. Ganz sanft mag sie nach Interlaken gekommen sein.

Nachdem wir Mittag gemacht, gingen wir thalabwärts. Tief, tief unten überstürzt sich die Fluth der Rhone; gewaltige Felsmassen liegen in ihrem Bette, über die sie trotzig hinweg zu kommen weiß. Die Straße ist in die Felsen gehauen, nicht so schön und breit, wie jene über die Furka, aber doch kamen wir bald auf derselben in ein freundliches Thal. Bisher hingen die Felsen nicht selten gerade über der Straße und an denselben wurzelten verkrüppelte

Tannen. Jetzt kamen wir auf einmal in einen Hain; zu beiden Seiten niederes Gesträuch, Nadel- und Laubholz.

In einiger Entfernung liegt ein Dörflein mit schwarzen kleinen aus Holz gebauten Häusern, die auf Stelzen stehen, und mit einer schneeweißen Kirche.

Interessant ist zu beobachten, wie die Vegetation allmählig wieder zunimmt; bald sahen wir schon Kirschenbäume, dann Aepfel- und Birnbäume, Mais und Kartoffeln und üppigen Graswuchs.

Ich brauch' Dir wohl nicht zu sagen, daß es abwärts schneller ging, als bergauf, und zwar umsomehr, als wir freudig in eine schön austapezirte Chaise stiegen, von der aus wir das Walliserland ganz gut sehen konnten.

Nur zu schnell waren wir, an zwei Gebirgsdörflein vorüber, in Münster angelangt:

„Denn von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug,
Kaum gegrüßt, gemieden!
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch in stummer Trauer."

Diesen Friedhof, in dem die Bewohner von Münster begraben werden zur stillen Rast, haben wir noch besucht, sowie auch die Kirche, die glänzend weiß mitten unter schwarzen Häusern steht, mit einem ebenso weißen Thurme. Nur der Gasthof, in dem wir übernachteten, war groß und schön gebaut und entsprach nicht bloß allen seinen Erwartungen, er übertraf sie.

Bei unserm abendlichen Spaziergang durch das Dorf sahen wir viele Köpfe neugierig durch die Fenster schauen; die Kinder, welche im Grase spielten, liefen eiligst vor uns davon. Ich hätte gar zu gerne mit einigen geredet,

es war mir aber nicht möglich, denn sie schienen mich zu fürchten. Des andern Tages war ich in dieser Beziehung glücklicher. Ich konnte zwei oder drei Kindern Bilder schenken. Sie fühlten sich beglückt durch solch schöne Bilder, das las ich aus ihren Augen. Wir wollten miteinander reden, aber es ging nicht gut; Keines verstand das Andere. Eines jedoch haben sie verstanden, daß wir sie lieben und uns ihrer freuen!

Seit der babylonischen Sprachverwirrung ist die Sprache des Paradieses verloren gegangen; aber im Mienenspiel und in den Augen ist sie geblieben. Das versteht jedes Kind, wenn es Deine Sprache auch nicht kann, ob Du es zornig oder mild ansiehst, ob Haß oder Liebe aus Deinem Blicke spricht. Wie unser Leib nicht ohne Hoffnung der Auferstehung stirbt, so ging die Ursprache nicht zu Grabe ohne Hoffnung der Auferstehung. Drüben werden wir uns alle verstehen, keine von allen Sprachen gleicht der Sprache des Paradieses, sowie keine Aehnlichkeit hat mit der Einen Sprache nach Abschluß der Weltgeschichte. Kunst und Musik ist ein Vorspiel. Was ein Maler durch einen schönen Kopf sagen will, das verstehe ich, auch wenn ich seine Sprache nicht gelernt, und ebenso ein schönes Tonwerk, wenn auch der Meister einer andern Nation angehört!

Dem Wirth von Münster hat unser, ich möchte sagen, kindlich frohes Benehmen gefallen. Lachen und Fröhlichkeit ist bekanntlich ansteckend wie das Nießen. Seine Wohlgeneigtheit erprobte sich durch das Anerbieten der schönen Chaise und auch durch seine Freigebigkeit des Weines. Hier in Münster fanden wir auch ein Publikum, das andächtig unsern heimathlichen Liedern lauschte. Sie fanden unsern Gesang rührend schön, zu Hause hätten wir Hohn und Spott geerntet.

Und so wird Münster mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben. Zwei heiße Tage gingen wir thalabwärts allgemach. Die erste Nacht brachten wir in Bring hin, hart am Simplon gelegen, die zweite in Siders. Wir hörten kein deutsches Wort mehr. Erst am dritten Tag in Sitten oder Sion sahen wir die Eisenbahn wieder und begrüßten sie mit tausend Freuden. Nun ging es schnell über Sct. Maurice nach Ville-Veuve am Genfersee.

Eng ist dieses Thal und um so tiefer, je höher die Berge zu beiden Seiten sich erheben, und sehr heiß. Bald hängt ein Haus weit oben, bald ein einsames Kirchlein, dann wieder eine Häusergruppe. Hier sah ich auch einige Eremitagen; den Klausner zwar sah ich nicht, wohl aber seine Klause und

das liebe Gärtchen, in dessen Mitte sie steht, und hörte das Glöcklein herabklingen, mit dem er die Tageszeiten angibt und den Engel des Herrn läutet. Wäre es nicht allzu weit und beschwerlich gewesen, ich hätte den P. Beatus aufgesucht in seiner luftigen Wohnung, wäre zu ihm hingesessen auf den Sitz von Moos, hätte getrunken helles frisches Wasser aus seiner Quelle und hätte mich zurückversetzt in jene glücklichen Tage, als ich zum ersten Male die Beatushöhle las. In Sct. Maurice ist eine Klause hoch oben in den Felsen eingehauen und eine Kapelle. Das Volk wallt betend hinauf und holt sich Rath bei dem frommen Eremiten.

Und nun gehab Dich wohl, kleiner Leser, freundliche Leserin. Ist Dir die Möglichkeit gegeben, einmal die Schweiz zu bereisen, such' die Höhen und Thäler auf, wohin ich Dich jetzt im Geiste geführt, und Du wirst finden, daß all' dies viel schöner ist, als ich es schreiben und als Du Dir es denken kannst.

Spruch.

Von **Friedrich Ziegelwallner.**

Gerader Sinn empöret sich
Vor Falschheit und vor Tücken,
Und immerhin entehret Dich
Ein Handeln hinter'm Rücken.
Wenn auch die Klugheit lehret Dich
Nicht Alles auszudrücken, —
Doch Offenheit bewähret sich
Als gut in allen Stücken.

Unter der Linde.

(Ein Bild der Jugendblätter.)

Schlußgedicht von **Isabella Braun.**

Am sonn'gen Waldessaum steht eine Linde
Umgeben von der frohen Jugendschaar,
Im Ringelreihen selbst vom kleinen Kinde,
Begleitet von dem treuen Elternpaar.
Gelagert auf dem weichen Moos der Matten,
Sieht lächelnd auch der Greis dem Spiele zu,
Denn ihre Blätter weben kühlen Schatten
Und laden ein zur traüten Sabbathruh. —

Aus Zweig und Wipfel tönen Vogelweisen,
Bald weich und zart, bald jubilirend auch;
Die Bienlein ihre Blüthen rings umkreisen,
Herbei gelockt von duftig süßem Hauch.
Es sumst und surrt gemüthlich in der Runde,
Es quackt der Frosch vom nahen Teiche drein,
Das Bächlein plaudert hell aus frischem Munde
Und rieselt über glänzendes Gestein.

Wenn sich im Abendwind die Wellen kräuseln,
Vom fernen Kirchlein tönt der Glockenklang,
Geht durch der Linde Blätter auch ein Säuseln,
Sie fühlt des Betens inniglichen Drang;
Sie wurzelt ja in Gottes Erdenschooße
Und ragt mit ihrem Haupt in's Aetherblau,
Aus Seiner Hand entsteigen ihre Loose,
Sei's Sturm und Regen, Sonnenschein und Thau.

Doch wenn der Sonne letzter Gruß verglühte,
Der bleiche Mond ergießt den Silberglanz,

Dann steigen Elflein aus der Lindenblüthe
Zu halten ihren jubelvollen Tanz;
Und florbekleidet schwebt einher die Sage,
Berichtend ihre wundersame Mähr;
Auf's Neue leben auf die Rittertage
Mit Schwert und Schild, mit Harnisch und mit Speer.

Die lichten Sternlein blicken funkelnd nieder
Auf dieser Linde grüne Blätterzier.
Sind's Engelein mit goldenem Gefieder?
Sind's sel'ge Kindlein, die geweilt allhier?
O, dann beschützt mit Eurem Himmelssegen
Des Baumes Stamm, Gezweig und Blätterdach!
O, führt ihm tausend Kinderlein entgegen,
O, haltet über ihm getreue Wach'!

Und nun sei mir gegrüßet, traute Linde!
Ich nenne dich mein liebes Eigenthum,
Mein Name steht ja auch in deiner Rinde,
Manch bess'rer Name noch voll Glanz und Ruhm!
Sei mir gegrüßet! Unter deinen Zweigen
Umfängt mich stets der liebe Kinderkreis;
Ich fühle mich beglückt in diesem Reigen
Und sing mit ihm ein Lied zu Gottes Preis.

Walter

Walter